

MITTHEILUNGEN

DER

KAISERL. KÖNIGL. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG DES

K. K. SECTIONS-CHEFS UND PRÄSES DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

KARL FREIHERRN VON CZOERNIG.

REDACTEUR: KARL WEISS.

III. BAND.

JAHRGANG 1858.

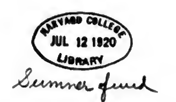
MIT XIII TAFELN UND 150 HOLZSCHNITTEN.



WIEN, 1858.

IN COMMISSION BEI DEM K. K. HOFBUCHHÄNDLER WILHELM BRAUMÜLLER.

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.


HARVARD COLLEGE
JUL 12 1920
LIBRARY

INHALT.

Nr. 1. Jänner.

Nr. 2. Februar.

Nr. 3. März.

Nr. 4. April.

Nr. 5. Mai.

Nr. 6. Juni.

Nr. 7. Juli.

Nr. 8. August.

Nr. 9. September.

Nr. 10. October.

Nr. 11. November.

Nr. 12. December.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 1. III. Jahrgang. Jänner 1858.

Kunst und Alterthum in ihrem Wechselverkehr.

Ein Wort zur Orientirung von Rudolph v. Eitelberger.

Die rege Theilnahme, welche das Studium der mittelalterlichen Archäologie und Kunstgeschichte im österreichischen Kaiserstaate während der letzten Jahre gefunden hat, ist eine Erscheinung, die wohl jeder aufmerksame Beobachter unserer Culturentwickelung wahrnimmt, aber nicht jeder in derselben Weise erklärt. Viele sind es, die in ihr nichts als eine Moderichtung erblicken. Sie wissen: in Frankreich, England, Deutschland studirt man die mittelalterliche Kunst, schreibt über sie, gründet Vereine zu ihrer Förderung und wir — nun wir thun es auch, weil es eben draussen in der Mode ist und wir doch in dem nicht zurückbleiben können, was in der ganzen Welt, der gebildeten und überbildeten, Mode ist. Wir würden es an und für sich nicht beklagen, wenn das Gute — und dazu rechnen wir das Studium mittelalterlicher Kunst — in die Mode kommen würde, und wenn die grosse Welt sich gewöhnte, sei es auch blos um der Mode zu folgen, mit der alten Kunst sich zu beschäftigen. Aber um gerecht zu sein, unserer Modeart gegenüber, wie sie sich im Ganzen und Grossen zeigt, so glauben wir nicht auf Widerspruch zu stossen, wenn wir meinen, die warme Unterstützung, das rege Interesse, das sich seit wenigen Jahren auch bei uns den kunstarchäologischen Studien zugewendet, sei noch nicht so weit verbreitet, dass wir mit Grund sagen könnten, sie seien in die Mode gekommen, wie französische Lithographien, englische Stahlstiche oder Lütticher Gewehre. Es mag sein, dass Einzelne hier und da diesen Studien aus dem blossen Hange der Nachahmung, der ja aller Mode auch zu Grunde liegt, sich zuwenden, aber diese Einzelnen sind noch nicht Viele, wenigstens nicht so Viele, dass die herrschende Mode in Gefahr käme, von archäologischen Studien angesteckt zu werden.

Weit richtiger werden Jene in ihren Anschauungen sein, welche den Aufschwung mittelalterlicher Kunststudien aus dem lebendigen Interesse für Geschichte und Alles das erklären, was mit ihm und der Geschichtsforschung zusammenhängt. Und allerdings hat die Geschichte keine wichtigeren, deutlicheren und lauter redenden Denkmale, als jene, welche in Stein oder Erz, in Malerei oder Architectur sich erhalten haben. Insbesonders der grossen Masse, dem eigentlichen Volke, gegenüber sind nebst Poesie die Monumente die eigentlichen Träger geschichtlicher Erinnerungen geblieben. Wären diese blos an die leicht vergänglichen Blätter gebunden, welche die Geschichte im engeren Sinne begründen, so wäre längst die Geschichte nur bei einigen Auserkorenen geblieben, denen das Verständniss alter Schrifturkunden zu erschliessen möglich ist und die Völker hätten längst die Gewohnheit verloren, ihren Ahnen, ihren historischen Erinnerungen nachzugehen. Aber das Monument sieht jeder, diesem kann er nicht aus dem Wege gehen, er kann es nicht ignoriren. Er hat die Gewissheit, dass es nicht von seiner Hand ist, dass seine Vorfahren oder dass anders redende, anders denkende Völker es gewesen sind, die auf demselben Boden hausten und thätig waren, an den ihn eine unergründbare geheimnissvolle Macht hingesetzt hat. In diesem fort und fortdauernden Verkehre mit Monumenten, welche Anregung zu eigenem Handeln und Wirken, welcher Impuls zu geistigem Leben, zum Forschen, Denken und Dichten geht nicht von ihnen aus, welche Schule für die Völker liegt nicht in ihnen? — Es ist nicht zufällig, dass die geistreichsten und grössten Völker auch diejenigen waren und noch sind, welche am reichsten mit Monumenten versehen sind. Wer den Zauber, den Alterthum, Sagen und Geschichte an Monumente knüpfen, an sich erfahren hat, der weiss, wie aus jedem Denkmale die Fragen sprechen: wer hat es gebaut, zu welchem Zwecke wurde es errichtet? — der erkennt die historische Bedeutung der Denkmale leicht; der stimmt sicher jenen bei, die auch in der eben so gestaltreichen als wenig bekannten Geschichte unseres Vaterlandes

eine sehr ergiebige Quelle des neuerwachten Interesses für Monumente und Monumentalkunde erkennen. Aber so mächtig auch das historische Interesse an Werken und Studien wirkt, so gerne sich ein gebildeter Geist mit den geschichtlichen Erinnerungen beschäftigt, die sich an Denkmale knüpfen, so darf doch die Kunstform, in der das Monument erscheint, nicht minder hoch angeschlagen werden, wenn es sich darum handelt, ihre Wirkungen auf unsere Zeit zu erklären.

Die ältesten und ersten Monumente waren nur Erinnerungssteine. Denkmale und Völker haben die Schule der Jahrhunderte durchmachen müssen, bevor sie mit diesen die Formen der Kunst verbunden haben, bevor die Sprache der Kunst ihnen selbst geläufig und lieb geworden ist. Welcher Abstand — nicht blos der Zeit, sondern mehr noch der Cultur und der geistigen Bedürfnisse nach — liegt nicht zwischen der Zeit, wo man dem Herrn opferte auf den Höhen, wo Jakob zu Bethel den Denkstein errichtete, und jener, wo Salomon seinen Tempel auf Moriach erbaute; jenen Zeiten, wo man den Wegegöttern zur Abwehr böser Geister Spitzsäulen und Steinhaufen errichtete, und jenen Hermen und Apollomonumenten späterer Zeiten, wo man einen grossen Stein auf den Erdhaufen wälzte, der die Gebeine eines Heros umschloss, und jener Zeit, wo man Mausoleen baute und an den Strassen des Landes, vor den Thoren der Städte Grabmonumente errichtete, wie sie die via Appia bei Rom, die Strasse vor dem Herculanensischen Thore vor Pompeji zeigt! Die Verbindung zwischen Denkmal und Kunst ist alt, sie ist schon in der rohesten primitivsten Form vorhanden, wenn auch die menschliche Cultur auf einem gewissen Höhepunkt angelangt sein muss, damit das Bedürfniss einer Kunstform lebendiger hervortrete. Dann erst gewinnen die Völker Einsicht und klares Bewusstsein über die Natur, die Bedingungen und den Reiz der Kunst; sie verbinden systematisch und absichtlich die Kunstformen mit der historischen Erinnerung, und lange schon ist die That, der Held vergessen, dem zu Ehren das Monument errichtet wurde, während noch späte Generationen an der Kunst des Monumentes sich erfreuen, bilden und erheben. In unseren Tagen insbesondere überwiegt bei älteren Monumenten das Interesse an der Kunstform jene der historischen Erinnerungen und — um einige hervorragende Beispiele zu erwähnen — während es vielen gleichgiltig ist, wer der Lysikrates gewesen, der zu Ehren eines Chorsieges einst in Athen ein Monument hat errichten lassen und warum, oder wer unter den pisanischen Kaufherren heilige Erde von Jerusalem nach Pisa habe kommen lassen, — so interessiren sich Tausend von Kunstfreunden und Künstlern, von Reisenden und Eingebornen an der Grazie und an der Schönheit des choragischen Monuments im stillen Klostergarten zu Athen und an der grossartig ernsten Halle und den Wandgemälden im Campo Santo zu Pisa.

Im Geiste des Volkes gewinnt das historische Ereigniss durch seine Verbindung mit der Kunst eine bleibende Stätte in seiner Erinnerung und das Wort des Dichters findet durch die Völker seine volle Bestätigung. „Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.“ Mit dem historischen Interesse ist das Interesse an der Kunst, die Einsicht in den hohen Werth, in die absolute Schönheit der Form einer der wichtigsten Gründe, der uns die Theilnahme erklärt, die man gegenwärtig auch in unserem Vaterlande dem Alterthume und zwar insbesodere dem mittelalterlichen zuwendet.

Viele unter den Lesern dieser Blätter werden sicher auch von dem Standpunkte der Kunst die Denkmale betrachtet haben, die jetzt entdeckt, beschrieben, gezeichnet und nach allen Richtungen hin erläutert und dem Verständnisse näher gerückt werden. Die Literatur wächst von Tag zu Tag in einer Weise, dass es schwer wird, sie zu überschauen und zu bemeistern, und zwar nicht blos jene Literatur, die vom Gelehrten zum Gelehrten, vom Gebildeten zum Gebildeten spricht, sondern auch jene, die für den Künstler und Kunsthandwerker, den Industriellen und Gewerbsmann bestimmt ist. Mit dieser rein literarischen Production geht eine Production anderer Art Hand in Hand, die ebenfalls von der Überzeugung ausgeht, dass in der mittelalterlichen Kunst ein Schatz von Kunstweisheit begraben liegt, den zu heben einer Zeit Noth thut, die sich auf dem Gebiete der Kunst lange Zeit nicht mehr auf dem Boden paradisischer Unschuld, kindlicher Naivität, ursprünglicher, tendenzloser Poesie bewegt.

Wie in allen Dingen, so ist aber auch auf unserem Gebiete Mass und Ziel nöthig, und vor Allem ein Bewusstsein des Zieles, um das rechte Mass nicht dadurch zu verfehlen, dass man des Guten zu viel thue und Kraft und guten Willen an einer Art der Thätigkeit verschwende, womit der guten Sache mehr geschadet als genützt wird. Wir machen diese Bemerkungen nicht ohne bestimmten Anlass. Es liegen uns eine Reihe von artistischen und literarischen Publicationen des In- und Auslandes vor, die durch das Ungenügende des Inhaltes, das Mangelhafte künstlerischer Darstellung, die mindere Bedeutung der Objecte der Verbreitung des guten Geschmackes, der Liebe und Einsicht in die Kunst des Mittelalters mehr schaden als nützen; und es sind uns auf dem Gebiete der productiven Kunst Werke und Tendenzen vorgekommen, die deutlich zeigen, wie weit man in einzelnen Künstlerkreisen bei Benützung und dem Studium der mittelalterlichen Kunst von dem rechten Ziele und einer gesunden Kunstanschauung entfernt ist.

Die Zeit der Herrschaft des classischen Styles kann uns auf unseren neuen Bahnen in mancher Beziehung ein warnendes Beispiel sein. Es wird Vielen jene Epoche wohl erinnerlich sein, in der man anders Denkende auf dem Gebiete der Kunst verachtete oder geringschätzte, die ganze Kunst des Mittelalters als etwas, echter humaner Bildung Fernstehendes bezeichnete, und in den Formen und Schemen der antiken Kunst das einzige Heil erblickte. Jedem

anderen Kunstwerke wurde nur in so weit Werth beigelegt, als es sich mit dem Massstabe antiker Formen messen liess; jede selbstständige Regung künstlerischer Thätigkeit wurde durch den Druck gehemmt, den das allein als giltig anerkannte Princip der Antike auf diese nothwendiger Weise ausüben musste. Was „antikisch" war, um einen Dürer'schen Ausdruck zu gebrauchen, war gut, weil es eben antik war und jede andere Richtung wurde bemäkelt oder als zu leicht verworfen. Von einem tieferen Eindringen in das Princip der Kunst durch das Medium der Antike war selten oder gar nicht die Rede; an ein ernsteres Untersuchen ob und in wie weit denn wirklich das moderne Leben auf dem Gebiete der Kunst sich mit dem antiken vereinbaren lasse, dachte man nicht. Man war seiner Sache zu gewiss und glaubte nicht, dass das Regiment des Apollino und der mediceischen Venus auf artistischem Boden einmal sein Ende erreichen könne.

Der blinde Eifer, mit dem man damals die antiken Formen auf das Leben, in die Poesie, die Kunst, das Handwerk übertragen wollte, kann unserer Zeit zur Warnung dienen, nicht ebenfalls blind, einseitig zu Werke zu gehen bei den Versuchen, die mittelalterliche Kunst der modernen Generation näher zu rücken. Es handelt sich in der Praxis auch in unseren Tagen, auch unseren herrlichen mittelalterlichen Kunstwerken gegenüber, nicht um eine blinde Bewunderung alles dessen, was einst in den verschiedenen Zweigen der bildenden Kunst gearbeitet wurde, nicht um eine sklavische Nachahmung und Copie der Ornamente und Bauformen, deren Sinn und Verständniss dem Mittelalter geläufig waren; es handelt sich auch bei uns nicht um ein Fixiren des Gegensatzes zwischen der modernen lebendigen Kunst und den Formen des Mittelalters, um eine geistige Pression auf die bewegenden Elemente unserer productiven Kunst.

Soll die mittelalterliche Kunst uns wahrhaft nützen, unsere Cultur wahrhaft fördern, unserer Kunst wirklich ein Vorbild und Muster sein, so muss man sich bei der Betrachtung der mittelalterlichen Kunst auf jenen Standpunkt erheben, der in derselben das reine Kunstprincip und den lebendigen Kern einer Schönheit zu erkennen vermag, der in ihr ruht. Ist man bei dem Studium der mittelalterlichen Kunst auf jenem Standpunkte angelangt, von dem aus man es vermag ihr inneres geistiges Lebensprincip zu fassen, so wird der Gegensatz zwischen Alt und Neu, zwischen unseren geistigen Bestrebungen und denen des Mittelalters nicht so schroff, so unversöhnlich erscheinen, als es denen vorkommen muss, die in der Architectur nicht den constructiven Gedanken, in der Plastik das tiefe, sinnige Anschmiegen an die gegebenen Bedingungen der Materie und des Gegenstandes, in der Malerei nicht die harmonische Verbindung strenger Anforderungen mit naiver poesievoller Lebensanschauung erkennen oder wie es jenen vorkommen muss, welche die Kunst nicht der Kunst willen, sondern anderer ausserhalb des Kunstbereiches liegender Lebenszwecke willen fördern.

Die mittelalterliche Kunst des Abendlandes war keine starre, unlebendige, todte, wie die spät-byzantinische. Sie war in einer ununterbrochenen Bewegung, in lebendigem Flusse. Bei der mittelalterlichen Kunst handelt es sich ferner nicht darum eine starre Form, ein trockenes Gesetz in ihr zu erkennen, sondern zugleich das Princip der Bewegung, des Fortschrittes, der Freiheit im Gesetze. So verschieden auch in vieler Beziehung die mittelalterlichen Zustände von unseren modernen sind — eine totale Verschiedenheit, wie es dem Oriente und classischen Alterthume gegenüber der Fall ist, verhindert schon der gemeinsame Boden der Nationalität und Religion. Wie bei uns, so sind auch damals Denker und Künstler erstanden, die nicht beim Hergebrachten stehen blieben, nicht mit dem blossen Imitiren sich begnügen wollten, sondern ihren Gedanken und Werken den Typus grosser, kühner Combinationen, fortschreitender geistiger Ideen aufgedrückt haben; — die damals Träger grosser Principien, Entdecker neuer Bahnen auf dem Gebiete der Kunst gewesen sind. Die kühnen Architekten zur Zeit Ludwig's des Heiligen und Karl August's in Frankreich, ein Pierre de Monterault, Villars de Honnecourt, Männer wie Ervin von Steinbach, Arler von Gmünd; Bildhauer wie Nikolaus von Pisa, Krafft, Veit Stoss; Maler wie Giotto, Eyck, Masaccio, Dürer, Holbein, die Gründer von Schulen, die Träger gewaltiger Ideen sind die wahren Repräsentanten des Mittelalters, die Regeneratoren der Kunst, die Erzieher ihres Volkes. Von den Principien und Lehren, die von ihren Bauhütten und Werkstätten ausgingen, verbreiteten sich die Anschauungen, Vorbilder, Motive unter das ganze werkthätige Volk, in dessen Mitte sie standen. Das eigentliche tiefere Verständniss beginnt mehr damit, dass man es vermag die einzelnen kleineren Erscheinungen der bildenden Kunst des Mittelalters zugleich in ihrer besonderen Selbstständigkeit zu erfassen, als sie in Verbindung mit der grossen bewegenden Kunst des Mittelalters zu bringen. Ein Studium ähnlicher Art setzt allerdings mehr geistige Arbeit bei Künstlern und Gelehrten voraus, als es bei jenen Künstlern der Fall ist, welche die mittelalterlichen Kunstdenkmale wie ein Lexikon betrachten, wenn man „Ideen" braucht, oder bei jenen Gelehrten, die es lieben, Marotten an die Stelle von Principien zu setzen und festgefahren in irgend einer bedeutenden Richtung des Mittelalters, alle anderen Richtungen des Mittelalters ignoriren und als unserer Zeit schädlich perhorresciren, wie es, um ein sehr bekanntes Beispiel zu erwähnen, bei jenen französischen Archäologen der Fall ist, denen die starre Formenwelt byzantischer Wandmalerei ein wahrer Fortschritt in der Malerei ist und die in der Gothik schon das Stadium einer Kunstentartung erblicken. Allerdings ist man bei einem allzuweit getriebenen Streben, das Grosse, das Lebensprincip in der Kunst, zu erfassen, eben so leicht in Gefahr den Boden unter seinen Füssen zu verlieren, als man bei einer allzuweit getriebenen Mikrologie die leitenden

Gesichtspunkte für das Verständniss der Kunst des Mittelalters und die Anforderungen der Gegenwart aus den Augen verliert. Aber bei uns Österreichern ist die Gefahr minder gross, sich in der Höhe zu verlieren, als in der Breite zu versanden, ohne zu positiven grösseren Resultaten für Cultur und Kunst zu gelangen. Sollen wir die gute Sache fördern, so müssen wir uns selbst gegenüber offen und wahr sein. Wir stehen nicht in der Mitte grosser Culturbewegungen, grosser Kunstbestrebungen, tiefer umfassender gelehrter Forschungen. Erst in der jüngsten Zeit haben wir uns, unseren Kräften vertrauend, in den Strom geistigen Lebens ernsthaft hineingewagt. Lange Zeit hindurch sind wir nur passive Zuschauer gewesen. Bei Nationen, die seit Jahrzehenden, seit Jahrhunderten in diesem Strome zu schwimmen gewohnt sind, treten die Gefahren nicht so leicht ein, als es bei jenen der Fall ist, die jünger und in der Leitung des Geistesschiffes weniger erfahren sind. Jene haben nicht zu fürchten, dass eine neue stärkere Strömung sie aus dem Fahrwasser auf seichte oder sandige Stellen führt; sie erhalten sich, ihren Traditionen folgend, trotz grösseren und geringeren Abweichungen in der Richtung der Hauptströmung. Gewohnt von einem höheren Standpunkte aus die historische Entwickelung ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft, ihrer Industrie zu betrachten, behalten sie die grossen gemeinsamen Zielpunkte aller Wissenschaft und Kunst im Auge, welche die Förderung humaner Cultur, die Veredlung menschlicher Sitte bezwecken.

Die österreichische Monarchie besitzt in allen Zweigen der Kunst Monumente genug, die geeignet sind, die hohe Kunst und ihre Stellung und Bedeutung im Mittelalter jedem recht lebendig zu machen und durch deren tieferes Studium die Kunst der Gegenwart zu fördern. Ja es gibt vielleicht wenige Staaten, die Denkmale aufzuweisen haben, wie die Dome zu Parenzo, Cremona, die Kirchen zu Kuttenberg, S. Ambrogio zu Mailand u. s. f., oder Systeme von Wandverzierungen, wie die Madonna della Arena, das Baptisterium und die Capellen S. Giorgio und S. Felice in Padua, oder umfassende Ornament-Compositionen wie das Antipendium von Klosterneuburg, und die Palla von S. Ambrogio. Aber unsere Künstler studiren verhältnissmässig gerade die grossen Monumente weniger als minder bedeutende, die so zu sagen zum täglichen Hausgebrauche geeigneter und verwendbarer sind. Wie wenig ist gerade noch von Künstlern und Kunstschulen aller Art bei uns geschehen zum Verständniss solcher Monumente, wie die Marcuskirche, der Stephansdom, der Prager Dom, die Fresken von Giotto in Padua und Luini in Sarunno? Wie oft sehen wir ganze Künstlergenerationen von Jugend auf sich an kleinen Aufgaben, dem Studium unbedeutender Werke, abquälen, während die deutsche und französische Jugend — in welcher Richtung es auch sei — sich an grossen Monumenten, an dem Studium Rafael's und M. Angelo's Muth, Begeisterung und Verständniss der grossen Kunst erwirbt? Gehen nicht unsere Alterthums- und Geschichtsvereine überall den grossen Monumenten gewissermassen systematisch aus dem Wege? Scheuen sie sich nicht fast absichtlich, Principien zu erörtern, die mit den Monumenten im Zusammenhange stehen?

Soll die Kunstarchäologie, das Studium der mittelalterlichen Kunst, bei uns nicht zwischen Thür und Angel stehen, so muss sie sich, wie auswärts, einerseits an die ernste strenge Geschichtswissenschaft, andererseits an die hohe Kunst anschliessen. Dadurch allein wird sie im Stande sein die Interessen der Gebildeten wach zu halten, die Kunst- und Kunsteinsicht zu fördern und die wahre Cultur in allen Kreisen zu verbreiten. Abgelöst von der Wissenschaft fällt sie dem Dilettantismus in die Hände, getrennt von der lebendigen Kunst sinkt sie zur Spielerei, zu kleinlichem Vergnügen an kleinen Objecten herunter. Es ist gerade in diesem Organe, das bestimmt ist, auch kleinere Monumente, unscheinbar unbedeutendere Nachrichten und Notizen zu sammeln und ferner mit den Freunden der Kunst und des Alterthums eine ununterbrochene geistige Wechselwirkung zu unterhalten, auf den tieferen Zusammenhang archäologischer Forschungen mit der Wissenschaft und Kunst aufmerksam zu machen. Der Werth und die Bedeutung solcher kleinerer Objecte wird gerade durch die Hinweisung auf ihren Zusammenhang mit grösseren Principien geadelt, wie ein gothisches Ornament an einem Holzgefässe oder ein romanisches an einem Krummstabe oder Leuchter erst dann seine rechte Bedeutung gewinnt, wenn man nachweist, dass es denselben Gesetzen gehorcht, aus denselben Quellen fliesst, denen wir die grossen romanischen und gothischen Dome verdanken. Die productive Kunst wird sich dann von archäologischen Bestrebungen nicht zurückziehen, nicht so scheu sich von ihr abschliessen, wie es bei uns noch theilweise der Fall ist, wenn der Zusammenhang der mittelalterlichen Kunst mit der grossen lebendigen festgehalten wird und man sich zur rechten Zeit erinnert, dass es im Mittelalter ebenfalls die schaffenden Talente waren, die der Kunst ihre Bedeutung, den Monumenten ihren Ursprung gegeben haben. Wenn es nothwendig wäre, auf einen concreten Fall aus der modernen Künstlergeschichte hinzuweisen, der als eine reine Frucht jener Bestrebungen gelten kann, die Kunst des Mittelalters ihrem tieferen lebensfähigen Inhalte nach mit der Gegenwart zu verbinden, so erinnern wir, um aus dem Kreise der Architectur herauszutreten, auf Darstellungen, wie die apokalyptischen Reiter von P. Cornelius, eine Composition, die mit Einem Zuge die ganze Weisheit früherer Jahrhunderte verjüngt, die ganze Bedeutung der Traditionen in der Kunst auf einem Gebiete in ein klares Licht gestellt hat, von dem viele meinen, dass es ausschliesslich Domäne einer bodenlosen Phantasie ist.

Die Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien.

Vom Architekten A. Essenwein.

Die heutige Auffassung der Architectur theilt das Feld in zwei vollständig getrennte Gebiete, in den rein künstlerischen Theil, welcher die Form sowohl im Grossen und Ganzen, wie in den geringsten Kleinigkeiten nach gewissen Normalidealen der Schönheit bestimmt, und in den technischen oder praktischen Theil, welcher sich auf die Herstellung jener künstlerischen Gestaltungen bezieht. Jene beiden Theile stehen, weil sie getrennt sind, so oft in grellem Widerspruch. Der Künstler betrachtet das Gewerbe als seine Dienstmagd, den Techniker als seinen Gesellen und Handlanger, welcher seine hohen künstlerischen Ideen verkörpern soll, so gut er es kann, und nimmt auf die Technik nur insofern Rücksicht, als es die „Unbehülflichkeit“ und andere bindende Rücksichten verlangen. Der Techniker bemüht sich jene abstract bestehenden Formen möglichst gut zu verwirklichen, möglichst wenig sich dem Vorwurf der Unbehülflichkeit auszusetzen; er sucht alle denkbaren Künsteleien hervor, um die Ausführung jener Formen zu ermöglichen; die ohne weitere Rücksicht auf das Material, blos nach Formen-Idealen gedacht sind, und deren Verwirklichung in dem vorhandenen Materiale oft geradezu unmöglich scheint. So begnügt man sich in den meisten Fällen das Gebäude als einen nackten Kasten herzustellen, dem die Architecturformen in fremden Materialien als Kleid umgehängt werden.

Diese Auffassung ist indessen in der Architecturgeschichte in solchem Umfange und solcher Rücksichtlosigkeit ganz neu und kann nur in einer Zeit Platz greifen, wo der Entwickelungsgang kein natürlicher, wo man über den Begriff des Baues und über das Verhältniss der Form selbst nicht im Klaren ist. Die alten Völker und Zeiten hatten ganz andere leitende Grundgedanken. Wie sich die Völker selbst meist aus der Barbarei zur Cultur hervorgearbeitet haben, so entwickelten sich auch in ihrer Baukunst die Formen erst nach und nach aus der Sache selbst und standen nicht von vornherein als fertige Ideale massgebend da. Die Anfänge der Architectur bestehen darin, dass man Stein auf Stein legte, oder Holz an Holz fügte; erst im Laufe der Zeiten sucht die sich immer mehr entwickelnde Construction auch Form zu gewinnen, und mit ihren Fortschritten dem Materiale auch entwickeltere, reichere, klarere, bewusste künstlerische Formen zu geben. Man wollte auch in den Architecturformen den Fortschritten der Cultur und der dadurch stets weiter geförderten Ausbildung und Feinheit aller Sinne Ausdruck geben.

Da sich aber die Formen mit der Construction selbst entwickelten, so standen sie auch selten mit ihr im Widerspruch, so lange die Cultur aufwärts stieg. Sie gab der Construction einen künstlerischen Ausdruck; die Construction war das ursprünglich Vorhandene, die Form das daraus unter Einwirkung verschiedener Einflüsse Entwickelte. Einflüsse, wie Klima, Denkweise des Volkes, äussere Bedürfnisse u. s. w., die auch schon für die Construction selbst massgebend waren.

Unter diesen Einwirkungen ist auch die des Baumaterials selbst nicht gering anzuschlagen; da es nicht nur durch die Art der Zusammensetzung, sondern auch durch seine eigenen Eigenschaften der Schwere, Härte, Widerstandsfähigkeit gegen äussere Angriffe, durch seine Dauerhaftigkeit gegen die Witterung die Grundlage für die Construction wie für die Formenbildung abgab, welche den Einfluss des Bedürfnisses wie der sich entwickelnden Cultur auszubilden strebte; denen es auch zugleich die äusserste Grenze feststellte, die sie ungestraft nicht überschreiten durften.

Eine solche Entwickelung aus der Barbarei heraus zeigt die Cultur des Mittelalters, einen solchen vornehmlich in sich selbst gegründeten Entwickelungsgang seine Architectur. Wir dürfen jedoch das Wort Mittelalter nicht in der strengen historischen Bedeutung nehmen, die darunter die Zeit vom Untergange des römischen Reiches im Jahre 476 bis zur Entdeckung Amerika's im Jahre 1496 versteht; wir verstehen unter „Mittelalter“ in der Architectur die Entwickelung derselben im romanischen, ihre Blüthe im Beginn und ihre Ausartung bis zum Schlusse des gothischen Styls; wir scheiden aus unserer Bezeichnung „mittelalterliche Architectur“ sowohl die Nachklänge der Antike im ersten Jahrtausend, als ihre Wiederaufnahme am Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts (in Italien) aus, wir nehmen aber ihre Ausläufer dazu, die sie in den nordischen Ländern durch fast ein Jahrhundert nach dem Schlusse des Mittelalters (im streng historischen Sinne) trieb.

Die alte Cultur war längst vor Untergang des römischen Reiches siech geworden, war aber damit nicht plötzlich begraben worden; noch begann von da an die neue Cultur. Durch das Christenthum waren schon früher neue Elemente in die alte Cultur hereingekommen. Das Christenthum sucht aber seine Anhänger über die Erde zu erheben und betrachtete es daher nicht als seine Aufgabe, so schnell als möglich eine neue Kunst ins Leben zu rufen; es schied aus der alten nur das aus, was ihm widersprach und benützte das vorhandene Brauchbare. Es arbeitete nicht auf Untergang der alten Baukunst hin und auf Entwickelung einer

neuen; — dies thaten die Völker, welche dem weltgebietenden römischen Reiche ein Ende gemacht.

Sie waren Barbaren; trotzdem aber hatte die Kunst, welche sie vorfanden, auf ihre Gemüther einen Zauber geübt, so weit solche Barbaren ihn zu empfinden im Stande waren, und diejenigen unter ihnen, welche früher mit den Römern in Verbindung gestanden waren, welche theilweise römische Erziehung genossen hatten, welche empfänglicher und gebildeter waren als ihre Kameraden, suchten sicher einen Hass gegen die Kunst selbst, als ein von ihren Feinden gepflegtes Gebiet des Lebens, als ein verächtliches Gut, das eine Folge der Entartung sei, nur so lange zu nähren als sie jene in den Kampf gegen die Römer führen wollten.

Der mächtige Eindruck der antiken Kunst auf die Eroberer ist unläugbar, und so finden wir auch manche Versuche zu ihrer Erhaltung und Wiedererwerbung.

Wir erinnern beispielweise an den grossen Ostgothen Theoderich. Aber die Bemühungen waren vergebens; die alten Kunst- und Handwerkstraditionen kamen mit der Kunst immer mehr in Vergessenheit.

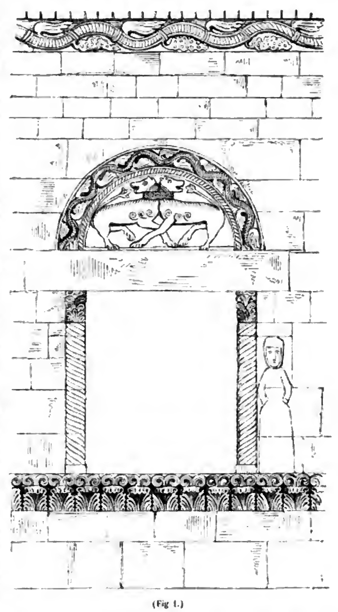
Noch einmal glaubte man die antike Kunst solle wieder auferstehen. Karl der Grosse hatte wieder ein Weltreich begründet, er hatte mit eiserner Faust die Völker unter sein Joch gebeugt und suchte ihnen mit dem Christenthum auch Gesittung einzupflanzen. Er hatte sein Reich zur Fortsetzung des römischen gestempelt, als ihm der Papst im Jahre 800 die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Er suchte Kunst und Wissenschaft zu befördern als mächtigster Hebel der Civilisation; aber er dachte nicht an Begründung einer neuen Kunst, so wenig als seine Vorgänger, sondern an Wiedererweckung der römischen Künste, wie er das römische Reich wieder erweckt hatte. Seine Kunst war freilich nur so römisch als sein Reich; es waren die alten Formen nur so weit, als man sie aufzufassen im Stande war.

Karl's Nachfolger vermochten so wenig seine Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft fortzusetzen, als sie im Stande waren sein Weltreich zu erhalten; die Barbarei machte immer grosse Fortschritte, und ausser dem Samenkorn, das in Klostermauern eingeschlossen fortkeimt, war gegen Ende des ersten Jahrtausends die Cultur und mit ihr die Kunst fast verschwunden.

Bald aber sprosst der verborgene Keim hervor und von da an können wir erst die selbstständige Entwickelung der eigenthümlichen mittelalterlichen Cultur, die Entwickelung der mittelalterlichen Künste rechnen, als deren Ausgangspunkt wir in runder Zahl das Jahr 1000 rechnen können. Es waren früher schon einzelne Anfänge gemacht worden, aber sie waren ohne Einfluss; erst als das Volk, das mit dem Jahre 1000 den Untergang der Welt erwartet hatte, neue Lebenskraft, neuen Lebensmuth gewonnen hatte erst da fing es an, einer Cultur sich zu erschliessen, für die es das Christenthum fähig gemacht hatte, einer Cultur, die aus denselben Klostermauern hervorkeimt, aus denen es die Pflanze seines neuen Glaubens erhalten hatte.

Die Anfänge sind roh, die alten Traditionen waren vergessen, man musste in der Construction von vorne anfangen und in der Kunstform war man auf einem Standpunkte, der fast dem der mexicanischen Denkmale gleich kam.

Betrachten wir beispielweise die Reste der alten 2thürmigen Façade des Domes zu Wetzlar[1]), die noch im Innern des gothischen Thurmbaues sich erhalten hat, oder die des Schlosses zu Neuenburg[2]) aus dem X. Jahrhundert (Fig. 1),



(Fig. 1.)

das schon weit ausgebildetere Gallusportal am Dome zu Basel, ein Rest des Baues Kaiser Heinrich's II. des Heiligen

[1]) Abgebildet in Kugler's „Kleinen Schriften" II. 168.

[2]) Nach einer Abbildung im 5. Bande der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, 1852.

u. a., so zeigt sich auf den ersten Blick ein Urzustand, in dem man kaum die Entwickelungsfähigkeit vermuthen würde, welche zwei Jahrhunderte später die glänzendsten Erfolge der Baukunst verbreitete.

Die mittelalterliche Kunst hatte sich unter den verschiedensten Verhältnissen an verschiedenen Orten zu entwickeln gesucht, und doch die Einheit in der Entwickelung stets durch den Umstand gewahrt, dass sie von einer Corporation ausging, die auf dem ganzen weiten Gebiete im innigsten Zusammenhange stand — von der Kirche und den Klöstern. So musste auch überall derselbe Weg eingeschlagen werden zur Lösung derselben Aufgabe, und die Modificationen nach den verschiedenen örtlichen Eigenthümlichkeiten treten erst in zweiter Reihe hervor. Ein Theil der Modificationen ging gerade davon aus, dass man überall denselben Weg einschlug. Man ging überall von dem Baumateriale aus, mit dem man die nöthigen und gewünschten Räume construirte, und dieser Construction suchte man dann Formen zu geben.

So kommt es, dass sich nach den verschiedenen Baumaterialien auch verschiedene Bauweisen ausgebildet haben, dass bei aller Einheit im Ganzen sich doch der Backsteinbau anders gestaltete als der Hausteinbau, und dass der Holzbau wieder andere Formen annahm, wie sie den Eigenschaften jedes dieser Materialien entsprachen. Die wichtigste Stelle nimmt unter ihnen der Haustein ein, weil er am meisten monumental ist, weil er sich fast in jede Form bringen lässt, weil er bis zu einer gewissen Grenze in jeder Grösse zu haben ist. Dazu kommt noch der Umstand, dass er gerade in den Gegenden das herrschende Baumaterial war, wo durch die Culturentwickelung angewiesen, auch die neue Kunstentwickelung ihren Mittelpunkt hatte, am Rhein und an der Seine. Die Entwickelung des Steinbaues führt uns somit die idealsten und höchsten Gestaltungen vors Auge.

Da die mittelalterliche Kunst sich am Kirchenbau entwickelte, der ihr die höchste und idealste Aufgabe gestellt hatte, so haben wir bei Betrachtung des Entwickelungsganges die kirchliche Kunst ausschliesslich ins Auge zu fassen.

Die Aufgabe war hier die, einen geschlossenen, in die Höhe strebenden Raum zu errichten, der bestimmt war eine grosse Versammlung aufzunehmen, ihr gewisse Augpunkte zu bieten und dahin ihre Aufmerksamkeit zu lenken, so wie den Raum der verschiedenen Gliederung der Versammlung entsprechend in verschiedene Theile zu gliedern. Dies der materielle Theil der Aufgabe. Die Versammlung sollte aber erhoben und vorbereitet werden auf den Gottesdienst, dem sie beizuwohnen berufen war, das Gebäude sollte zugleich eine würdige Stätte des unblutigen Opfers sein, das in der heiligen Messe dargebracht wird. Hieraus ergab sich ein idealer Theil der Aufgabe, der vornehmlich gestaltend auf das Innere und Äussere des Kirchengebäudes einwirkte.

Dieselbe Aufgabe war schon der christlichen Antike gestellt worden, und sie hatte als entsprechende Formen die der Basilica und des Centralbaues festgestellt, von denen die erstere Form in der katholischen Kirche vorherrschende Anwendung erhielt. An sie knüpfte auch das Mittelalter an, als an eine befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe, und behielt nur für kleinere und ausnahmsweise Fälle den Centralbau bei.

Man nahm denselben Grundplan, den durch Säulen in drei Schiffe getheilten Raum, wobei das Mittelschiff grössere Breite und Höhe hatte als die Seitenschiffe, das Querschiff als Abschluss des Langhauses in derselben Höhe wie das Mittelschiff; das dem Querhause sich anschliessende Chor, das hier nicht mehr eine einfache Apside ist, sondern durch eine Fortsetzung des Langhauses vergrössert wird, die zwischen das Querschiff und die Apside hereintritt. Durch eine grössere Anzahl von Apsiden bilden sich mannigfaltige Combinationen. Als wesentlich neuer Theil tritt das Glockenhaus, das seither isolirt neben der Kirche gestanden hatte, mit ihr in Verbindung und tritt bald als eine über das Bedürfniss hinausgehende, mehr symbolisch decorative Baumasse theils einzeln, theils in grösserer Zahl am selben Gebäude auf. Ausser dem Thurme kommt noch die vom Centralbau herübergenommene Kuppel mit der Basilica in Verbindung, und erhebt sich über der Kreuzung des Lang- und Querhauses.

Die Dimensionen sind indess anfangs meist sehr gering im Vergleiche zu denen, welche die alten Basiliken, z. B. St. Peter und St. Paul in Rom, zeigten, der Architecturcharakter plump und roh, die Säulen, welche die Schiffe trennen, stehen eng beisammen, die Mittelschiffweite ist gering. Die Säulen selbst sind stark verjüngt und weit entfernt von dem reinen Ebenmass der Antike; die Säulenfüsse und Knäufe weit ausgeladen, letztere in schwerer Würfelform; eine schwere Mauermasse ruhet auf der Säulenstellung, die nur durch kleine aus- und einwärts abgeschrägte Fenster erleichtert ist, die hoch oben dicht unter der Decke angebracht sind. Die Decke des Mittelschiffes ist der einfache Dachstuhl, der innen sichtbar bleibt. Ebenso ist die Architectur der Seitenschiffe, die indessen wie auch in der altchristlichen Basilica schon frühe überwölbt wurden. (Vergleiche die Ansicht der Kirche zu Schwarzach bei Offenberg in Baden, Figur 2)[1]).

Das Äussere des Kirchengebäudes, das in der altchristlichen Basilica fast gar nicht zu künstlerischem Ausdrucke gekommen war, ist allerdings jetzt durch Anlage der Thürme und Kuppel zu einer geschlossenen Gruppe abgerundet, aber derselbe Massencharakter der im Innern drückend und beengend wirkt, lässt auch das Äussere stark und schwer erscheinen; es ist ein System von Mauermassen mit geringer Durchbrechung und Gliederung; die wenige Gliederung ist vollständig roh; das Ornament, sowohl Pflanzen, als Thier- und Menschengestalten, oft phantastisch unter einander

1) Nach einer Zeichnung von † Eisenlohr

vermengt (ohne jedoch darum willkürlich zu sein, da grossentheils symbolische Gedanken diesen Gestalten zu Grunde liegen) zeigt ebenfalls fast die äusserste Grenze barbarischer Formbildungen.

Nach und nach entsprossen jedoch aus diesem Keime entwickeltere Formen; die Dimensionen vergrössern sich, die Rohheit macht ausgebildeteren Gestaltungen Platz und schon aus den Bauten vom Anfange des XII. Jahrhunderts weht uns ein Geist reifer Klarheit entgegen. Das XII. Jahrhundert zeigt uns wichtige Fortschritte; vor allem die Einführung der Wölbung ins Mittelschiff, ein Problem, dessen Lösung manche Versuche erforderte, das aber als die erfolgreichste Neuerung angesehen werden muss, die je im Gebiete des Kirchenbaues gemacht wurde. In ihr beruhen die glänzenden Erfolge, welche die Kunst im Laufe zweier Jahrhunderte errang. Schon die altchristliche Kirche hatte unbewusst auf dieses Ziel hingearbeitet. Sie hatte schon in früheren Zeiten an die Stelle des Architravs über den Säulen, welche die Schiffe trennen, den Rundbogen gesetzt; die schon vom Beginn gebräuchliche Wölbung der Apsis, der Triumphbogen an der Apsis und bei der Trennung vom Lang- und Querhaus musste den Gedanken nahe legen, in Harmonie damit auch das hohe Schiff durch eine Wölbung zu überspannen, und wir haben Nachrichten, dass Theodosius II. durch den Baumeister Rufinos über das Schiff der von Konstantin erbauten S. Sophia in Konstantinopel ein Tonnengewölbe spannen liess, nachdem im Jahre 404 die hölzerne Decke abgebrannt war. Indessen war die hier angewendete Form des Tonnengewölbes zu unpraktisch, als dass sie weitere Verbreitung hätte finden und auf die Entwickelung der Architectur hätte Einfluss bekommen können. Die Wölbung der Centralbauten im Morgen- und Abendlande, insbesondere die der neuen Sophienkirche, welche Justinian erbaut hatte, zeigen deutlich, dass es nicht mangelnde Technik war, sondern ungenügender architektonischer Ausdruck, welcher die Wölbung vom Hauptschiff der Basilica fernhielt. Es waren gewisse Umbildungen nöthig, zu denen man sich nicht sobald entschliessen konnte. Vor Allem musste zum festen Stand des oben schwebenden Gewölbes die Säulenstellung in eine massige Pfeilerstellung verwandelt werden, entweder so, dass an die Stelle aller Säulen Pfeiler treten, oder dass wenigstens zwischen die Säulen einzelne Pfeiler eingestellt wurden, auf welche dann die Last des Gewölbes geleitet wurde. Am meisten hatte die Basilica S. Prassede in Rom (817 — 24) Vorschub geleistet, wo immer je 2 Säulen mit einem Pfeiler wechseln; wo diese Pfeiler als Wandgliederung höher hinaufsteigen als die Säulen, und wo dann die gegenüberstehenden Pfeiler durch einen grossen über das Mittelschiff gespannten Bogen verbunden sind. (Vergl. Fig. 3)[1]).



(Fig. 2.)

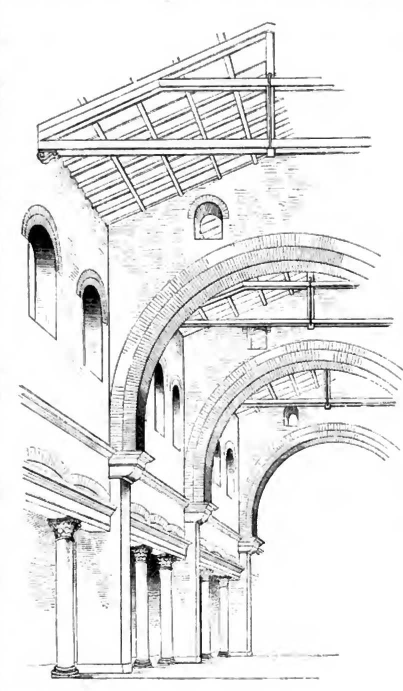
Zwar hatte die Basilica S. Vincenzo alle tre fontane ebenfalls eine Pfeilerstellung, auch S. Balbina, allein diese

[1]) Dieser Holzschnitt ist nach der Zeichnung auf Taf. XXV in Bunsen's Werk: „Die Basiliken des christlichen Roms etc." ausgeführt.

so wenig als die Wölbung der Seitenschiffe konnte der Wölbung des Mittelschiffes Eingang verschaffen, so lange man sich nicht zu dem Schritte entschloss, der in S. Prassede geschehen war, nämlich den vollständigen Horizontalismus aufzugeben und einer Verticalgliederung der Wände Eingang zu verschaffen. Da ein durchgehendes Tonnengewölbe zu viel Seitenschub veranlasst hätte, so musste eine Wölbung mit Kuppel- oder Kreuzgewölben angelegt werden, die auf einzelnen über das Schiff gesprengten Bogen ruhen, wie sie S. Prassede zeigt; die Kämpferpunkte des Gewölbes mussten durch eine Verticalgliederung verstärkt und gestützt, zugleich auch des künstlerischen Organismus wegen, der Blick durch diese Verticalgliederung vom Boden zum Kämpfer empor geleitet werden.

Aber für die weitere Entwickelung der altchristlichen Architectur kam S. Prassede zu spät; das IX. und X. Jahrhundert waren einer architektonischen Ausbildung nicht günstig; und es war erst dem Schlusse des XI. oder Beginn des XII. Jahrhunderts vorbehalten, das Princip zu lösen.

Die früh-romanischen Bauten Deutschlands zeigen, wie oben bemerkt, dieselbe Hauptanordnung des Langhauses, wie die Basilica; auch in Italien schloss man sich dem Basilikenvorbilde wieder an.



(Fig. 3)

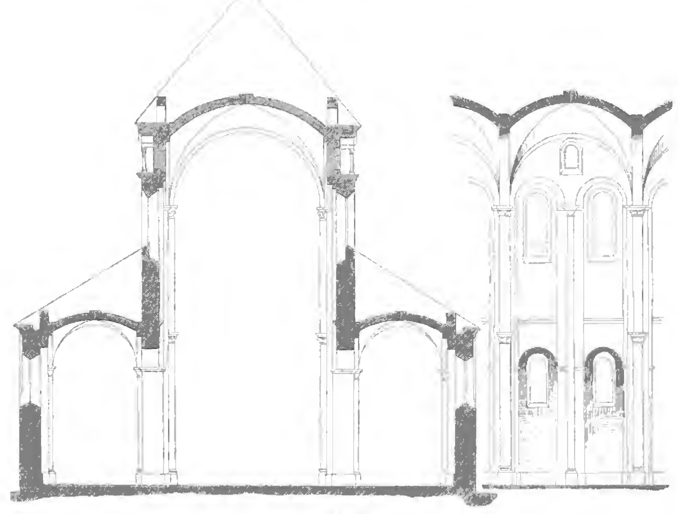
Doch sehen wir anderwärts schon lange vor einer Einführung der Wölbung eine Verticalgliederung der Wände an den Bundstellen des innen sichtbaren Dachstuhles, so in England in S. Peter in Northampton, in der Kirche der Waltham-Abtei, im Querschiff der Kathedrale zu Peterborough, in Frankreich in S. Remi in Rheims (XI. Jahrhundert), in Deutschland S. Ursula in Cöln etc.

Im südlichen Frankreich waren unter Einfluss der byzantinischen Kirche S. Marco zu Venedig und ihres Nachbildes S. Front zu Perigeux eine Anzahl einschiffiger Langhaus-Kirchen entstanden, die mit einer Reihe von Kuppelgewölben bedeckt sind, z. B. die Abteikirche zu Fontrevault aus dem XII. Jahrh.[1]). Auch einige andere Kirchen d. südlichen Frankreichs zeigen eine Kreuzwölbung mit inneren Widerlagen in gleicher Art, wie der Friedenstempel des Constantin in Rom. Indessen fand diese Bauweise keine weitere Verbreitung.

Man hat sich in anderen Theilen Frankreichs, sobald man das Mittelschiff wölben wollte, theils der rundbogigen, theils schon frühzeitig der spitzbogigen Tonnenwölbung bedient. Doch fand eine Verticalgliederung auch hier Statt, indem Halbsäulen von den Pfeilern aufsteigen und vortretende

[1]) Vgl. Viollet le Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle. I. Band S. 171.

Gurten tragen. Erst das Schiff der Klosterkirche zu Vezelai[1], eines der Hauptklöster des Benedictiner-Ordens in Frankreich, zeigt eine Einführung des Kreuzgewölbes, doch baute man in der Mitte des XII. Jahrhunderts noch die Kirchen zu Autun, Beaune, Saulieu mit Tonnenwölbung des Mittelschiffes. Für England nennt Bloxam[2]) die Krypta der



(Fig. 4.)

Kathedrale zu Canterbury 1175 als den ältesten bedeutenden Gewölbebau und die Kathedrale zu Durham scheint die älteste auf gewölbtes Mittelschiff angelegte Kirche zu sein.

Auch die Normandie ist nach H. Gally Kneigt's Ansicht erst in der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts zur Wölbung der Mittelschiffe geschritten.

In Italien war die Lombardie die Gegend, wo zuerst gewölbte Mittelschiffe aufkamen; es ist indessen sehr zweifelhaft, dass eines derselben über die Mitte des XII. Jahrhunderts hinaufreicht. Jenes zu S. Michele zu Pavia, das man früher als eine der ältesten longobardischen Bauten zu bezeichnen liebte, zeigt in seiner Durchbildung das Ende des XII. Jahrhunderts, wenn schon manche Detailformen auf frühere Zeit zu verweisen scheinen.

Über Spanien ist zu wenig bekannt, indess ist seine Lage zu isolirt und zu entfernt, als dass es grossen Einfluss auf die Architectur des mittleren Europa's hätte ausüben können, und die Lage der Christen den Mauren gegenüber lässt auch keine grossen Fortschritte im Kirchenbau erwarten.

Wir dürfen somit wohl schliessen, dass der Schritt, welcher die Grundlage der Umgestaltung der Baukunst gab, die Überdeckung des Mittelschiffes mit Kreuzgewölbe, in Deutschland und zwar in den Rheingegenden zuerst gemacht wurde.

Wir brauchen der Restauration des alten Domes zu Cöln von Boisseré nicht zu gedenken, welche letzterer als einen Gewölbebau bezeichnet (814—73), denn der Plan

[1]) Vgl. Viollet le Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française de XI. au XVI. Siècle. I. Bd. S. 183 u. 184.

[2]) Vgl. Die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes etc. von G. G. Kallenbach und Jak. Schmitt. S. 59.

von St. Gallen zeigt eine einfache Säulenbasilica. Auch S. Maria auf dem Capitol in Cöln, die als eine der ältesten am Rhein bestehenden betrachtet werden kann und deren Chortheil im Wesentlichen der Mitte des XI. Jahrhunderts angehört [1]), hat im Langhause eine viel jüngere Wölbung. Wir werden also auf die oberrheinische Gruppe hingewiesen, in denen die Dome zu Speier und Mainz die grossartigste Enthaltung des Systems zeigen.

Viollet le Duc bemerkt [2]), dass die Architekten des alten Austrasiens (Elsass, Lothringen) durch die Entwickelung ihrer Architectur und durch die vorhandene römische Tradition eher auf die Einführung der Kreuzgewölbe ins Mittelschiff geführt werden mussten, als die Baumeister der Isle de France, Champagne und anderer Länder. Die Kathedrale von S. Dié, deren Entstehung in die 2. Hälfte des XI. Jahrhunderts fällt, und die wahrscheinlich dieselbe Grundrissanlage mit 2 Abrissen zeigt wie der Dom zu Mainz, Worms, Verdun, Laach u. s. w., hat ein über quadratischen Feldern gewölbtes Mittelschiff. Doch waren hier die Seitenschiffe ehemals ungewölbt, da sie nur die halbe Breite des Mittelschiffes hatten, also keine Quadrate für die Kreuzwölbung boten. Erst im XII. Jahrhundert stellte man Zwischenpfeiler zwischen die Hauptpfeiler und wölbte auch die Seitenschiffe.

Die Bauwerke jener Gegenden sind mir zu wenig bekannt, als dass ich die Reihenfolge bis zu der Mainz-Speirer Gruppe verfolgen könnte.

Nach Quast's Annahme [3]) ist die auf Wölbung berechnete Anlage des Mainzer Domes nach dem Brande von 1137 zu setzen, wenn auch die Gewölbe selbst erst der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehören, während die Gewölbeanlage des Domes zu Speier nach dem Brande von 1159 zu setzen wäre. Er gibt jedoch an, dass die inneren Wände des Seitenschiffes die er sah, als der Verputz weggenommen war, um für die neuen Frescogemälde vorbereitet zu werden, dieselbe Structur zeigen wie die der Klosterruine zu Limburg, die zugleich mit dem Dome zu Speier von Kaiser Konrad 1030 gegründet (1039 geweiht) wurde. Wenn nun auch seine Auseinandersetzung als richtig angenommen wird, dass dieser erste Bau nicht auf Wölbung berechnet war, da das charakteristische derselben, die Quaderwandpfeiler der Seitenschiffe, sichtlich erst später eingesetzt seien, so könnte dies immerhin schon bei dem Bau, der 1061 geweiht wurde (ohne vollendet zu sein), geschehen sein; denn aus dem Umstande, dass in Speier die Haupt- und Zwischenpfeiler gleich breit angelegt sind, in Mainz aber ungleich, liesse sich wohl auf eine früher über die Resultate der Wölbung noch nicht ins Klare gekommene Periode schliessen [4]).

[1]) v. Quast: Zur Chronologie der Gebäude Cöln's

[2]) Dictionnaire raisonné de l'architecture etc. I. Bd. S. 210.

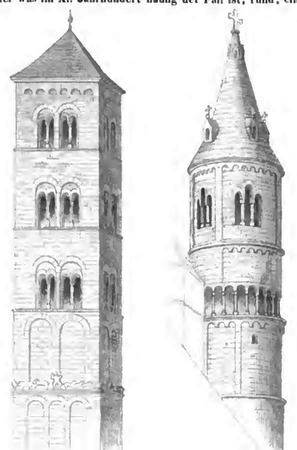
[3]) v. Quast: Die romanischen Dome zu Mainz, Speier und Worms.

[4]) Ich konnte überhaupt nicht mit der Ansicht v. Quast's vertraut werden, dass die ganze Innen-Architectur des Speirer Domes erst nach 1159 entstanden sein soll. Wenn sie auch nicht die ursprüngliche ist, so halte ich sie jedenfalls der Zeit Heinrich's IV. angehörig.

Es kömmt übrigens bei Darstellung des Entwickelungsganges auf eine Jahreszahl nicht an und wir dürfen das linke Ufer des Oberrheins als die Heimath dieser Art Wölbung betrachten, als die Gegend wo die Wölbung der Mittelschiffe nicht blos technisch ermöglicht war (dies wäre sie längst gewesen), sondern auch eine Form gefunden hatte. Von viereckigen Pfeilern gehen Streifen und Halbsäulen schlank in die Höhe, die an den Hauptpfeilern bestimmt sind die Gewölbeanfänge aufzunehmen, an den Zwischenstellen sich durch Bogen aber unter einander verbinden und so eine vollkommene Verticalgliederung in Harmonie mit der an den Hauptpfeilern bedingten, herstellen. (Vgl. Fig. 4.)

Wir haben oben bemerkt, dass die Kirche auch im Äussern durch den romanischen Styl zu einer künstlerisch bedeutsamen Gestaltung geführt worden ist, durch Zufügung der Thürme, die in verschiedener Zahl dem Gebäude zugefügt wurden, durch Errichtung der Kuppeln über die Kreuzung des Lang- und Querhauses, durch vermehrte Anlage und mannigfache Gruppirung der Apsiden.

Die Grundform der Thürme ist entweder quadratisch oder was im XI. Jahrhundert häufig der Fall ist, rund, eine



(Fig. 5.) (Fig. 6.)

Anordnung, die, nach dem Grundrisse von S. Gallen zu schliessen, noch aus der frühern Zeit herübergekommen ist, und

die sich am Dome zu Worms, S. Paul daselbst, Mainz, Limburg, Laach, Merseburg u. s. w. zeigt. Die Thürme sind in Stockwerke getheilt, die am untern Theile undurchbrochen und höchstens durch Blenden gegliedert, oben durch Reihen von Fenstern unterbrochen sind. (Vgl. Fig. 5 u. 6.)

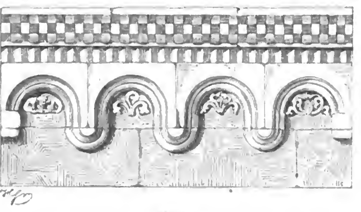
Hierbei zeigt sich ein schon sehr früh beliebtes Motiv, das sich die ganze Periode über erhielt, nämlich eine Gruppirung der Fenster zu je zwei oder drei, die dann statt der Bogens findet sich auch sehr früh schon die Anordnung, dass ein Fries von kleinen Bogen, deren Schenkel auf Consolen aufsitzen, die Lesenen verbindet.

Die Thurmspitzen werden auf verschiedene Weise theils von Stein, theils von Holz errichtet, entweder als Satteldächer mit 2 Giebeln, oder mit 4 Giebeln, über denen sich eine schwere 4- oder 8seitige Spitze erhebt.

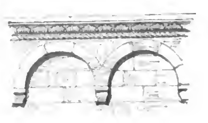
Die äusseren Langtheile der Kirche bleiben bis zum



(Fig. 7.)



(Fig. 8.)



(Fig. 9.)

Trennungspfeiler ein Säulchen erhalten, über das ein ausladender Kämpfer zu liegen kommt, der die Mauerstärke wieder vermittelt, um so den Bogen aufnehmen zu können.

Um solche gekuppelte Fenster wird häufig auch ein gemeinschaftlicher Entlastungsbogen gespannt, welcher hauptsächlich den Zweck hat, bei sehr dicken Mauern einen Theil dieser Dicke von den Fenstern wegzunehmen, um so nicht den Kämpfer auf den Säulchen zu weit ausladen zu müssen. Eine Gliederung der nicht durchbrochenen Thurmtheile wird bald durch Lesenen bewerkstelligt, zwischen welche sich Bogen von einer zur andern spannen; statt des einen Schlusse der romanischen Periode sehr einfach. Sie sind mit verhältnissmässig kleinen Fenstern durchbrochen, die theils eine einfache Abschrägung, theils später eine reiche gegliederte Einfassung zeigen. Lesenen werden zwischen die Fenster gestellt und oberhalb durch Bogenfriese verbunden. Manchmal treten an die Stelle der Lesenen Halbsäulen, an die Stelle der Bogenfriese Consolenreihen. Die Bogenfriese sind anfangs förmlich als kleine Bogen construirt und ohne Gliederung (Fig. 8); später wurden sie im Ganzen aus Steinplatten gemeisselt und erhalten natürlich fast gar keine Ausladung mehr (Fig. 9). (Schluss folgt.)

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Alois Messmer[1]).

Der Hauptzweck meiner Reise durch einen Theil der Lombardie war nicht die Erforschung der Baudenkmale, und diese musste, so gern ich ihr auch mehr Zeit und Studium zugewendet hätte, häufig anderen Rücksichten untergeordnet bleiben. Die folgenden Mittheilungen machen daher weder auf Vollständigkeit noch Neuheit der Beobachtungen Anspruch; sie sollen blos den Blick der Kunstfreunde auf eine Reihe der Denkmale hinlenken, die zu den herrlichsten des Kaiserthums gehören und wo möglich eine kleine Anregung sein, dass ihre Erforschung zusammenhängender und vollständiger in Angriff genommen werde.

I.

Trient.

Wir können bereits in Trient beginnen, theils weil die dortigen Baudenkmale aus alter Zeit noch nicht beschrieben sind, theils weil schon manches davon nach Italien und künstlerischen Einflüssen von dorther deutet. Ein merkwürdiges Baustück sind die alten Stadtmauern, die stückweise noch erhalten sind. Sie bestehen aus Bruchstein mit gabelförmigen Zinnen und sind von Strecke zu Strecke

[1]) Vorstehender Aufsatz wurde uns von dem Verfasser im Sommer des Jahres 1857 aus Mailand zugesandt, mit dem Wunsche, denselben erst dann zu veröffentlichen, bis er noch einige der hervorragendsten Baudenkmale der Provinz Venedig in Augenschein genommen haben würde, um nach den gewonnenen Erfahrungen allfällige Zusätze und Ergänzungen vornehmen zu können. Die Reise durch das ganze venetianische Gebiet unterblieb jedoch, weil schon damals die körperlichen Leiden Herrn A. Messmer nöthigten, das mildere Klima von Florenz aufzusuchen. Leider konnte er aber auch später seine Wünsche nicht mehr in Erfüllung bringen, da er — wie wir schon früher mit innigster Theilnahme gemeldet — im Monate September 1857 zu Rom starb. — Wir veröffentlichen nun diese Skizze in der Form, als sie uns zukam, und glauben, dass die Charakteristik der Kunstwerke — wiewohl sie nicht im Entferntesten auf Vollständigkeit Anspruch macht — doch von Werth sein dürfte. D. Red.

mit inwendig offenen Viereckthürmen versehen. Man sieht dies nicht selten an alt-italienischen Stadtmauern; die meiste Ähnlichkeit haben sie jedoch mit den sogenannten Mauern Theodorich's in Verona. Die letzteren haben von Theodorich wahrscheinlich nichts mehr als den Titel, sind aber wohl ein Überbleibsel aus longobardischer Zeit und dasselbe dürfte mit den Mauern von Trient der Fall sein. Das Mauerwerk stimmt ganz mit anderen longobardischen Bauten überein, z. B. am alten Dom in Brescia. — Sonst ist von profanen Bauten aus alter Zeit in Trient nicht viel übrig geblieben. An der Etschbrücke steht noch der Wangathurm, der von seinem Erbauer Bischof Friedrich von Wangen (1207—1218) den Namen hat. Er bildet ein hohes, unförmliches Viereck, grossentheils aus Backstein aufgemauert. Seine jetzige Verwendung als Arrestlocal hat ihm den wenigen Schmuck, den ihm die alten Rundbogenfenster u. dgl. geben mochten, vollends abgethan und nur einen armen Stumpf übrig gelassen. Was von der alten Bischofsburg noch geblieben ist, soll später als Nachbarschaft des Domes erwähnt werden.

Unter den Kirchen findet sich eine höchst alter- und eigenthümliche, leider in einem sehr kläglichen Zustande. Es ist S. Apollinare, jenseits der Etsch in Pié di Castello am Fusse jenes isolirten Bergrückens gelegen, welcher Dos di Treuto heisst. Die Kirche besteht aus einem Unter- und Oberbau. Die Unterkirche bildet von innen zwei gleiche Quadrate (14 Schritt lang und breit), von achteckigen Kuppeln überwölbt. Die vier Hauptmauern steigen roh und ohne Gliederung empor. Auf dem zweiten Drittel der Höhe etwa sitzt in den vier Ecken ein unförmlicher Tragstein, aus dem ein Gewölbzwickel schräg aufsteigt, um das untere Vier- und das obere Achteck in roher Weise zu vermitteln. Auf den Mauerflächen und diesen Zwickeln ruht der achtseitige Unterbau der Kuppel (Tambour). Seine acht Ecken sind mit kurzen Wandsäulchen ausgelegt, die aus plumpen, eichelförmigen Tragsteinen herauswachsen und ein rohes Würfelcapitäl haben. Dies trägt eine abgeschmutzte Deckplatte, hinter der ein Gesims läuft und den Tambour nach Oben schliesst. Von den Deckplatten laufen acht Rippen nach dem Scheitelpunkt zusammen, unterliegend ein viereckiges Band, darauf ein halbrunder Wulst. Der Boden des Durchganges vom ersten in den zweiten Raum nimmt fast die ganze Breite ein und ist beiderseits durch einen Pilaster mit Halbsäule, die ein rohes Würfelcapitäl mit eingeschnittenen Kanten hat, begrenzt. Die Kuppel des zweiten Raumes hat ganz dieselbe Bildung; nur ist der Wulst der Rippen strickförmig gewunden und der Schlussstein im Centrum zeigt die Figur des Osterlammes; ausserdem ist in den einzelnen Kuppelfeldern ein Ring oder Kreuz angebracht. Von der Gestalt der alten Fenster lässt sich nichts sagen; die jetzigen sind später und erbärmlich genug. Der Boden der Kirche ist, wohl durch Anschwemmungen der nahen Etsch, erhöht, daher die Verhältnisse drückend. Unter der Tünche schauen Malereien hervor; eben so zeigt die Façade einen mächtigen St. Christoph und andere Heilige im grottesken Styl. Über die Bauzeit habe ich nichts Näheres erfahren können. Die uralte unorganische Form und zugleich die Anfänge romanischer Elemente weisen etwa auf den Übergang vom X. ins XI. Jahrhundert. — In späterer schon gothisirender Zeit wurde auf diese untere noch eine obere Kirche gebaut, wie auch der an der südlichen Ecke stehende Viereckthurm erhöht wurde; so dass das Ganze mit seinen vielen grossen und kleinen Fenstern einen schmalen überhohen Eindruck macht. Aussen am Chore sieht man hie und da figurirte Steine, einer z. B. trägt das Bild einer Sau. Alles ist im traurigen Verfall.

Ein merkwürdiges und in seiner Art schönes Bauwerk ist der Dom, das grösste romanische Gebäude des Kronlandes, das in seinem Styl eine eigenthümliche Mischung deutscher und lombardischer Elemente zeigt. Ausserdem haben wir durch Inschriften und die von Bonelli in den Monumentis ecclesiae Tridentinae (Tom. III) gesammelten Aufzeichnungen genügende Sicherheit über die Bauzeit. Ein losgelöster Denkstein in einem Winkel der Kirche gedenkt eines Baues, dessen sonst keine Erwähnung geschieht, im Jahre 1000 [1]). Dieser Bau scheint jedoch nicht lange genügt zu haben, indem unter Bischof Ulrich II. (1022 bis 1055) ein bedeutender Umbau stattfand *(Cryptam fundavit, altare relevavit totamque ecclesiam, in melius mutavit)*. Ein Jahrhundert darauf unter Bischof Altmann (1124—49) hatte eine Renovation Statt, die übrigens den Bau des XI. Jahrhunderts in der Hauptsache nicht geändert haben wird *(ecclesiam. b. Vigilii noviter renovavit, consecravit et.)*. Gründlicher aber war der unter Bischof Friedrich von Wangen im Jahre 1212 begonnene Umbau, von dem ein Denkstein auswendig am Eckpfeiler des Chores Meldung thut [2]). Deutlich ist hier von einer neuen Anordnung, d. h. einem Bauplan die Rede, den der Bischof entwarf, und von einem Bau der Kirche, des Umganges und der Nebenwerke, die der Meister von Como und seine Sippschaft ausführten. Dieser Bau ist der Hauptsache nach noch vorhanden. Nur wurde unter Bischof Franz (1677—89) südlich neben dem Querschiff die Kreuzcapelle angebaut und um 1740 die Krypta verschüttet und die Kuppel erhöht. — Die Kirche ist fast allseitig frei und ganz aus dem festen Trienter Marmor gebaut. Sie bildet drei Schiffe und hat die Gestalt des lateinischen Kreuzes. Die Façade ist mit zwei Thürmen angelegt, doch nur der nördliche ausgebaut. Pfeiler

[1]) *Anno milleno . . . hoc opus inceptum est.* Ich konnte wegen der Dunkelheit nicht mehr entziffern. Die folgenden Data bei Bonelli.

[2]) *Anno Dni MCCXII. ultima die Februarii praesidente venerabile Tridentino episcopo Federico de Vanga et disponente hujus ecclesiae opus incepit et construxit Magister Adam de Arognio Cumanae dioecesis et circuitum ipse, sui filii inde sui Aplatici cum appendiciis intrinsecus et extrinsecus istius ecclae magistris fabricarunt. Cujus et sue prolis hic subtus sepulcrum manet. Orate pro eis.*

mit Rundbogenarcaden scheiden die Schiffe; die Seitenschiffe haben ungefähr die halbe Breite und zwei Drittel von der Höhe des Mittelschiffes; ihre halbrunden Apsiden mit besonderen Eingängen daneben befinden sich an der Ostwand des Querschiffes. Dieses selbst hat die Höhe des Mittelschiffes, tritt wenig über die Abseiten hervor und ist durch geradlinige Wände geschlossen. Über der Kreuzung der Schiffe steht die achteckige Kuppel und jenseits derselben setzt sich der Chor in der Breite des Mittelschiffes fort, gleichfalls durch eine halbrunde Apsis geschlossen. Das Innere zeigt zwischen den Schiffen zehn freistehende Pfeiler; zwei tragen ausserdem die Eingangshalle und das Hauptportal und vier die Kuppel. Sie haben einen kreuzförmigen Kern, mit Halbsäulen an den Flächen und kleinen Säulchen in den Ecken, die attische Basis mit wohlgebildetem Eckblatt und korinthisirendem Capitäle mit zwei Blattreihen von einer traubenförmigen Bildung, die in lombardischen Kirchen oft widerkehrt. An den Wänden entsprechen den Pfeilern Wandpilaster von einer ähnlichen Gestalt. Abseiten und Mittelschiff sind mit Kreuzgewölben in sechs Feldern gedeckt, deren Längen- und Quergurten auf den Halbsäulen ruhen, die Diagonalrippen hingegen auf den Ecksäulchen. Um die Mittelwölbung zu tragen, ist die nach innen gekehrte Seite der Pfeiler an der oberen Wand des Mittelschiffes emporgeführt. Gurten und Rippen haben eine einfache, wohlverstandene Profilirung. Die Beleuchtung empfängt das Schiff durch meistens enge halbrunde Fenster, je eins zwischen den Pilastern der Seitenwände, und durch eben so viele, die die massive Obermauer des Mittelschiffes durchbrechen. Nur die im nördlichen Seitenschiffe haben eine künstlerische Profilirung, nämlich eine Hohlkehle am Rande und ein Säulchen mit übergespannter Wulst in der Laibung. Ein merkwürdiges Baustück ist ein offener Treppengang im Innern, der gegen das Hauptportal zu schräg an den Seitenwänden vom Boden nach den Thürmen aufsteigt; er ist in die Dicke der Mauer eingelassen und bildet nach vorne eine schön ansteigende Gallerie von Säulchen und Rundbogen. Es ist eine auf den Innenbau angewendete Nachahmung der Bogengallerie, die auswendig an den Giebeln lombardischer Kirchen aufsteigen. — Vom Schiffe unter die Vierung gelangt, bemerkt man eine kräftigere Bildung der Pfeiler unter der Kuppel; ihre Höhe kommt den Scheiteln der Bogen zwischen den Schiffen gleich und ihre Capitäle sind mehr zusammengepresst. Die Kuppel selbst hat bei der Erhöhung ihre alte Gestalt verloren. Die Arme des Querschiffes haben beiderseits nur Ein Kreuzgewölbe, die Stirnwände sind ohne Pilaster, die südliche durch zwei rundbogige, die nördliche durch ein Radfenster durchbrochen. Die östliche Wand hat die beiden Apsiden der Seitenschiffe, deren schräger Rahmen durch zwei Säulchen mit darüber gespannten Rundstäben gebildet wird, und daneben noch gegen die Stirnwand zu die beiden schon erwähnten Eingänge. An den Mauerwänden sind noch Reste alter Bilder sichtbar. Der Chor hat nur ein etwas verlängertes Travée, gegen Osten durch Pilaster begrenzt, an die sich das Halbrund der Hauptapsis ansetzt. Diese ist östlich von drei, südlich von zwei Fenstern erleuchtet; die Nordwand, an den ehemaligen bischöflichen Palast stossend, ist blind. — Von aussen ist die Façade nicht der bedeutendste Theil; insbesondere ist der unfertige südliche Thurm störend. Aber auch der ausgebaute nördliche hat wenig organische Schönheit. Es sind vier massive viereckige Stockwerke, durch Gesimse gekrönt, das oberste mit einem Rundbogenfenster; darauf sitzt noch ein achteckiges Stockwerk, dessen jede Seite mit einem säulengetheilten Doppelfenster versehen ist, und darüber das Kuppeldach. Der obere Theil des Thurmes ist ein Neubau aus der Zeit der Mittelkuppel. — Der mittlere Theil der Façade zwischen den Thürmen zeigt unten das Hauptportal, dessen Seiten nach deutscher Weise abgeschrägt und mit Säulen geziert sind, über die sich entsprechende Rundbogen wölben. Es ist eine reiche und sorgfältige Arbeit; auch die Mauerecken zwischen den Säulchen und Rundstäben der Bogen sind gemustert und Basis und Capitäle sind auch um diese Ecken herumgeführt; der Thürsturz endlich hat ein schön gemeisseltes Rebengewinde, das in abwechselnder Zeichnung auch an den übrigen Portalen wiederkehrt. Über dem Thor befindet sich ein grosses Radfenster, aussen von einem strickförmigen Bande eingefasst, innerhalb dessen man die Bilder Christi und der Evangeliensymbole wahrnimmt; dann der innere reich profilirte Rahmen zu dem vom Mittelpuncte aus 16 Speichen in Gestalt kleiner Säulchen mit sich kreuzenden Bogen auslaufen. Das Übrige der Façade ist unbedeutend, zudem noch durch einen unschönen halbrunden Giebel geschlossen, dessen Vorbilder man in Venedig zu suchen hat. — Die Südseite des Schiffes ist der einfachste Theil des Äusseren; die Wände des Nebenschiffes ohne Zier, ausser Lesenen über dem Sockel, die den Rundbogenfries unter dem Dache tragen; die Oberwand des Mittelschiffes gleichfalls mit Lesenen ohne Fries. Hier ist der alte Bau auch westlich vom Querschiff von der modernen Kreuzcapelle unterbrochen. Die südliche Front des Querschiffes hingegen ist schmuckreicher. Ausser den zwei durch Säulchen und Kehlen hübsch eingerahmten Fenstern hat sie unter dem Giebel eine offene, horizontale Zwergbogenstellung von 12 Säulenpaaren, die sich auch an der östlichen Wand in 8 Paaren fortsetzt und sodann an die Chorgallerie anschliesst. Unten zeigt diese östliche Wand die Apsis des Seitenschiffes und daneben den Portalbau zu dem schon erwähnten hier befindlichen Eingang. Die Seitenapsis hat einen hohen Sockel, darüber theilen zwei Pilaster, die bis zum stark ausladenden Dachsims aufsteigen, das Halbrund in drei Theile; unter dem Dachsims ist eine blinde Zwerggallerie. Das Portal hat den sogenannten lombardischen Vorbau, d. i. ein Tabernakel auf zwei Säulen und hinten an die Wand gelehnt. Von den Säulen ruht die eine auf einem Löwen, die andere, eine Doppelsäule, in der

Mitte knotenartig verschlungen, auf kauernden Zwergen; auch auf dem Giebel über dem halbrunden Durchgang ruht ein Löwe — das Ganze ein phantastischer Anblick. Die Laibung des Portals ist dem Hauptportal ähnlich und von trefflicher Arbeit. — Die Nordseite, die wir nun ins Auge fassen, ist zierlicher als die südliche, weil sie dem Hauptplatze zugewendet ist. Hier sind erstens alle Fensterrahmen oben und unten reich geschmückt, sodann läuft unter dem Dach des Nebenschiffes die ganze Länge hin eine Zwerggallerie von 33 gedoppelten Säulchen; endlich ist westlich vom Querschiff noch ein Prachtportal mit einem Vorbau auf 6 Säulen, deren zwei vorderste auf Löwen stehen. Die Seitendurchgänge dieses Vorbaues sind bereits spitzbogig und manches deutet auf spätere Arbeit; das Portal selbst aber ist älter, von tüchtiger Arbeit und reich an plastischem Schmuck. Kürze halber soll hier nur angedeutet werden, dass an dieser nördlichen Seite des Schiffes die Spuren eines älteren Baues und eines jüngeren Umbaues in einander laufen; so ist z. B. der Sockel durch Auffüllung verdeckt; sind die Lesenen durch die Fenster und die Gallerie unregelmässig unterbrochen u. s. w. — Die nördliche Front des Querschiffes gleicht der südlichen; nur ist hier statt der zwei Langfenster ein Radfenster mit einer seltsamen plastischen Darstellung, welche ein Glücksrad vorstellt: fallende und steigende Figuren, oben eine mit zwei Kronen und in der Mitte der Herr, der das Rad treibt. Auch die östliche Seite des Querschiffes gleicht der südlichen, mit Ausnahme des Portalvorbaues; sie ist aber sammt der nördlichen Chorwand theils durch neue Flickbauten theils durch den anstossenden ehemals bischöflichen Palast verdeckt. Dach und Kuppel der Kirche sind modern, wenn auch letztere mit einigem Anschluss an den alten Styl; können daher hier übergangen werden. — Nun noch das Äussere des Chors, der ein Rechteck von der Breite des Mittelschiffes bildet, durch einen dreieckigen Giebel geschlossen, unter dem etwas schmäler und niedriger die halbrunde Apsis hervorragt. Die südliche Seitenansicht (die nördliche, wie gesagt, ist verdeckt) zeigt unten etwas vortretend die Wand der verschütteten Krypta mit einigermassen gedrückten aber zierlichen Rundbogenfenstern. Die Wand darüber hat zwei schön eingerahmte Fenster und unter dem Dach befindet sich die Zwerggallerie. Die Apsis, in vier Abtheilungen aufsteigend, ist der prächtigste Theil des Äussern. Auch hier tritt unten die Umfangsmauer der Krypta mit drei Fenstern hervor. Darüber, als ihrer Basis, steigen zwei Pilaster mit Halbsäulen bis zum Dachsims empor, die die Unterabtheilungen durchschneiden und beherrschen. Zunächst aber der Krypta läuft eine blinde Zwerggallerie. Darüber befinden sich drei Fenster, um welche die gedoppelte Zahl von Säulchen und Bogen prächtige Rahmen bildet, während die Laubkränze der Capitäle auch die Zwischenräume umziehen. Das Mittelfenster, gleichsam um den phantastischen Schmuck auf die Spitze zu treiben, hat zur Seite zwei geschlungene Doppelsäulen, die auf Greifen ruhen. Das Ganze endlich ist durch eine offene Zwerggallerie von eckigen Säulchen gekrönt. Unter dem einfachen Dachgesims läuft ein Zahnschnitt. Wollten wir zum Schlusse Abrechnung halten zwischen deutschen und lombardischen Elementen an diesem Bauwerk, so gehört jenen die Hauptsache, der Plan und die Verhältnisse, diesen mehr das Detail an, wovon wir schon auf einiges aufmerksam gemacht haben, z. B. die Stiegengallerie im Innern, die Radfenster, die Portalvorbaue, vielleicht auch die Zwerggallerien am Äusseren und sicher die Capitälbildung. Eine genauere Beschreibung wird an dieser Stelle nicht gegeben, weil eine solche in dem Werke „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates" (herausgegeben von Dr. Heider, Professor Eitelberger und Architekten Hieser) erscheinen wird [1]). Die Erhaltung der ehrwürdigen Kathedrale des hl. Vigilius ist leider nicht der Art, wie man es wünschen und erwarten könnte. — Von der alten bischöflichen Burg, die 1676 unter Bischof Sigmund Adolf Grafen von Thun umgebaut wurde, ist noch am südlichen und nördlichen Ende ein Stück stehen geblieben. Südlich, hart an der Nordseite des Domchores, steht ein drei Stock hohes Viereck, oben mit zierlichen getheilten Bogenfenstern und einem Kranze gabelförmiger Zinken; unten ist eine Capelle, die nun als Domsacristei verwendet ist und deren Apsis mit Halbsäulen, Rundbogen, Fries und Glockenthürmchen in Osten frei steht. Der Styl ist alterthümlicher als am Dom. Nördlich aber steht ein alter malerischer Burgthurm mit kühn vorgestreckten Zinnen. — Die übrigen Reste mittelalterlichen Kirchenbaues in Trient sind nicht mehr bedeutend. An der berühmten Kirche S. Maria Maggiore, in der das Concilium gehalten wurde und die in einem Renaissancestyl gebaut ist, steht noch der romanische Thurm. Er bildet ein hohes Viereck aus Quadern, dessen zwei oberste Stokwerke auf allen Seiten doppelt getheilte Rundbogenfenster haben; die Säulen, welche die Abtheilung machen, haben Würfelcapitäle. Das niedrige Achtek sammt der Kuppel sind modern. — Ein höchst einfacher Bau aus spät-gothischer Zeit ist die Peterskirche. Die vier achteckigen Pfeiler sind ohne Capitäle und tragen ein Netzgewölbe; in den Seitenschiffen sind die Rippen massiger als im Mittelschiff. Die kostbare Façade stammt aus neuester Zeit; sie befolgt im Aufriss die Art lombardischen Façadenbaues, im Detail spät-gothische (auch wohl nicht gothische) Muster. Was etwa das malerische, weitläufige Schlossgebäude (nun als Festungscaserne verwendet) an mittelalterlichen Resten enthalten mag, ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

---

[1]) Das kürzlich ausgegebene VII. und VIII. Heft dieses Werkes enthält die Beschreibung und Abbildung des Domes von Trient.

D. Red.

II.

Brescia.

Brescia, anmuthig am Auslauf der Alpen in die lombardischen Ebenen gelegen, macht im Ganzen den Eindruck einer wohlgebauten neueren Stadt. Doch enthält es Baudenkmale aus fast allen Perioden seiner älteren Geschichte. Catullus schreibt ihm ein höheres Alter zu als Verona (*Brixia Veronae mater amata meae!*) und sein römisches Bürgerrecht soll sich schon von Julius Cäsar herschreiben. Das Christenthum ist nach örtlicher Tradition schon in den Zeiten der Apostel in diese Gegend gekommen, entweder durch Anathalon, einem Schüler des hl. Barnabas, oder durch den h. Appollinaris [1]). Auch werden die Namen zahlreicher Martyrer und 23 heiliger Bischöfe aus den Zeiten der römischen Verfolgungen genannt. Durch die Gothen und Hunnen verschwand das alte Brixia, unter den Longobarden erhob es sich neuerdings und war eine der angeseheneren Städte mit eigenen Herzogen. Im späteren Mittelalter theilte es die Schicksale der übrigen Städte Oberitaliens durch alle Phasen städtischer Freiheit mit ihren Parteikämpfen, sodann der Unterthänigkeit unter den Scaligern von Verona und der Visconti von Mailand, bis es endlich in venetianische Gewalt kam.

Aus der Zeit der römischen Herrschaft ist noch ein ansehnliches Überbleibsel unter dem Schutte erhalten und durch Joli's Ausgrabungen aus Licht gefördert worden, der unter Vespasian erbaute Herculestempel, der nun als vaterländisches Museum (*Museo patreo*) dient. Er ist am Abhange eines Hügels erbaut und ruht auf mächtigen Substructionen; eine hohe Treppe führt hinauf. Er hat einen Porticus von korinthischen Säulen, von denen die mittleren zwei vortreten, im Innern drei Zellen. Die Säulen sind bis auf eine gebrochen, Capitäle, Friese u. s. w., alles von einer herrlichen Arbeit, nur in einzelnen Fragmenten vorhanden, das Ganze überhaupt von mehr Interesse für den Maler und Antiquar als für den, der wirklich erhaltene Bauwerke auf seinem Wege sucht. Die Zellenräume enthalten eine sehr sehenswerthe Sammlung von antiken und mittelalterlichen Überresten. Das berühmteste Stück ist die geflügelte Victoria aus Bronze, die auf einem Schilde schreibt und von der ein Abguss auf dem Schlachtfelde von Kulm aufgestellt wurde, von edelster Form und Haltung. Von den mittelalterlichen Bildwerken ziehen figurirte Säulencapitäle aus einer aufgehobenen Kirche, die mit dem weitläufigen Kloster Sta. Julia in Verbindung stand, am meisten an.

Von den Kirchen, die noch in altchristlicher Zeit über den Gräbern der Märtyrer errichtet wurden, ist nur mehr der Platz und der Name erhalten; die Gebäude selbst sind vollständig modernisirt worden. Hingegen ist aus der Zeit der longobardischen Herrschaft noch einiges übrig geblieben. Vor Allem gehört hierher der alte Dom, ein Rundbau, der mit einem höchst alterthümlichen Aussehen neben der jetzigen Kathedrale steht. Cordero di S. Quentino [1]) theilt die Stelle eines Chronisten aus dem XII. Jahrhundert mit, nach welcher es zweifelhaft bleibt, ob diese Kirche im VII. Jahrhundert von den Herzogen Markward und Frodoard unter Beihilfe des Königs Grinwald, oder erst unter Herzog Raimo zur Zeit Karl's des Grossen gebaut wurde; er selbst ist geneigt, den Bau später herabzurücken, erstens wegen der Rundform, welche die Longobarden bei ihren Kathedralen sonst nicht anzuwenden pflegten, und dann wegen mancher Styläbnlichkeiten mit Bauten des XI. und XII. Jahrhunderts. Der erste Grund hat wenig Gewicht, indem die Nachbarschaft von Ravenna mit seinen Rundbauten einen ähnlichen Versuch von Seite der Longobarden wohl erklärt. Dann hat die Anlage dieses Rundbaues weit mehr Primitives und Unbeholfenes, als der Bau Karl's des Grossen in Aachen und möchte daher wohl einer früheren Zeit angehören. Das hindert aber nicht anzunehmen, dass der obere Bau, wie er sich jetzt von aussen darstellt, ein Umbau des XII. Jahrhunderts ist, wohin ihn die Details verweisen. — Um genau zu reden, ist nicht die ganze Kirche ein Rundbau, sondern nur derjenige Theil, den man sonst das Schiff nennt; daran schliesst sich in Kreuzesgestalt Querschiff und Chor, und diese ganze Anlage hat so viel Alterthümliches, dass sie sehr wohl ursprünglich sein kann. Die Obermauer oder den Cylinder des Rundbaues tragen acht Pfeiler, die modernisirt sind und nun massiv viereckig aussehen. Um diese zieht sich ein kreisrunder Umgang, der von Pfeiler zu Pfeiler mit unbeholfenen Kreuzgewölben gedeckt ist; ausserdem gehen von jedem Pfeiler zwei Rundbogen an die Wand, eine Art sehr primitiver Stütz- und Strebebogen. Kleine Rundbogenfenster erleuchten den Umgang, eine zweite Reihe den Oberbau, der nur über diesen Fenstern zugewölbt ist. Das Äussere zeigt, dass hier eine dritte Fensterreihe verbaut und die Höhe der Kuppel gestutzt worden ist. Das Querschiff bildet drei Travéen, von denen die beiden äusseren durch Kuppeln, die mittlere durch ein Kreuzgewölbe mit runden Diagonalrippen gedeckt ist. Ein gleiches Travée mit dreiseitigem Schlusse bildet den Chor. Das Schlusspolygon zeigt einen Übergangsstyl aus späterer Zeit. Säulchen mit weitausladenden, tellerähnlichen Capitälen tragen runde Rippen, die zu einem Sterngewölbe zusammenlaufen. Die Krypta ruht auf 42 Marmorsäulen mit alterthümlich figurirten Capitälen. An der Ostseite des nördlichen Querarms ist die Capella della Santissima Croce angebaut, gleichfalls mit einer Kuppel gedeckt; hier werden seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts in einem byzantinischen Kästchen aus dem Orient stammende Kreuze als hochverehrte Reliquien aufbewahrt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der

---

[1]) Ughellus Italia sacra tom VI. Episcopi Brixi.

[1]) Dell' architettura ital. durante la dominazione Longobarda. Brescia 1829.

ganze östliche Theil des Baues, wenn die Anlage auch älter sein sollte, im Mittelalter und später durchgreifende Veränderungen erfahren hat. — Am Äussern fällt zunächst das Material auf, aus dem die Masse des Rundbaues besteht: kleine viereckige Steine, die weit mehr an römisches Mauerwerk als an Bauten nach dem Jahre 1000 erinnern. Der Bau erhebt sich hier in zwei Absätzen. Den untern, gleichsam die Basis, bildet der Umgang mit seinem Dach; er hatte ursprünglich viel grössere Bogenfenster, als die jetzigen sind. Darüber ragt der Oberbau hinaus, der wieder zwei Abtheilungen hat, die untere glatt mit einer Reihe Fenster, die etwas kleiner sind als am Umgang, die obere mit Lesenen, die das ganze Rund in 24 Theile abtheilen und unter dem Fries mit eben so vielen Fenstern nach kleinerem Massstabe mit doppeltem Einschnitt am Rande, die aber jetzt im Innern nicht mehr sichtbar sind. Auf den Lesenen sitzt der Rundbogenfries, darunter das Ornament des gebrochenen Stabes doppelt. Über dem Fries befindet sich das Hauptgesims, drei Bänder, von denen das mittlere strickartig gestaltet ist, mit doppeltem Zahnschnitt dazwischen. Fries und Gesims sind von Backstein; das Dach ist ein rundes Zeltdach, keine gewölbte Kuppel. An diesem oberen Theile mag sich der Geschmack des 12. Jahrhunderts verrathen, sonst aber ist die Anlage von einfach alterthümlichem Charakter und von einer eigenthümlichen Würde. — Aus der Zeit zwischen 757—761 rührt die Stiftung des Klosters Santa Guilia durch König Desiderius her, dessen Tochter seine erste Äbtissin war (S. Cordero a. a. O., S. 277). Aus dieser Zeit soll noch die Salvatorkirche, nun in eine Barrake verwandelt, erhalten sein. Trotz mancher Bemühungen konnte ich in diese Kirche nicht gelangen; in der Caserne, in die das Kloster nun verwandelt ist, konnte mir Niemand Auskunft geben. In dem nämlichen Kloster ist aber noch eine andere kleine Kirche erhalten, die der h. Julia, welche wegen ihren alterthümlichen Formen in einer von der longobardischen nicht fernen Zeit entstanden sein könnte. Sie bildet von Aussen ein Viereck, das oben in ein länglichtes Achteck übergeht; die Ecken des Übergangs sind abgeschrägt, das Achteck mit einer Säulchengallerie umzogen, über welcher der Rundbogenfries steht; alles aus Quadern. Das Innere hat eine Unter- und Oberkirche. Die Oberkirche, die allein zugänglich war, besteht aus einem Viereck, etwas länger als breit, auf dem mit ausgerundeten Zwickeln die achteckige Kuppel sitzt. Die Südwand hat zwei Fenster, die Kuppel einige vermauerte runde, die östliche Seite nehmen drei gleich grosse halbrunde Nischen ein durch einen Pfeiler mit Kämpfer von einander geschieden. Die ganze Kirche ist mit Gemälden von ungleichem Werthe bedeckt; die besten sind die an und in den drei Nischen, namentlich eine Maria Verkündigung herrlich. Eins dieser Bilder trägt die Jahrzahl 1518: der Typus ist der der Schule des Leonardo. — Im Kreuzgang des Klostergebäudes sind noch einige schöne romanische Säulen erhalten, die übrigen sind moderne.

Ein schönes Kirchlein in einer Art Übergangsstyl vom Romanischen ins Gothische (obwohl in Italien, wo die beiden Style sich nie streng geschieden haben, von einem eigentlichen Übergang nicht die Rede sein kann) ist die ehemalige Franciscaner- und Seminarkirche S. Christo, in der Nähe von S. Giulia. Die Façade ist die lombardische mit flachem Giebel, zwei Thürmchen an den Flanken, eines auf der Spitze. Unter dem Dache läuft ein zierlicher Rundbogenfries aus glasirtem Backstein. Über dem (modernen) Portal ist ein Rundfenster mit zierlichen Bändern eingefasst. Das Innere hat nur ein Schiff, die Rippen ruhen auf figurirten Tragsteinen und bilden ein rautenförmiges Gewölbe. Die Schildbogen an den Wänden sind beinahe spitz und müssen so wie der tiefgerippte Schluss als gothische Elemente gelten. Das anstossende Kloster hat zwei einfache romanische Kreuzgänge, der innere ist zweistöckig. — Die Kirche S. Francesco, die jedenfalls erst nach 1254, der Zeit der ersten Niederlassung der Franciscaner in Brescia, entstand, ist ein Beweis, wie lange sich hier der romanische Styl erhielt oder harmlos mit gothischen Elementen vertrug, während die Gothik in Deutschland längst die Alleinherrschaft besass. Die Anlage ist dreischiffig mit dreiseitigem Schlusse und einer polygonen Seitencapelle; das Innere ist jedoch meist modernisirt und nur das Äussere so ziemlich erhalten. Hier zeigt die Masse des Mauerwerks wechselnde Schichten von Stein und Ziegeln. Die Façade hat den lombardischen Typus in der Weise, dass die Seitenschiffe mit einer horizontalen Linie schliessen, über welche der Giebel des Mittelschiffes aufsteigt. Ein reiches Rundbogenportal und darüber eine grosse schöne Rose schmücken die Façade; von besonderer Zierlichkeit ist der Backsteinfries. — Die erwähnte Seitencapelle ist ein Polygon, das sich fast der runden Form nähert (aus dem Vierundzwanzigeck), ganz aus Backstein und zwar sehr schön erbaut. Sie zeigt von aussen Pilaster und Rundbogenfries, darüber ein reiches Gesims. Die Kirche hat einen hohen viereckigen Thurm mit zwei Fensterreihen, die unteren rundbogig und gekuppelt, die oberen hoch und spitzlängig. Neben der Kirche ist ein kleiner Brunnenhof mit massiven romanischen Säulen, gut erhalten.

Ausser den erwähnten zeigt meines Wissens keine andere Kirche mehr den mittelalterlichen Styl. Ein sehr interessantes Muster der Frührenaissance ist die kleine Kirche S. Maria de' Miracoli. Die Façade ist, wie ein Schatzkästchen, ganz mit zierlichst ausgearbeiteten Sculpturen bedeckt in der Weise, wie die Lombarden in Venedig arbeiteten. Auch das Innere mit seinen vier Kuppeln über den Kreuzarmen scheint ein venetianischer Gedanke. Die späteren Kirchen sind meistens von Einem Schlag; nur ein Schiff mit Tonnengewölben und Nebencapellen zwischen den Pilastern, oder eine Kuppel. Im letzteren Falle ist meistens eine glückliche Stützung mit ausgenommenen Pfeilerecken erreicht. Das Detail ist reich und die Fronten sind

über das Dach erhöht. Das Innere ist oft ganz mit Fresken bedeckt, wie in S. Domenico, oder mit Stucco, wie in S. Maria delle Grazie.

Ein wahrhaft majestätisches Gebäude ist der Dom, der anfangs des 17. Jahrhunderts begonnen wurde und erst vor 30 Jahren seine Kuppel erhielt. Der Typus ist der gewöhnliche, von der Peterskirche entnommen, aber die Grösse der Anlage und die Tüchtigkeit der Ausführung sichern ihm einen vorzüglichen Platz in der neuern Architectur.

Von profanen Gebäuden des Mittelalters ist nur wenig übrig geblieben und auch dies meist verstümmelt. Ein rechter Kraftbau ist die torre di Pallade, ein Viereeksthurm mit verstärkten Ecken und vortretenden Zinnen. Nach localer Tradition wäre es ein römischer Bau und er könnte seinem Aussehen nach allerdings Theile enthalten, die über das Mittelalter zurückreichen. — Neben dem Dome ist der sogenannte Broletto, das alte Stadt- und Gerichtshaus, der Hauptmasse nach wohl erhalten, aber aller früheren Schönheit beraubt, indem die Bogenhallen, die das Innere und Äussere schmückten, auf das Übelste verklebt sind. Die alte Gestalt hat nur noch der mächtige Viereeksthurm und ein nördlicher Flügel aus Backstein mit einem schönen Rundfenster. — Malerisch ist der Anblick der piazza vecchia; die umgebenden Gebäude, so wie der Hauptbau des palazzo comunale sind jedoch modern. An letzteren sind einzelne Ziertheile von Sansovino und Palladio, das Ganze aber hat eine sehr barocke Bekrönung erhalten.

III.

Mailand.

Von dem Wege zwischen Brescia und Mailand weiss ich nur so viel zu berichten, als ein flüchtiger Blick aus dem Wagen erhaschen konnte. In Caravaggio und Treviglio sind Kirchen, deren Äusseres die lombardische Decorationsweise zeigt; die Façade der Kirche in Caravaggio besonders ausgezeichnet. Der sogenannte lombardische Façadenbau ist in der Kunstgeschichte einigermassen in Verruf gekommen als spielendes Decorationswerk ohne rechten architektonischen Sinn. Aber an Ort und Stelle sieht man deutlich, wie unrichtig dies Urtheil in seiner Allgemeinheit ist. Zugegeben, dass die lombardische Façade, wo sie vor grossen Gebäuden steht, selten der organische Ausdruck des Innern ist, sieht man doch viele und besonders kleinere Kirchen, deren Façade mit dem Innern im besten Einklange steht und die für dasselbe gar nicht schöner und einfacher gedacht werden könnte. Die Nebenschiffe schliessen in der Regel mit einer horizontalen Linie oder mit einer schräg ansteigenden, die ihrem Dache entspricht. Darüber erhebt sich der Giebel des Mittelschiffs. Die Grenze der Schiffe ist durch kräftige Pfeiler angezeigt, die nicht selten die Gestalt kleiner Thürmchen annehmen und so einen anmuthigen Schluss nach oben bilden. Unter dem Dache läuft der Backsteinfries, der nicht selten die schönsten Muster zeigt. Man muss gestehen, dass der Renaissance mit all ihren reichen Mitteln der Façadenbau selten so gut gerathen ist. Ein Punkt, woran so viele neuere Bauten scheitern, ist z. B. die rationelle Vermittlung der Seitenschiffe mit dem Mittelschiff. Schon L. B. Alberti suchte sich in S. Maria Novella zu Florenz durch eine Schneckenlinie (Volute) zu helfen, und Palladio setzte fingirte Halbgiebel hinauf, die sich hinter dem Hauptgiebel verstecken, beides architektonische Undinge und beides doch hundertmal nachgeahmt!

Mailand bewahrt aus den Zeiten des römischen Spätreiches grössere Erinnerungen, als irgend eine andere Stadt des obern Italiens. Wie herrlich die Stadt im vierten Jahrhundert prangte, davon gibt die Beschreibung des Ausonius in seiner bekannten Rundschau über die Hauptstädte des Reiches Zeugniss. Da waren doppelte Stadtmauern, Circus, Theater, Tempel, Kaiserpaläste, die herculischen Bäder mit marmorgeschmückten Säulenhallen, kurz eine solche Pracht, dass nicht einmal die Nähe Roms ihr Eintrag zu thun vermochte[1]). Auch der kirchliche Ruhm Mailands stand hoch, indem es sich bald neben Aquileja zur Hauptkirche Oberitaliens erhob und eine Reihe heil. Bischöfe, darunter einen heil. Ambrosius an der Spitze hatte. Aus der Zeit des heil. Ambrosius sind uns noch die Namen mancher Basiliken bewahrt und er selbst gründete deren vier. Der grösste Theil dieser Herrlichkeit sank schon durch die Stürme der Völkerwanderung in Staub, so dass wohl noch Stelle und Namen übrig blieb, von den Gebäuden aber nur ein geringer Rest. Die verheerenden Züge der Ungarn thaten das Übrige, mit dem Alten vollends aufzuräumen; und unter der longobardischen Herrschaft erwuchs nach und nach ein neues Mailand. Aber auch dieses ist verschwunden; bereits 1071 richtete ein Brand nach dem Ausdruck des Sigonius *universam prope urbem* zu Grunde; und fast ein Jahrhundert darauf (1162) vernichtete Kaiser Friedrich I. und der Hass der Nachbarstädte die Stadt so völlig, dass kaum der fünfzigste Theil stehen blieb und nur etwa drei Kirchen gerettet wurden. Somit ist fast alles gegenwärtig Vorhandene erst nach diesem Zeitpunkt entstanden. Nur zwei Kirchen haben sich wie durch ein Wunder durch alle diese Gerichte erhalten: S. Lorenzo und S. Ambrogio; doch auch an ihnen haben die Zeitläufte, die darüber gegangen sind, so

[1]) Et Mediolani mira omnia, copia rerum
Innumerae, cultaeque domus, fecunda virorum
Ingenia, antiqui mores. Tum duplice muro
Amplificata loci species, populique voluptas
Circus, et inclusi moles cuneata theatri,
Templa palatinaeque domus, opulensque moneta,
Et regio Herculei celebris sub honore theatri
Cunctaque marmoreis ornata peristyla signis,
Moeniaque in valli speciem circumdata limbo;
Omnia quae magnis operum velut aemula formis
Excellunt, nec juncta premit vicinia Romae.

merkliche Spuren zurückgelassen, dass es schwer ist, den Faden bis zum Anfang in der Hand zu behalten.

Die Kirche S. Lorenzo wird mit der davorstehenden Colonnade für einen Überrest der von Maximian erbauten Thermen oder des Tempels zu Ehren des Hercules gehalten [1]). Sie war jedoch schon im fünften Jahrhundert eine christliche Kirche, im achten Jahrhundert mit Thürmen versehen und erfreute sich einer glänzenden Ausstattung, die wir von dem mailändischen Geschichtschreiber Arnulfus zugleich mit dem Bericht ihrer Zerstörung durch den Brand 1071 erfahren. Schwer auszusprechen, sagt er, sei die Menge der Sculpturen in Holz und Stein, ihre kunstreiche Zusammenfügung, die Säulen mit ihren Basen, die ringsum laufenden Tribunen und die alles bedeckenden Mosaiken — die Kirche habe in der Welt nicht ihres Gleichen gehabt [2]). Der Brand erstreckte sich auch auf weiter obliegende Theile, wie denn Sigonius ausdrücklich bemerkt: *Laurentii martyris aedes combusta, nudataeque peristylo sua 16 illae, quae adhuc restant, columnae striatae.* — Diese Verheerung machte einen Umbau nothwendig, der im spätern Mittelalter noch manche Nachhilfe erhielt. Aber auch diese zweite Auflage ist bis auf wenige Spuren (z. B. eine romanische Säule, eine andere zur Verstärkung eines Pfeilers kopfüber gestellt, einige figurirte Steine u. s. w.) nicht mehr vorhanden. Dann 1573 stürzte die alte Kuppel ein und Carolus Borromäus liess sie durch Bassi wieder herstellen, der im Allgemeinen wohl die alte Form beibehielt, aber doch mancherlei Veränderungen vornahm. Es ist daher auch nur die Hauptform von Interesse. Die sechzehn korinthischen Säulen sind jetzt ganz ausser Verbindung mit der Kirche; es ist eine Häuserreihe dazwischengeschoben. Sie sehen auch sehr verbrannt und verwittert aus. Innerhalb jener Häuser kommt man auf einen öden Vorplatz und hat die Façade vor sich, die noch das alte Backsteinmauerwerk ohne Verkleidung zeigt. Sonst stellt der Bau nach Aussen ein einfaches Viereck dar, wo dies nicht durch Capellen unterbrochen ist; die Ecken um die Kuppel sind (wohl zur Stützung derselben) mit thurmartigen Massen ausgefüllt. Das Innere hingegen überrascht durch einfach grossartige Anordnung und die schönsten perspectivischen Durchblicke. Es bildet ein Achteck auf vier Pfeilern mit ebensovielen halbrunden Ausbauten (Exedren). Jeder Pfeiler ist eigentlich ein System von drei übereck gestellten Pfeilern (die Ecke auswärts) mit drei Durchgangsbogen, auf denen das untere Gesims ruht. Darauf steht eine zweite, ähnliche Bogengruppe, die das Hauptgesims trägt. Die Exedren dazwischen bilden zwei Stockwerke offener Bogenstellungen, die an der Eingangs- und Altarseite vier, an den übrigen zwei Seiten drei (achteckige und runde) Säulen haben; die im untern Stockwerke dorischer, die im oberen jonischer Ordnung. Sie sind von Halbkuppeln überwölbt, die mit den Bogen der Pfeiler die Untersätze der achteckigen Kuppel bilden. Um den (durch die Pfeiler begrenzten) Innenraum ist im unteren und oberen Stockwerk ein freier Umgang mit mancherlei Nebenräumen, die zu Capellen benützt sind. Man hat in der Hauptsache den Eindruck eines höchst imposanten römischen Rundbaues, wenn auch die Ausschmückung fehlt und die modernen Zuthaten z. B. die unruhigen Gesimse eher stören. —

Ein kleines Abbild des grossen Baues ist die südlich anstossende Capelle des heil. Aquilinus, ein Achteck mit Nischen und Kuppel. Zwei Nischen haben Mosaiken; Christus und die Apostel in der einen derselben sind von lebendig antikisirender Bildung, ihre Technik jedoch ist rauh. Man versetzt sie ins fünfte oder sechste Jahrhundert. Historisch beinahe noch merkwürdiger als künstlerisch ist die Kirche S. Ambrogio. Der Heilige, dessen Namen sie trägt, gründete sie 387, nachdem er die Reliquien der hh. Gervasius und Protasius aufgefunden und hieher übertragen hatte. Zehn Jahre darauf wurde er selbst in ihr begraben und als Ruhestätte des grossen Kirchenlehrers blieb sie sofort im grössten Ansehen; *ecclesia S. Ambrosii, ubi corpus sancti Christi confessoris quiescit in pace,* ist ihr Ehrentitel in fast allen mittelalterlichen Urkunden [1]). Aus den Zeiten der Völkerstürme sind wir über diese Kirche ohne Nachricht. Im VIII. Jahrhundert erscheint ein angesehener Custos bei derselben und am Anfang des IX. bereits ein Kloster. Später theilte sich in Besitz und Dienst der Kirche ein angesehenes Cistereienserstift und ein Capitel weltlicher Chorherrn. Von bedeutenden baulichen Veränderungen wissen wir Folgendes mit Sicherheit. Erzbischof Anspert (879 — 882) baute der Inschrift seines in der Kirche befindlichen Grabes zufolge die Vorhalle [2]). Der Brand von 1071 scheint diese Kirche nicht berührt zu haben und auch bei der Zerstörung durch Friedrich Rothbart blieb sie

[1]) Hierüber hat sich vor wenigen Jahren ein interessanter Streit zwischen den Architekten Hübsch und Kugler entsponnen (siehe deutsches Kunstblatt 1854, Nr. 47 und 50). Ersterer stellte die Behauptung auf: S. Lorenzo sei von allem Anfange an eine christliche Kirche gewesen und glaubt hiermit die ganze bisherige Ansicht von der alt-christlichen Architectur im Abendlande berichtigen zu müssen, indem hier eine vom Basilikentypus wesentlich verschiedene Bauform zur Anwendung kam. Mit Grund wurde aber von Kugler dagegen eingewendet, dass das Fehlen der Apsis und die weite Entfernung der Colonnaden (150 Fuss), beides ohne Beispiel in altchristlichem Kirchenbau, diese Annahme verbiete. Es wird also wohl bei der alten Ansicht sein Bewenden haben, wie denn z. B. Burkhardt (der Cicerone S. 51) die Kirche ohne Weiters für einen Überrest der Kaiserthermen ansieht. — Die Ansicht Schnaase's, der S. Lorenzo für eine Nachahmung von S. Vitale in Ravenna aus dem 7. oder 8. Jahrhundert erklärt, hat wenig für sich, wenn man andere Bauten aus dieser Zeit in Betracht zieht.

[2]) *Cujus (i. e. S. Laurentii) speciosissima adeo fuit ecclesia, ut relatu difficile videatur, quae fuerint lignorum, lapidumque sculpturae, eorumque, altrinsecus compaginatae juncturae, quae suis columnae cum basibus tribunalia quoque per gyrum ac desuper tegens musivum universa. O templum cui nullum in mundo simile! Arnulfus. lib. III. c. 22* bei Muratori *Rerum ital. scriptores* im 4. Bande.

[1]) S. Puricellus Ecclesiae Ambrosianae et Monumenta. Mediol. 1645.

[2]) Quot sacras sedes quanto sudore refecit. Atria vicinas struxit et ante fores.

verschont. Am Ende des XII. Jahrhunderts war sie jedoch so verfallen, dass eine Restauration, beinahe ein Umbau nothwendig wurde, welchen Erzbischof Obertus (1193 bis 1200) begann und sein Nachfolger Philipp zu Ende führte [1]). Die Kirche trägt denn auch vorherrschend den Charakter dieser Zeit. Der Bau der Krypta und die Erhöhung des Chors wird auf 1233 angesetzt, in welche Zeit auch die Wölbung gehören dürfte. Die neuen Veränderungen beschränkten sich meistens auf Ausschmückung und Nebencapellen. Die Anlage ist nun Folgende. Vor der Kirche ist ein geräumiger viereckiger Vorplatz mit Bogenhallen umzogen. Das Innere hat drei Schiffe, hatte aber ursprünglich sicher fünf, die äussern Abseiten sind nun beiderseits in eine Capellenreihe verwandelt. Querschiff ist keines, aber doch eine Andeutung davon, indem über dem Traveé von der Tribune sich die Kuppel erhebt und (wenn ich mich recht entsinne) die Seitenemporen aufhören. Die Tribune ist erhöht und unter ihr befindet sich die Krypta. Die Capellen neben der Tribune sind im Mittelalter sicher durch Erweiterung der Seitenapsiden entstanden. Der Campanile befindet sich an der Nordseite. Nun einige Details. Die Umfangsmauer der Halle zeigt äusserlich gegen Westen einfache Bogenblenden, die ehemals Gemälde enthielten. Gleich beim Eingange kann man ein Paar korinthische Capitäle bemerken, die wahrscheinlich antik sind. Die Langseite der das Rechteck umgebenden Halle zählt sechs, die schmale (im Lichten) drei Rundbogen, durch Pfeiler getheilt; über den Arcadenbogen befindet sich eine ziemlich hohe Obermauer. Die Bildung der Pfeiler ist viereckig mit seitwärts angelegten Halbsäulen, deren Basis den Eckknollen zeigt. Die Capitäle, auch um die Pfeiler herumgeführt, enthalten theils symbolische Thierfiguren, theils Laub und Bänderverschlingungen von einer sehr sorgfältigen und in den Ornamenten geschmackvollen Arbeit. Über den Capitälen der Stirnseite steigen dünne Halbsäulen an der Obermauer auf und tragen den Rundbogenfries; darüber ein Zahnschnitt und die Simsplatten. Stützen und Hauptbogen sind aus Stein, an den darüber laufenden Bogen wechseln hie und da weisser Stein und rothe Ziegeln, das Übrige ist aus Backstein. Die Hallenwände waren ehemals mit Gemälden und Denkmalen bedeckt; von letzteren ist noch manches sehr Alterthümliche vorhanden; von den Gemälden zerstreute Spuren. Bemerkenswerth ist, dass an diesem frühen Bau schon alle Elemente der romanischen Bau- und Zierweise vorkommen. — Die Façade der Kirche hat zwei Stockwerke, wovon das untere durch die östliche Seite der Vorhalle gebildet wird. Ihre fünf Bogen (drei im Lichten, zwei in die Langseiten der Halle mündend) führten ehemals wohl in die fünf Schiffe der Basilica, deren Zahl besonders durch die Gestalt des zweiten Stockwerkes der Façade ersichtlich wird. Auch diess bildet eine offene Halle von fünf Rundbogen, von denen der mittlere der höchste, die zwei äussersten die niedrigsten sind. Sie sind mit schönen Ornamentbändern eingefasst; dazwischen steigen Halbsäulen bis zum Rundbogenfries des breiten Giebels auf, an dem der Unterschied der Schiffe ausserdem nicht angedeutet ist. Das Ganze gibt von der Vorhalle aus gesehen einen sehr bedeutenden architektonischen Anblick, besonders da hier auch der viereckige Campanile mit seinen Bändern und Rundbogen-Friesen vortheilhaft ins Auge fällt. Die Technik der Façade entspricht übrigens dem grossen Concept keineswegs; es ist mancherlei verrenkt und verschoben und die Pilaster kommen wie kümmerlich aufgeklebt heraus. Die Baumasse der Façade und des Campanile (und wohl auch der ganzen Kirche) besteht aus Backstein. — Das Innere der Kirche hält kaum, was das Äussere verspricht, es hat wenig Majestät. Man merkt es, dass sie von allem Anfang an als altchristliche Basilica angelegt ist, mit der Richtung mehr in die Länge als in die Höhe. Nun brachte jene spätere Restauration die Formen des Hochbaues hinein, ohne diesen selbst schaffen zu können. Alles ist einigermassen gedrückt und schlecht beleuchtet. Das Schiff hat bis zur Kuppel nur zwei Traveén; drei Hauptpfeiler tragen die zwei Hauptbogen, welche die Schiffe scheiden. Jeder dieser Bogen ist durch einen Nebenpfeiler in der Mitte nochmal getheilt und bildet auch nach der Höhe zwei Stockwerke oder Gruppen von zwei kleineren Rundbogen, von denen die unteren in die Nebenschiffe, die oberen in eine Gallerie oder Empore über denselben führen. Die letzteren sind ziemlich stumpf. Die Pfeiler sind nur theilweise mit Halbsäulen versehen; stets aber ist eine Halbsäule unter den Gurt der Wölbung gestellt. Die Wölbung des Mittelschiffes bildet einen stumpfen Spitzbogen. Eigenthümlich ist die Aussicht gegen den Chor. Unten blickt man in die Krypta hinein, die in vier verzierten Bogen gegen das Schiff sich öffnet; darüber steht der Altar und die geschmückte Tribune, eine Anlage, die in Oberitalien hie und da vorkömmt, vorzüglich glänzend aber in S. Miniato bei Florenz (und hier angeblich schon von 1013). Über die Ausstattung der Kirche nur eine Andeutung des Vorzüglichsten. Das Hauptstück ist der 832 von Erzbischof Angilbertus Pusterla (laut der von Puricelle mitgetheilten Urkunde) gegründete Altar *(altare aureum)*. Er befindet sich unter einem Tabernakel auf vier antiken Porphyrsäulen, welche wohl schon früher, vielleicht von der Zeit der ersten Gründung her, an der Stelle standen. Ein gutes Stück davon, sammt den Basen ist durch die Erhöhung der Tribune unsichtbar geworden. Über ihren Capitälen ragt ein Adler heraus, der einen Fisch umkrallt. Vier Rundbogen schliessen das Quadrat ein und darüber stehen sorgfältig mit Bildwerk verzierte Giebel. Die vorzüglichsten Reliefs sind vorne: Christus zwischen Petrus und Paulus (dieser rechts vom

[1]) Zeugenaussage aus einem Process über den Besitzstand, der unter Bischof Philipp verhandelt wurde: Quod archeppus Obertus ipsam ecclesiam fecit aptare, et quod Dom. Philippus fecit opus inceptum perfici. — Ein anderer Zeuge: Ipsam ecclesiam refecit. Ein dritter: Quando reaedificata fuit ecclesia B. Ambroosia cet. S. Paricellus. Vol. I, p. 1113.


Hallstadt

Heiland) und hinten: S. Ambrosius zwischen den heiligen Gervasius und Protasius, nicht ohne Grossartigkeit. Die Giebelspitzen schmücken Akroterien. Das eigentliche *altare aureum* besteht aus einer Bekleidung der Mensa von allen Seiten mit Gold- und Silberplatten, welche mit Geschichten aus dem Leben des h. Ambrosius, Bildern einzelner Heiligen und Inschriften verziert sind. Der Künstler hat auch den Stifter und sich selbst abgebildet. Sein Name Wolfinus Phaber klingt deutsch genug; der Styl ist jenes eigenthümliche Gemisch aus antiken Reminiseenzen, byzantinischer Technik und schüchternen neuen Lebensmotiven, welches die Producte der karolingischen Periode und der nächstfolgenden Zeit charakterisirt. Die Tribune ist mit Mosaiken bedeckt, welche grossentheils wieder Darstellungen aus der Legende des h. Ambrosius sind. Sie stammen aus der Zeit des Abtes Gaudentius, der gleichzeitig mit Erzbischof Angilbert lebte (Puricell. a. a. O. S. 114). — Weniger als Kunstwerk denn als Curiosum merkwürdig ist die „eherne Schlange," welche E. B. Arnulf II. 1002 von Konstantinopel brachte und die auf einer Säule im Schiffe der Kirche aufgepflanzt ist. Allerlei Volksaberglauben knüpfen sich an dieses Idol. — Ein altchristlicher Sarkophag mit den Bildern Christi und der Apostel steht unter der Kanzel; er ist von einer mittelalterlichen Säulenhalle umstellt, auf der die Kanzel ruht. Die Capitäle dieser wie der anderen Säulen zeigen theils Laubwerk, theils Thierfiguren. Auf der Kanzel ist als Lesepult das Bild eines Adlers mit aufgebreiteten Flügeln, ein bekanntes altchristliches Symbol und an dieser Stelle häufig angewendet. Diese Ausstattung der Kanzel fällt fast mit der Zerstörung der Stadt durch Friedrich I. zusammen und rührt von einem gewissen Guilielmus a Pomo her, der, wie die Inschrift sagt, die Kanzel und vieles andere machen liess.

(Schluss folgt.)

Der gothische Flügelaltar zu Hallstadt in Oberösterreich.

(Mit 1 Tafel.)

Von Dr. Eduard Freiherrn von Sacken.

In den gebirgigen Theilen Österreichs hat sich eine bedeutend grössere Anzahl von Kunstdenkmalen des Mittelalters erhalten als im Flachland. Die grössere Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit für Feinde, aber auch der im Allgemeinen geringere Wohlstand, der einen Neubau oder die Beschaffung neuer Einrichtungen erschwerte, mögen die Ursache davon sein; auch hat der Gebirgsbewohner gewöhnlich eine grössere Vorliebe für sein heimisches, gewohntes Eigenthum, als der mehr im Verkehr mit der Aussenwelt stehende Flachländer, und wie sich alte Sitten und Traditionen länger im Gebirge erhalten, so geht es in gewisser Beziehung auch mit den alten Kirchen und deren Einrichtungen. Besonders treffen wir viele Werke mittelalterlicher Holzsculptur an; viele mögen von heimischen Künstlern gefertigt worden sein und es scheint in Tirol, Salzburg und Kärnten in dieser Richtung eine bedeutende Thätigkeit, vorzüglich gegen den Schluss des Mittelalters, wo die Holzschnitzerei ihre höchste Blüthe erreichte, geherrscht zu haben. Das ausgesprochene Talent für Plastik, welches sich auch jetzt in diesen Gegenden kund gibt und das ohne Zweifel mit der plastischen Gestaltung der Natur zusammenhängt, so wie die besondere Geschicklichkeit in der Behandlung des Holzes, des Materiales, auf welches die Leute für so vieles, auch beim Bau der Wohnhäuser angewiesen sind, waren ihnen in früheren Zeiten gewiss so gut wie gegenwärtig eigen und schufen manches mehr oder weniger naturalistische Werk der Holzsculptur.

Unter den geschnitzten Flügelaltären gehört der zu Hallstadt, von dem auf Tafel I eine Abbildung gegeben ist, zu den vorzüglichsten [1]).

Die Pfarrkirche des Marktes, deren Hochaltar er bildet, ist ein Bau aus der Verfallszeit der Gothik, ein von Einer Umfassungsmauer umschlossener Raum, gegen Osten dreiseitig abgeschlossen, durch eine Reihe von Säulen in zwei ganz gleiche Räume getheilt, aussen ohne Strebepfeiler, daher die Mauern ziemlich dick sind. Chor und Schiff sind völlig gleich lang und durch zwei breite Scheidbogen — den beiden Räumen entsprechend — getrennt, welche sich auf den starken in der Mitte stehenden achteckigen Pfeiler stützen. Die vier Sterngewölbe, mit denen

[1]) Unstreitig eine der hervorragendsten Schöpfungen dieser Art in Deutschland ist der grosse Flügelaltar in dem benachbarten Markte St. Wolfgang, von Michael Pacher aus Brunecken in Tirol 1481 im Auftrag des Abtes Benedict von Mondsee gefertigt. Der Schrein, welcher die Segnung Mariä durch Gott Vater, zur Seite die Heiligen Wolfgang und Benedict geschnitzt enthält, ist mit einem doppelten Paare gemalter Flügel zu schliessen, — auf den Innenseiten Darstellungen aus dem Leben der heil. Jungfrau, bei geschlossenen inneren Flügeln Scenen aus dem Leben Jesu, aussen das Leben des heil. Wolfgang. So gut die Gemälde, an denen man die Hände dreier Künstler erkennt, sind, so werden sie doch von dem Schnitzwerk, das in Bezug auf Ausdruck und Formenschönheit auf der höchsten Stufe der Vollendung steht, noch übertroffen. — Ausführlicher über diesen Altar s. meinen Aufsatz in dem Werke: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates, herausgegeben von Heider, Eitelberger und Hieser, I. S. 125 ff., wo auch über die Entwicklung des christlichen Altares und über Flügelaltäre im Allgemeinen einige Andeutungen gegeben sind.

das Schiff bedeckt ist, werden von einer in der Mitte desselben stehenden Säule, an den Wänden von entsprechenden Halbsäulen getragen; den Chor theilt eine Reihe von drei Säulen in zwei gleiche mit zusammengesetzten Kreuzgewölben überspannte Räume. Er hat sechs Fenster mit einfachem, aber schönem Masswerk in den Bogenfeldern; die breite Mittelwand des dreiseitigen Abschlusses bietet Platz für zwei neben einander stehende, den beiden Abtheilungen der Kirche entsprechende Hauptaltäre. Die Säulen, auf achteckigen Sockeln stehend, haben theils niedrige Capitäle mit magerem Laubwerk geziert, theils blos einen Ring und etwas weiter oben eine polygone, zwischen den Ecken geschweifte Deckplatte, — eine Anordnung, die schon den Mangel des architektonischen Verständnisses bekundet, da hierdurch die Bedeutung des Capitäls ganz verloren geht; diess geht auch aus der unpassenden Combination von nackten Säulen mit gothischen Kreuzgewölben hervor, deren tief hängende Rippen ein gratiges Profil zeigen. Am Mittelpfeiler und an den Wänden des Chores treten die Rippen ohne Vermittlung hervor. Der gleichzeitige Orgelchor ruht auf zwei Säulen und ist beiderseits breiter so dass die beiden Seitenbogen der Halle unter dem Chore gegen den mittleren einen stumpfen Winkel bilden. An die Nordseite der Kirche ist eine oblonge, mit Sterngewölben bedeckte Capelle von der Mitte des Schiffes bis zur Mitte des Chores angebaut und öffnet sich gegen jeden dieser beiden Räume in einem breiten Spitzbogen.

Der Eingang ist hier nicht wie gewöhnlich an der Westfaçade, sondern durch den an die Südseite angebauten viereckten Thurm. Das Portal aus rothem, hier häufig vorkommendem Marmor hat auf jeder Seite drei auf hohen, gewundenen und mit Rauten verzierten Sockeln stehende Stäbe, die im Spitzbogen zusammenlaufen. Oberhalb sind zwei kleine Schilder, auf dem einen steht: *Anno dm. 1.5.1.9. jar,* auf dem andern *L. König diser zeytt bed ....* Ein langes Frescogemälde zeigt in zwei Abtheilungen die Kreuztragung und die Kreuzigung, eine wackere Schularbeit von ziemlich guter Zeichnung im Style der Wohlgemuth'schen Schule. Die Peiniger zeigen eckige Bewegungen, der Ausdruck ist schwach. Bei der Kreuzigung sitzt Christus auf dem Kreuze, einer der Knechte will mit seinem Säbel das Oberkleid durchschneiden, ein anderer wehrt es ihm. Unter den Bildern steht: *Durch Hannsen Lewttner rx am zfinztag Nach Joani J: unt Anna im mjjjj xc* (1490?) in gothischen, schwer lesbaren Minuskeln. Der an der mittleren Schlusswand des Chores gemalte heil. Christoph (hier wahrscheinlich nicht blos als Symbol der Kirche, sondern auch als Patron der Schiffer) ist späterer Zeit schlecht übermalt. Allen Merkmalen nach stammt die Kirche aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts, wo die Traditionen der Gothik schon immer mehr verloren gingen [1].

Von den beiden Hauptaltären ist der in der nördlichen Abtheilung des Chores barock, in der südlichen steht der auf Tafel I dargestellte Flügelaltar, der heil. Maria geweiht. Der auf einer ausladenden Predell stehende viereckte Schrein, 9 Fuss 8 Zoll hoch, 7 Fuss 6 Zoll breit, ist mit einem doppelten Flügelpaare zu schliessen. Unter einem fortlaufenden, etwas schwerfälligen Baldachin, der nicht durchbrochen, sondern in etwas kleinlicher Weise mit geschweiften Spitzbogen und freistehemlen, aus gewundenen Ästen gebildeten Fialen geziert ist, steht die Mutter Gottes, auf dem Halbmond mit dem auf ihren Armen liegenden segnenden Kinde, umgeben von andachtsvoll zu ihr aufblickenden Engelchen die ihr Gewand fassen, damit es den Boden nicht berühre, ihr eine Krone aufs Haupt setzen [1]) und rückwärts einen vergoldeten Teppich mit eingepressten Mustern halten. Maria, etwas seitwärts gewendet, blickt sanft und versöhnend auf den Beschauer herab. Die Gewandung in grossen, gezogenen Partien hat nicht das knittrige und scharf gebrochene der meisten Sculpturen dieser Zeit, der feine Kopf zeigt einen sehr edlen Ausdruck. Auf jeder Seite ist ein aus durchbrochenem Laubwerk bestehendes Säulchen angebracht, darauf ein in die Tuba stossender Engel, gleichsam um das Lob und die Ehre der Gottesmutter aller Welt zu verkünden. Rechts steht die h. Katharina mit Schwert und Buch, links Barbara mit dem Kelche, ihr zur Seite der Thurm als Symbol ihrer Gefangenschaft, — schöne Gestalten voll jungfräulicher Anmuth. Die in frommer Demuth leicht geneigten Köpfchen sind gerade nicht von individuellem Charakter, aber von dem gemüthvollen, sinnigen Ausdruck, der die Werke des späteren Mittelalters wie ein warmer Hauch durchweht und als Ausfluss der allgemeinen religiösen Empfindung erscheint. Die Formen sind voll, aber etwas leer in der Durchbildung, die Gewandmotive grossartig. Die drei Figuren des Schreines sind 5 Fuss 3 Zoll hoch. Die moderne Bemalung, die des feinen künstlerischen Gefühles entbehrt, welches wesentlich ist, wenn die bemalte Sculptur nicht zur widerlichen Naturnachahmung herabsinken soll, thun dem Ausdruck der Köpfe und der Wirkung viel Eintrag. Den Hintergrund bilden Vorhänge, die von Engeln getragen werden.

Die inneren Flügel sind auf beiden Seiten geschnitzt, die äusseren Flügel aber beiderseits bemalt. Die ersteren zeigen bei geöffnetem Schreine folgende Relief-Darstellungen: Rechts, oben Mariä Geburt in der eigenen, mehr genremässigen Auffassung; der im Bette

[1]) Einer Vormerkung in einem alten Taufbuche zufolge, soll die Pfarrkirche in Hallstatt im Jahre 1320 von Hermann, Weihbischof von Passau, eingeweiht worden sein. Jedoch kann diese unmöglich die gegenwärtige gewesen sein, wie aus den Bauformen hervorgeht. Ausserdem bestand bei der von der Witwe Kaiser Albrecht's II. Elisabeth erbauten Burg eine Capelle, die zwei Altäre hatte und 1391 eingeweiht wurde. Herzog Albrecht IV. soll das „Heiligthum" (den Reliquienschatz) dazu gegeben haben.

[1]) Über die alte Krone ist gegenwärtig noch eine zweite, grosse Krone gesetzt, die durch ihre Geschmacklosigkeit sehr störend wirkt und zweckmässiger entfernt würde. Das Kind ist eine moderne Arbeit.

sitzenden Mutter wird von einer anmuthigen Jungfrau im altdeutschen Costüme mit Netzhaube die Suppe gereicht, zu des Bettes Füssen eine sitzende Frau mit dem neugebornen Kinde. — Unten: die Vorstellung im Tempel. Maria und die drei zusehenden Frauen, welche die Tracht der Bürgersfrauen im XVI. Jahrhundert, wenn sie zur Kirche gingen, zeigen, sind schöne Köpfe von frommen Ausdruck. Joseph erscheint hier nicht wie gewöhnlich der Idee des Nährvaters zufolge alt, sondern als ein Mann in mittleren Jahren mit reichem Haar und starkem, braunem Barte.

Links, oben: die Verkündigung in der Composition sehr an den herrlichen Stich von Martin Schongauer erinnernd. Maria lauscht, ihr Gebet unterbrechend, die Hand auf das Buch gelegt, den Worten des Engels, der segnend und eine Lilie in der Hand hinter ihr steht. Besonders fein empfunden ist die Haltung der heil. Jungfrau.

Unten: der Tod Mariä. Nach der Darstellungsweise der oberdeutschen Schulen ist sie hier ausser dem Bette, kniend, von Johannes gestützt (in den Werken der niederdeutschen Schulen ist sie meist im Bette sterbend vorgestellt), die Sterbekerze in der Hand, vor ihr Petrus, das Haupt der Apostel und der oberste Priester im kirchlichen Gewande mit gekreuzter Stola und Pluviale, eben das Aspersorium eintauchend. Die Apostel, deren jeder in den mittelalterlichen Darstellungen sein bestimmtes Amt hat, erscheinen als Männer mit langem Haar, breitem, kurzem Barte von kräftiger Gestalt.

Werden die inneren Flügel geschlossen, so sieht man eine fortlaufende Reihe von Adventbildern, Scenen aus dem Leben der heil. Maria und in Beziehung auf den Beginn des Heilwerkes stehend. Die vier inneren sind geschnitzt, als die Aussenseiten des ersten Flügelpaares, die vier äusseren — die Innenseiten des zweiten Flügelpaares in Öl gemalt.

1. Mariä Opferung (gemalt), eine einfache Composition.

2. Die Begegnung von Joachim und Anna (geschnitzt). Anna hat die Nürnberger Bürgerstracht, wie sie häufig in den Werken Dürer's vorkommt: sie tritt eben aus dem Hause; Joachim, eine etwas plumpe Gestalt eilt ihr entgegen, was durch sein fliegendes Gewand angedeutet ist. In der Landschaft des Hintergrundes derselbe bei der Heerde und die Erscheinung des Engels.

3. Die Heimsuchung (geschnitzt). Maria von lieblichem Gesichtsausdrucke mit langen, braunen Haaren, in bürgerlicher Kleidung. Den Hintergrund bildet eine reiche Landschaft mit Felsen.

4. Die Vermählung (gemalt). Ein sehr lebendiges Bild, besonders empfunden im Ausdrucke; Maria ist eine gar anmuthige Gestalt von edler Würde.

5. Joseph's Traum (gemalt). Maria sitzt betend auf einem schwarzen Stuhle, vor ihr auf einem Pulte ein Gebetbuch, dabei eine Lilie im Geschirr als Andeutung der Jungfräulichkeit Mariä. Im Hintergrunde schläft Joseph, auf den Boden gekauert; vor ihm steht ein Engel als Traumbild, in der Hand ein Spruchband mit den Worten: *„Joseph fili david noli timere accipe Mariā conjugē tuam* [1]). Maria im dunkelgrünen, goldverbrämten Kleide, von ruhigem, edlem Ausdruck ist ganz in das Gebet versunken. Der Schlaf bei Joseph ist lebendig charakterisirt.

6. Die Beschneidung (geschnitzt), sehr figurenreich, aber durch die sich aufhäufende Masse von goldenen Gewändern überladen. Der Oberpriester sitzt mit verhülltem Haupte unter dem Thronhimmel, das Kind auf dem Schoosse. Rückwärts die klagende Maria und Joseph, auf die Scene hindeutend, dann drei Frauen im Kirchenkleide der Bürgersfrauen zu Dürer's Zeit. In einem Gewandsaume steht deutlich: Leonard Astl, ohne Zweifel der Name des Künstlers, der hier an sehr bescheidener Stelle seinen Namen anbrachte [2]).

7. Die Anbetung der heil. drei Könige (geschnitzt), sehr tüchtig und lebendig, Maria sehr schön.

8. Die Flucht nach Egypten (gemalt). Maria von vorne zu sehen, reitet auf dem sehr plumpen Esel; das Kind ist auffallend klein. Im Vordergrunde ein weidender Ochs, an dem der Künstler eine sehr kühne Verkürzung versuchte.

Die Reliefs sind von einfacher schlichter Composition von würdigem Hauptcharakter. Die Proportionen der 2 Fuss 6 Zoll hohen Figuren sind im Allgemeinen etwas kurz, der Ausdruck der Männer kräftig und bestimmt, die Frauen meist sehr anmuthig. Im Ganzen zeigt sich wohl mehr eine conventionelle Zusammenstellung der herkömmlichen Figuren, als eigene Erfindung und der Mangel des feineren Gefühles, des individuellen Ausdruckes und der Lebensfrische in der Composition, wie sie den Werken von Meistern eigen sind, die auf selbstständigem Lebensstudium und tieferer, eigenthümlicher Erfassung des Gegenstandes beruhen, lässt uns hier Arbeiten eines tüchtigen Schülers oder Gesellen erkennen, der sich an guten Vorbildern nährte. Solche zogen häufig, Stiche, Holzschnitte oder Zeichnungen der grossen Meister in der Tasche, herum und fertigten mit mehr oder minder getreuer Benützung derselben die bestellten Altarwerke. Unverkennbar ist der Einfluss Dürer's und es sind manche Motive den Holzschnitten desselben (z. B dem Leben der Maria) entnommen. Die Füllungen ober den Reliefs bestehen aus schwungvollem, durchbrochenem Laubwerk.

Die Bilder tragen entschieden das Gepräge der Nürnberger Schule an sich; sie haben in ihrer schlichten Einfachheit eine gewisse jugendliche Frische und erinnern an die früheren Arbeiten Altdorfer's oder Schäuffelein's. Die Farbe ist dunkel, der Localton bräunlich mit saftigen Schatten und nicht sehr hellen, aber weisslichen Lichtern. Die

[1]) Lucas I. 20.

[2]) Zuerst gelesen von M. Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg S. 303.

Zeichnung selbst der Hände und Füsse ist streng und gut. Der Ausdruck ist verschieden und bei einer guten allgemeinen Charakteristik und manchem gelungenem Kopfe doch auch ohne höhere künstlerische Feinheit.

Wird der Schrein auch mit dem zweiten Flügelpaar geschlossen, so erscheinen vier Darstellungen aus dem Leben Jesu:

1. Christus als Knabe im Tempel, rückwärts Joseph und Maria. Zwei in einem Buche nachlesende Schriftgelehrte sind gut charakterisirt.

2. Die Hochzeit zu Cana, genremässig aufgefasst; Braut und Bräutigam beim Tische sitzend, vorne der Wirth bei den 6 Krügen, die Christus segnet.

3. Abschied Jesu von den Frauen; die kniende Maria sehr ausdrucksvoll. Der Holzschnitt von Dürer ist hier offenbar benützt.

4. Die Auferstehung, ganz einfach.

Die Rückseite des Schreines ist in sechs Felder getheilt, welche die einzelnen Figuren und Gruppen des jüngsten Gerichts enthalten, eine Vorstellung, die wahrscheinlich desshalb häufig auf der Rückseite der Altarkästen angebracht wurde, weil hier die Beichtstühle standen, um also das Gemüth des Sünders durch den Anblick des letzten Gerichtes zur Busse zu erwecken.

In der Mitte thront Christus auf der Weltkugel, die Hände richtend ausgestreckt, ihm zur Rechten die Himmelskönigin Maria mit weisslichem Oberkleide, eine sehr edle Gestalt, zur Linken Johannes der Täufer. Unten in der Mitte die Auferstehung von lebendiger Charakteristik (besonders gut ist einer, der sich vor der Hölle fürchtet), rechts davon der Himmel, in den Petrus im schneeweissen Gewande die von einem Engel bekleideten Seelen einführt, links die Hölle als riesiger Rachen; Judas mit dem Säckel wird von zwei Teufeln hineingeworfen.

Alle diese Bilder sind von anderer Hand als die der inneren Flügel, schwächer in der Zeichnung (besonders die stumpfen Hände und Füsse), ärmlicher in der Composition, blässer in der Farbe. Sie schliessen sich mehr der schwäbischen Schule an und zeigen gewisse Eigenthümlichkeiten derselben, besonders im Colorit mit grauen Schatten und weissen Lichtern, in dem spiessigen Tractament der Haare und der Wahl blass gefärbter Gewänder.

Über dem Altarschreine erhebt sich ein pyramidaler, 14½ Fuss hoher architektonischer Aufsatz aus drei grösseren und zwei kleineren Spitzthürmchen bestehend; die ersteren steigen in drei Geschossen auf, deren erstes von Baldachinen abgeschlossen wird, die durch die herausgebogenen Fialchen das Ansehen von Kronen erhalten; über der zweiten Etage bilden durchbrochene oder aus Stäben gewundene Pyramiden die Spitze. Die Figuren des unteren Absatzes sind: in der Mitte Christoph, rechts St. Wolfgang, links Stephanus, rund geschnitzt und bemalt. Im zweiten Geschosse der segnende Salvator, die Rechte in die Seitenwunde gelegt, rechts Johannes der Evangelist, links St. Nikolaus. In den beiden kleineren Spitzsäulen sind die Heiligen Dionysius und Andreas angebracht. Die Architectur ist höchst geschmackvoll, leicht aufsteigend, von einer Zierlichkeit und decorativen Fülle, die dem Charakter der Holzschnitzerei wohl zusteht.

An den Schmalseiten des Schreines, — nur bei geschlossenen Flügeln sichtbar ist rechts der heil. Georg, links der heil. Florian (der Landespatron Oberösterreichs) angebracht, rund geschnitzte Figuren, auf Consolen von Laubwerk und dürren Ästen stehend, sehr tüchtige Arbeiten, die Rüstungen zeigen die Form der Maximilian'schen Periode, wie man sie häufig in den Holzschnitten des Theuerdank sieht. In den hohen Baldachinen über diesen Figuren ein Engel.

Die Predella, auf welcher der Altarschrein ruht (2 F. 8 Z. hoch), ist grossentheils durch den neuester Zeit von einem Salzarbeiter recht tüchtig im gothischen Style geschnitzten Tabernakel verdeckt. Zu beiden Seiten desselben sieht man St. Vincenz und St. Laurenz, rückwärts das Schweisstuch von Petrus und Paulus gehalten, von der Hand des Künstlers, der die Innenseiten der Flügel malte.

Man kann an dem ganzen Werke die Arbeit zweier Künstler unterscheiden, deren einer, wahrscheinlich aus der Nürnberger Schule hervorgegangen, die Figuren und Reliefs schnitzte und die inneren Flügelbilder malte, denn es zeigt sich unter diesen vielfache Übereinstimmung; die Verschiedenheiten mögen theilweise in der verschiedenen Technik des Schnitzens und Malens gegründet sein. Ein zweiter Künstler scheint die Aussenseite der Flügel so wie die Rückseite des Schreines gemalt zu haben. Was die Zeit der Anfertigung anbelangt, so dürfte sie, dem Kunstcharakter, den Costümen und manchen augenscheinlich benützten Werken zufolge um 1515 zu setzen sein.

Der Eindruck, den der Altar auf den Beschauer hervorbringt, wird sehr erhöht durch die herrliche, malerische Lage der Kirche am Gebirgssee; durch die wundervolle Natur wird das Gemüth empfänglicher für den Kunstgenuss gestimmt, der andere Seiten desselben berührt und die freundliche Fülle der Natur gibt mit dem sehnsuchtsvollen Ernst der religiösen Kunstschöpfung einen befriedigenden Gegensatz.

Die Erweiterung der Stadt Wien.

Ein Allerhöchstes Handbillet vom 20. December 1857 an Seine Excellenz den Minister des Innern Freiherrn v. Bach, welches in der Wiener Zeitung vom 24. December v. J. veröffentlicht wurde, stellt die Gesichtspunkte fest, nach welchen die kaiserliche Residenz und Reichshauptstadt vergrössert, regulirt und verschönert werden soll. Dieser wahrhaft grossartige Entschluss, dessen Bedeutung weit über die Grenzen Wiens hinausreicht und für die Neugestaltung Österreichs von ausserordentlicher Bedeutung sein dürfte, kann auch in diesen Blättern nicht unberührt bleiben, weil dadurch eine Reihe von Bauten geschaffen werden, die für den architektonischen Charakter Wiens von grossem Einflusse werden müssen. Wir lassen daher das kaiserliche Handbillet nach seinem ganzen Inhalte folgen:

Lieber Freiherr von Bach!

Es ist Mein Wille, dass die Erweiterung der inneren Stadt Wien mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und hiebei auch auf die Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die Auflassung der Umwallung der inneren Stadt, so wie der Gräben um dieselbe.

Jener Theil der durch Auflassung der Umwallung der Fortificationen und Stadtgräben gewonnenen Area und Glacisgründe, welcher nach Massgabe des zu entwerfenden Grundplanes nicht einer anderweitigen Bestimmung vorbehalten wird, ist als Baugrund zu verwenden, und der daraus gewonnene Erlös hat zur Bildung eines Baufondes zu dienen, aus welchem die durch diese Massregel dem Staatsschatze erwachsenden Auslagen, insbesondere auch die Kosten der Herstellung öffentlicher Gebäude, so wie die Verlegung der noch nöthigen Militäranstalten bestritten werden sollen.

Bei der Entwerfung des bezüglichen Grundplanes und nach Meiner Genehmigung desselben bei der Ausführung der Stadterweiterung ist von nachstehenden Gesichtspunkten auszugehen:

Mit der Wegräumung der Umwallung der Fortificationen und der Ausfüllung der Stadtgräben ist in der Strecke von der Biberbastei bis an die Umfassungsmauer des Volksgartens in der Art zu beginnen, dass längs dem Donaucanale ein breiter Quai hergestellt und der vom Schottenthore bis zum Volksgarten gewonnene Raum theilweise zur Regulirung des Exercirplatzes benutzt werden kann.

Zwischen diesen gegebenen Punkten hat zugleich die Erweiterung der inneren Stadt in der Richtung gegen die Rossau und die Alservorstadt zu geschehen, einerseits dem Donaucanale, andererseits der Grenzlinie des Exercirplatzes folgend, jedoch mit Bedacht auf die entsprechende Einschliessung der im Bau begriffenen Votivkirche.

Bei der Anlage dieses neuen Stadttheiles ist zuvörderst auf die Erbauung einer befestigten Caserne, in welcher auch die grosse Militärbäckerei und das Stabsstockhaus unterzubringen sind, Rücksicht zu nehmen und hat diese Caserne achtzig (80) Wiener Klafter von der Augartenbrücke nach abwärts entfernt, in der verlängerten Achse der dorthin führenden Hauptumfassungsmauer zu liegen zu kommen.

Der Platz vor Meiner Burg nebst den zu beiden Seiten desselben befindlichen Gärten hat bis auf weitere Anordnung in seinem gegenwärtigen Bestande zu verbleiben.

Die Fläche ausserhalb des Burgthores bis zu den kaiserlichen Stallungen ist frei zu lassen. Ebenso hat der Theil des Hauptwalles (Biberbastei), auf dem die Meinen Namen führende Caserne liegt, fortzubestehen.

Die fernere Erweiterung der inneren Stadt ist bei dem Kärnthnerthore und zwar auf beiden Seiten desselben in der Richtung gegen die Elisabeth- und Mondscheinbrücke bis gegen das Karolinenthor vorzunehmen.

Auf die Herstellung öffentlicher Gebäude, namentlich eines neuen Generalcommandos, einer Stadtcommandantur, eines Opernhauses, eines Reichsarchives, einer Bibliothek, eines Stadthauses, dann der nöthigen Gebäude für Museen und Gallerien ist Bedacht zu nehmen und sind die hiezu zu bestimmenden Plätze unter genauer Angabe des Flächenausmasses zu bezeichnen.

Der Raum vom Karolinenthore bis zum Donaucanale soll ebenfalls frei bleiben, dessgleichen der grosse Exercirplatz der Garnison vom Platze vor dem Burgthore an bis in die Nähe des Schottenthores, und hat letzterer an den Platz vor dem Burgthore unmittelbar anzuschliessen.

Von der befestigten Caserne am Donaucanale an bis zum grossen Exercirplatz hat in gerader Linie ein Raum von Einhundert (100) Wiener Klafter Breite frei und unbebaut belassen zu werden. Sonst soll aber im Anschlusse an den Quai längs dem Donaucanale rings um die innere Stadt ein Gürtel in der Breite von mindestens vierzig (40) Klafter, bestehend aus einer Fahrstrasse mit Fuss- und Reitwegen zu beiden Seiten, auf dem Glacisgrunde in der Art angelegt werden, dass dieser Gürtel eine angemessene Einfassung von Gebäuden abwechselnd mit freien zu Gartenanlagen bestimmten Plätzen erhalte.

Die übrigen Hauptstrassen sind in entsprechender Breite, und selbst die Nebenstrassen nicht unter acht Klafter Breite anzutragen.

Nicht minder ist auf die Errichtung von Markthallen und deren entsprechende Vertheilung Bedacht zu nehmen.

Zugleich ist auch bei Entwerfung des Grundplanes über die Stadterweiterung die Regulirung der inneren Stadt im Auge zu behalten, und daher der Eröffnung entsprechender neuer Ausgänge aus der inneren Stadt unter Bedachtnahme auf die in die Vorstädte führenden Hauptverkehrslinien, gleichwie der Herstellung neuer, jene Verkehrslinien vermittelnder Brücken die geeignete Beachtung zuzuwenden.

Zur Erlangung eines Grundplanes ist ein Concurs auszuschreiben und ein Programm nach den hier vorgezeichneten Grundsätzen, jedoch mit dem Beisatze zu veröffentlichen, dass im Übrigen den Concurrenten freier Spielraum bei Entwerfung des Planes gelassen werde, gleichwie sonstige hierauf bezügliche geeignete Vorschläge nicht ausgeschlossen sein sollen.

Für die Beurtheilung der eingelangten Grundpläne ist eine Commission aus Repräsentanten der Ministerien des Innern, des Handels, ferner Meiner Militär-Central-Kanzlei und der Obersten Polizei-Behörde, einem Abgeordneten der Niederösterreichischen Statthalterei und dem Bürgermeister der Stadt Wien, dann aus geeigneten von dem Ministerium des Innern im Einvernehmen mit den übrigen hier erwähnten Centralstellen zu bestimmenden Fachmännern unter dem Vorsitze eines Sections-Chefs des Ministeriums des Innern zu bilden, und sind drei von dieser Commission als die besten anerkannten Grund-

pläne mit Preisen und zwar in den Beträgen von zweitausend, eintausend und fünfhundert Stück k. k. Münzducaten in Gold zu betheilen.

Die hiernach als die vorzüglichsten anerkannten drei Grundpläne sind Mir zur Schlussfassung vorzulegen, sowie über die weiteren Modalitäten der Ausführung unter Erstattung der bezüglichen Anträge Meine Entschliessung einzuholen sein wird.

Sie haben wegen Ausführung dieser Meiner Anordnungen sogleich das Entsprechende zu verfügen.

Wien, am 20. December 1857.

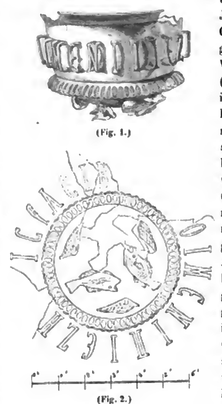
Franz Joseph m. p.

Notizen.

(Eine russische Madonne mit drei Armen.) Die „Revue de l'art chrétien" veröffentlicht in ihrem Novemberhefte (p. 513) eine an sie gerichtete Zuschrift mit nachstehendem Inhalte: Der Haupt-Almosenier der Flotte Abbé Coquereau liess diesen Winter in Paris ein kleines gemaltes Bild sehen, welches er aus der Krim mitgebracht hatte. Der Künstler hat auf der Tafel dargestellt die h. Jungfrau, das Kind Jesus tragend. Der Rahmen und die Malerei tragen das Gepräge des byzantinischen Styles und es befindet sich auf dem Bilde eine ikonographische Eigenthümlichkeit, welche Niemand zu erklären vermag. Die Jungfrau hält das Kind Jesu auf ihrem rechten Arm; der linke Arm hat eine gewöhnliche Haltung, aber ein dritter Arm mit der Hand ist nach vorne ausgestreckt. Auf dem Bilde ist keine andere Figur angebracht und dieser Arm gehört unzweifelhaft der Gestalt an, welche die Mutter Gottes darstellt. Es wird nun die Frage aufgeworfen: „Was diese Darstellung bedeutet? Ein Symbol? Aber welches! Und würde dies der byzantischen Kirche angehören, so sollte es doch bekannt sein."

(Elfenbein zum Abgiessen von Sculpturen.) In Paris macht gegenwärtig in der Kunstwelt die Entdeckung einer Frau Rauvier-Paillard grosses Aufsehen. Es ist nämlich die Kunst, Elfenbein in flüssige Masse zu verwandeln, um damit Basreliefs oder Sculpturen der grössten Dimension abformen zu können. Es sind bereits mehrere gelungene Versuche an Holzschnitzereien der Notre-Dame-Kirche zu Paris gemacht worden. Der Vortheil bei diesem Verfahren besteht darin, dass die Details mit ungewöhnlicher Schärfe und Genauigkeit reproducirt werden.

(Über das in Szekszárd gefundene Glasgefäss.) Im Augusthefte der „Mittheilungen" (Jahrgang 1857, S. 223) haben wir der Abhandlung erwähnt, welche Herr v. Kubinyi über die Szekszárder Alterthümer in deutscher und ungarischer Sprache veröffentlicht hat und aus derselben eine Beschreibung der merkwürdigen Glasschale geliefert, welche in den Sarkophagen mit anderen Geräthen gefunden wurde. Zugleich haben wir in Aussicht gestellt, eine Abbildung dieses Gefässes nachzutragen und dabei die Beweggründe anzuführen, die Herrn von Kubinyi aus dem Sinne der griechischen Umschrift zu der Ansicht bestimmt haben, dass dieses Gefäss zur Erinnerung an Christus verfertigt worden sei und die fraglichen Alterthümer dem III. oder IV. Jahrhunderte des Christenthums angehören dürften. Wir geben nun hier (Fig. 1 und 2) im Holzschnitte mit Bezug auf die bereits gelieferte Beschreibung die Abbildung der erwähnten Glasschale und knüpfen daran noch folgende Bemerkung: Zur Begründung seiner Ansicht hat Herr v. Kubinyi die Glasgefässe in Betracht gezogen, welche im Jahre 1844 in Cöln in zwei Steinsärgen gefunden wurden (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, V u. VI, 1844) und die Bruchstücke eines Glasbechers, die im k. k. Antikencabinete aufbewahrt werden (vergl. Arneth, Monumente des k. k. Münz- und Antikencabinets, 1849, S. 41 u. 42). Hierauf stellt der Verfasser in Bezug auf den Sinn der griechischen Inschrift (ΛΕΙΒΕ ΤΩ ΠΟΙΜΕΝΙ ΠΙΕ ΖΗΣΑΙΣ) und den Gebrauch des Gefässes folgende Betrachtung an:


(Fig. 1.)
(Fig. 2.)

„Die unten befindlichen Delphine führen beim ersten Blick auf den Gedanken, dass das Gefäss zur Erinnerung an Christus verfertigt sei, nachdem der Fisch „ichtis" das Symbol Christi ist. Dies bekräftiget die Umschrift noch mehr, denn es fragt sich: was bedeutet das Wort „ΛΕΙΒΕ", opfern? Nichts Anderes als Eucharistia oder Coena Domini, das Abendmahl des Herrn. Es ist zwar wahr, dass das griechische Wort „ΛΕΙΒΕ", welches ein Opfer bedeu-

tet, in keinem christlichen Wörterbuche als Synonym von Eucharistia, Sacra Domini Coena oder Communio genommen wird; doch frage ich, ist es nicht möglich, dass in den ersten Zeiten des Christenthums, wo bezüglich der kirchlichen Ausdrücke unsere christlichen Vorfahren mit einander noch nicht im Reinen waren, dieses Wort dennoch so gebraucht wurde, da es ohnehin dieselbe Bedeutung hat? Unter dem Worte „ΤΩ ΠΟΙΜΕΝΙ“, latein. pastori, deutsch dem Hirten, kann niemand Anderer als unser Heiland, dem geopfert wurde, verstanden werden.

„ΠΙΕ“ bibe, trinke, bedeutet: Nimm das Abendmahl des Herrn, oder communicire!

Der Sinn des Wortes „ΖΗΣΑΙΣ“ vives, du wirst leben, ist: Du wirst selig werden.

Die Deutung des Ganzen ist demnach: „Opfere Christus, nimm das Abendmahl des Herrn, und Du wirst selig werden“. Was den Gebrauch dieses Prunkgefässes anbelangt, unterliegt es keinem Zweifel, dass es in einem der ersten Jahrhunderte des Christenthums zum Abendmahl des Herrn oder aber zur Communion diente.“

Zur Lösung der Frage über das Zeitalter des Gefässes bemerkt er, dass die äussere Form des ganzen Sarkophages für das eiserne Zeitalter spreche und als ferneren Beleg hiezu führt H. v. Kubinyi an, dass bei dem Umstande als ein den christlichen Ceremonien angehöriges Gefäss in einem heidnischen Sarkophage sich vorfindet, es wahrscheinlich sei, dass in dem Sarkophage eine Christin begraben wurde, deren Mann ein Heide gewesen sei, was aber nur in den ersten Zeiten des Christenthums möglich war, wo die Ehen zwischen Christen und Heiden gestattet wurden.

(Der Drachenorden auf Siegeln österreichischer Herzoge.) In einem Aufsatze des „Anzeigers für Kunde deutscher Vorzeit“ (1857, Nr. 9) „Über Ordensinsignien auf deutschen Siegeln vor Kaiser Maximilian I.“ führt H. v. Sava ein Schreiben der Herzoge Leopold und Ernst von Österreich an, worauf sich das Petschaft des letztgenannten Herzogs befindet. Dasselbe, von runder Form, mit einem Durchmesser von $^{5}/_{8}$ Zoll und ohne Umschrift, zeigt nämlich den österreichischen Bindenschild, um welchen sich ein ungeflügelter vierfüssiger Drache schlingt. Das nämliche Siegel kommt bereits im Jahre 1402 an der zu Bruck am 20. September abgeschlossenen Erstreckung der Regierungsordnung zwischen den Herzogen Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich vor, welche die beiden letzteren mit ihren Petschaften besiegeln, da sie noch kein eigenes Siegel haben; ferner an einem Ausspruche der Herzoge Wilhelm, Ernst und Leopold zwischen denen von Cilli, Dachsberg und Ottenstein wegen eines Hauses in der Schaufellucken zu Wien, gegeben zu Wien am 22. November 1404 (beide Urkunden im k. k. Hausarchive). Dieses Siegel ist jenem Herzog Albrecht's IV. ähnlich, welches an mehreren Urkunden des Jahres 1396 vorkömmt und von H. v. Sava in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, Mai 1844, Nr. 9 besprochen wurde. Damals glaubte er dem Drachen eine symbolische Deutung unterlegen zu sollen. Spätere Forschungen machten es ihm jedoch zur Gewissheit, dass derselbe als Insignie des Drachenordens zu deuten ist. Smiter in seinem Kataloge zur Siegelsammlung des kais. Hausarchives erwähnt, dass zwar die meisten Geschichtschreiber behaupten, der Drachenorden sei von König Sigmund erst nach dem Jahre 1400 gestiftet worden, um gegen die Hussiten zu kämpfen; allein gewiss ist, dass es bereits 1397 schon Ritter des Drachenordens gegeben habe. Als weiteren Beleg hiezu führt H. v. Sava einen im kais. Hausarchive zu Wien befindlichen Pergamentcodex an, in welchem die ältesten Gutthäter zu der Capelle des Christoph und dem Hause auf dem Arlberg [1]) mit ihren Wappen aufgeführt sind, und der mit dem Hause 1393 beginnt und mit 1415 endet. Durch denselben wird gleichfalls der frühere Bestand des Drachenordens nachgewiesen, indem die Herzoge Albrecht IV., Wilhelm, Leopold u. s. w. mit dem Drachenorden geschmückt erscheinen.

[1]) Über die Stiftung dieses zu einer Herberge bestimmten Hauses vergl. Hormayr, Taschenbuch 1835, p. 278.

Correspondenzen.

Wien. Das hohe k. k. Armee-Obercommando machte der k. k. Central-Commission die Mittheilung, dass das hiesige Landes-Generalcommando angewiesen wurde, die Aufnahme des Antrages über die Restauration des Kreuzganges in dem Dominicanerkloster zu Pettau, der die principielle Genehmigung erhielt, in den Bauantrag pro 1858 zu veranlassen.

Wien. Die Zeitungen bringen so eben die Nachricht, dass durch eine Entscheidung des kunstliebenden Erzherzog-Gouverneurs Ferdinand Max die Kirche alla Pietà an der Riva dei Schiavoni eine Façade erhielt. Anlass zu dieser Entscheidung gab der Abbruch der Kirche S. Lucia. Die lomb.-venet. Eisenbahngesellschaft hat zur Herstellung eines Bahnhofes diese Kirche um 90,000 Zwanziger von der Gemeinde gekauft, die überdies im Besitze aller Kunstgegenstände der Kirche bleibt. Mit der Entschädigungssumme wird die Façade der Kirche alla Pietà ausgebaut, die, an der schönsten Riva der Welt gelegen, einer Façade entbehrte und nun sicher zur Freude aller Venetianer und aller Freunde der Kunst und Venedigs mit einer solchen versehen werden soll. Die Kirche selbst ist im Jahre 1745 von Giorgio Massari gebaut, im vitruvianischen Style mit jenen Zuthaten, die der ganzen barocken Zeit eigen waren.

Für die Erhaltung der Kirche S. Lucia haben sich in Venedig manche Stimmen ausgesprochen, weil der Glaube des Volkes sie für ein Werk Palladio's (gest. 1580) hielt. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht ist jedoch von Magrini in „*Memorie intorno la vita e le opere di Andrea Palladio*“, Padova 1845, p. 261, urkundlich erwiesen. Zur

Zeit Palladio's können höchstens die Fundaments der Kirche gelegt worden sein. Im Jahre 1561 kaufte Girolamo Venier um 8000 Ducaten den Boden; im Jahre 1580 erwähnt ihrer Sansovino noch gar nicht; erst im Jahre 1582 erhalten die Klosterfrauen das Holz von der Armatur der Kirche del Redentore zur Erbauung der Kirche; im Jahre 1586 war die grössere Capelle vollendet, und am 8. Mai desselben Jahres die Kirche dem Gebrauche übergeben worden. — Ist also die Kirche sicher nicht von Palladio selbst gebaut, so gehört sie doch dem Classicismus der Zeit und Schule Palladio's an, die in Venedig selbst durch Bauten aller Art von Kirchen wie il Redentore bis zu Thüren, wie die im Palazzo Ducale von 1575, vertreten ist.

An der Seitenmauer der Capelle Maggiore findet sich die Büste des Stifters der Capello: Barnardo a Mocenigo, von der Hand des Bildhauers Alessandro Vittoria. R. v. E.

Agram. Im verflossenen Juni dieses Jahres fand der Taglöhner Ogrisček auf dem Grund und Boden des Agramer Bürgers Piekl, nächst dem Orte Lascina bei Agram in der Erde ein kleines irdenes Gefäss, worin sich 665 Stück Silbermünzen vorfanden. Dieselben sind vom Finder der k. k. Polizei-Direction übergeben und auf mein dienstliches Einschreiten in das Agramer National-Museum eingeliefert. Sämmtliche Münzen sind gut erhalten und gehören dem XVI. und XVII. Jahrhunderte an. Es sind die meisten von Matthias II., Rudolph II., Ferdinand II., Erzherzog Ferdinand Karl, Leopold I., König Ludwig II. für Böhmen, viele ungarische Kolturen, polnische Groschen, und auch einige schweizerische Münzen von Luzern und Denkmünzen von Karl Bischof von Olmütz (1670).

Iv. v. Kukuljevic.

Melk. Das k. k. Bezirksamt Melk als Gericht hat unterm 25. Juni v. J. mir Folgendes bekannt gegeben:

„Laut Eröffnung des k. k. Bezirksamtes Spitz wurden im Monate März d. J. an der Donau-Anlände zu Aggsbach O. W. W. von drei Schiffleuten sechs und neunzig Stück alte römische Münzen aufgefunden, wovon die meisten von einem Israeliten, Namens Salomon Tyger, die übrigen aber von dem hiesigen Goldarbeiter Joseph Korbel gekauft wurden. Die Strafverhandlung wider die beiden Ankäufer wurde aus Abgang eines strafbaren Thatbestandes eingestellt, und das k. k. Bezirksamt Spitz erstattete die Anzeige in Betreff dieses Fundes an die hohe Statthalterei."

Durch die gütigen Bemühungen des hiesigen k. k. Wasserbau-Beamten Bernegger und des Professors der Naturgeschichte am k. k. Obergymnasium, Herr Vincenz Staufer, gelang es, von der grossen Zahl der zu Aggsbach O. W. W. gefundenen römischen Münzen sieben Stücke von Silber, die durch einen Zufall dem Schicksal, als altes Metall eingeschmolzen zu werden, entgangen waren, in meinem Besitz zu bringen, welche aber nicht zu den seltenen gehören: 1 vom Kaiser Antonius Pius, 1 von Lucius Verus, 1 von Commodus, 4 vom Kaiser Alexander Severus.

Ignaz Fr. Keiblinger.

Literarische Anzeigen.

Von den „Mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaates" (herausgegeben von Dr. Gustav Heider, Professor R. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser) wurde die sechste und siebente Lieferung veröffentlicht. An Abbildungen enthält dieses Heft zwei Farbentafeln mit der gothischen Thüre zu Bruck an der Mur, den Grundriss, Längendurchschnitt, eine Choransicht und das Portal der südlichen Façade des Domes zu Trient, den Tauf-Brunnen zu Salzburg und den Grundriss der Barbarakirche zu Kuttenberg. Der Text, 10 Bogen stark, bringt den Schluss des Aufsatzes von Dr. Freih. v. Sacken über den Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich (mit 1 Holzschnitte), einen Aufsatz von Franz Bock über den Reliquienschrein von Salzburg (mit 5 Holzschnitten), eine geschichtliche Entwickelung desselben Verfassers über Kirchenthüren des Mittelalters (mit 1 Holzschnitte), eine Beschreibung mehrerer Kirchenthüren in Österreich von Dr. Gust. Heider (mit 8 Holzschnitten), und die Baugeschichte und Baubeschreibung des Domes von Trient; erstere von R. Kink und letztere von Alois Messmer (mit 14 Holzschnitten).

Die Schwankungen der Archäologen auf dem Gebiete der Terminologie erschweren dem Laien im hohen Grade das Studium der mittelalterlichen Kunst und bereiten namentlich dem Anfänger vielfache Verlegenheiten. Insolange daher in der Wahl der Kunstausdrücke sich die Kunsthistoriker und Archäologen nicht geeinigt haben — und es ist noch keine Aussicht vorhanden, dass dies sobald geschieht — insolange ferner Jeder, der über mittelalterliche Kunst schreibt, bei der Bezeichnung der einzelnen Gegenstände willkürlich zu Werke geht, bleibt es ein dankenswerther Versuch, in alphabetischer Folgenreihe Erklärungen der verschiedenen in den Schriften über mittelalterliche Kunst vorkommenden Kunstausdrücke zusammenzustellen. Wie sehr schon lange das Bedürfniss darnach vorhanden war, zeigen die einzelnen Versuche, welche in dieser Richtung von Lübke, Reichensberger, Schiller etc. gemacht wurden. Auch Heinrich Otte hatte, in den verschiedenen Ausgaben seines Handbuches der christlichen Archäologie, eine Erklärung der architektonischen Kunstwörter begonnen. Alle diese Anläufe reichten jedoch nicht aus, weil sie immer nur die in den einzelnen Schriften enthaltenen Ausdrücke erläuterten und nur für das eine oder das andere Werk brauchbar waren. Von dem letzterwähnten sehr geschätzten Archäologen Herrn H. Otte wurde nun der erste grössere Versuch gemacht und ein „Archäologisches Wörterbuch" (Leipzig J. O. Weigel) herausgegeben, worin die technischen Ausdrücke deutscher, französischer, englischer und lateinischer Werke über mittelalterliche Kunst zusammengestellt wurden. Als Haupttheil ist der Abschnitt über deutsche Kunstausdrücke behandelt, wobei ziemlich ausführliche sachliche Erläuterungen jedem Worte beigegeben und dieselben durch 166 Holzschnitte illustrirt wurden. Die beiden folgenden Abschnitte (französische und englische Wörter) sind zwar selbstständig, jeder für sich bearbeitet, aber es greifen, um Wiederholungen zu vermeiden, sämmtliche Abschnitte dergestalt in einander, dass möglichst vollständige Auskunft über ein Wort nur dann zu erlangen ist, wenn man sich der Mühe unterzieht, dasselbe in sämmtlichen Abschnitten nachzuschlagen. Lateinische Wörter sind zwar nur gelegentlich mit angeführt, im Allgemeinen jedoch so häufig, dass sie in einem besonderen Alphabete wiederholt und beiläufig vervollständigt wurden. Ungeachtet dieses Wörterbuch selbst in seinem Hauptabschnitte auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann und die Erklärung manchen Wortes uns auch nicht genau erscheint, so empfehlen wir doch dessen Anschaffung Anfängern und Liebhabern der archäologischen Wissenschaften auf das Wärmste, weil diese Mängel der grossen Verdienstlichkeit des ganzen Werkes keinen Abbruch thun und Ersteren dadurch bei Erlernung der betreffenden Kunstsprache ein grosser Theil von Zeit und Mühe erspart wird.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 2. III. Jahrgang. Februar 1858.

Die Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien.

Vom Architekten A. Essenwein.

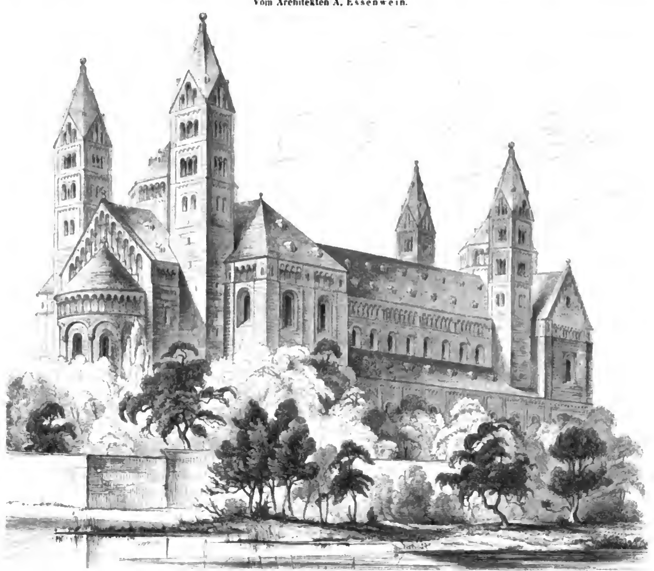


Fig. 11. Der Dom zu Speier.

Betrachtet man die Anordnung der Mittelschiffwölbung, die in Speier Platz gegriffen, so sieht man, dass am Äussern der Mittelschiffe ein bedeutender Raum über den Fenstern bleiben würde. Diesen hat man bei derartigen Anlagen durch eine umlaufende Gallerie belebt, welche die schwere Mauermasse, die über dem Kämpfer des Gewölbes nicht mehr nöthig erscheint, erleichtert. Kleine Säulchen werden durch Architrave mit der schwachen Füllmauer verbunden, die noch übrig bleibt, um nach innen, den unter dem Gewölbschild befindlichen Raum über den Fenstern abzuschliessen. Kleine Tonnengewölbe werden von Architrav zu Architrav gespannt (Fig. 10). Theils der Unterbrechung wegen, theils um dem Auge das Gefühl der Sicherheit nicht zu benehmen, treten an den Bundstellen Pfeiler zwischen die Säulreihen ein, die nur schmale Durchgänge lassen.



(Fig. 10.)

Die Apsiden, die in der altchristlichen Architectur ohne Fenster waren, werden jetzt mit 3 oder 5 Fenstern, oft in 2 Reihen über einander durchbrochen. Auch hier greift die Lesenengliederung und Bogenfries Platz zur Belebung des Äusseren, und Kleinsäulengallerien werden unter dem Dachrande hinter der Kuppelwölbung angelegt.

Die Portale, welche in der antiken Kunst nicht über die blosse Eingangsthür hinausgehen und bei grossen Bauten, wo sie des Verhältnisses halber gross sein mussten, nichts sind, als kolossale Eingangsthüren, nehmen in der romanischen Kunst einen ganz eigenthümlich originellen Charakter an, der auch die Grundlage für den Portalbau der gothischen Periode bildet. Es bilden sich Lauben, die nach aussen sich erweitern; zu jeder Seite stehen Reihen von Säulchen, von welchen sich Bogen zu den gegenüberliegenden spannen; durch diese Anordnung brauchte die eigentliche Eingangsthür das der menschlichen Grösse entsprechende Mass nicht zu überschreiten, und dennoch wurde durch die Vergrösserung nach aussen ein Portalbau geschaffen, wie er der Grösse des Baues entsprach.

Wegen des besseren Verschlusses durch Thürflügel legte man zu innerst über die beiden letzten Säulchen oder Pfeilerstreifen der Einfassung einen horizontalen Stein, so dass eine viereckige Thüröffnung entstand. Das Bogenfeld darüber wurde durch Ornamente oder figürliche Darstellungen ausgefüllt. Die Portale bilden bei grösserer Anlage häufig einen aus der Mauerflucht heraustretenden Vorbau, der durch ein Steindach gedeckt wurde.

Dies ist der Standpunkt, welchen die Architectur nach der Mitte des XII. Jahrhunderts erreicht hatte. Allerdings hatte sich diese Entwickelung nicht überall gleich harmonisch gestaltet wie in Deutschland, namentlich am Rhein, wo eine majestätische Ruhe über diesen grossartigen Bauwerken thront (Fig 11, vorige Seite).

Anderwärts hatte der mehr lebhafte Volkscharakter auch eine bewegtere unruhigere Architectur geschaffen, welcher aber jener Charakter der Vollendung fehlt, die ihr Ziel noch in weiter Ferne hat, das der romanische Styl Deutschlands bereits erreicht hatte, die vollkommene Harmonie, ein in sich abgeschlossenes Stylsystem. Die 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts wird daher in Deutschland vornehmlich dazu angewendet, eine reichere und feinere formelle Ausbildung anzustreben. Insbesondere war es der Niederrhein — Cöln — wo eine Anzahl glänzender romanischer Bauten entstand, wie die reich geschmückte Choranlage von S. Gereon, Aposteln S. Martin u. a.

Aber während das Äussere der Kirchen das romanische System zu glänzender Ausbildung förderte, war im Innern durch Anlage der Kreuzgewölbe des Schiffes der Keim zu einer Bauweise gelegt, die ein ganz anderes System einschlagen musste. Der Gewölbdruck und Seitenschub war auf einzelne Punkte zurückgeführt, diese mussten verstärkt werden, die gleichmässige Stärke der Mauer war überflüssig geworden, man brauchte nur eine Ausfüllung zwischen dem stärkeren Pfeilersystem. Damit war der Charakter des romanischen Styles, wie er in Deutschland sich entwickelt hatte, der gleichmässigen Behandlung, der Geschlossenheit, der Ruhe, der in einem Horizontalismus der Gliederung seinen Ausdruck gefunden hatte, angegriffen und der Verticalismus an seine Stelle gesetzt; und dieser machte seine Consequenzen geltend.

Mit der Einführung des Gewölbebaues war der Grund gelegt zum gothischen Styl; das Princip der Rückführung der wirkenden Kraft bedingte jene Trennung und Zerlegung in ein Steingerüst, das dort seine Massen vereinigte, wo der Angriff stattfand, und dies ist das Princip des gothischen Styls. Es musste sich dies um so schärfer geltend machen, als der Einführung der Kreuzgewölbe eine Zerlegung in ein tragendes Rippensystem und ausfüllende Kappen auf dem Fusse folgte. Man hatte sich bald überzeugt, dass dadurch eine grössere Leichtigkeit der Construction bei gleicher Festigkeit, namentlich aber eine grössere Freiheit der Bewegung in Gestaltung der Bogenlinien des Gewölbes gewonnen werde. Man führte darum an dem Mittelpfeiler, um auch ihn in Harmonie mit den Hauptpfeilern als Gewölbträger zu behandeln, eine dem Hauptgurte parallele Rippe durch den Gewölbscheitel, und bald war man mit dem Bogen- und Rippensystem, mit dem Studium der verschiedenen Krümmungen, die sich aus der verschiedenen Sprengweite ergibt, so weit in's Reine gekommen, dass das spitzbogig-gothische Kreuzgewölbe über oblongem Raum, mit Wand-, Haupt- und Kreuzrippen sich als Resultat dieser Studien ergab. Der Spitzbogen hatte sich als constructiv vortheilhaft (des geringen Seitenschubes wegen) schon früh Eingang verschafft, sowohl bei Tonnengewölben der

französischen Kathedralen zu Autun etc. als bei den südfranzösischen Nachbildern von S. Marco in Venedig und bei den deutschen Gewölbebauten; in der Folge aber war er hauptsächlich desshalb zu so häufiger Anwendung gekommen, weil durch ihn das einzige Mittel gegeben war, die Bogen von verschiedener Sprengweite, wie die Gewölbgurte über oblongem Grundriss sie zeigen, in ein befriedigendes, gegenseitiges Höhenverhältniss zu bringen.

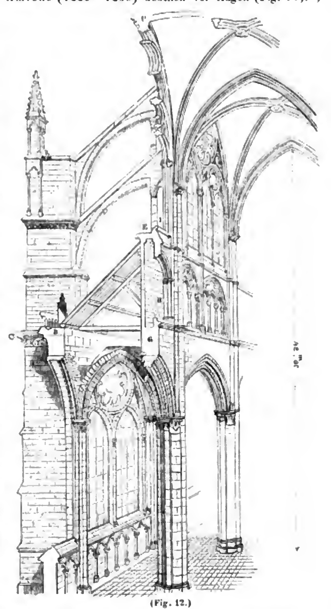
Für diese Epoche der Verbreitung des gothischen Styls, ist vornehmlich die Isle de France wichtig, die Gegend, in der Ende des XII. und Anfangs des XIII. Jahrhunderts die grosse Zahl glänzender Kathedralen gebaut wurde, die wir in Paris, Chartres, Rheims, Amiens u. a. O. bewundern; die Gegend, der man von vielen Seiten die „Erfindung“ des gothischen Baustyles zuschreibt. Und doch dürfen wir diese Entwickelung nur als das Resultat der gemeinsamen Anstrengungen betrachten, der Versuche, welche Baumeister verschiedener Länder machten und theilweise gleichzeitig zu Stande brachten; als ein Resultat der kirchlichen Kunst im Allgemeinen betrachten, die dort durch äusserliche Umstände begünstigt, durch die glänzende Gelegenheit geweckt, Blüthen und Früchte reifte.

Vorzugsweise ist diese Bauweise ein Resultat der Eigenschaft des Materials, sie ist eine Folge des Steinbaues. Der Quader wirkt in der Construction hauptsächlich durch sein Gewicht und seine Festigkeit; der Quaderbau allein konnte also die Aufgabe lösen, die Masse vollständig auf einzelne tragende Punkte zurückführen; der Quaderbau allein konnte ein monumentales, sich gegenseitig im Gleichgewicht haltendes System aus grossen Stücken herstellen, das dann nur schwache Zwischenausfüllungen erhielt.

Wer die Lehre vom Steinschnitt kennt, weiss, dass beim Quaderbau auf äussere Mittel des Zusammenhaltens, auf Mörtel oder Kitt, kein Werth gelegt wird, sie dienen nur nebenbei; das System wird so construirt, dass sich die Steine durch ihre Grösse, Form und Schwere gegenseitig im Gleichgewicht halten; dass man daher da, wo Steine im Bogen schwebend erhalten werden sollen, so schwere Massen als Widerlager aufhäuft, dass die schwebenden Steine nicht im Stande sind, dieselben auseinander zu drängen und so, ihrem Gewichte folgend, zur Erde zu fallen.

Dieses Steingerüste wussten aber die alten Meister zu beleben; sie liessen es nicht als blosses mathematisches Rechenexempel des Gleichgewichtes der Massen stehen. Sie wussten sich Rechenschaft zu geben von dem Vorgange der wirkenden Kräfte im System und suchten diese Vorgänge künstlerisch darzulegen, durch die Gliederung hervorzuheben oder zu mildern. Sie wussten, wo sie, ohne dem statischen Gleichgewicht zu schaden, Massen legen durften, um bei dem Beschauer jenen Eindruck des Grossartigen hervorzubringen, den nur gewaltige Massen zu geben im Stande sind. Sie wussten das statische System als Mittel zu ihrem Zwecke zu gebrauchen, sie suchten aber nicht jenes Ideal, welches das trockene Rechenexempel auf die äusserste Spitze treibt und die Massen des Widerlagers auf das geringste Mass äusserer Haltbarkeit beschränkt.

Die um die Mitte des XIII. Jahrhunderts gewonnenen Resultate der Gothik führt uns z. B. die Kathedrale von Amiens (1220—1260) deutlich vor Augen (Fig. 12).[1]



(Fig. 12.)

Hier sehen wir im Langhaus (1230—1240) zunächst, eine der Weite des Mittelschiffs entsprechende grössere Höhe, ein schlankeres Querschnittsverhältniss, als es die romanischen Kirchen zeigten. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, haben die Massenhaftigkeit verloren, welche z. B. die des Speirer Domes (vgl. Fig. 4) im Verhältniss zu ihrer Axenweite zeigen; gegliederte Spitzbogen spannen sich in den Arcaden von

[1] Aus Viollet le Duc: Dictionnaire de l'architecture I. Band.

Pfeiler zu Pfeiler, diese entsenden Strecksäulchen, einen Theil ihrer Gliederung nach oben zur Aufnahme der Gewölbeanfänge des Mittelschiffs. Die Gewölbe sind über oblongem Grundriss angelegt, Haupt- und Kreuzgurte sind aus Haustein über den Raum gewölbt und zwischen diese einzelne selbstständige, schwache Gewölbkappen gespannt. Die Gewölbschilder sind nicht mehr durch eine Wand ausgefüllt, sondern das Fenster reicht von Pfeiler zu Pfeiler, und der Wandgurtbogen ist zugleich Fenstereinfassung, und eine Theilung durch eingesetztes Masswerk vermittelt den Ansatz des Fensterglases; die einzige übrig gebliebene Mauermasse ist in den Zwickeln über den Spitzbogen der Arcaden, denn die Raumfläche, die da entsteht, wo aussen das Dach der Seitenschiffe sich anschliesst, ist in eine leichte durchbrochene Gallerie verwandelt, die als Laufgang rings um das Gebäude führt, da auch durch die Pfeiler schmale Durchgänge führen. Die Umfassungswand des Seitenschiffs ist ganz in derselben Weise durchbrochen, auch hier reicht das Fenster von Pfeiler zu Pfeiler, und die wenige Masse, die unter der Sohlbank der Fenster bleiben würde, ist durch eine Bogenstellung auf kleinen Säulen unsichtbar gemacht. Die äusserste Grenze ist erreicht, die Masse ist vollständig in Gliederung aufgelöst.

Der Wandgliederung des Innern, den Dienstbündeln [1]), schliessen sich im Äussern des Seitenschiffs mächtige Pfeiler an, welche nicht nur die Widerlage für die Seitenschiffgewölbe geben, sondern auch sich über das Dach derselben erheben und Stützbogen nach den Angriffspunkten der Mittelschiffgewölbe entsenden. Bemerkenswerth erscheint noch, dass sich in einer Anzahl dieser Bauten die Anlage von Emporen über den Seitenschiffen zeigt, die schon in den römischen Basiliken S. Lorenzo und S. Agnese in den christlichen Kirchenbau eingeführt sind, die auch während der romanischen Epoche sich häufig zeigten, wie in S. Ursula zu Cöln, S. Etienne zu Nevers, Notre Dame du Port zu Clermont, S. Remy zu Rheims, Dom zu Pisa, Waltham-Abtei und Kathedrale zu Tournay u. m. a.

Diese oberen Nebenschiffe sind indess verschieden von den Laufgängen, welche blos die Mauer an der Stelle gliedern, wo das Seitenschiffdach sich anschliesst, und die bei der spätern Anordnung dieser Dächer, wie am Chor des Domes zu Amiens, am Dom zu Cöln, ebenfalls eine durchbrochene und verglaste Rückwand haben, und so gleichsam ein Theil des Fensters sind [2]).

Während in Frankreich unter der Regierung Philipp August's und des heiligen Ludwig die Architectur, gehoben durch die grossartigen Aufgaben, in kurzer Zeit glänzende Fortschritte gemacht hatte, war sie auch in Deutschland nicht müssig geblieben, wenn schon die letzte Zeit der Hohenstaufen ihr keine so günstigen Verhältnisse bieten konnte, wie in Frankreich. Das Langhaus von S. Sebald in Nürnberg, die Kirche zu Gelnhausen, Limburg a. d. Lahn, der Chor des Domes zu Magdeburg u. a. zeigen im Innern eine ähnliche Entwickelung, die sich nur nicht so rasch ausbilden konnte, da die Aufgaben fehlten, während man im Äussern noch an einer Fortbildung des romanischen Styls arbeitete; zwar zeigt der Magdeburger Dom und die Kuppel von S. Gereon in Cöln einige neue Motive eingeführt, die später von Wichtigkeit werden, Anfänge der Masswerkfenster, Strebebogen u. s. w., allein im Allgemeinen stand sie hinter der gleichzeitigen französischen Ausbildung zurück, und der Dom zu Cöln schliesst sich in Anlage und Ausbildung den französischen Vorbildern an und brachte gewissermassen jenen Kreis zum Abschluss. Wir sehen in ihm eine noch reichere Gliederung entfaltet als in Amiens; die Pfeiler sind vollständig durch Strecksäulchen gegliedert, die Strebebogen sind doppelt über einander zwischen reich krystallisirten Fialengestaltungen eingeschoben. Die Architectur des Querhauses schliesst sich der des Langhauses an, da es wie dieses niedrige Abseiten hat. (Das Langhaus hat 5 Schiffe, das Querhaus 3.)

Das Querhaus schliesst sich in dieser Periode überhaupt dem Langhaus an, da es jetzt nicht mehr zum Chorgebrauch bestimmt war, sondern Plätze für das Volk enthielt; zugleich in jedem Flügel eine der westlichen entsprechende Portalanlage.

Der hohe Chor, welcher im romanischen Style selbst bei grossen Domen mit einfacher Absis geschlossen war, musste seine runde Form aufgeben, als die Einführung der Diagonalgurten, der Harmonie wegen, auch ein anderes Gewölbsystem des Chorschlusses verlangte und daselbst ebenfalls eine Folge von Wandschildbögen und Rippen eingesetzt wurde, die sich in einem Schlusssteine vereinigten. Die Polygonform war jetzt für's Innere geboten, wie man sie äusserlich schon in S. Sophia in Constantinopel, an Ravennatischen Basiliken und Rundbauten, an den romanischen Kirchen des Klosters Zinna, in Sachsen u. v. a., der reichern Gliederung wegen, angelegt hatte.

In den gothischen Kathedralen ist, in Harmonie mit dem System des Langhauses, der Chorschluss ebenfalls auf Pfeiler gestellt und die Nebenschiffe führen als Umgang um dieselben herum. Auch hier ist alle Masse verschwunden und auf die Strebepfeiler im Äussern concentrirt, von denen sich wie an den Langtheilen Strebebogen gegen den Mittelraum wölben. Statt der Fenster ist dieser Umgang nach aussen ebenfalls durch Bogen geöffnet und ein Kranz polygoner Capellen tritt zwischen die Strebepfeiler, eine Anlage, die auch schon in romanischen Bauten vorbereitet war.

Die Thurmbauten, die in der romanischen Kunst in grosser Anzahl vorhanden waren, da sie der Baugruppe eine

1) Dienste heissen die Strecksäulchen, welche als Gliederung der Pfeiler zur Aufnahme der Gewölbrippen dienen.

2) In der Kirche zu Limburg an der Lahn (vgl. Moller, Denkmaler 2. Bd.) sind beispielsweise Emporen über dem Seitenschiff, darüber im Anschluss des Daches ein solcher Laufgang.

bewegte künstlerische Gruppirung sichern mussten, sind jetzt in solcher Anzahl nicht mehr nöthig, da der Körper der Kirche selbst Bewegung und Leben angenommen hatte. Sie kamen daher nur als ein mächtiges Paar an der Westseite in Anwendung oder treten ganz vereinzelt vor das Mittelschiff; nur ganz kleine Thürmchen, welche die nöthigen Treppen enthalten, treten da und dort am Gebäude auf.

Auch der Thurmbau verliert seine Massenhaftigkeit und in Folge dessen seinen Horizontalismus. Es werden auch hier Steingerüste aus Pfeilern und Bogen construirt und mit einem leichten Masswerkgitter ausgefüllt. Der Thurmbau sollte nicht materiellen Zwecken dienen, — der benutzbare Raum für das Glockenhaus ist unbedeutend — er sollte dastehen als ein zur Ehre Gottes errichtetes Denkmal, er sollte das Glaubensbekenntniss der Stadtbewohner weithin verkünden; er sollte zum vollendeten künstlerischen Abschluss des Kirchengebäudes dienen und so bleibt das Steingerüst in seinen obern Theilen ohne weitern Raumabschluss und selbst die Spitze verwandelt sich in ein durchbrochenes Masswerkgitter. Der Münster zu Freiburg und die projectirten Thürme zu Cöln zeigen die schönste Entfaltung dieses glänzenden Bausystems.

Wir sehen im Dom zu Cöln die äusserste Grenze der Durchbildung, die äusserste Grenze des Möglichen in Auflösung und Gliederung der Masse. Wir sehen aber dabei eine vollkommene Harmonie wieder erreicht, eben so mächtig und grossartig als bei den romanischen Domen, aber weit reizender, weit gestaltenreicher. Wenn sich in den romanischen Domen gleichsam in schweigender Ruhe die Majestät Gottes abspiegelt, so ist der gothische Dom in seiner lebhaften Bewegung ein tausendstimmiger Jubelgesang zur Ehre des Allerhöchsten.

Wir sehen im Cölner Dom die äusserste Grenze der Durchführung. Diese äusserste Gränze ist aber nur möglich bei solchem Reichthum wie ihn der Cölner Dom zeigt; bei einfachen Werken sehen wir eine Vermittlung. Die Meister der damaligen Zeit waren sich vollkommen bewusst geworden, sowohl über die statische Wirkung wie über den ästhetischen Ausdruck; sie kannten das Princip der Massen und das ihrer Auflösung und bedienten sich desselben frei wie es der jedesmalige Zweck erforderte. Es wurde nur ein Cölner Dom entworfen, aber in jeder Stadt mehr oder weniger reiche Kirchen und je nachdem es Zweck und Mittel vorschrieben, wendeten die Meister ein schlichtes, einfaches System an, von Mauern, die durch Strebepfeiler verstärkt und durch Fenster durchbrochen waren, oder solch ein glänzendes System wie in Cöln.

Wir müssen hier noch auf eine andere Grundgestalt der Kirchen aufmerksam machen, die ebenfalls in der Mitte des XIII. Jahrhunderts ihren Entwicklungspunkt erreicht hatte, nämlich die Anlage der Hallenkirchen, die schon in der (antiken?) Basilica Sessoriana (S. Croce in Gerusaleme) zu Rom und im Dom zu Trier ein Vorbild und Einführung in den christlichen Kirchenbau gefunden hatte. Auch im romanischen Styl finden wir ähnliche Anlagen theils mit geringer Erhöhung des Mittelschiffs, theils ohne diese, so dass ein Dach alle 3 Schiffe bedeckt, und das Mittelschiff auf selbstständige Beleuchtung verzichtet. (In Frankreich S. Savin bei Poitiers, die Kirche von Notre Dame von Clermont, von Melle, Surgère, Carasconne und viele andere in den Provinzen Poitou und Guyenne etc.) In Westphalen lässt sich bei einer Anzahl romanischer Bauten der Entwickelungsgang dieser Bauweise verfolgen. Mit dem Beginn des gothischen Styls sehen wir in Hessen eine Gruppe von Kirchen, die sich der 1230 begonnenen Elisabethkirche zu Marburg anschliessen und ebenfalls 3 gleich hohe Schiffe zeigen; und wir sehen in Deutschland während des ganzen Verlaufes des gothischen Styls fast eben so viele Hallenkirchen sich erheben, als solche mit erhöhtem Mittelschiff.

Wie überall so folgt auch bei der mittelalterlichen Baukunst der Verfall der Blüthe auf dem Fusse nach, anfangs langsam und unmerklich abwärts gehend, später rasch und rascher. Nachdem das Princip entwickelt und die Formen auf's Reichste und Glänzendste ausgebildet waren, tritt eine kalte, nüchterne Auffassung derselben ein. Die Schüler hatten die Grundsätze auswendig gelernt, zu denen ihre Meister im Verfolge des Entwickelungsganges durch eigenes Streben gelangt waren; sie bedienten sich ihrer nicht mehr mit Freiheit und Bewusstsein wie die Meister selbst, sondern nach starren Regeln; die Gliederung, welche bis dahin freies Leben geathmet hatte, erstarrte und vermagerte. Zwar hatte noch ein Fortschritt in der Gewölbeausbildung durch Vermehrung der Rippen stattgefunden und durch die damit bewirkte Verkleinerung der Kappen, so dass das Gewölbe noch mehr aufgelöst und zugleich für das Auge belebt wurde, allein dadurch war zugleich einer grössern Unruhe die Bahn geöffnet, wie sie sich auch in allen Andern, in der Fialengestaltung, im Masswerk u. s. w. offenbarte. An die Stelle der Originalität, die während der Entwickelung so Grosses hervorgebracht hatte, an die Stelle der starren und kalten Auffassung, wie sie unmittelbar nach der Blüthezeit eintrat, — die schon manchmal ihren Regeln über die Grenzen des Materials hinaus folgte und wo sie eine grössere Zierlichkeit und Freiheit erlangen wollte, nicht die Gestalten hervorbrachte, auf die sie durch die Eigenschaften des Steines hingewiesen war, sondern die, welche gerade der Stein noch auszuhalten vermochte, die eine Metallarchitectur aus Stein meisselte, — an deren Stelle trat immer mehr Originalitätssucht, die sich in ausserordentlichen Formen erfreute und als diese erschöpft waren, geradezu unnatürliche Künsteleien hervorsuchte und damit auf's Gebiet des Hässlichen gelangt war, auf welchem der Schluss des Mittelalters Gebilde hervorbrachte, die zwar Interesse, aber keinen Gefallen erwecken können. Es war auf dem Gebiete der Kunst wie auf manchen andern Gebieten, und wie es dort denen, die verbessern wollten, leicht

wurde, die Sache selbst, statt sie zu verbessern, bei Seite zu legen; so wurde es auch bei Ausartung in der Kunst leicht, dass ganz andere Ideen, ganz andere Principien und Formen, die sich auf den ersten Blick durch Einfachheit und Natürlichkeit vor den verschrobenen Ausartungen auszeichneten, Eingang finden konnten.

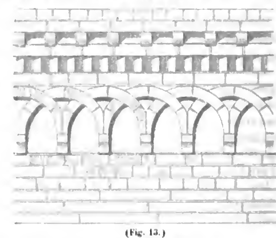
Dies ist die Entwickelung, die sich in den mittleren Ländern Europa's geltend machte und Einfluss bekam, wo Haustein — Sandstein oder Kalkquadern — das Baumaterial bildeten.

In vielen Gegenden findet sich aber kein Haustein und die Transportmittel waren im Mittelalter nicht so beschaffen, dass er ohne grosse Schwierigkeiten überall hingeschafft werden konnte; man war überall auf die eigenen heimischen Hilfsquellen in dieser Beziehung hingewiesen und so wurde ein Baumaterial da künstlich geschaffen, wo die Natur kein solches vorbereitet hatte; die gebrannte Thonerde gab ein vortreffliches Baumaterial ab, das, wie es schon in uralten Zeiten, in der Kindheit der Völker in Anwendung war, wie es den Herren der Welt, den Römern, zur Errichtung ihrer Gebäude diente, so auch im Mittelalter in vielen Gegenden ausschliesslich, in andern neben dem Haustein in Gebrauch war. Vornehmlich der Norden Deutschlands, wie auch einige Gegenden des Südens, Schwaben und Baiern, Böhmen u. and. waren ein Gebiet, wo der Backsteinbau zu einer bedeutsamen Entfaltung gelangt war.

Wenn wir nun gesehen haben, dass die glänzende Entwickelung, zu welcher der Quaderbau in der Gothik gelangt, wesentlich bedingt war durch die Eigenschaft des Materials, so finden wir auch begreiflich, dass der Backsteinbau eine andere Richtung einschlagen musste, die den Eigenschaften entsprach, unter denen er als Baumaterial auftrat.

Der Backstein kann nur in verhältnissmässig kleinen Stücken in Verwendung kommen, das eigene Gewicht eines jeden ist daher gering, und der Backsteinbau somit auf den Zusammenhalt des Mörtels angewiesen, der die einzelnen Stücke zu einer Masse zusammenkittet. Während die grossen Stücke des Steinbaues alle einzeln bearbeitet werden müssen, können die gleichen Backsteine alle aus derselben Form gepresst werden; es kann also eine fabriksmässige Erzeugung geschehen, bei der die Schwierigkeit nur in Herstellung der Form besteht, die des Auspressens wegen möglichst einfach sein muss. Auch kann man wegen der Übersicht beim Baue und der Kostenersparniss wegen nicht zu viele verschiedene Formen anwenden. So ensteht eine gewisse Gleichförmigkeit und Einfachheit der Architectur, während durch die Nöthigung des Zusammenkittens eine Massenarchitectur bedingt ist. Auf das Auflösen der Massen in kleinere auskrystallisirende Decorativmassen, wie sie das Fialensystem des Steinbaues zeigt, konnte der Backsteinbau nicht eingehen, da solche kleine, freistehende, nur durch den Mörtel zusammengekittete Pfeilerchen und Spitzen dem Einflusse der Witterung nicht trotzen können, wie grössere Steinblöcke.

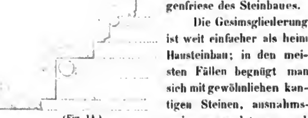
Alle die Gründe weisen daher auf ein Bausystem hin, das dem des romanischen Styls ähnlich ist. Während der Herrschaft dieses Styls machte daher der Backsteinbau den gleichen Entwickelungsgang mit dem Steinbau durch; wir haben dieselben Grundrissanlage, eine in der Hauptsache ähnliche innere Anordnung der Kirchenschiffe, wobei jedoch der Backstein von Anfang an statt der Säulen der Basilica auf die Anlage massiger Pfeiler gewiesen war; wir haben ähnliche Stellung und Form der Thürme; wir haben auch hier die kleinen, nach aussen und innen abgeschrägten Fenster, auch hier wie dort die nach aussen sich erweiternde Portallaube; nur in den Einzelnheiten treffen wir die vom Materiale abhängigen Unterschiede. So treffen wir z. B. in den Bogenfriesen eine reiche Mannigfalltigkeit, die noch hervorgehoben wird durch den Wechsel der Ziegelfarben mit einzelnen kleinen verputzten Flächen, die wenigstens theilweise auch bemalt waren. Vgl. Fig. 9 den Bogenfries aus Haustein und Fig. 13 den Backsteinbogenfries von der Apsis der



(Fig. 13.)

Klosterkirche zu **Jerichow** in der Mark Brandenburg. Der Bogenfries ist durch schmale, ungegliederte, eingemauerte Ziegelstreifen gebildet, die etwas aus der Wandfläche vorstehen. Der Zwischengrund ist verputzt.

Indessen finden sich auch hier ausnahmsweise Bogenfriese, die aus Thonplättchen in ähnlicher Weise zusammengestellt sind, wie die Bogenfriese des Steinbaues.

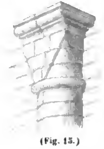


(Fig. 14.)

Die Gesimsgliederung ist weit einfacher als beim Hausteinbau; in den meisten Fällen begnügt man sich mit gewöhnlichen kantigen Steinen, ausnahmsweise verwendet man auch profilirte. In den Einfassungen der Portale herrschen die einfach kantigen Profile vor, wie sie sich aus dem

Fugenverband der Steine ergeben: diese wechseln aber mit abgerundeten und abgefassten Kanten. Einzelne säulchenähnliche Glieder treten dazwischen, theilweise ganz selbstständig ohne Verbindung mit dem Kern des Profils gemauert. So am Portale der Kirche zu Arondee in des Provinz Brandenburg (Fig. 14).

Dasselbe gilt von den Profilen der Pfeiler und Arcadenbögen, auch hier ist das kantige Vor- und Rückspringen nach Massgabe des Verbandes der Mauerung ein Hauptmotiv, doch treten hier auch häufig halbsäulenartige Profile ein, auch nehmen ausnahmsweise die Pfeiler runde Grundform an, obgleich sie durch die Mauerung nie zu dem Charakter der Säulen gelangen können. Bemerkenswerth ist dabei vor allem die Art des Überganges aus diesen runden Profilen in's kantige, die beim Kämpfer stattfindet. Sie geschieht durch eine Modification des Würfelcapitäls, bei dem an Stelle des halbrunden Schildes, das nur ausnahmsweise beibehalten wird, ein dreieckiges oder trapezförmiges Schild tritt, das sich leichter mauern lässt und weniger Formsteine bedingt, wie auch die Beibehaltung der runden Schilder nur für Fälle geschieht, wo das ganze Capitäl aus einem oder zwei Stücke besteht, also nur bei kleinen Rundprofilen (Fig. 15).


(Fig. 15.)

Es finden sich auch aus dieser Zeit einige sehr schön modellirte Ornamentcapitäle und Consolen, die als ganze Stücke gebrannt sind, deren Ornament dem des romanischen Steinbaues ähnlich ist.

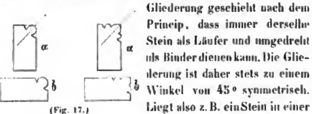
Da die meisten Länder im Gebiete des Backsteinbaues ihre Cultur erst in späterer Zeit erhielten, so konnten sie nicht so bald an der Entwickelung der Architectur theilnehmen. Als daher mit dem XIII. Jahrhundert der Steinbau eine andere Bahn einschlug, blieb der Backsteinbau auf dem alten Punkte stehen und dies um so mehr, als die alte Richtung ihm entsprach, die neue aber nicht; so finden wir durch das ganze XIII. Jahrhundert hindurch noch romanische Bauten. Erst im XIV. Jahrhundert entwickelte sich der gothische Styl im Backsteinbau; doch behielt er in seiner Gesammtgestaltung Ähnlichkeit mit dem romanischen Style, da er den Eigenschaften des Materials Rechnung trug; wie der gothische Styl den Steinbau in einer dem Steine entsprechenden Weise gestaltete, so gestaltete er auch den Backsteinbau nach seiner Weise.

Als solche haben wir oben ein Massensystem bezeichnet. So erscheint uns auch in der That der Backsteinbau. Er nahm zwar mit dem XIV. Jahrhundert die Ausbildung auf, welche die Gesammtanlage des Steinbaues entwickelt hatte. Er umgibt seine Chorapsiden mit Umgängen und Capellenkränzen, oder schliesst den Chor auf eine andere, dem Steinbau nachgebildete Weise, durch polygone Abschlüsse jedes Schiffes oder durch eine gerade Wand, welch letztere Art vorzugsweise in den nordöstlichen Gegenden Deutschlands heimisch ist. Wie im Verlaufe des gothischen Styls der Steinbau selbst bei grossen Kirchen das Querschiff weggelassen hatte, so sehen wir auch im Backsteinbau viele Kirchen ohne solches errichtet. Wie der Steinbau bei einer Reihe von Kirchen die Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiffe empor geführt hatte, so sind Hallenkirchen im Backsteinbau in der Zeit des gothischen Styls häufiger als solche mit überhöhtem Mittelschiff. Die Zahl der Thürme, die schon beim romanischen Backsteinbau (zufällig) nicht so gross war, als bei den romanischen Steindomen, beschränkt sich in der Regel auch bei dieser Bauweise auf 1 oder 2.

Im Allgemeinen nehmen die Kirchengebäude (als Stadtkirchen im Gegensatze zu den Klosterkirchen, denn solche sind fast alle erhaltene, grössere romanische Backsteinkirchen) an Grösse zu; aber der Massencharakter der romanischen Periode bleibt beibehalten. Die Widerlager der Gewölbe treten meist in's Innere und bilden kleine Capellen zu jeder Seite des Schiffs, so dass aussen nur Lesenen oder schwache Strebepfeiler übrig bleiben, die in einfachen, wenig verjüngten, ungegliederten Gestalten die Mauermassen unterbrechen. Die Fenster sind bedeutend grösser geworden als die romanischen, doch ohne darum von Pfeiler zu Pfeiler zu reichen und so blos das Masswerk als Ausfüllung zu lassen. Es bleibt immer Mauermasse genug, um das Fenster als eine Durchbrechung dieser letztern erscheinen zu lassen. Das reiche Masswerk des Steinbaues ist blos in einfachster Weise nachgebildet durch aufgemauerte dünne Pföstchen, die oberhalb durch Spitzbogen verbunden sind (Fig. 16) und selten nur hat man versucht, das Steinmasswerk hier nachzuahmen.

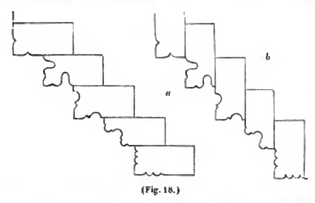

(Fig. 16.)

Die Portale haben nicht die reiche Entfaltung und den glänzenden Schmuck wie die der steinernen Dome; es sind meist einfache Thüröffnungen mit reich gegliederter Einfassung, hin und wieder durch ein viereckiges oder giebelförmiges Überschlaggesimse umfasst, oder je zwei Öffnungen, die unter eine gemeinschaftliche Bogeneinfassung gestellt sind. Besonders charakteristisch hat hiebei der Backsteinbau die Einfassungsgliederung der Thüren, wie auch der Fenster gebildet. Es ist auch hier die Anordnung einer nach aussen sich schräg erweiternden Laube, welche die Einfassung bildet. Sie gliedert sich in rechtwinklichen Absätzen, wie sie jedesmal die Grösse und der Fugenverband der Steine gibt. Die Kante jedes einzelnen Steines ist gegliedert. Diese Gliederung geschieht nach dem Princip, dass immer derselbe Stein als Läufer und umgedreht als Binder dienen kann. Die Gliederung ist daher stets zu einem Winkel von 45° symmetrisch. Liegt also z. B. ein Stein in einer



(Fig. 17.)

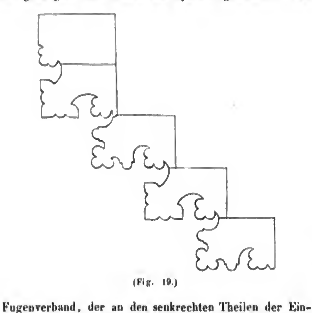
Schichte in der Lage *a*, so liegt er in der nächst obern, in der Lage *b* (Fig. 17). Auf diese Weise erhält jeder Streifen der Einfassung an seiner Kante eine Gliederung, die aus einer Abfassung, Auskehlung, Rundstab oder mehreren Gliedern besteht, und so entsteht mit den natürlichen, einfachen Mitteln eine hübsche Gliederung. So z. B. das Einfassungsprofil der Eingangsthür der St. Gotthardskirche zu



(Fig. 18.)

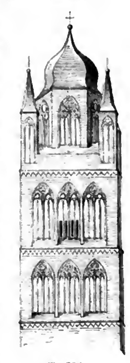
Brandenburg (Fig. 18), wobei in *a* und *b* die verschiedenen Lagen der Steine in wechselnden Schichten gegeben sind [1]).

Der Reichthum solcher Profile wurde bei einigen Werken auf's Äusserste gesteigert, wie z. B. bei dem Profile Fig. 19 in der Katharinenkirche zu Brandenburg, das übrigens ganz nach demselben Systeme gebildet ist. Der


(Fig. 19.)

Fugenverband, der an den senkrechten Theilen der Einfassung auf diese Weise sehr leicht hergestellt werden konnte, hört mit dem Beginn des Bogens auf; da ist dann jeder Streifen als besonderer Bogen gemauert, da nach aussen jeder Bogen grösser wird und somit ohne Anwendung besonderer Formsteine ein Fugenverband der einzelnen Bogenschichten nicht hergestellt werden konnte.

Die Thürme behalten einen ähnlichen Charakter wie die romanischen. Sie werden in mehreren Stockwerken ohne bedeutende Verjüngung und ohne vorspringende Strebepfeiler aufgebaut. Jedes Stockwerk hat seine Gliederung, die in einigen kleinen Fenstern oder in Reihen von Blenden besteht, die eine ähnliche Bildung zeigen, wie die Masswerkfenster der St. Jakobskirche zu Stralsund (Fig. 20). Sie sind mit einer Einfassungsgliederung umrahmt und aus dem Grunde, der geputzt ist, treten gemauerte, senkrechte Backsteinstreifen hervor, die durch Bogen unter sich verbunden sind. Über diesen kleinen Bogen sind in runden Umrahmungen einfache Masswerke eingemauert, wie am Fenster eines Thurmes zu Güstrow (Fig. 21). Solche Blenden stehen in jedem Stockwerke mehrere in Reihen neben einander und, nur kleine Schlitze sind darin als Fenster geöffnet. Eine hölzerne Spitze, manchmal


(Fig. 20.)

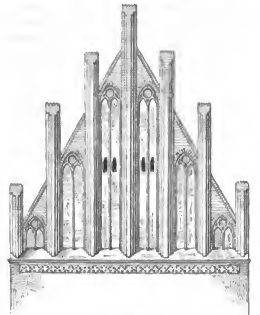
(Fig. 21.)

über 4 Giebeln sich erhebend, krönt den Thurm. Nur selten gehen die Thürme in's Achteck über und dann ist dieser Übergang stets auf sehr einfache Weise vermittelt. Auffallend ist hiebei die wenige Durchbrechung der Thürme im Gegensatze zu dem luftigen Gerüste des Freiburger und Strassburger Münsters, und die einfache Grundgestalt verglichen mit den reich auskrystallisirenden Formen der Domthürme zu Wien und Antwerpen. Aber auch dies hat wieder seinen natürlichen einfachen Grund, da der

[1]) Der Techniker weiss, dass in einzelnen Schichten die Steine zu $^3/_4$ Steinen mit dem Hammer geschlagen werden müssen, um einen guten Verband des Profils mit der Mauermasse herzustellen.

Thurm nicht der Raumbenützung wegen gebaut ist (denn als blosses Glockenhaus würde er wenig Umstände erfordern), sondern wie oben bemerkt, der künstlerischen Gestaltung wegen und um eine Idee monumental zu verkörpern; so konnte sich den Gestaltungen des Thurmbaues der Stämpel des Materials viel leichter aufdrücken als anderen mehr vom Bedürfniss abhängigen Theilen. Als Folge des Materials ergibt sich aber eine Architectur von Mauermassen, und die künstlerische Aufgabe war hier die der Gliederung derselben, die in der Anordnung der Blenden gelöst ist. Wie der Steinbau einen äussern Raumabschluss seines Thurmgerüstes nicht nöthig fand, da der Raum nicht benützt wird, so fand auch der Backsteinbau eine Durchbrechung seiner Mauermassen nicht nöthig und begnügte sich mit den wenigen Schlitzen.

Der Bautheil, den die Backsteingothik vorzugsweise mit einer reichen Ausstattung bedachte, ist der Giebel, und insbesondere sind es hier die östlichen Abschlussgiebel der Kirchen mit geradlinigem Chorschluss. Auch hier ist das Gliederungsprincip wesentlich das einer Mauerflächen-Gliederung. Es treten einzelne Pfeilerstreifen vor die Fläche und die zwischen ihnen bleibenden Felder werden durch ähnliche Blenden gegliedert, wie die Thürme (Fig. 22).



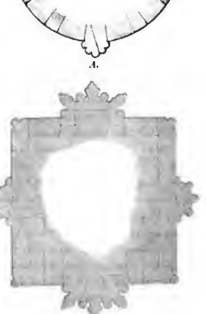
(Fig. 22.)

Die Giebel haben meist lebhaft bewegte Umrisse, in Treppenform oder durch Anlage mehrerer kleiner Giebel, die den Dachrand übersteigen. Auch die Pfeiler, welche aus dem Mauergrunde vortreten, erheben sich über den Dachrand hinaus in die Luft und sind (an Stelle der Fialen, wie sie der Steinbau abschliessen würde) mit einer schweren Krönung bedeckt, welche die Gliederung der Pfeiler in eine einfachere Grundform zurückführt (Fig. 23).

Treten wir in's Innere der Backsteinkirchen ein, so sehen wir keine zu wesentlichen Verschiedenheiten vom Steinbau. Das im Kirchenbau zu befriedigende, sowohl räumlich materielle als geistig ideale Bedürfniss war zu massgebend gewesen, als dass das Material zu vielen Einfluss hätte geltend machen können. Es wirkte nur gestaltend auf die Einzelheiten, in denen es ganz charakteristisch auftritt. So in der Gliederung der Pfeiler, die theils nach ähnlichen Grundsätzen gebildet ist, wie die Einfassung der Fenster und Thüren, die theils aber auch rund oder achteckig gemauert sind mit Anlage von 4 oder 8 Gliederbündeln, die den Diensten der Steingothik entsprechen. Die Arcadenbogen aber sind vollkommen nach dem Principe einer solchen, dem Backstein eigenthümlichen Gliederung gebildet, wie die Fenster- und Thüreinfassungen. Vergl. in Fig. 24 *A* den Grundriss eines Pfeilers aus der Marienkirche zu Stendal und *B* jenen aus der Marienkirche zu Rostock.



(Fig. 23.)



A.



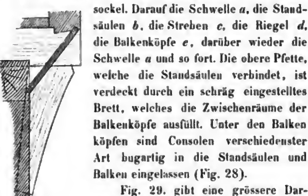
B.

(Fig. 24. *A.* u. *B.*)

Im Allgemeinen charakterisirt den (deutschen) Backsteinbau eine einfach nüchterne, ruhige praktische Auffassung. Die Baumeister waren Handwerker und fühlten sich auch als solche. Sie construirten ganz einfach, ohne grosse künstlerische Probleme lösen zu wollen, ihr Gebäude und begnügten sich mit der Gliederung, welche der Gebrauch der wenigen Formsteine ihnen gab; sie zeigen sich meist schwach, wo es sich darum handelt, Übergänge aus einer Form in eine andere herzustellen, da sie möglichst wenige

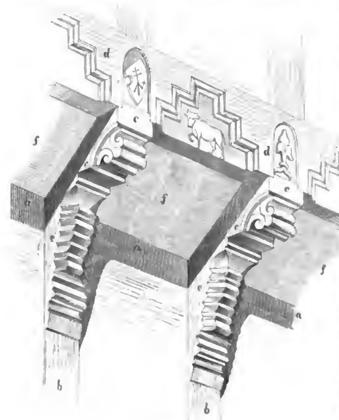
gefälligen Erscheinung beitragen sollen, die theilweise Abschlüsse gegen aussen bilden oder einzelne Hölzer schützen sollen.

Betrachten wir z. B. den Theil eines Wohnhauses aus Halberstadt [1]), der in Fig. 27 abgebildet ist, so sehen wir dieses Vortreten der Stockwerke. Zu unterst ein Steinsockel. Darauf die Schwelle *a*, die Standsäulen *b*, die Streben *c*, die Riegel *d*, die Balkenköpfe *e*, darüber wieder die Schwelle *a* und so fort. Die obere Pfette, welche die Standsäulen verbindet, ist verdeckt durch ein schräg eingestelltes Brett, welches die Zwischenräume der Balkenköpfe ausfüllt. Unter den Balkenköpfen sind Consolen verschiedenster Art bugartig in die Standsäulen und Balken eingelassen (Fig. 28).



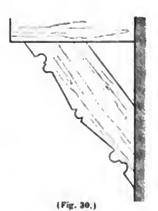
(Fig. 28.)

Fig. 29. gibt eine grössere Darstellung von Pfetten, Schwellen und Balkenköpfen, woraus zugleich die Art der Gliederung ersichtlich wird. Sie ist nach einem Hause zu Braunschweig gezeichnet, *a* ist die Pfette des untern



(Fig. 29.)

Stockwerkes, *b* die Standsäulen desselben, *c* die Balkenköpfe. Auf ihnen liegt die Schwelle *d*; sie sind gestützt durch die Kraghölzer *e*. Der Raum zwischen den Balkenköpfen ist durch das schräg stehende Brett *f* ausgefüllt. Wo das obere Stockwerk weiter hervortritt, treten an Stelle der Traghölzer *e* förmliche Büge, wie in Fig. 30.

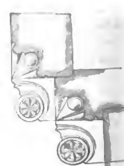


(Fig. 30.)

Die Balkenköpfe werden an der untern Kante durch verschiedene mehr oder weniger reiche Gliederung eingefasst, oder mit Laubwerk und Köpfen verziert.

Die Schwelle wird stets zwischen je zwei Balkenköpfen durch Schnitzwerk verziert, entweder blos mit einer Abkantung des Randes, oder durch einen Bogen, Schnörkel, Zickzack, oder eine andere Form, welche an eine zu Verbindung zweier Consolen errichtete Stein- oder Ziegelconstruction erinnert. Der unter diesem Zickzack liegende vertiefte Raum (Fig. 29) erhält eine geschnitzte Laubwerkverschlingung oder Thier- und Menschengestalten. Die Kraghölzer werden theilweise durch achtseitige Abkantung, theils durch horizontale Gliederstreifung, durch Einlegung von Masswerk, durch geschnitzte figürliche Darstellungen geziert. Auch das schräge Brett zwischen den Balkenköpfen erhält Schnitzwerk.

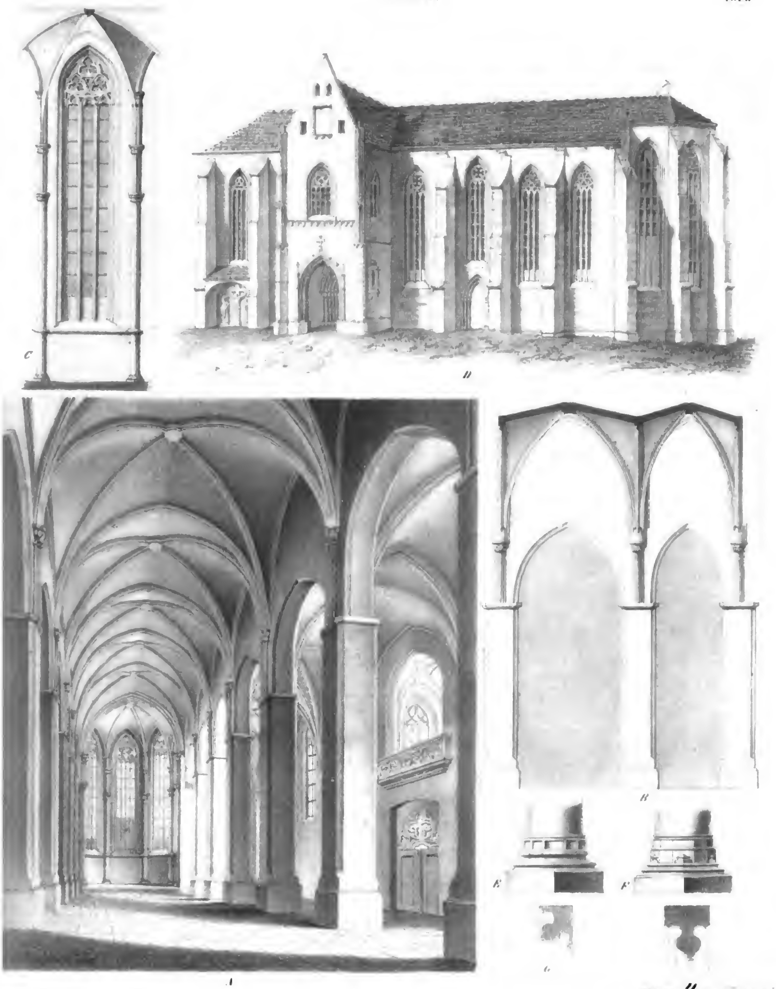
In solcher Weise geschieht die Construction und Gliederung bis zu Ende des 1. Viertel des XVI. Jahrhunderts. Von da ab zeigen sich einige Veränderungen der ursprünglichen Anordnung. Statt des schrägen Brettes wird zwischen die Pfette und die obere Schwelle eine zweite Schwelle eingelegt, und wie die erste gegliedert. Die Kraghölzer unter den Balkenköpfen nehmen theilweise ganz dieselbe Form an, wie die Balkenköpfe selbst; und statt dass sie bugartig sich zwischen die Standsäulen und Balkenköpfe pressen, werden sie mit der Pfette verplattet, können also durchaus keinen Dienst mehr leisten; und die Ausladung der Stockwerke muss darum geringer werden (Fig. 31). Manchmal nehmen diese Kraghölzer die Form antiker Consolen an (Fig. 32), wie sich überhaupt an ihnen zuerst der Einfluss der Renaissance erkennen lässt.



(Fig. 31.)

In der Mitte des XVI. Jahrh. treten die Formen der Renaissance immer mehr in den Holzbau ein, der sich mit Beibehaltung der alten Constructionsweise mit ihnen beklei-

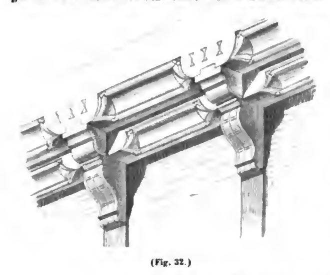
[1]) Aus G. G. Kallenbach's Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst.



erläutert v. W. Merklas

Lith. u. ged. i. d. k. k. Hof u. Staatsdruckerei

dete. Zahnschnitte, Eierstäbe, kleine Consolenreiben etc. gliedern die Pfetten und Schwellen, die Standsäulen werden zu Pilastern; die ausfüllenden Brüstungen u. dgl. werden mit kleinen Arcaden, Rosetten, Wappenschildern u. s. w. bedeckt. Manche dieser Gebäude sind in der That reizend durch den feinen Sinn, der sich in diesen Schnitzwerken kund gibt, und durch den Reichthum derselben, welche die ganze Construction überzieht; so dass sich in ihnen der damalige reich gewordene Bürgerstand mancher Städte trefflich repräsentirt sah. Die alte derbe körnige Lebenssitte des reichen Bürgers wie des Stadtpatriziers ist beibehalten, so auch die alte Construction; aber das Äussere des derben alten Kernes bekleidet sich mit fremden Formen. Indessen wurde das Constructionsprincip noch sehr lange beibehalten; die neuen, anfangs reizenden Formen arteten aus; aber die alte Construction überdauerte sie und erst der Weisheit unseres Jahrhunderts gelang es diese „zopfige" Bauweise im Holzbau zu verdrängen, und die Holzhäuser senkrecht aufzustellen, wie andere Façaden auch und ihnen durch einen Verputzüberzug ein „ordentliches Aussehen" zu geben.



(Fig. 32.)

Die katholische Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau.

(Mit 1 Tafel.)

I.

Die St. Jakobskirche in Leutschau nimmt bezüglich ihrer baulichen Ausstattung und Bedeutsamkeit für frühere Culturverhältnisse unter den Kirchen der Zips mit der bischöflichen Kathedrale den ersten Platz ein; sie gehört nebstdem wegen der seltenen noch erhaltenen Schätze älterer Sculptur und Malerei zu den merkwürdigsten Gotteshäusern Ungarns und der gesammten österreichischen Monarchie.

Die Grafschaft Zips war nebst Siebenbürgen der wichtigste Sammelplatz deutscher Ansiedler, welche, nachdem Ungarn am Beginn unseres Jahrtausends durch die frommen Bemühungen des heiligen Königs Stephan dem christlichen Glauben zugeführt worden, von den ungarischen Herrschern berufen wurden, in dem weitläufigen Reiche die christliche Gesittung des Abendlandes mit schnellerem Erfolge zu verbreiten und öde Gegenden zu bevölkern. Denn abgesehen von den Städten römischen Ursprungs, die sich im Süden und Westen des deutschen Reiches nach den Stürmen der Völkerwanderung wieder aus ihrem Schutte erhoben hatten, waren in Deutschland seit der fränkischen Herrschaft und besonders in Sachsen seit Heinrich's I. ruhmvoller Regierung viele neue Städte entstanden, welche durch friedlichen Fleiss bald zu selbstständigen kräftigen Gemeinden erblühten und mancherlei Gewerbe, Bergbau und Handel, und mit diesen Wohlstand und edlere Gesittung um sich her verbreiteten, so dass die Ordnung deutschen Städtewesens als Muster galt, und Einwanderer von daher fast überall willkommen geheissen wurden. Daher waren es deutsche Colonisten aus Flandern, den Rheingegenden und besonders aus Sachsen, welche von den ungarischen Königen, hauptsächlich von Geyza II. (1141 — 1162) und Bela IV. (1235 — 1270) durch Ertheilung ausgedehnter Freiheiten und Vorrechte zur Ansiedlung nach Ungarn eingeladen wurden und hier einen grossen Theil der Städte nach deutscher Weise gründeten und ordneten, und auch die dichtgedrängte Reihe der Zipser Städte soll sächsischen Einwanderern ihre Entstehung verdanken. Diese neuen Ansiedler behielten in Folge königlicher Vergünstigung ihre selbstständige Gemeindeverfassung, die hergebrachten Sitten und Rechte, und blieben noch Jahrhunderte hindurch mit der alten Heimath in stetem Verkehr; nur so wurde es ihnen möglich, alle Stürme der folgenden Zeiten zu überdauern, und, umzingelt von Völkerschaften anderer Stämme, ihr eigenthümliches Volksgepräge, ja selbst ihren alten Sachsennamen grossentheils bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Einführung des geordneten deutschen Städtewesens durch die deutschen Ansiedler mit seiner strengen bürgerlichen Gliederung und Gewerbetüchtigkeit konnte nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die materielle Entwickelung, die Culturzustände sowohl der von ihnen besetzten Landstriche als auch des ganzen ungarischen Reiches bleiben, und die von ihnen hinterlassenen Werke sind als eben so viele Denkmale und Zeugen ihres gewichtigen Einflusses zu betrachten, zugleich als Massstab für die Nachhaltigkeit und Weise der Verbindung, welche sie, fern von der Urheimath, mit dieser unterhielten. Ihre Werke sind die Früchte der in den fernen Osten verpflanzten Zweige der abendländisch - christlichen Bildung, wie sich diese in Wissenschaft und Kunst, vornehmlich unter der mütterlichen Obhut der katholischen Kirche, durch deren

innige Wechselwirkung mit Reichen und Völkern in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters entwickelt hatte, diese Werke werden um so beachtenswerther, je weiter nach Osten sie auftreten, weil sie zugleich die erstaunliche Lebenskraft jener Culturelemente deutlich bezeugen, mit welcher sie ihre specifisch abendländische Richtung gegen die bald unmerklichen, bald stürmisch anwogenden Einflüsse des Orients ungeachtet ihrer Vereinzelung im Ganzen unversehrt erhielten, ja immer wieder neue Sprösslinge um sich verbreiteten.

Zu solchen redenden Zeugen der Vergangenheit gehören auch die noch vorhandenen Kunstdenkmale, besonders diejenigen, welche dem Dienste des Herrn geweiht waren. Wie die Wissenschaft, so war auch die Kunst im frühen Mittelalter die Pflegetochter der Kirche und diente vor allem zur Verherrlichung des Gottesdienstes. Daher erhielt sie auch ein vorwiegend ernstes, religiöses Gepräge, und bei der unterschiedslosen Universalität der Kirche und ihrer Institutionen einen gemeinsamen Typus, der, nur hin und wieder durch locale Einflüsse leicht modificirt, im ganzen Abendlande, soweit das Gebiet der katholischen Kirche reichte, die gleiche Grundanschauung an sich trägt. Als aber in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland die bis dahin giltige Kunstweise, welche wir gewöhnlich die romanische nennen, der gothischen zu weichen begann, trugen mancherlei Umstände dazu bei, dieser neuen Richtung auch in weltlichen Händen begeisterte Pfleger zu geben, und sie neben der bisher fast nur kirchlichen Bestimmung auch für Gemeinde- und Privatzwecke zu gewinnen. Die reich und mächtig gewordenen Städte rechneten es sich zur höchsten Ehre, durch den Bau riesenhafter Gotteshäuser und stattlicher Gemeindebauten den kommenden Geschlechtern Zeugen ihrer Gottesfurcht und Thatkraft zu hinterlassen; der herrschende Styl, hauptsächlich der Architectur zugewandt, war im Gegensatze zu der früheren anspruchslosen Schlichtheit zu einer solchen Höhe künstlerischer Durchbildung und Meisterschaft in Bewältigung des rohen Materials gediehen, dass die überaus schwierige Übung nunmehr eine langwierige Vorbereitung und gänzliche Hingebung als ausschliessliche Lebensaufgabe erheischte. Daher traten nun die früher so thätigen geistlichen Institute als ausübende Organe allmählich in den Hintergrund, und es bildete sich nach der Sitte der Zeit eine enggeschlossene, scharfgegliederte Genossenschaft weltlicher Meister und Werkleute, welche, aus dem Schosse der Städte hervorgegangen, von ihnen grösstentheils beschäftigt, durch Satzungen und gemeinsames Interesse mit ihnen wesentlich zusammenhängend, in ihrer Kunst noch immer wie früher die religiöse Idee der Vorgänger zu verkörpern strebten, dabei aber auch in ihren Werken die herrschende Sinnesweise und Bildungsstufe der Zeitgenossen treu abspiegelten.

In diese Zeit gehören wohl die meisten älteren Denkmale der Zipser Städte und erhalten dadurch ihre eigenthümliche Bedeutung. Es dürfen hier zwar keine himmelanstrebenden Dome gesucht werden, in denen die mittelalterliche Kunst den Triumph über die starre Materie feierte, denn die Zipser Städte vermochten sich nie zu dem Glanze der grossen deutschen Reichsstädte zu erheben und ihre Leistungen mussten zumeist im Kreise bescheidener Einfachheit bleiben; aber diese bieten, durch den in den Gemeinwesen herrschenden Geist ins Dasein gerufen, durch deren Mittel und Kräfte ausgeführt, das deutlich erkennbare Bild eines längst verklungenen Culturlebens in diesen nach Osten vorgeschobenen Missionen westeuropäischer Bildung, auf dessen fester Grundlage die späteren Nachkommen nur fortzubauen brauchten. Sie zeigen zugleich in der grösseren oder geringeren Übereinstimmung der Formen mit den Kunstwerken des Westen den Einfluss und die Tragweite der verschiedenen Änderungen, welche die Kunst während der Zeit des späteren Mittelalters und in den nächstfolgenden Zeiten erfuhr und liefern auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Specialgeschichte der Kunst und der gesammten Cultur in den weiten Ländern des österreichischen Kaiserstaates.

Zu welcher Zeit und von wem die Pfarrkirche zu Leutschau errichtet worden, darüber geben weder gleichzeitige Urkunden noch geschichtliche oder mündliche Überlieferung irgend eine genügende Auskunft, und es bleibt nichts anderes übrig, als das ehrwürdige Denkmal selbst über seine Geschichte zu fragen. Die wiederholten grossen Brände, unter anderen jener im Jahre 1550, bei welchem nebst dem grössten Theile der Stadt auch Kirche und Rathhaus ein Raub der Flammen wurden, vernichteten alle älteren Urkunden; in der Kirche selbst finden sich keine Inschriften oder Jahresangaben; endlich mochte auch der Confessionswechsel in Folge der Reformation, welcher die Kirche für längere Zeit in protestantische Hände gab, durch die veränderte Denkweise vieles zum völligen Erlöschen der alten Traditionen beigetragen haben, so dass die Gedenkbücher der Parochie erst mit dem Jahre 1700 wieder beginnen und über die älteren Zeiten gänzlich schweigen.

Als den äussersten Zeitpunkt, über welchen die Erbauung der Kirche bestimmt nicht hinaufreicht, müssen wir das Jahr 1245, in welchem die Stadt an ihrer jetzigen Stelle erbaut wurde, annehmen; die Vollendung in den Hauptheilen dürfte nach den weiter unten zu entwickelnden Gründen spätestens in das zweite Viertel des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Es wird zwar in dem Catalogus Cleri der Zipser Diöcese das Jahr 1200 als Stiftungsjahr der Leutschauer Parochie aus unbekannter Quelle angeführt; deutsche Colonisten, welche vielleicht auch Leutschau gründeten, wurden schon von K. Geyza II. nach 1141 in die Zips berufen; allein der verhängnissvolle Einbruch der Tatarenhorden, von denen Ungarn 1241 überschwemmt und verwüstet wurde, zertrat alle Keime der eben aufspriessenden Cultur, verscheuchte die übriggebliebene Bevölkerung

in unzugängliche Gebirgsschluchten und Wälder, und verwandelte die Städte in Schutthaufen, so dass vielleicht ausser den ältesten Theilen der bischöflichen Kathedrale bei Kirchdorf kein Rest mehr aus der früheren Zeit übrig blieb.

Nach der allgemein verbreiteten Überlieferung ging auch die ältere Stadt Leutschau durch die Tataren zu Grunde: ihr Andenken hat sich nur in den von der gegenwärtigen Stadt südlich gelegenen, die „alte Leutsch" benannten Gefilden erhalten. Erst nachdem die tatarische Sturmfluth verronnen, wurde 1245 an der jetzigen, für jene Zeit sehr festen Stelle eine neue Stadt gegründet, und erhielt bald durch den Zuzug neuer sächsischer Schaaren, die dem Rufe des K. Bela IV. folgten, ansehnlichen Zuwachs. Diese Ankömmlinge mögen aus ihrer alten Heimat, wo dazumal eine rege Bauthätigkeit herrschte, bauverständige Werkmeister mitgebracht haben, welche nach dem frommen Sinne der Zeit die Gründung eines neuen Gotteshauses nicht versäumten, sobald die Bevölkerung sich in ihrem neuen Wohnsitze nothdürftig zurechtgefunden hatte. In der That bieten die ältesten Theile der Kirche nicht die geringste Andeutung des Reichthumes an Formen und Ornamenten, welche die stylverwandten Bauten der nächsten Zeit am Rhein oder in Obersachsen auszeichnen: die Kirche erinnert vielmehr mit ihrer Anlage, den geräumigen, an Höhe nicht viel verschiedenen Hallen, der Einfachheit, ja Nüchternheit in der Ausführung der älteren Stücke an manche der norddeutschen Kirchen und Backsteinbauten, und wie bei diesen, blickt auch hier noch in manchen Eigenthümlichkeiten das romanische Princip zu einer Zeit durch, wo in anderen Gegenden Deutschlands das gothische bereits fast allgemeine Geltung errungen hatte.

Das Abtreten der sächsischen Meister, welche noch die lebendige Erinnerung an die frühere Heimat treu bewahrt, und darnach ihr Werk begonnen hatten, mag auch erklären, dass die ursprünglich beabsichtigte Anordnung sobald und gänzlich verlassen wurde, indem die nachfolgenden Bauführer, vielleicht anderswo gebildet, nach veränderter Kunstweise und dem wechselnden Willen und Vermögen der Gemeinde den Bau allmählich fortsetzten; wesshalb auch rein romanische Motive neben jenen der Übergangszeit und streng ausgebildeten Gothik, auffallende Schwankungen und Abweichungen von dem bereits Vorhandenen, rohe Arbeiten eines schnell geförderten Nothbaues neben manchen trefflich vollendeten Partien vorkommen.

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Alois Messmer.

Die Kirche S. Celso, zu der unser Vortrag nun gelangt, ist mehr ein ehrwürdiges Fragment des romanischen Baustyls als ein ganzes Gebäude. Die Kirche wurde, wie eine in die Façade eingelassene Inschrift anzeigt, vom hl. Ambrosius nach Auffindung der Reliquien des Titelheiligen gegründet, vom E. B. Landulf im 10. Jahrhundert erneuert und ein Kloster beigestiftet. Ich glaube aus den Formen des Innern, dass auch noch eine zweite Erneuerung im 12. Jahrhundert statt gehabt hat. 1777 fand eine Restauration statt und 1780 wurde die dabei befindliche Canonie aufgehoben. Hart an diese Kirche stösst nördlich die von Bramante erbaute Kirche S. Maria presso S. Celso, namentlich lief der Porticus vor derselben hart am Schiffe von S. Celso hin. Da wurde nun die Kirche aus übergrossem Respect vor besagtem Porticus, um ihm Licht zu schaffen, 1815 um die „Landulf'sche Erweiterung" d. h. um vier Bogen des Schiffes gekürzt, doch wurden noch einige Baufragmente an der Umfassungsmauer erhalten und das Portal sammt dem darüber befindlichen Rosenfenster auf die jetzige Façade übertragen. Das Portal sieht so alterthümlich aus, dass es wohl zum Theil aus dem 10. Jahrhundert stammen kann. Zwei Säulchen und eine Mauerecke dazwischen mit den entsprechenden Rundbogen bilden den Rahmen. Die Capitäle und das innere Rundband haben schön gemeisselte Ornamente; das Rundband über den äussern Capitälen hat ein Zahnschnittmuster und das Band über der Ecke drei Thierfiguren. Im Tympanon sind höchst rohe Heiligengestalten. Das Innere des Schiffes, so weit es noch erhalten ist (ich glaube zwei Travéen), hat Pfeiler mit Halbsäulen, die schöne Capitäle mit Laubwerk und Figuren tragen; das Mittelschiff ist etwa ein Drittel höher als die Seiten und jetzt mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Die Apsis zeigt zwei Lesenen und den Rundbogenfries auf figurirten Tragsteinen.

S. Eustorgio ist dem Ursprunge nach eine der ältesten Kirchen von Mailand, indem sie von dem Heiligen selbst um 320 zu Ehren der hl. drei Könige, deren Reliquien er von Constantinopel gebracht, gegründet wurde. Nachdem sie schon früher mancherlei bauliche Veränderungen erfahren, wurde sie 1218 den Dominicanern übergeben und erhielt durch den Baumeister Tomaso Lombardi in der Hauptsache ihre jetzige Gestalt. Doch sind so viele spätere Veränderungen darüber gegangen, dass man nur noch zerstreute Spuren des alten Styls findet. Sie hat die hier gewöhnliche Anlage von drei Schiffen und Seitencapellen, welche ihre Fronten nach Aussen zeigen und mit ihren Friesen und Fenstern aus prächtig gemustertem Backstein wohl das Schönste sind, was vom alten Bau erhalten ist. Jede Front zeigt ein halbrundes Doppelfenster in der Mitte, zwei einfache an der Seite. Sehr stattlich ist auch der Vierecksthurm aus Backstein mit Eckstreifen, Friesen, Bogenfenstern und hohem Helm vom Ende des 13. Jahrhunderts. Die Façade und das Innere haben wenig mehr von der alten

Gestalt aufzuweisen; so ziemlich erhalten ist die Confession unter dem Altar mit ihren Säulchen, etwa vom 12. Jahrhundert. Die Kirche hat einen Reichthum alter Monumente. Interessant, wenn auch nicht in künstlerischer Beziehung, ist der grosse unförmliche Marmorsarg, in welchem die Gebeine der hl. drei Könige ruhten, bevor sie nach der Zerstörung der Stadt durch Friedrich Rothbart nach Cöln übertragen wurden. Die Stadt vergass diesen alten Besitz nicht so bald und durch das ganze Mittelalter bewegte sich am Feste der hl. drei Könige ein feierlicher Aufzug, den Zug der Könige nach Bethlehem darstellend, nach dieser Kirche. Ein paar prächtige Monumente der Visconti seien hier nur erwähnt. Besonders merkwürdig ist aber das Denkmal, welches dem berühmten Heiligen dieses Klosters, Peter dem Märtyrer errichtet wurde. Es ist der Inschrift gemäss von Magister Johannes Balducti de Pisis 1339, ein Marmorbau in italienischer Gothik von zwei Abtheilungen, die untern acht Säulchen, an welche sich allegorische Gestalten der Tugenden lehnen, die obere den Sarg mit historischen Reliefs aus dem Leben des Heiligen enthaltend. Die Reliefs sind theilweise noch ungelenk und befangen, die Allegorien ungemein einfach und naiv, zum Theil auch schön gelungen, wie die der Hoffnung. Die Capelle, die darüber erbaut ist, ein Achteck mit Thürmchen umstellt und dem Michelozzo 1463 zugeschrieben, ist eine der frühesten Renaissancebauten in Mailand. Es sind theilweise noch mittelalterliche Elemente, wie die getheilten Fenster, aber moderne Ornamentik.

Die folgenden Kirchen, in denen sich der gothische Styl wenigstens im Schiff noch ziemlich unvermischt erhalten hat, sind sämmtlich nach einem Typus, der theils in der minder reinen Auffassung dieses Styls und dem eigenthümlichen Formgefühl in Italien überhaupt, theils in dem einheimischen Backsteinbau seine Erklärung findet. Die Anlage ist dreischiffig mit Seitencapellen; die Stützen sind meistens Säulen, die Spitzbogen stumpf und breit, wie denn überhaupt alles mehr in die Breite als in die Höhe geht, das Mittelschiff wenig überhöht, Gurten und Rippen ohne Schärfe, letztere meistens rund. S. Pietro in Gessate ist von niedrigem, unvortheilhaften Äussern. Eigenthümlich ist der Abschluss der Capellen in einem spitzen Winkel, so dass, wo zwei zusammenstossen, ein Hohlwinkel entsteht, dessen Wände zwei Fenster durchbrechen. Das Schiff hat 12 monolithe Granitsäulen und ist wie das Äussere gedrückt. Der Chor modern. S. Maria del Carmine (1446 begonnen) hat dieselbe Anlage; nur überspannt ein Gewölbjoch zwei Arcadenbogen, die Verhältnisse sind freier und höher, daher auch die Oberlichten bedeutender. S. Maria delle Grazie (nach 1463) hat noch mittelalterlich gebildete Säulen mit korinthisirenden Capitälen, die Gurten der Mittelwölbung ruhen auf Pilastern, die über den Capitälen an der Oberwand aufsteigen, die Spannungen sind weit und niedrig. An der Façade zeigen Pilaster die fünf Schiffe (die Capellen als äussere Nebenschiffe gerechnet) an; Fries und Sims hat schöne Backsteinmuster. Auch die Seiten haben Pilaster. Die Fenster bilden Gruppen von je zwei langen und einem runden darüber, eine sehr nüchterne Form. Die Vollendung der Kirche gehört einem anderen Styl an; Bramante erhob am Ende des XV. Jahrhunderts auf viereckigem Unterbau seine imposante achteckige Kuppel, mit welcher die Renaissance in Mailand ihren triumphirenden Einzug hielt. Es ist die Renaissance, wie sie sich in heiterer Fülle an dieser Kuppel zeigt, jener nüchternen Gothik auch so sehr überlegen, dass man diesen Sieg nicht zu bedauern hat. Das Refectorium des anliegenden Klosters enthält einen der grössten und berühmtesten Schätze von Mailand, das Abendmahl von Leonardo da Vinci, von welchem zu reden hier nicht der Ort ist. — S. Simpliciano (die Façade vom XII. Jahrhundert, das Innere restaurirt im XVI., doch mit Erhaltung der alten Anlage) zeigt unter allen diesen Kirchen die anmuthigsten Verhältnisse. Die Façade hat im Erdgeschoss drei Bogen auf Pilastern, der mittlere grössere überspannt das schöne rundbogige Portal. Die Fenster sind neu; der Giebel ohne Absätze mit schönem Fries. Das Innere hat drei gleich hohe Schiffe, das Kreuz zwei; die Pfeiler sind viereckig mit edlen Laubcapitälen, die Arcadenbogen rund, die Wölbung nur etwas weniges spitz, über dem östlichen Schiff des Kreuzes eine Kuppel und der Chorschluss halbrund. Der Bau zeigt allerlei räthselhafte Abweichungen von der sonst hier gebräuchlichen Weise, aber der Eindruck ist überaus günstig.

Nachträglich sollen noch ein paar Kirchen genannt werden, die ansehnliche Fragmente mittelalterlicher Architectur enthalten. S. Satiro, ein Bau aus den Zeiten des Bischofs Anspert im neunten Jahrhundert, hat in Nebencapellen noch alte Säulen von verschiedener Grösse und einiges von mittelalterlicher Ornamentik; das Übrige eine Erneuerung aus dem XV. Jahrhundert. — S. Giovanni in Conca besitzt noch den mittleren Theil seiner Façade aus Marmor in mittelalterlichem Styl: ein rundbogiges Portal und darüber ein schönes Rosenfenster. Das Innere sehr verfallen. — An S. Marco erhielt sich gleichfalls noch das alte Rundbogenportal aus Marmor und Stücke der alten Friese und Fensterzierden aus Backstein in den reichsten, anmuthigsten Mustern. — S. Gottardo, in den kaiserlichen Palast am Dom eingeschlossen, ist das einzige Überbleibsel vom ehemaligen Palast der Visconti, um 1330 erbaut, und hat selbst nur noch die Aussenseite des Chors und den Thurm von der alten Anlage behalten. Der Chor ist dreiseitig mit Eckpilastern und einer offenen Bogengallerie unter dem Fries, der aus sich kreuzenden Rundbogen besteht, ein Ornament, das auch am Thurm in den mannigfaltigsten Verschlingungen wiederkehrt. Der Thurm besteht aus einem höheren, etwas umfangreicheren und einem kürzeren, etwas schmäleren Achteck und dem Helm; die beiden Achtecke zerfallen übrigens durch Friese und Simse wieder in mehrere Ab-

theilungen und ihr Schluss nach Oben ist beidemal durch eine Säulengallerie markirt. Am unteren Achteck, bis zur Säulengallerie desselben, sind marmorne Ecksäulchen emporgeführt. Diese Gallerie selbst ist von einer seltsamen Doppelbildung, indem von den weit vorgestreckten Capitälen der unteren Säulen noch kleinere emporsteigen, die einen zweiten luftigen Kranz in der Höhe bilden. Der Helm ist rund, aus schuppenartig gefügten Ziegeln. Der ganze Bau mit Ausnahme der Säulen ist aus Backstein. Merkwürdig ist, dass an diesem Bau mitten aus der gothischen Zeit alle Details noch romanisch sind, und dass es überhaupt auf den höchsten Ausdruck phantastischer Pracht, der in diesem Material erreichbar ist, abgesehen scheint. Es ist auch der zierlichste Thurm des mittelalterlichen Mailands; manche anderen zeigen ähnliche Motive aber in ärmerer Ausführung.

Nachdem wir den Gang der mittelalterlichen Architectur in Mailand an dem Faden der übrigen noch erhaltenen Kirchen verfolgt haben, noch einige Worte über den weltberühmten Dom; keine Beschreibung, welche bei dem unendlichen Detail ein Buch forderte, sondern nur eine flüchtige Skizze. Diesem Gebäude gegenüber ist man es gewohnt, die Beurtheiler Partei nehmen zu sehen. Wer nur sein Gefühl walten lässt und vor dieses Marmorgebirge hintritt, das in tausend kunstreichen Spitzen, Brücken, Gallerien und Thürmchen zum Himmel steigt, von unten bis oben mit einem fröhlichen Leben bekleidet, das Innere ernst und erhebend, das Ganze wie das Einzelne, wenn nicht vollkommen, doch reich an unläugbaren Schönheiten, der ist gewiss entzückt wie von wenigen anderen Bauwerken. Wer aber darnach geht, mit kritischem Verstande das Werk zu prüfen und zu zergliedern, findet allerlei ungehörige Bündnisse geschlossen, allerlei illegitime Geburten ans Licht gefördert, allerlei leere Scheine und unhaltbare Ansprüche, und wird das Werk auf der Scala der architektonischen Meisterwerke nicht allzu hoch stellen. Wie dem immer sei, das Werk existirt einmal als ein gewaltiges Zeugniss von dem Zusammenwirken vieler Menschenalter und der verschiedensten Kräfte, es existirt — alles zusammengenommen — als ein Unicum in der Welt, welches das Lob Gottes und der Menschen verkündet und für dessen Vollendung man dem Himmel danken muss. Unsere Aufgabe dahier ist nur, ein wenig zu recapituliren, wie es entstanden ist und uns im Allgemeinsten mit seiner Gestalt bekannt zu machen. Der Grundstein zum gegenwärtigen Gebäude wurde am 15. März 1386 von Gian Galeazzo Visconti gelegt; der Trieb, der früher die italienischen Republiken beseelte, Unvergleichliches zu schaffen, war jetzt auf die Fürsten übergegangen und der stolze Visconti wollte es allen Anderen zuvorthun. Der Grundriss ist der Gedanke eines deutschen Meisters, Heinrich Arler von Gmünd, und deutsche Arbeiter finden wir zuerst dabei beschäftigt. Schon von Anfang musste die deutsche Strenge der italienischen Fühlweise manche Concessionen machen; später finden wir abwechselnd Deutsche und Italiener am Werk, endlich ging es ganz in die Hände der letzteren über, die dann auch im Geiste ihrer Zeit daran fortbauten. Als die vorzüglichsten Epochen in der langen Bauzeit vom 14. Jahrhundert bis auf unsere Zeit können folgende bezeichnet werden: Im XV. und bis ins XVI. Jahrhundert hinein suchte man wenigstens in der Hauptsache noch die gothischen Formen festzuhalten und das Werk gedieh bis zur (inneren) Vollendung des Chors, den Pabst Martin V. einweihte, des Kreuzes mit der Kuppel und eines Theils vom Schiff. Nachdem schon mancherlei wunderliche Mischungen vor sich gegangen, indem die Renaissance immer mehr Boden gewann, erhielt sie endlich den vollen Sieg, seitdem im Auftrag von Carolus Borromäus Pellegrini 1560 die moderne Façade entwarf, die dann grösstentheils nach seinen Vorlagen ausgeführt wurde. Es fehlte nicht an fortwährendem Widerspruch gegen die Neuerung und im Jahre 1790 beschloss man, wieder förmlich zum gothischen Styl zurückzukehren; im Auftrage Napoleons wurde der obere Theil der Façade in dieser freilich sehr modernen Gothik vollendet und seitdem in derselben Weise fortgefahren. Man hat also hier freilich nicht den Genuss eines Kunstwerkes im reinen Styl, man sieht die Elemente von nordischer und italienischer, von mittelalterlicher und moderner Kunst sich aufs mannigfaltigste durchdringen und der Eindruck bleibt immer ein mehr phantastischer als rein künstlerischer. — Die Kirche bildet ein lateinisches Kreuz. Der Langbau hat fünf Schiffe, die inneren Nebenschiffe begleiten auch das Kreuz und sind als freier Umgang um den fünfseitig geschlossenen Chor geführt. Über dem Kreuz erhebt sich eine achteckige Kuppel und über dieser ein schlankes durchbrochenes Thürmchen; eigentlicher Glockenthurm ist keiner (der gegenwärtige ist nur provisorisch hinaufgemacht). — Die Façade hat weniger den echt gothischen als lombardischen Charakter. Man sieht dies aus dem Verhältniss der Breite zur Höhe, wobei erstere im grossen Vortheil ist, aus dem wenig steil ansteigenden Giebel mit seinen Zackenspitzen und den mancherlei horizontalen Elementen. Sie hat der Höhe nach mit den überragenden Thürmchen fünf Abtheilungen. Das Mittelschiff und die äussersten Flanken sind von je zwei Flanken eingefasst, die Nebenschiffe nur durch eins getheilt, so dass die Haupttheilung nach der Bedeutung gut betont ist. Jedes Schiff schliesst nach oben mit einer kleinen horizontalen Gallerie, über welche die Giebellinie schräg aufsteigt; das dadurch entstehende Dreieck ist mit offenen Bogen und Rosetten verziert. Fünf andere römische Portale führen in die Schiffe, über ihnen sind eben so viele römische Fenster, die noch von der Façade Pellegrini's beibehalten worden sind. Am Mittelschiff und den inneren Nebenschiffen ist über dem römischen noch ein gothisches Fenster angebracht; Portal und Fenster des Mittelschiffes sind durch grössere Dimension und reichere Formen ausgezeichnet. Man weiss nicht recht, was man zur gothischen Umtaufe der Façade sagen soll und

es ist gut, es ohne viele Scrupel beim allgemeinen Eindruck bewenden zu lassen. Dass die spätgothischen Formen, der sogenannte Flamboyantstyl, angewendet wurden, ist hier ganz in der Ordnung. Bedenklicher aber ist, dass die gothischen Formen meistens oberflächlich und roh, dass hingegen die schönen und reichen nicht gothisch sind. — Die Seiten zählen bis zum Kreuz acht sehr weit vortretende Pfeiler, die mit Thürmen bekrönt, und von denen die Strebebogen zum Hauptschiff hinübergewölbt sind, in der Mitte durch ein kleineres Thürmchen, das zwischen den Nebenschiffen aufsteigt, unterstützt. — Die Fronten des Kreuzes haben keinen Eingang, man sieht die drei Querschiffe in der Art, dass die Abseiten durch eine gerade Wand mit einem Fenster schliessen, das Mittelschiff aber mit dreiseitigem Ausbau daraus hervorragt und über diesen Vorsprung der Giebel mit der Spitze eines breiten Fensters steht. Der Umgang wie der höhere Mittelbau des Chors sind von fünf Seiten eines Achtecks gebildet. Bei den grossen Dimensionen des Baues werden daher die Seiten des Umgangs ungeheuer breit und sind durch ebenso ungeheure Fenster durchbrochen, was mehr plump als schön lässt. Darüber ragt der schmälere Mittelbau des Chors hinweg und über dessen Dachgallerie bietet der Kuppelthurm mit seiner hohen Pyramide den günstigsten Anblick. Denke man sich nun die ungeheure Masse des Baues, das schöne Material des Marmors, die glänzende Durchführung eines reichen Styls, den phantastischen Schmuck von Blumen, Guirlanden und allerlei sonstigen Gebilden der belebten Welt mit vollen Händen verstreut, endlich ein Volk von Statuen (es sollen an 6000 sein) vom Boden bis zu den Spitzen der Fialen; wandle man oben auf den Gallerien und marmornen Bedachungen herum und geniesse der wundersamen Durchblicke durch diese stille steinerne Stadt; sehe man den Bau im vollen Sonnenglanz, wenn sich alle Spitzen scharf auf den blauen Himmel zeichnen, oder wandle man im Mondschein den *corso orientale* herauf und schaue dies wunderbare Gewebe in einer geisterhaften Dämmerung; dann begreift man leicht, wie eine erhabene Empfindung die Kritik zum Schweigen bringt und das Gefühl hoher Schönheit sich gegen alle Einwendungen des Verstandes behauptet. — Das Innere bietet einen ähnlichen Eindruck in anderer Weise, die Schiffe steigen gegen die Mitte in der Weise an, dass das innere Nebenschiff ein wenig höher als das äussere und das Mittelschiff ein wenig höher als jenes ist. Die Bogen ruhen auf Pfeilern (je 8 freie im Schiff, je 3 im Kreuz und 8 im Chor, im Ganzen 52), die eine verunglückte Nachahmung des nordischen Säulenbündels sind. Es ist nämlich ein runder Kern mit angelegten Halbsäulen auf einer unschönen (ganz hässlichen) Basis und mit einem höchst seltsamen Capitäl, das aus acht Nischen mit Statuen über Laubkränzen besteht, an und für sich nicht ohne Schönheit, aber nur als Capitäl unbegreiflich. Über der Vierung erscheint die Kuppel, deren Gewölbe mit gothischen Mustern bemalt ist, die wie durchbrochene Arbeit aussehen. Das Kreuz endet in Capellen von einem exorbitanten Reichthum. Das Innere hat im Ganzen wenig von dem nordischen System des luftigen Strebens und Steigens, es ist alles hinlänglich schwer und massenhaft, und man fragt sich billig, woher der unläugbar grosse Eindruck kommt, den die Kirche auf jeden Hintretenden macht? Das ist ausser der Grösse der Anlage und den schönen architektonischen Durchblicken sicher auch eine Folge der eigenthümlichen Beleuchtung. Nur einige Fenster im nördlichen Schiff und Kreuz und ein Paar in der Façade haben weisses Glas, die übrigen sämmtlich Glasgemälde oder farbige Muster, aber es ist dabei eine absichtliche Steigerung erzielt. Die Fenster an den Wänden des Schiffes sind schmal und ohne viel Reiz; ebenso die kleinen Fenster an den Oberwänden der Schiffe unbedeutend. Bedeutender werden die Lichter schon im Kreuz, wo die Fenster von den Schlusscapellen her und von der Kuppel nieder zusammenwirken. Durch den Chor herein aber leuchten riesige Fenster mit phantastischen Formen, besonders die Rose, die durch den Mittelbogen über dem Altare flammt. Einige Fenster sind noch aus alter Zeit übrig, andere sind neu und diese an sich von niederem (sehr geringem) Kunstwerth; doch thun sie in Ermanglung von bessern im Ganzen des Baues ihren Dienst. Auch im Inneren, man muss es gestehen, findet das kritische Auge vieles auszustellen, aber der Eindruck einer ernsten, fast düstern Majestät bleibt unverkümmert. Und wenn man in den Denkmalen der Architectur stets etwas vom Pulse des Nationalcharakters und der geschichtlichen Einflüsse aufzusuchen berechtigt ist, so ist die ganz eigenthümliche Mischung nordischer und italienischer Elemente, die an diesem Denkmale in der Hauptstadt der Lombarden zu Tage tritt, wie sonst in Italien nirgends, auch von dieser Seite bedeutungsvoll.

Der Dom erzwang durch seine Existenz für sich noch einige Achtung des gothischen Styls, welche für die andern Kirchen wegfiel. Wir haben oben schon den Beginn der Früh-Renaissance angezeigt und nennen hier noch eine Kirche, in der sie sich in ihrer ganzen Anmuth zeigt. Es ist die 1491 angeblich nach B r a m a n t e's Plan begonnene Kirche S. M a r i a p r e s s o S. C e l s o. Der Vorplatz ist von einer schönen Pfeilerhalle aus Backstein umgeben. Es ist eine dreischiffige Basilica mit Kuppel und Chorumgang, das Gewölbe cassetirt, überall gediegene Pracht. Die Façade ist ein späterer Zierbau von B a s s i und A l e s s i. — Von nun an herrschte die Renaissance unbestritten, bemächtigte sich der alten Kirchen und legte ihnen ihr Gewand an bis zur Unkenntlichkeit der frühern Gestalt und baute eine Menge neu, manche besser, viele in den barocksten Formen, wie überall. Doch das fällt nicht mehr in unsern Vortrag.

Die bürgerliche Architectur des Mittelalters hat in Mailand wenig Spuren zurückgelassen. Man sieht dort und da noch ein Erdgeschoss mit gothischen Thür- und Fensterbo-

gen, aber nirgends mehr ein Ganzes. Der malerisch eigenthümlichste Platz von Mailand, der auch noch am meisten vom alten Charakter bewahrt hat, ist die Piazza dei mercanti, ein von stattlichen Gebäuden eingeschlossenes Viereck im Mittelpunkte der Stadt, mit Thoren nach den belebtesten Strassen. In der Mitte des Platzes erhebt sich der alte Palazzo della Ragione, 1233 durch den Podestà Oldrado vollendet. Das Erdgeschoss ist eine offene Pfeilerhalle, die heute noch wie ehmals dem Marktverkehre dient; der obere Stock zeigt breite schmucklose Fensterbogen. Ein Relief an der Mauer stellt den Erbauer in voller Rüstung zu Pferde dar, mit der charakteristischen Beischrift:

Qui solium struxit, Catharos, ut debuit, uxit (sic).

Zierlicher ist ein anderes Gebäude des Platzes, die Loggia degli Osii, 1316 begonnen, ein zierliches Muster italienischer Gothik. Die Wand ist mit weissem und schwarzem Marmor incrustirt; in der Mitte sind zwei offene Bogengänge von je fünf Bogen über einander. Die obere, deren Bogen jetzt vermauert sind, hat an der Ballustrade die Wappen der Stadtviertel und einen vortretenden Balcon (vulgo parléra), von dem in öffentlichen Angelegenheiten zum Volke geredet und die Todesurtheile publicirt wurden.

Endlich ist noch ein höchst stattliches Gebäude zu nennen, das der Zeit nach schon der Periode der Früh-Renaissance angehört, aber an seinem Äussern die zierlichste gothische Ornamentik producirt, die man in Mailand sehen kann. Es ist das 1456 von Francesco Sforza und seiner Gemahlin Maria Bianca (laut Zuschrift) gegründete Ospedale Maggiore; die Ausführung des südlichen Flügels geschah nach dem Entwurfe des Florentiners Filarete. Die Vorderseite bildet zwei Stockwerke, das untere von offenen (jetzt vermauerten) Rundbogen auf noch ganz mittelalterlich gebildeten Säulen, das obere von gedoppelten Spitzbogenfenstern. Die phantastisch reichen Ornamente aus Backstein sind wohl das Zierlichste, was man in dieser Art sehen kann. Der mittlere Theil wurde erst 1621 von Richini (angeblich nach Bramante's Vorlagen) begonnen, und auch hier wurde in löblicher Weise der Typus der ältern Façade beibehalten, nur dass hier gleich von Anfang die untern Bogen mit getheilten Fenstern ausgefüllt wurden. Das Innere zeigt einen schönen Hof, von einer prächtigen zweistöckigen Säulenhalle umzogen. In dem im vorigen Jahrhundert angebauten nördlichen Flügel wurde der alte Styl leider verlassen, wodurch dieser Theil wie ein vollkommen fremdes Gebäude aussieht.

IV.

Monza.

Von dem alten Modoëtia, in dem die Königin Theodolinde am Ende des VI. Jahrhunderts zu Ehren Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der Longobarden, eine berühmte Kirche und daneben einen Palast mit historischen Gemälden errichtete [1], ist in dem gegenwärtigen Monza wohl kaum mehr eine Spur zu erkennen. Der Dom steht an der Stelle jener alten Basilica, wurde aber am Ende des XIII. Jahrhunderts von Matteo Visconti umgebaut, dass man schwerlich mehr etwas von der alten Kirche herausfindet. Die Anlage war von Anfang fünfschiffig, die äussern Abseiten sind aber zu Capellen verbaut worden; das Querschiff ist wenig ausladend und jenseits desselben befinden sich die Apsiden der Nebenschiffe, dreiseitig geschlossen. Über der Vierung eine Kuppel und unter dem Chor die (modernisirte) Krypta. Zwischen den Schiffen stehen sechs Paar Marmorsäulen, theils rund, theils achteckig; ihre Capitäle sind modernisirt, die Basen versenkt, doch sieht man noch das Eckblatt, woraus man schliessen kann, dass vielleicht die Schäfte, keineswegs aber diese Basen vormittelalterlich sind. (Ob sie mit jenen aus Einem Stücke bestehen, erinnere ich mich nicht mehr.) Die Kirche enthält einen schönen alten Kanzelbau und Spuren alter Fresken. Vom Campanile an der Nordseite ist der (künstlerisch freilich unbedeutende) Unterbau uralt. Die Façade, 1396 von Marco di Campione begonnen, ist, architektonisch betrachtet, mehr ein Decorationsstück für sich, an dem sich romanische und gothische Elemente nach dem lombardischen Typus zu einem anmuthigen Bilde verbinden. Die Theilung der Schiffe ist durch Pfeiler angezeigt, welche in kleine Thürmchen enden; längs dem Giebel läuft eine blinde Zwerggallerie treppenförmig empor. Das Portal hat den lombardischen Vorbau auf Säulen, die auf Löwen ruhen; der reich gebildete Rahmen hat romanische Profile, läuft aber spitzbogig zu. Im Bogenfelde ist ein altes Relief, Christi Taufe durch Johannes und die Königin Theodolinde mit den Geschenken, die sie der Kirche weiht, darstellend. Über dem Portal ist eine herrliche Rose von zierlich gemeisselten Cassetten umgeben und darüber noch ein kleines Rundfenster. Die Nebenschiffe haben kein Portal, aber zahlreiche Fenster, die innern drei: unten ein spitzbogiges, dann ein doppelt rundbogiges und darüber eine Rosette; die äussern zwei: ein spitzbogiges und darüber eine Rosette, alles von der zierlichsten Arbeit. Man kann daraus schon entnehmen, dass die Façade zu vielerlei zierkastenähnliches enthält; dieser Eindruck wird durch die Incrustation mit schwarzem und weissem Marmor fast zum Bunten gesteigert. Aber dabei muss man zugeben, dass das Ganze einen wunderschönen, malerischen Anblick gewährt, der, verbunden mit den heroischen und romantischen Erinnerungen der Stelle, eines wahrhaft poetischen Eindruckes nicht verfehlt. Der Domschatz ist ungeachtet der vielen

[1] Paul. Diac. de gestis Longob. L. IV, cap. 22. „*Per idem quoque tempus Theudolinda regina basilicam B. Joannis Bapt., quam in Modoëtia construxerat, dedicavit multisque ornamentis auri argentique decoravit, praediisque sufficienter ditavit.* — Cap. 23. *Ibi etiam praefata regina palatium condidit, in quo aliquid de Longobardorum gestis depingi fecit. In qua pictura manifeste ostenditur, quomodo Longobardi eo tempore comam capitis tondebant, vel qualis eorum vestitus qualisque habitus erat*“ etc. Bei Murat. Rer. Ital. script. tom. I. p. 460 sq.

Verluste durch Plünderungen noch sehr sehenswerth. Manches von seinem Inhalte gehört freilich mehr in das Capitel historischer Raritäten; anderes ist geeignet, einen Beitrag zum Bilde eines frühen Kunstvermögens zu liefern. Die bedeutendsten Stücke sind: Königin Theodolindens „Henne und Hühner", ein goldener Teller mit den (massiven) Darstellungen einer Gluckhenne und sieben kornpickender Küchlein darauf. Ob es blos ein kindliches Schmuckstück oder ob eine symbolische Bedeutung damit verbunden war, lässt sich wohl nicht bestimmt sagen. Als eines der Hauptgeschenke fungirt es auch auf dem Relief über dem Hauptportal. Unter den mancherlei Kreuzen ist das merkwürdigste das von Berengar I. gestiftete „Kreuz von Italien", zierlich mit Email und Edelsteinen bedeckt, unter welchen sich auch antike Gemmen befinden. Die „eiserne Krone" wird als Reliquie auf einem Seitenaltare aufbewahrt; inwendig befindet sich der schmale Eisenreif, der von einem Nagel des Kreuzes Christi herrühren soll; er ist von aussen von einem etwa drei Finger breiten Goldreif umgeben, der aus acht Feldern besteht und mit rohen Edelsteinen besetzt ist. Dazu kommen noch ein Paar Evangeliarien, Sacramentarien mit reichen Deckeln in Elfenbein und Goldschmuck. Die Arbeit an all diesen Stücken ist eher roh; doch wären sie einer neuen Abbildung wohl werth[1]). — Ein anderes Kirchlein, S. Maria della Strada, hat noch den obern Theil seiner spät-lombardischen (gothischen) Façade erhalten: reiches Laub- und Zierwerk aus Backstein. — Sehr würdig sieht auch das alte Stadthaus aus: unten eine offene Doppelhalle, oben ein Stockwerk mit edlen, durch Säulchen getheilten Rundbogenfenstern und ein respectabler Thurm. Der braunrothe Backstein erhöht das ehrwürdige, malerische Aussehen solcher alt-lombardischen Bauten ungemein.

V.

Como.

In kirchlicher Beziehung war Como seit uralter Zeit von Aquileja abhängig, eine Andeutung, dass es wohl von dorther das Christenthum erhielt. Aber erst vom h. Felix, den der h. Ambrosius als Bischof einsetzte, ist die Reihe seiner Bischöfe, unter denen es mehr als 20 Heilige zählt, ununterbrochen[2]). Doch ist von dem alten Como vor dem XII. Jahrhundert wohl wenig mehr vorhanden, indem es 1127 von den Mailändern gänzlich zerstört und erst 1155 vom Kaiser Friedrich wieder erbaut wurde. Aus jener Zeit mag noch manches von den starken Stadtmauern und den eigenthümlichen Thorthürmen, die nach innen offen sind, übrig sein. — Die ältesten Kirchen müssen wir ausser dem Umfange der heutigen Stadt suchen. S. Carpoforo, südlich auf einer Anhöhe gelegen, gerade unter dem Hügel, der die Ruinen der mittelalterlichen Burg Baradello trägt, rühmt sich des höchsten Alterthums. Der Bischof Felix († 391) soll in ihrer Krypta begraben sein. Sie war die ursprüngliche Kathedrale, bis der zweite Nachfolger des h. Felix, S. Amantius, den bischöflichen Sitz an die Stätte des heutigen Domes übertrug. Später blühte hier ein ansehnliches Cistercienserstift. Doch haben wir diese Kirche nur in einem mittelalterlichen Umbaue, obwohl von alterthümlicher Anlage. Das Innere zeigt eine dreischiffige Basilica, jetzt mit einem stumpfen Tonnengewölbe gedeckt, das nicht ursprünglich und gänzlich verkleistert ist. Nur von aussen zeigt das Mauerwerk und die langen, schmalen Fensterchen des Schiffes noch die echte alte Anlage, die weit über 1000 zurückreichen mag. Hingegen tragen die Krypta und der 15 Stufen über das Schiff erhöhte Chor auf derselben mit seiner Wölbung den Charakter des XI. oder XII. Jahrhunderts. Die Krypta ist fast nur eine Fortsetzung des Schiffes, so dass man von letzterem durch eine Thüre den Mittelraum derselben mit seinem Fenster sieht; sie bildet ein Rechteck von drei Schiffen, zwischen Mittelschiff und Seiten sechs Säulen mit rohen Blattcapitälen und an den Seiten Pilaster von noch roherer Bildung. Auch das Äussere der Apsis zeigt eine sorgfältigere Arbeit als das Schiff. Am Mauerwerk wechseln Schichten von grössern und kleinern Quaderstücken, die vor Alters wohl auch durch die Farbe unterschieden waren; jetzt ist alles gleich verwittert. Der Untersatz, der die Krypta einschliesst, ist achteckig, darüber steigen um die halbrunde Apsis sechs Halbsäulen zum Rundbogenfries unter dem Dache auf. Die Zwischenfelder nehmen Fenster ein, zwei längliche halbrunde, drei kleinere runde. Zwischen Schiff und Chor steht südlich der hübsche, vierseitige Thurm mit Ecklesenen, Friesen und getheilten Bogenfenstern, aus kleinen viereckigen Steinen gebaut. — S. Abondio, gleichfalls ausser der Stadt in der Commune gleichen Namens gelegen, zeigt wieder eine alte, eigenthümliche Anlage. Die ursprüngliche Gründung dieser Kirche schreibt sich vom h. Felix her und sie führte anfangs den Titel des h. Petrus; später wurde sie zu Ehren des Bischofs Abundius, der hier begraben wurde, umgetauft. S. Abundius war ein hochangesehener Kirchenhirt, wohnte als Legat des Papstes Leo dem Concilium von Chalcedon bei und wurde der vorzüglichste Stadtpatron von Como; daher erfreute sich auch seine Titularkirche eines hohen Ansehens. Sie wurde vom Bischofe Lituger (nach 1031) den Benedictinern übergeben und genoss ausgezeichnete Vorrechte; unter anderm hatte der Abt so wie der von S. Carpoforo kraft kaiserlichen Privilegiums Sitz und Stimme bei der Bischofswahl. Die Hauptanlage der Kirche könnte sich sehr wohl aus dem XI. Jahrhundert, der Zeit jener Übertragung herschreiben; der Chor ist jünger. Das Innere zeigt eine fünfschiffige Basilica, in der Art nach der Mitte ansteigend, dass die innern Seitenschiffe ungefähr ein Drittel höher als die äussern sind und

[1]) Eine ältere Abbildung mancher dieser Stücke sowie des Portalreliefs findet sich bei Muratori Rer. Ital. script. tom. I, p. 460.

[2]) Siehe Ughellus Ital. sacra. tom. V, p. 235 ff.

das Mittelschiff wieder um ein Drittel die innern überragt. Die Seitenschiffe sind durch sechs kleinere Säulen geschieden; die südlichen haben ein rohes Würfelcapitäl mit Deckplatte, die nördlichen ein grobes Blattcapitäl; die Decke bildet ein rippenloses Kreuzgewölbe. Das Mittelschiff hat gleichfalls sechs ziemlich massive Säulenpaare mit plumper, attischer Basis und figurirten Capitälen, aber so verkleistert, dass man nichts mehr erkennen kann. Über den Scheidbogen befindet sich ein Sims und darüber ein Tonnengewölbe, offenbar spätere Zuthat statt der Flachdecke. Der Chor (ohne Krypta, wenn sie nicht zerstört ist) hat zwei Travéen und die halbrunde Apsis, in der man noch alte Fresken sieht. — Auch an der Façade sieht man das Hinansteigen der Schiffe, was hier wie im Innern einen eigenen Eindruck des Schlanken hervorbringt. Am Rande steigt der Rundbogenfries auf, im Mittelschiff von oben angeklebten Halbsäulen getragen. Sonst ist nur noch das Portal mit zwei Säulen und schön figurirter Archivolte erhalten, die Fenster alle erneuert. Die Seitenansicht zeigt die in angenehmen Verhältnissen über einander aufsteigenden Schiffe, ausser dem Rundbogenfries schmucklos. Auch die Fenster sind schlicht und schmal; am Chor werden sie viel grösser und bekömmt überhaupt alles eine viel entwickeltere Gestalt. Halbsäulen theilen die Wände der Höhe nach, vier an den geraden Seiten und vier an der Apsis; horizontal um die Mitte läuft ein reiches Band, auf einem Zahnschnitt sitzend, und macht eine untere und eine obere Abtheilung. Die Zahl der Fenster ist an den Seiten und oben je zwei, an der Apsis je drei; sie sind von schön gemeisselten Bogen, Trauben- und andere Gewinde enthaltend und aus wechselnden Farbenschichten bestehend, umgeben. Die Halbsäulen verbinden sich mit dem obern Rundbogenfries, auf dem der Sims ruht, der aus einem strickförmigen Bande zwischen doppeltem Zahnschnitt und darauf liegender Platte besteht, ganz wie am alten Dom zu Brescia. Der Thurm steht wie jener an S. Carpoforo südlich am Chor und ist ihm auch sonst ähnlich. — Die beiden Kirchen stehen in grosser Verwahrlosung, da dergleichen ehrwürdige Überbleibsel des Mittelalters in Italien selten auf gebührende Achtung und noch seltener auf eine sachverständige Erhaltung oder Herstellung rechnen dürfen. — In der Stadt ist die älteste noch bestehende Kirche S. Fedele, welche die Tradition bis in die Zeit der longobardischen Könige hinaufrückt. Sie erfuhr im Mittelalter (angeblich 1262, was wohl zu spät ist) einen Umbau, doch ist das Aussehen der erhaltenen Theile noch alterthümlich genug. Die besterhaltenen Theile des Äussern sind der Chor und die Kreuzarme, ersterer aus dem Zwölfeck, letztere (wenn ich nicht irre) dreiseitig geschlossen. Der Chor hat Halbsäulen mit rohen Würfelcapitälen an den Ecken. Neben den Capitälen läuft der Rundbogenfries, über welchem, ganz wie in S. Guilia in Brescia, eine Zwergbogenstellung angebracht ist. Den Schluss nach oben bildet ein zweiter Rundbogenfries mit dem Hauptgesims, das den an früh-lombardischen Bauten fast charakteristischen Zahnschnitt zeigt. Die Kreuzarme haben blos den Fries. Rechts neben dem Chor hat sich ein uraltes, niedriges Portal mit dreieckigem Sturz und allerlei phantastischem Bildwerk erhalten. Diese Theile des Baues bestehen aus geschwärzten Quadern; der nördlich angebaute, sonst schmucklose Viereckсthurm aus kleinen viereckigen Steinen. An der Façade ist nur noch das alte Radfenster erhalten. Von dem ganz modernisirten Innern ist blos so viel zu entnehmen, dass die Seitenschiffe sehr niedrig angelegt sind und darüber eine geräumige Empore sich befindet, wie in S. Ambrogio in Mailand und in S. Michele zu Pavia. Von der alten Ornamentik sieht man nur noch dort und da einen figurirten Stein.

(Schluss folgt.)

Die Sternschanze bei Sauerbrunn in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator.

Wer auf der von Bruck nach Klagenfurt führenden Poststrasse die Strecke zwischen Judenburg und Unzmarkt zurücklegt, erblickt ungefähr auf der Hälfte des Weges auf einer Erhöhung über dem jenseitigen Murufer das gegenwärtig theilweise eingerissene Schloss Sauerbrunn, ein Bauwerk des XVI. Jahrhunderts, denkwürdig wegen des in seinem Innern aufquellenden, einst mehr benützten Mineralbrunnens, denkwürdiger noch dadurch, dass es von einem glänzenden Edelsitze einst durch den frommen Sinn seines Eigenthümers [1]) in die Wohnung armer Kranken verwandelt wurde.

[1]) Franz Freiherr von Teufenbach, der in seiner letztwilligen Anordnung 1387 das Schloss zur Unterbringung presshafter und armer Leute, und die Einkünfte der Herrschaft Sauerbrunn zu ihrer Unterhaltung widmete, und dessen Bildniss noch in diesem Schlosse verwahrt wird.

Auf der Anhöhe, nahe dem Schlosse, wird der Reisende auch ein sonderbar aussehendes Gebäude mit zwei parallelen Dächern erblicken und aus der weiten Entfernung wahrscheinlich für eine alte, jedoch im Verhältnisse zu diesem Zwecke etwas hohe und massive Scheuer halten. Wenn es nun erklärlich ist, dass von den in solcher Ferne vorüber Wandernden unser Gebäude unbeachtet blieb oder verkannt wurde, so erscheint es desto auffallender, dass die ebenfalls zahlreichen Reisenden, welche der lebhafte Verkehr zwischen Judenburg und dem Pölsthale, namentlich mit Zeiring und gegen den Rottenmanner Tauern zu in unmittelbarer Nähe an jenem Gebäude vorüberführte, von der so nahen Strasse aus an demselben nichts Besonderes wahrzunehmen glaubten.

Denn nirgends wurde meines Wissens dieses Bauwerkes in einem gedruckten Werke erwähnt, und doch gehört es zu den seltensten, und bildet, was sonst die Menge doch mehr reizt, ein eigenthümliches Curiosum! —

Es ist dieser Bau ein wahrscheinlich dem Anfange des XVI. Jahrhunderts angehöriger Wehrbau, weder eine Burg, noch ein festes Haus (bei welchen beiden ausser der Vertheidigung auch auf Wohnlichkeit vorzugsweise Rücksicht wäre genommen worden), sondern eine Schanze und zwar im scheinbaren Widerspruche mit der Nähe des Schlosses Sauerbrunn eine selbstständige.

Sind nun an und für sich isolirte Bauten der Art selten (die überdies, wo sie vorkommen, gewöhnlich als Wacht- oder Späththürme auf hohen Punkten, statt wie hier auf einem Abhange liegen), so ist die Grundform unseres Wehrbaues die seltenste, nämlich eines vierspitzigen Sternes.

Bekanntlich taucht die Sternform für Schanzen und zwar für Erdschanzen und mehr für die Feldbefestigung als für die permanente erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts und besonders im niederländischen Kriege auf, wird in dem dreissigjährigen Kriege sehr häufig zu jenem Zwecke vereinzelt, wohl auch für längere Dauer (daher selbst gemauert) angetroffen, erscheint noch in späteren Kriegen, schleppt sich in Lehrbüchern der Feldbefestigung bis auf neuere Zeiten fort, wird aber in dieser Zeit der grossen, todten ausspringenden Winkel und des verhältnissmässig geringeren inneren Raumes wegen nur sehr vereinzelt angewendet.

Zu jener Zeit also, in welcher die Sauerbrunner Sternschanze entstand, war jene Form unbekannt, ihre Anwendung daher neu. Was dieselbe begründet, was den Erbauer bewogen habe, dem Gebäude die bizarre Form zu geben, — wer vermag dies jetzt zu ergründen! — Die Idee, welche die Erfindung der eigentlichen Bastion mit Facen und Flanken herbeiführte, nämlich der Wunsch nach consequenter, wechselseitiger Bestreichung der Mauern, kann hier nicht zu Grunde gelegen haben, denn die eingehenden Winkel sind hier zu stumpf, dass nicht einmal ein eigentliches kreuzendes Feuer durch sie erzweckt wird.

Es mag nun die Beschreibung der seltsamen Schanze, dann die Erörterung der Frage über ihre Bestimmung folgen. Gerne hätten wir ihre Geschichte, wenn auch nur in vereinzelten Zügen gegeben, aber in dieser Richtung blieb bisher jede Forschung vergebens.

Wie bereits gesagt, erhebt sich die Schanze am Abhange des die Strasse nach Pöls tragenden und dann noch höher ansteigenden Berges nahe am Schlosse Sauerbrunn auf unebenem Terrain und ist daher an der Bergseite von aussen weit niederer als gegen das Murthal zu.

Ihre Grundfläche ist ein Stern mit vier eingehenden stumpfen Winkeln, ihre Seiten sind ungleich lang, 11 Klafter 4 Schuh die beiden breiteren, 10 Klafter 3 Schuh die zwei schmalen. Von aussen angesehen, zeigt sie an der Nordseite, wo sie sich in die Berglehne eingräbt, nur ein Erdgeschoss und ein höheres, ebenso gegen Osten; gegen Süden dagegen durch seine Fenster und Schusslöcher vier Stockwerke; ebenso gegen Westen, wo wir die Kellerthür halbrund überwölbt und im dritten Stockwerke eine ebenfalls rund überwölbte Thüre mit äusserer viereckiger Umrahmung und der Vorrichtung zu einer Aufzugbrücke finden, die einst mit einer festen, sehr hohen, nun spurlos verschwundenen Brücke in Verbindung stand. Ausser diesen beiden Thüren erblicken wir an allen vier Seiten der Schanze eine Menge von Schusslöcher verschiedener Art, auf welche später zurückgekommen werden wird, jedoch keine eigentlichen Fenster. Erwähnenswerth ist noch der unter dem obersten Stockwerke auf allen vier Seiten umlaufende, stark aus der Mauer hervortretende halbrunde Cordon von gehauenen Steinen.

Betreten wir nun durch den heutigen, wahrscheinlich nicht ursprünglichen Eingang, die Kellerthür, das Innere mit seinen aus Bruchsteinen und Quadern äusserst fest erbauten Mauern, die überall über Klafter dick, in den ausspringenden Ecken aber mehr als doppelt so stark sind, so kommen wir zuerst über eine Steinstiege in den meist in Felsen gehauenen, mit schönen Kreuzgewölben überdeckten Keller, der ungefähr 10 Schuh hoch ist und in der Mitte einen mächtigen, auch in die zwei nächsten Geschosse verjüngt hinaufreichenden, länglich viereckigen Pfeiler hat, dessen zwei breitere Seiten je eine Klafter und die schmäleren 4 Schuh messen. Das Erdgeschoss und das erste Stockwerk sind von gleicher Höhe mit dem Keller. Beide sind ebenfalls, jedoch mit Tonnengewölben überwölbt. Auf diese folgt ein zweites und ein drittes ohne Wölbung, sondern mit Balkendecken und hier ist auch der steinerne Pfeiler durch einen starken Balken ersetzt.

Das letzte Geschoss scheint nicht ausgebaut, ober ihm liegt ein ziemlich einfacher Dachstuhl und das schon schadhafte Dach.

Durch alle Stockwerke führt eine bequeme, gerade Steintreppe, überdies in einer Ecke eine schmale Wendeltreppe.

Spuren von Küchen, Brunnen oder Cisternen sind nicht sichtbar und dieser Umstand deutet um so sicherer darauf hin, dass das Gebäude nicht vollendet wurde. Abtritte sind aber in jedem Geschosse vorhanden. — Höchst interessant sind die zahlreichen Schusslöcher [1]), deren keines auf grösseres Geschütz als etwa Scharfentündel und Falkonets, meistens aber auf Doppelhacken und kleineres Feuergewehr berechnet erscheint. Diese Löcher sind zum Theil im rechten Winkel, zum Theil schief auf der Richtung der Hauptmauer gesetzt, zum Theil sind ihre Backen durchbrochen, um mit mehreren Schüssen zugleich aus einer

[1]) Man nennt diese Öffnungen gewöhnlich, aber nicht richtig, Schussscharten. Scharten sind oben unbedeckte Schussspalten und bilden, wo sie in einer grösseren Zahl neben einander erscheinen, Zinnen.

Scharte feuern zu können und ein weiteres Gesichtsfeld zu erlangen; einige sind gegen aussen, andere gegen innen erweitert, einige in der Mitte enge, innen und aussen weit.

Was nun die Bestimmung dieses Gebäudes betrifft, so dürfte schon aus der Beschreibung hervorgegangen sein, dass sie als Schanze dienen sollte und in dieser Beziehung fällt es doppelt auf, sie so nahe am Schlosse Sauerbrunn angelegt und doch nicht mit demselben in Verbindung gebracht zu sehen, daher es als ein Aussenwerk desselben nicht gelten kann.

Denn, wenn auch das heutige Schlossgebäude Sauerbrunn später gebaut ist, als die Sternschanze, so stand an dessen Stelle jedenfalls schon viel früher ein älteres Schloss.

Der einzige denkbare Zweck der Schanze dürfte die Vertheidigung der Strasse zwischen Judenburg und Pöls gewesen sein und wenn sie dazu scheinbar zu nieder liegt, so mag man bedenken, dass sie ersichtlich nicht ausgebaut ist, und noch höher hätte aufgeführt werden sollen. Vielleicht war auch die Strasse selbst an diesem Punkte niedriger als der jetzige Zug geführt.

Jedenfalls ist einerseits dieses Gebäude ein eben so merkwürdiges, als der Abgang jeder geschichtlichen Notiz über dasselbe ein höchst bedauerlicher.

Gegenwärtig ist die Sternschanze ein Eigenthum der Spitalherrschaft Sauerbrunn und des sehr brauchbaren Kellers wegen vermiethet; leider um einen geringen Zins, der nicht so viel abwirft, um die Dachung zu erhalten, daher diese und alles im Gebäude befindliche Holzwerk der baldigen, das Übrige einer späteren, aber ebenfalls sicheren Zerstörung Preis gegeben erscheint.

Es wäre daher wenigstens höchst erwünscht, genaue Aufnahmen des Ganzen zu veranlassen, da die auf Einschreiten des Schreibers dieser Zeilen im Jahre 1857 geschehenen, leider nicht mit dem nöthigen Zeitaufwande und der erforderlichen Ruhe ausgeführt werden konnten, daher weder genau noch vollständig ausfielen und kein genügendes Bild des so interessanten Objectes geben.

Notiz.

(Stempel eines römischen Augenarztes.)[1]) Das Septemberheft der Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale (Wien 1857, 4°.) bringt S. 247 folgenden Passus:

„Zuletzt wünschen wir noch die Aufmerksamkeit der Archäologen und besonders der Epigraphiker auf den folgenden — — Aufruf zu lenken. Im Jahre 1854 wurde bei den Fortifications-Arbeiten zu Karlsburg in Siebenbürgen eine kleine 2″ lange und 1″ 6‴ breite Steinplatte ausgegraben; an den vier Seiten hat sie folgende Randschrift, überall zwei Zeilen unter einander gestellt:

I. Seite: Θ° AIDIT XIVIGITTAT
II — I ϤMIT ƧOPƧ∃AИIMB→
II. Seite: ᗺATATXIVGIT TAT
ITTEMID AMVVPI II
III. Seite: IMAID. ITXIVIG. ITATI.
ƆIƆ S∃Я∃TVGA . ƧVƧ
IV. Seite: AIGTXIVID. ITTAT
V o X∃ c MIDAVNAIBII.

Der Gegenstand kam in das Besitzthum des Dr. Ötvös in Karlsburg (er ist bekannt als ein tüchtiger Paläograph und Entzifferer der von ihm herausgegebenen in Geheimzeichen zurückgebliebenen Schriften des Rákoczy). Bis jetzt sind alle Bemühungen, die Inschrift zu enträthseln, ohne Erfolg geblieben; er theilte sie auch anderen, ihm befreundeten und bekannten Archäologen ohne Erfolg mit. Er richtet nun einen Aufruf an alle Fachmänner, und bietet demjenigen, dem die Inschrift zu lösen gelingt, als Gegendienst eine gut erhaltene Corvinische Goldmünze.

Ich erkannte auf den ersten Blick dass die Steinplatte nichts Anderes war, als ein behufs des Abdruckes mit umgekehrten Buchstaben beschriebenes Siegel eines römischen Augenarztes, wenn gleich mir anfangs nur die Lesung der dritten und vierten Seite des Steines gelang. Ich versuchte, ein genaueres Abbild der beiden ersten Seiten zu erhalten, wagte es aber mittlerweile etwas kühner zu conjecturiren und hatte gerade die nachfolgenden Zeilen niedergeschrieben, als ich von Herrn Dr. med. Ötvös einen Abdruck der sämmtlichen vier Seiten und damit den entschiedenen Beweis erhielt, dass meine Lesung fast buchstäblich richtig war. Nach den Abdrücken stellt sich die Inschrift folgendermassen heraus:

I. Seite: T. ATTI DIVIXTI DIA ‡Q
ZMYRNES POST IMP LIP
II. Seite: T ATTI DV.XT NAR
DINUM AD IMPꟸ LIP
III. Seite: T. ATI. DIVIXTI. DIAMI
SVS. AD. VETERES CIC
VI. Seite: T. ATTI. DIVIXT. DIA
LIBANV AD IMP EX oVo

Da nicht zu erwarten ist, dass die Literatur dieser besonderen Art von Alterthümern allgemein bekannt sei, wird es nicht unangemessen erscheinen, wenn ich hier Einiges darüber beibringe, ehe ich an die Erklärung der Inschrift selbst gehe. Der Erste, der die einzelnen dessfallsigen Publicationen der Früheren, eines Smetius, Spon, Muratori, Maffei, Caylus, Wesseling zusammenstellte — es sind deren eilf — war Walch in einer 1763 zu Jena herausgegebenen Abhandlung: „Sigillum medici ocularii Romani nuper in agro

---

[1]) Wir benützen diese interessante Aufklärung aus einer kleinen Schrift, betitelt: „Epigraphisches von Dr. C. L. Grotefend", welche uns so eben zugekommen ist. D. Red.

Jenensi repertum et observationibus illustratum; accedunt reliqua sigilla et inscriptiones medicorum ocularioruin veterum.“ Eine vermehrte Aufzählung gab derselbe Gelehrte in seinen „Antiquitates medicae selectae“ (Jenae 1772, 8°.), und bald darauf Saxius in seiner „Epistola ad Henricum van Wyn de veteris medici ocularia gemma sphragide, prope Trajectum ad Mosam nuper eruta. Alii simul duodeviginti eius generis Capilli, quotquot adhuc in notitiam hominum venerunt, recensentur et illustrantur“ (Trajecti ad Rhenum 1774, 8°.). Tôchon d'Anneci gab alsdann in seiner „Dissertation sur l'inscriptinn Greeque IACONOC AYKION, et sur les pierres antiques qui servaient de cachets aux médecins oculistes“ (Paris, Octobre 1816, 4°.) dreissig solcher Siegel, und Dr. Sichel „Cinq cachets inédits de médecins-oculistes Romains“ (Paris 1845, 8°.), vermehrte diese Zahl durch Hinzuzählung der von ihm und Anderen edirten Siegel auf 47. Aber noch manche solcher Stempel mögen zerstreut existiren; ich erinnere hier nur an zwei von meinem verstorbenen Freunde Lersch in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande II. S. 87 und 108 veröffentlichten Steine, an zwei andere, welche Henzen in dem dritten Bande der Orelli'schen Inschriftensammlung Nr. 7248 und 7249 anführt, an die zu Riegel in Baden gefundene Inschrift (Schreiber in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, VI, S. 80) und an mehrere in England gefundene, deren Alb. Way in seiner „Notice of a stamp used by a Roman oculist or empiric discovered in Ireland“ (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XX, S. 171 ff.) gedenkt, so dass die Zahl dieser eigenthümlichen Art von Anticaglien sich wohl an 70 belaufen mag [1]).

Der Augenarzt, dessen Heilmittel auf unserem Steine angepriesen werden, heisst *T. Attius Divixtus*. Der Name *Attius* kommt verschiedentlich in Verbindung mit dem Vornamen *Titus* auf Inschriften vor. So haben wir einen T. Attius Quintinus bei Gruter p. 759, 13; einen T. Attius Phlogon daselbst und p. 858, 3; einen T. Attius Asiaticus bei Gudius 265, 9, Muratori 1306, 3; einen T. Attius Attianus bei Mommsen, Inscr. regni Neapol. lat. 6146; einen T. Attius Nepos qui Zecaeus ebendas. n. 2671; endlich einen T. ATT. ANI. . . . . . NA [2]) bei Renier, Inscriptions Romaines de l'Algérie n. 364. Das Cognomen *Divixtus* ist mir nur aus einer hinter der Münsterkirche zu Basel 1837 gefundenen und in der öffentlichen Bibliothek daselbst aufbewahrten Inschrift (Steiner, Cod. inscr. Roman. Danubii et Rheni III, n. 2025 und Mommsen, Inscript. confoederat. Helvet. lat. n. 289): D. M ‖ BELLINVS ‖ DIVIXT ‖ FILIO. bekannt geworden; und wenn man den Namen Divixtus hiernach für einen gallischen erklären wollte, könnte man versucht werden, die Namen T. Attius auf den durch seine Kriegszüge in Gallien bekannten Labienus in so fern zurückzuführen, als durch dessen Einfluss leicht einer der Vorfahren unseres Augenarztes das römische Bürgerrecht und mit diesem die Namen T. Attius erlangt haben könnte; aber leider beruht die Annahme, dass Labienus zur gens Attia oder Atia gehört habe, nur auf einer angezweifelten Conjectur des Patin; s. Haakh in Pauly's Real-Encyklop. der classischen Alterthumsw. IV, S. 702.

Was die Zeit anbetrifft, welcher unsere Inschrift entstammt, so bieten uns nur der Fundort, die Form der Schrift und die Orthographie einige Anhaltspunkte, und alle diese lassen schliessen, dass die Inschrift nicht viel jünger sei als die Eroberung Daciens durch die Römer.

Die erste Seite des Steines bietet uns ein DIAZMYRNES POST IMPetum LIPpitudinis. Das collyrium Diasmyrnes (διὰ σμύρνης; daher die Genitivform bei einem Nominativ, die auch unten noch zweimal wiederkehrt), dessen Hauptingredienz aus Myrrhen (σμύρνα, dorisch ζμύρνα) bestand, ist uns aus Galen's Schriften (ed. Kühn, Vol. XII, p. 257, 491, XIII, p. 967) bekannt und ward von den römischen Augenärzten häufig angewandt. So finden wir es bei Tôchon a. a. O. n. 7 und 14, ferner

n. 5. M. IVL. CHARITONIS ‖ DIASMYRN . . . D. E. [1])
n. 15. PHRONIMI. DIASMYRN ‖ POST. IMPET. LIP. EX. OV.
n. 23. Q. IVN. TAVRI. DIASMYRN ‖ POST. IMPET. LIPPIT.
n. 28. IVNI. TAVRI. DIASMYRNES. POST. IMPETVM. LIPPITV.
bei Millin [2]): REGINI. DIASMYRNES. POST. LIPP. EX OVO.
bei Bottin (Mél. d'Arch. p. 117): L. SEXTI. MARCIANI. DIASMYR ‖ NES. POST. IMPETVM. LIPPI.
bei Sichel S. 18: L. TEREN. PATERNI ‖ DIASMYRNEN.
im Gentleman's Magazine 1778, p. 472: M. IVL. SATYRI. DIASMY ‖ RNES. POST. IMPET. LIPPIT.

und bei Lersch a. a. O. S. 87 der zu Cöln gefundene einfache Stempel DIAZYRN, der hier aus zweierlei Gründen besonders interessant ist, wegen der gleichen Schreibart (Z für S) und wegen der gleichen sonderbaren, fühlhornähnlichen Gestaltung des Y.

Die angeführten Beispiele genügen zugleich zur Bestätigung der Lesung: *„post impetum lippitudinis“*. Ueber die Bedeutung des Wortes *impetus* siehe Marcellus Empiricus c. 8. Saxius a. a. O. S. 27, Tôchon a. a. O. S. 25. — Sichel S. 14 erklärt es durch „pour combattre la première attaque ou la première violence de l'ophthalmie, et surtout avant qu'il soit survenu de sécrétion muqueuse“.

Auf der zweiten Seite unseres Steines finden wir NARDINVM AD IMPETum LIPpitudinis, wie bei Tôchon n. 3: C. CAP. SABINIANI. NARDINVM. AD. IMPETVM. Es war eine aus Nardenöl zubereitete Salbe.

Die dritte Seite preist uns ein DIAMISVS AD VETERES CICatrices an, wie:

bei Tôchon n. 2. MARBI. VLPI. HERA ‖ CLETIS. DIAMYSVS.
n. 10. C. IVL. DIONYSODORI ‖ DIAMISVS. AD. VET. CI.
n. 22. TIB. IVL. CLARI ‖ DIAMIS. AD. V. C.
n. 25. IVCI. TAVRI. CROCOD. DIA ‖ MISVS. AD. DIATHESIS. ET. R. E.
n. 29. L. IVNI. PHILINI. DIAM ‖ ISVS. AD. DIATH. TOL.
bei Sichel p. 9. L. VAR. HELIODORI ‖ DIAMISYOS. AD. ASPR.
bei Schreiber a. a. O.: L. LATINI. QVARTI ‖ DIAMISYOS AD. ASPRITVD.
bei Bottin a a. O.: L. SEXTI. MARCIANI. DIAMYSVS. AD ‖ VETERES. CICATRICES. COMPL.

---

[1]) Dabei darf ich nicht unerwähnt lassen, dass mir drei wichtige Abhandlungen über den vorliegenden Gegenstand nicht zugänglich gewesen sind, nämlich R. Gough's „Observat. on certain stamps or seals used antiently by the oculists“ in der Archaeologia T. IX, Duchalais' „Observations sur les cachets de médecins-oculistes anciens“ in den Mémoires des antiquaires de France T. XVIII (1846), p. 159 ff. und A. W. Zumpt's Aufsatz „über die Siegel der römischen Augenärzte“ in Gerhard's archäologischer Zeitung (1851), Nr. 38 und 39, S. 426 ff.

[2]) d. i. CREMONA, da Cremona zur Aniensis tribus gehörte, eine andere Stadt auf NA, die zur Aniensis gehörte, aber nicht bekannt ist; vgl. meine Abhandlung über die geographische Beziehung der Röm. Tribus in der Zeitschrift für die Alterthumswiss. 1836, S. 927, 945.

[1]) Wesseling in den Actis societ. lat. Jenensis III, p. 50, liest DIASMYRNesaD Epiphoras.

[2]) Magasin encyclopédique 1809, II, p. 105.

bei Way a. a. O.: M. IVVENT. TVTIANI. C ‖ DIAMYSVS. AD. VET. CIC.

und T. IVNIAN. D . . . . VM. AD. VETERES. CICATRICES.

Die Salbe Diamisus oder Diamisyos, διὰ μίσυος, verfertigt aus μίσυ, einer nicht sicher zu bestimmenden metallischen Substanz, wird von Dioskorides V, 116 und Marcellus Empiricus c. 8 erwähnt, „quod facit ad aspritudines oculorum tollendas". Hier und in einigen anderen Fällen soll sie dienen „ad veteres cicatrices complendas", „contre les cicatrices de la cornée transparente" (Sichel S. 10). Wenn Walch (Sigillum p. 32) die Siglen AD VET. CI. durch *„ad veternum ciliorum"*, Maffei (Museum Veronense p. 135) dagegen durch *„ad vulnera et cicatrices"* und Tôchon S. 26 die Buchstaben AD V. C. durch *„ad veteres caligines"* erklären wollten, so führen theils unsere Inschrift, theils die Heilmittel IVNI. TAVRI. CRO. DIALEP ‖ AD. CICATRI. ET. SCABRIT. bei Tôchon n. 25 und: L. V. HELIODORI. DIAL ‖ EPID. AD. CICATR. bei Sichel S. 9, sowie die drei letzten oben angeführten Beispiele auf die richtige Lesung.

Die vierte Salbe ist DIALIBANV AD IMPetum EX OVO. Bei Tôchon n. 21 finden wir gleichfalls: TIB. IVL. CLARI. DI ‖ ALIBANV. AD. IMP. und n. 24: Q. IVN. TAVRI. DIALIBAN ‖ AD. SVPPVRAT. EX. OVO; bei Lersch in den Bonner Jahrbüchern II, S. 108: TIB. CL. M. ‖ DIAABA ‖ AD. OM ‖ NE. VIT ‖ O. EX ‖ O.[1]; im Gentleman's Magazine 1778, p. 482: M. IVL. SATYRI. DIALI ‖ BANV. AD. SVPPVRAT. und bei Way in den Bonner Jahrbüchern XX, P. 184: MINERVALIS. DEALEB ‖ ANVM. AD. IMP. LIPP. EX. OV. Die Salbe hatte vom Weihrauch (διὰ λιβάνου) ihren Namen und wurde nach Alexander von Tralles und Marcellus Empiricus „ad suppurationes oculorum" angewandt. Sie heisst auch mit lateinischem Namen Turinum, z. B. bei Sichel S. 13: [Philu] MENI. TVR ‖ [inum a]D. SVPPVRA. und auf den zwei von Saint Mémin zu Dijon 1841 bekannt gemachten Inschriften. Ihre Bereitung lernen wir aus Celsus VI, 6, 13 kennen, der sie nur mit ihrem griechischen Namen benennt. Der Zusatz EX. OVO, welcher nach dem Obigen das Dialibanu fast stets begleitet, bezeichnet die Anwendung des Eiweiss neben diesem Mittel, welche auch Marcellus Empiricus und Paulus von Aegina in ähnlichen Fällen empfehlen; vgl. Sichel a. a. O. S. 21.

[1] Lersch und nach ihm Henzen n. 7250 lesen: *„Dialepidos balsamatum ad omne vitium oculorum ex ovo.* Es muss aber augenscheinlich *Dialibanu* gelesen werden.

Correspondenzen.

Wien. Mit Vergnügen theilen wir mit, dass die Verhandlungen zwischen der k. k. Central-Commisson und dem hochwürdigsten Herrn Prälaten v. Rein wegen der Restauration der schönen gothischen Kirche zu Strassengel in Steiermark zu einem günstigen Erfolge geführt, und der kunstsinnige Herr Prälat sich entschlossen hat, mit den Restaurationsarbeiten noch im kommenden Frühjahre zu beginnen. Die Anfertigung der Restaurationspläne, so wie die Leitung der Baulichkeiten wurden dem Architekten des Bischofs zu Raab Herrn J. Lippert übertragen, und die Aufgabe, welche derselbe zu lösen hat, ist eine zwar schwierige, aber auch eine sehr ehrenvolle, wenn sie nach allen Richtungen hin vollkommen gelingt.

Wien. Das Benedictinerstift zu den Schotten in Wien hat aus Anlass der bevorstehenden Jubelfeier seines 700jährigen Bestandes einen Act besonderer Pietät geübt. Wir entnehmen der „Wiener Zeitung" vom 17. Jänner hierüber Folgendes:

Nach dem Berichte des Wiener Chronikschreibers Joh. Rasch vom Jahre 1584 bestand in diesem Jahre noch des frommen Stifters Herzogs Heinrich Jasimirgott und dessen Gemahlin Theodora „in mitte der Schottenkirchen herrlich begräbnuss, wie dann zu sehen." Bei dem späteren Umbau der Stiftskirche (die gegenwärtige ist die dritte) wurde auf jenes Grabmal keine Rücksicht genommen, und so kam es, dass im Laufe der Zeit die Ruhestätte des ersten Herzogs von Österreich in Vergessenheit gerieth.

Als in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Grund zu dem gegenwärtigen Priorats-Zinshause auf der Freiung Nr. 137 (wegen seiner äusseren Form „Schubladkasten" genannt) ausgehoben und der alte Pfarrkirchhof „am Vogelsang" tief abgegraben wurde, stiess man auf ein niedriges Grabgewölbe, in dessen engem Raume sich drei menschliche Skelette, ein männliches und zwei weibliche, befanden.

Die Lage des Fundortes, die Beschaffenheit der Gebeine und andere Umstände gaben der im Stifte seit unvordenklichen Zeiten herrschenden Tradition über die Ruhestätte der seligen Stifter eine der Gewissheit sehr nahe kommende Wahrscheinlichkeit, und es wurden sohin diese kostbaren Überreste vorläufig in einen einfachen hölzernen Sarg gelegt und in der Gruft unter dem Hochaltare der Stiftskirche beigesetzt.

Als nun die in diesem Jahre stattfindenden Säcularfeierlichkeiten zur Sprache kamen, wurde die Herstellung eines würdigen Grabmonumentes der erlauchten Gründer des Stiftes an die Spitze aller Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste zu stellen beschlossen und dem Korneuburger Kupferschmiedmeister Graziadio Franceschini alsbald die Anfertigung eines Sarges aus Zink nach der von ihm entworfenen Zeichnung überlragen.

Dieser Sarg von sehr gefälliger Form trägt auf dem Deckel ein Kreuz und zeigt auf einem Kissen die herzogliche Krone. Die vier Füsse werden von Löwenklauen gebildet, welche, wie die Krone sammt Kissen und Kreuz nebst der Leistenverzierung, matt vergoldet sind. Er ruht auf einem gemauerten, sarkophagähnlichen Unterbaue, an dessen rechter, dem Beschauer zugewendeten Längenseite auf einer schwarzen Metallplatte in vergoldeten Buchstaben folgende Inschrift angebracht ist: *Henricus II. Austriae Dux. — Theodora Uxor, Agnes Filia.* — und darunter die Worte St. Augustins: *Cinis latet, beneficia patent.*

Dieses zwar einfache, aber in edlem Style ausgeführte Monument befindet sich in einem von der Gruft abgesonderten, durch einen schmalen Gang mit jener in Verbindung stehenden Gewölbe gerade unter dem Hochaltare. In dieselbe Abtheilung wurde gleichzeitig ein anderes durch seinen Inhalt für Wien, für Österreich und das ganze Deutschland merkwürdiges Monument, nämlich der aus Kupfer künstlich gearbeitete Sarg, in welchem die sterblichen Überreste des heldenmüthigen Vertheidigers der Stadt Wien gegen die Türken 1683, Ernest Rüdiger Grafen von Starhemberg († 4. Juni 1701) ruhen, übertragen, so dass nunmehr zwei Männer, im Leben durch Jahrhunderte getrennt, durch unsterbliche Verdienste um Wien zu Ansprüchen auf den Dank der Residenz gleich berechtigt, neben einander der Auferstehung entgegenharren.

Gleichzeitig wurde auch die ganze Gruft, welche sich unter der Kirche in gleicher Ausdehnung dahinzieht, einer durchgreifenden Restauration unterzogen. Die durch die Länge der Zeit in Unordnung gerathenen, häufig beschädigten Särge wurden in die verschie-

denen Grabcapellen vertheilt und nach Thunlichkeit in guten Stand gesetzt, viele Gedächtnisstafeln an schicklicherem Orte angebracht und überhaupt alle Vorkehrungen getroffen, um der Ruhestätte so vieler berühmter Geschlechter und Familien, wie z. B. der Dietrichsteine, Khevenhüller, Porcia, Rosenberge, Windischgrätz u. s. m., dann auch mehrerer Stiftsäbte ein würdiges, erbauendes Ansehen zu geben. Mit aufopfernder Thätigkeit und beharrlicher Ausdauer haben mehrere Stiftsgeistliche sich diesem mühsamen Geschäfte unterzogen.

Mit 1. Mai d. J. beginnt die Eingangs erwähnte Säcularfeier der aus den Stürmen der Zeit übrig gebliebenen einzigen Abtei in Wien.

Grosswardein. In Nyír Báthor, einem in dem Szabolcser Comitate gelegenen Markte, aus den niederen Häuserreihen ragen zwei Kirchen hervor, welche die Aufmerksamkeit des Fremden um so mehr auf sich ziehen, weil er in dieser sandigen Gegend grossartige Gebäude nur selten antrifft. Kommt er nun in die Nähe dieser Kirchen, so bemerkt er gleich, dass sie viel älter seien als der Marktflecken selbst.

Die Bauart beider Kirchen lässt es nicht bezweifeln, dass sie gegen das Ende des XV. Jahrhunderts erbaut worden seien, wie es die Überschriften bezeugen.

Die grössere, auf einer hügelartigen Erhöhung ausserhalb des Marktes gelegene Kirche gehört der reformirten Gemeinde an, ihre hohen Mauern, ihre hohen und schlanken Fenster, so wie die spitzbogenförmige von Säulen nicht unterstützte kühne Wölbung geben dem weiten inneren Raume ein imposantes Aussehen, sie sind in dieser Gegend beinahe die einzigen Überreste des mittelalterlichen Baustyles, und wäre diese Kirche nicht zur Reformationszeit von Hei- und Zierwerken gänzlich entkleidet worden, so könnte man unter diesen imposanten Wölbungen mit anderen Gefühlen verweilen, als es gegenwärtig geschehen kann, wo man sich über die Leere, Nacktheit und Armseligkeit dieses grossen Gebäudes nur beklagen muss.

In den weiten Räumen dieser Kirche an beiden Wänden des einstigen Sanctuariums sind noch die alten Chorstühle vorhanden, welche meistens die schönste Holzmosaik-Arbeit waren, jetzt aber ganz verfallen dastehen.

Man hat nämlich die Glaubenssymbole und Heiligenbilder, welche an der Lehnseite jedes Sitzes, so wie am Vordergrunde der Stallen mit eingelegter Arbeit dargestellt waren, beinahe ganz vernichtet und dieses Kunstwerk auch sonst der Vermoderung preisgegeben. Es ist an diesen Chorstühlen noch lesbar, die ebenfalls mit eingelegten Lettern verfertigte lateinische Inschrift: „*Hoc opus fecerunt fieri Magnifici Domini Georgius de Bátor Agazonum Regalium Magister, et Stephanus de eadem Bátor Comes Temesiensis, et Partium inferiorum Capitaneus Generalis, nec non Andreas de Bátor Comes Comitatuum Simegh. Szathmar, et Zabolch. licet fuit junior inter ceteros: opera tamen ejus hoc opus perfectum est anno MCCCCXI.*“

Ausser diesen Chorstühlen ist noch beachtungswerth das Pastoforium, oder jene kleine Wandkammer, deren man sich im Mittelalter statt des Tabernakels bedient hat, um das hochwürdigste Gut aufzubewahren, es steht auf der Evangeliumseite, die Thüröffnung mit Randverzierungen versehen. Das sind aber auch die einzigen noch vorhandenen Gegenstände, welche den wehmüthigen Beobachter an die ursprüngliche Bestimmung dieses Tempels erinnern. Die Sacristei ist von der Nordseite, wo sie ehemals gestanden, weggeräumt worden. Es ist noch auffallend, dass diese Seite keine Fenster hat, was zur Vermuthung Anlass gibt, dass ehemals mit dieser Kirche ein Klostergebäude verbunden gewesen sein konnte. Das Innere der Kirche enthält noch zwei Grabmale des Stephan und Gabriel Báthory. Jener war Sohn eines zum Protestantismus übergetretenen Bátory's und selbst ein eifriger Beförderer der Reformation; da er kinderlos gewesen, so hat er seinen Neffen Gabriel Báthory de Somlyó unter der Bedingung adoptirt, wenn er seinen katholischen Glauben abschwört; was dieser um so williger gethan hat, da er dadurch als Erbe vieler Güter eher hoffen konnte seine Gelüste auf die Fürstenwürde Siebenbürgens befriedigen zu können. Dies ist ihm auch gelungen, aber seine unheilvolle, von Missgeschicken bezeichnete Regierung endete mit seiner Ermordung.

Sein Andenken fand nur hier einen Ehrenplatz, wo sein auf einer Marmorplatte ausgehauenes Bild in einem verschlagartigen Kasten aufbewahrt worden. Beide Grabsteine verdienen nur in so fern eine Erwähnung, weil sie sich auf historische Namen beziehen.

Gabriel Báthory's Bild ist mit keiner Inschrift versehen. Auf dem Grabe des ersteren steht folgendes Epitaphium: „*Magnifico Domino Comiti Stephano de Báthor Comitatuum Simegh. Szathmar et Szabolch perpetuo Comiti Heroi Magnanimo, Musarum Mecenati Benignissimo, pauperum Nutritori Liberalissimo, Deo hominibusque Carissimo. Anno aetatis L, Xti vero 1605 pie et sancte defuncto perpetuæ gratitudinis ergo Fratri de se optime merito Magnificus Dominus Gabriel Báthory moestus posuit.*

Die andere in dem Markte selbst gelegene Kirche ist jetzt die Minoriten Kloster- und katholische Pfarrkirche, ihre hohen Fenster verkünden noch immer das Zeitalter ihrer Erbauung, aber die Anfangs vorigen Jahrhunderts zugekommene neue Wölbung zeigt an, welche Umgestaltung in der Nachreformationszeit die alte gothische Baukunst erlitten hat. Wie das Gewölbe, verräth auch das Innere dieser Kirche die Epoche des hier wieder auflebenden Katholicismus, welche mit der Vernichtung der Türkenherrschaft in Ungarn durch die siegreichen österreichischen Waffen zusammenfällt.

Diese Kirche sammt Kloster hatte der berühmte Wojwode Siebenbürgens Stephan Báthory erbauen lassen, und zwar zum Andenken an die im Jahre 1479, 13. October in dem Felde Kenyérmező über die Türken gewonnene Schlacht. Báthory, als frommer Feldherr, hatte den glänzenden Sieg über das viel stärkere türkische Kriegsheer durch die Fürsprache der seligsten Jungfrau Maria erfochten. Dies veranlasste ihn aus der gewonnenen Kriegsbeute zu Ehren der Mutter Gottes eine Kirche auf dem Schlachtfelde selbst, dann diese in seiner Herrschaft Nyír Bátor erbauen zu lassen.

Nach der Inschrift fällt die Zeit der Erbauung auf das Jahr 1480, die der reformirten Kirche auf das Jahr 1484.

Da Stephan Báthory in hohen Staatsdiensten fungirte und unverheirathet war, so hat er seine nächsten Verwandten als seine Erben ebenfalls veranlasst, in demselben Orte eine zweite Kirche zu Ehren der Mutter Gottes zu erbauen. Daher die Inschrift der reformirten Kirche: „*Ad Honorem Magni Dei ejusque Matris Mariæ Virginis intemeratæ, ac divi Georgii Martyris Andreas Andreæ de Bathor filius suis impensis a fundamentis exstruxit ob pietatem.*“

Aber über dem später zugebauten Porticus steht noch das von dem älteren Eingange hieher versetzte Wappen des Stephan Báthory mit der Unterschrift: „*Stephani de Bátor Wajwodæ Anno 1488.*“

Michael v. Fogarasy.

Literarische Anzeigen.

In rascher Folge ist nun auch das achte und neunte Heft der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. G. Heider, R. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser, erschienen, und damit der erste Band dieses für die Kunstgeschichte Österreichs gewichtigen Werkes abgeschlossen. Das Hauptinteresse dieser Doppellieferung concentrirt sich auf die Darstellung der Barbarakirche in Kuttenberg, wozu Architekt Hieser die Aufnahmen und Zeichnungen, Professor Wocel dagegen die Baugeschichte und Baubeschreibung geliefert haben. Der Bau der Barbarakirche in Kuttenberg fällt bekanntlich in jene grosse Kunstepoche Böhmens, welche durch Karl IV. begründet wurde und einen eigenthümlichen Charakter annahm, sie steht in unverkennbarem Zusammenhange mit dem Prager Dome und der Koliner Decanatskirche, und es kann aus einer Reihe von Details nicht geläugnet werden, dass ein Schüler des berühmten Baumeisters Peter von Gmünd bei Entwerfung des Planes thätig gewesen ist. Nächst dem Veitsdome in Prag — mit welchem das Werk aber leider dasselbe Schicksal theilte und unvollendet blieb — ist die Barbarakirche das bedeutendste Architecturwerk Böhmens aus der gothischen Periode, und eines der interessantesten der österreichischen Monarchie, weil es in der constructiven Anlage und der Durchbildung zahlreicher Details Motive enthält, die mit den Werken der deutschen Gothik nichts gemein haben. Zur Baugeschichte der Kirche hat Professor Wocel einen sehr anziehenden und fleissig gearbeiteten Beitrag geliefert; ebenso verständig ist die Baubeschreibung. Ganz vorzüglich sind die zu Kuttenberg beigegebenen Tafeln ausgeführt, welche — ausser den beiden Grundrissen im 6. und 7. Hefte — die Grundrisse der verschiedenen Pfeiler, einen Längen- und Querdurchschnitt, eine Seitenansicht, den Chorschluss der Kirche und die prachtvollen Chorstühle darstellen. Dasselbe Heft bringt auch eine schöne Abbildung des gothischen Tabernakels in der Dreifaltigkeitskirche bei Kuttenberg, beschrieben von Professor E. Wocel, und eine Darstellung des berühmten romanischen Leuchterfusses im Veitsdome zu Prag, erläutert von Karl Weiss. Endlich ist dem Hefte das Widmungsblatt, prachtvoll in Gold- und Farbendruck ausgeführt, und der von dem Domkaplan Franz Bock ausgearbeitete Text zu dem Taufbrunnen der erzbischöflichen Metropolitankirche zu Salzburg beigegeben. — Werfen wir nun einen Blick auf den Gesammtinhalt des ersten Bandes dieses Werkes, so ist es nur billig, anzuerkennen, dass die Herausgeber ihr im Programm gegebenes Versprechen mit beharrlichem Ernste, mit grösster Sachkenntniss und mit Entschiedenheit bis jetzt gelöst haben. Es ist ein Unternehmen, welches schon durch seine bisherigen Leistungen als epochemachend auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunstgeschichte Österreichs anzusehen und zu den hervorragendsten Erscheinungen gezählt werden kann, die selbst im Auslande seit Jahren in dieser Richtung in die Öffentlichkeit getreten sind. Um nur von den Werken der Architectur zu sprechen, so liefern die bis jetzt veröffentlichten Monumente den Beweis, dass es sich bei diesem Unternehmen darum handelt, die mittelalterliche Bauthätigkeit der Länder des heutigen Kaiserstaates in ihren interessantesten Beispielen darzustellen. So wie der Kreuzgang und das Langhaus der Kirche von Heiligenkreuz auf die Strenge und Einfachheit des romanischen Styls hinweist, welche im Erzherzogthume Österreich noch in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts herrschte, während im westlichen Deutschland schon derselbe Styl in reichem Formenwechsel übergegangen oder in Schwankungen zwischen der alten und einer neuen aus Frankreich herübergekommenen Bauweise gerathen war, so wie ferner die Kirche zu Ják den Grundtypus für die Entwickelung des Romanismus in Ungarn bildet und für die in Ungarn bestandene Übung einer eleganten glänzenden Bautechnik Zeugniss gibt; ebenso ist der Dom von Trient ein ausgezeichnetes Beispiel Hand in Hand gegangenen Einflusses deutscher und italienischer Bauformen in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, und der Dom von Parenzo mit seinem Atrium und Baptisterium das sehr seltene Bild einer altchristlichen Basilica und in seinen Details ein Beispiel der Einwirkung, welchen die Kunstthätigkeit Constantinopels auf die Monumente der istrischen Halbinsel genommen hat. Wer daher für das Studium der mittelalterlichen Kunst Österreichs Interesse besitzt, für den bleibt dieses Werk unentbehrlich, es ist insbesonders ein reicher Quell der anregendsten Belehrung und muss jedem gebildeten Architekten, der den Fond von praktischer Tüchtigkeit unserer alten Baumeister — ohne Selbstüberschätzung — begreift, in mancher Beziehung willkommen sein. So wie nun der Inhalt dieses Werkes den günstigsten Eindruck macht, ebenso grosses Lob verdient die sorgfältige und verständige Ausführung der Kunstbeilagen und die wahrhaft glänzende Ausstattung von Seite des Verlegers. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht, wenn wir die „Mittelalterlichen Kunstdenkmale" wiederholt und auf das Wärmste allen Freunden der mittelalterlichen Kunst Österreichs empfehlen.

Von dem Wiener Alterthumsvereine wurden nun die zur Publication des Jahres 1856—1857 bestimmten vier Blätter des grossen Wohlmueth'schen Planes der Stadt Wien vom Jahre 1547 an dessen Mitglieder ausgegeben; die Veröffentlichung der übrigen fünf Blätter desselben steht im gegenwärtigen Vereinsjahre zu erwarten. Bekanntlich wird die Copie dieses im Besitze der Stadt Wien befindlichen Originalplanes in dem Massstabe des Letzteren von dem Conservator in Wien, Herrn A. v. Camesina angefertigt, und die bis jetzt veröffentlichten Blätter zeigen, wenn man damit das Original vergleicht, einen ausserordentlichen Fleiss und eine wirklich gewissenhafte Treue der Reproduction. Sowie nun Herr von Camesina sich durch diese vorzügliche Leistung neuerdings den wärmsten Dank und die vollste Anerkennung aller Alterthumsfreunde erworben hat, ebenso verdient auch der Alterthumsverein, der die Herausgabe dieses Werkes unternommen, alles Lob. Zu bedauern ist allerdings, wie schon die „Wiener Zeitung" richtig bemerkt hat, der Mangel eines diese Publication begleitenden Textes, da der Ausschuss dieses Vereines Männer wie Karajan, Feil und Camesina besitzt, welche sich seit Jahren speciell mit der Geschichte Wiens vertraut gemacht haben und von deren Zusammenwirken in dieser Richtung sich Vollendetes erwarten lässt. So viel uns bekannt ist, sind auch die Erwartungen vieler Mitglieder des Alterthumsvereines auf das Erscheinen eines derartigen Textes gerichtet. Wir kommen übrigens auf diese Publication ausführlicher zurück, wenn sie vollständig vorliegt.

Von dem vorzüglichen Prachtwerke: „Die Rüstungen und Waffen der 10. Ambraser-Sammlung", in Original-Photographien von Andr. Groll und mit historischem und beschreibendem Text von Dr. Ed. Freih. von Sacken (Wien, bei W. Braumüller) ist die dritte Lieferung erschienen. Dieselbe enthält die Rüstungen des Erzherzogs Ferdinand Grafen v. Tirol (†1595), und zwar jene zum neuen wälschen Gestech vom Jahre 1547, einen Harnisch zum Fusskampf, eine Panzerrüstung, die Mailänder Prunkrüstung, einen Harnisch zum Scharfrennen; ferner einen prachtvoll gearbeiteten Schild, welcher wahrscheinlich ebenfalls vom Erzherzog

Ferdinand getragen wurde, einen blanken Feldharnisch des Kaiser Maxmilian II. († 1576) und einen ähnlichen Harnisch des Erzherzogs Karl von Steiermark († 1590). Zugleich theilen wir bei diesem Anlasse die erfreuliche Thatsache mit, dass dieses Werk eine überraschend lebhafte Theilnahme findet, und dessen Erscheinen daher von dem günstigsten Erfolge begleitet ist.

Die Redacteure des „Kirchenschmucks", Fr. Laib und Dr. Franz Joseph Schwarz, wurden von dem Rottenburger Diöcesanvereine für christliche Kunst mit dem Versuche betraut, die organische Entwickelungsgeschichte des christlichen Altars zu fundamentiren. Als Resultat dieser interessanten Arbeit haben sie „Studien über die Geschichte des christlichen Altars" (12 Bogen in 4°. mit 16 lithographirten Bildertafeln und einem Farbendruck) veröffentlicht, die für die Geschichte des kirchlichen Mobilars von grossem Werthe sein dürften. Im Gegensatz zu der bisherigen Behandlungsweise haben sie ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, einen Einblick in die fortschreitende Bildungsgeschichte des christlichen Altars zu gewinnen und die Perioden derselben festzustellen.

Nach der von ihnen gewonnenen Überzeugung schliesst die erste Periode, deren Ende bisher theils mit dem Erlöschen kirchlich disciplinärer Massregeln, theils mit blos technischen Fortschritten der Kunst in Zusammenhang gebracht wurde, schon mit dem IX. Jahrhundert, mit dem Zeitpunkt nämlich, wo mit der eigenthümlichen Behandlung der heiligen Reliquien eine durch Leo IV. legalisirte Potenz sich geltend macht, welche die neue Altarbildung grundlegte. In dieser zweiten Periode ist zugleich der Ursprung jener Altarbauten zu suchen, die auch heute noch, wenn gleich excessiv und mit weniger Geist nachgeahmt werden. Weil die zarte Würdigung der hohen Bestimmung des Altars mit der reichsten Entfaltung der Kunst in jener Periode sich am glücklichsten vereinigt findet, so können die Schöpfungen derselben als die nachahmungswürdigsten Muster der Gegenwart gelten, wesshalb die genaueste Kenntniss und Erforschung dieser Periode von besonderem Werth ist. Im XIV. Jahrhundert beginnen schon Gesetze zu wirken, welche der Ausartung Bahn brechen, und diese ist auch mit dem Erlöschen der gothischen Schöpfungen schon zur äussersten Grenze des Schicklichen vorgeschritten. Nach diesen Grundzügen sind in den einzelnen Perioden behandelt: Stellung, Richtung, Zahl der Altäre, Material und Constructionsformen, die Confession, der Altartisch mit seinen Kleidern *(vestes altaris)* oder Frontalien und Antipendien, das Ciborium, die Tetravela, Aufbewahrung der Eucharistie, Altarkreuz, die liturgische Ausstattung durch Mazzen, Leuchter und Lampen, Schmuck der Altäre durch Blumen, die Schranken, Stufen, die Consecration, die Tragaltäre; dabei bestrebten sich die Verfasser, in den verschiedenen Perioden die Veränderung der einzelnen Bildungen fortwährend nachzuweisen und zu begründen.

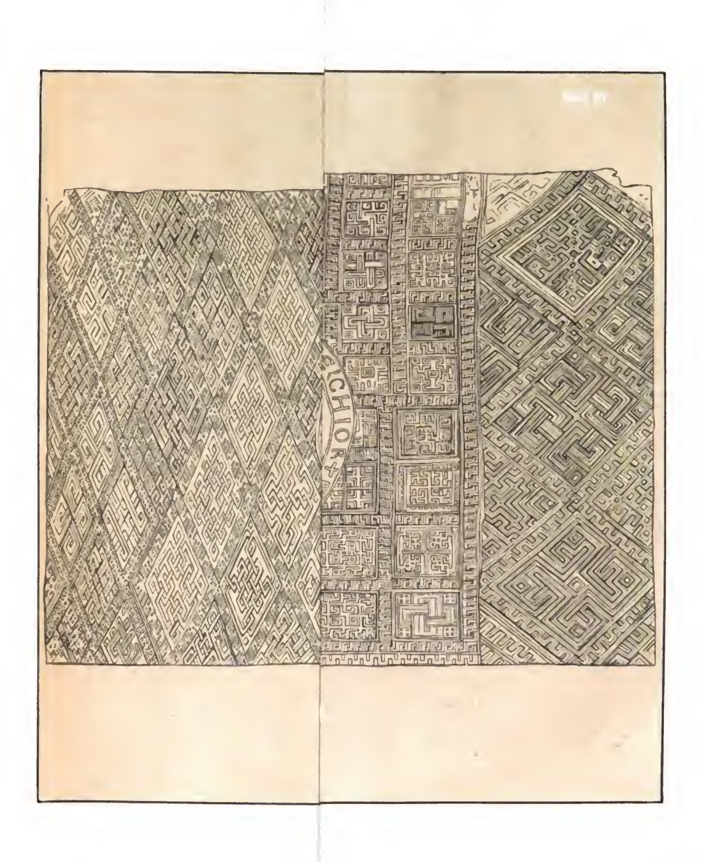
Von Wilhelm Lübke's trefflicher „Vorschule der Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters" ist in kurzer Zeit die vierte Auflage (Verlag von Emil Graul in Leipzig, 1858) erschienen. Das kleine Werk ist wesentlich erweitert worden. Die einzelnen Partien, namentlich der Abschnitt über die Gothik wurde bedeutend umgearbeitet, und bei jeder Stylentwickelung hat der Verfasser die wichtigsten Bauwerke der verschiedenen Gebiete Deutschlands als Beispiele angeführt. Drei Abschnitte: die altchristliche Basilica, der byzantinische Styl und der deutsche Backsteinbau sind neu hinzugekommen und haben den Umfang der Schrift beinahe verdoppelt. Anstatt der am Schlusse beigegebenen Tafeln wurden zahlreiche Holzschnitte dem Texte beigegeben. Dem Anfänger, der sich für ernstere Studien über Architectur vorbereiten, der über die nothwendigsten Grundbegriffe des christlichen Kirchenbaues klar werden und sich Belehrung über die Bestandtheile des Bauwerkes so wie über die technischen Benennungen derselben verschaffen will, können wir dieses Werk nicht warm genug anempfehlen. Es vertritt in Bezug auf Architectur erschöpfend die Stelle eines Handbüchleins und wird den Freund der mittelalterlichen Baukunst mit Leichtigkeit über die ersten Schwierigkeiten hinwegführen. Als ein Beweis der Aufmerksamkeit des Auslandes auf unsere archäologischen Publicationen, sei bemerkt, dass bei den in den Illustrationen gegebenen Beispielen wiederholt auf österreichische Bauwerke Rücksicht genommen ist.

Nach längerer Unterbrechung hat der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung wieder die Herausgabe der mittelalterlichen Denkmale des Herzogthums Nassau fortgesetzt und in dem vor Kurzem erschienenen Hefte der Beschreibung und Abbildung der Cistercienser-Abtei Eberbach im Rheingau begonnen. Die Klosterstiftung fällt in die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts. Abt Rüdhardt übersiedelte im Jahre 1131 mit zwölf Genossen von Clairvaux an diese Stelle. Aus dieser Periode soll der alte gegenwärtig zu einem Kelterhause benützte Klosterbau herrühren. Da sich jedoch das Kloster schnell an Ruf und Ansehen hob und zehn Jahre später von demselben bereits Colonien ausgesendet wurden, so zeigte sich bald die Nothwendigkeit zu einem Erweiterungsbau; 1216 wurde die imposante Kirche eingeweiht und in dieser Periode soll das alte Klosterhaus, welches ursprünglich Schlaf-, Speise- und Capitelsaal umfasste, in ein gemeinsames — der vermehrten Zahl von Mönchen entsprechendes — Refectorium umgewandelt worden sein. Über dieses Gebäude, das, wie bemerkt, in späterer Zeit ein Keller geworden, bringt nun das vorliegende Heft in sehr gelungenen Lithographien mehrere Tafeln mit dem Grundrisse, der Seitenansicht, den Durchschnitten, der inneren Ansicht und zahlreichen Details, die ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen.

Die letzten drei Hefte (October, November und December) der in Paris erscheinenden „*Revue de l'art chrétien*" von J. Corblet, welche den ersten Jahrgang abschliessen, enthalten an neuen Aufsätzen: Über das Pflaster in den Kirchen eines Theiles der Normandie, von Abbé J. E. Decorde; Eine Nachahmung des gothischen Styles zu Paris (Kirche St. Clotilde), von August Blauchot; Nachricht über einen noch nicht veröffentlichten gravirten Stein in dem Cabinete der Inschriften und Medaillen, darstellend eine Parallele des alten und neuen Testamentes, von L. J. Guénebault; Die Abtei von Fontgombaud, von Abbé Auber; und zwei unedirte Poesien des Mittelalters (von dem religiösen Dichter Ad. de Saint-Victor). Unter den Notizen dieser Hefte bemerken wir jene über einen Grabstein des Bischofs Bertrand de Miramont, über christliche Inschriften des Museums zu Amiens, über Blei-Sarkophage des Museums zu Angers, über ein Gebetbuch Philipp des Schönen und über das Läuten während eines Gewitters.

Von dem gediegenen Werke Viollet le Duc: „*Dictionnaire raisonné de l'Architecture Française du XI au XVI Siècle*", welches für das gründliche Studium der mittelalterlichen Kunst nahezu unentbehrlich geworden, wurde vor Kurzem der dritte Band vollendet. Derselbe umfasst den Abschluss des Buchstaben C. Unter den ausführlichen Artikeln dieses Bandes heben wir hervor: jene über die Zimmerwerke und Holzarchitectur, über die Anlage der Schlösser und Burgen, über die Laufgänge und Tranfrinnen an den Kirchen, über die Bedeutung der Chorbauten und die Schlusssteine an den Kirchen, über die Darstellung des Christus an Kunstwerken, über die Glockenthürme des Mittelalters, die Kreuzgänge in den Klöstern, über Pallisaden und die Chorschranken in den Kirchen, ferner über Nagelkopfverzierungen, die Construction und Ornamentation der Säulen und über die Anläufe der Säulen.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.


ECHIOR+

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 3. | III. Jahrgang. | März 1858.

Der gestickte Messornat der ehemaligen Nonnenabtei Göss in Steiermark.

Von Franz Bock, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cöln.

(Mit 1 Tafel.)

Liturgische Gewänder, dem Schlusse der romanischen Kunstepoche angehörend, sind heute zur grossen Seltenheit geworden; insbesondere aber dürften vollständige Capellen *(ornatus integer)* auf einer Unterlage von Lein in vielfarbiger Seide gestickt, nicht leicht mehr in der Grossartigkeit der Composition und Eigenthümlichkeit der technischen Ausführung angetroffen werden, wie das bei den noch ziemlich gut erhaltenen altkirchlichen Gewändern in der ehemaligen adeligen Stiftskirche zu Göss der Fall ist.

Die k. k. Central-Commission, die bei ihrer grossen Sorgfalt für Erforschung und archäologische Beschreibung der hervorragenderen Denkmale des österreichischen Kaiserstaates auch nicht die bemerkenswerthesten Überreste der übrigen, im Mittelalter mit der Architectur verbundenen Zweige der Kunst ausser Acht lässt, gab uns den ehrenvollen Auftrag, die gedachten ausgezeichneten Messgewänder an Ort und Stelle näher zu untersuchen und darüber seiner Zeit Bericht zu erstatten.

Wenn wir nun im Nachfolgenden dieser Aufforderung nach Kräften nachzukommen uns bestreben, so glauben wir doch Eingangs die Erklärung abgeben zu sollen, dass das nachfolgende kurze Referat es nicht wagen dürfe, als detaillirte Beschreibung der merkwürdigen kirchlichen Stickereien zu Göss aufzutreten, sondern dass es nur als ein leitender Beitrag für eine spätere gründliche Monographie der Gösser Gewänder betrachtet sein will.

I.

Casula.

Wir beginnen die Berichterstattung mit Beschreibung jenes hervorragenden Ornates, womit der Celebrans bei einem solennen levitirten Amte bekleidet war, dem eigentlichen Messgewande *(casula, planeta)*, und sei es gestattet die Composition, die vielen figürlichen Darstellungen auf demselben vorerst des Näheren zu beleuchten.

Als Hauptdarstellung auf der Rückseite der Casel zeigt sich das so häufig im Mittelalter wiederkehrende Bild des Heilandes, die bekannte „*majestas Domini*“, sitzend in den Wolken des Himmels auf reich verzierter „*sella*“ und als Schemel seiner Füsse ist das Weltall dargestellt. Die Rechte hat der in Herrlichkeit wiederkehrende Richter segnend erhoben und zwar ertheilt er den Segen in lateinischer Weise; die Linke hält das verschlossene Evangelienbuch.

Den Heiland, wie er am Ende der Tage als Richter wiederkehrt, umgibt ein breites Band als Rundmedaillon, in welchem der Componist als leoninischen Vers eine Inschrift angebracht hat, die zugleich die Deutung der übrigen auf der hintern Seite des Gewandes gestickten Darstellungen enthält. Sie lautet:

„*Amor et divina potestas*
Hos locat in celis, quibus est majestas.“

Offenbar bezieht sich diese Sentenz auf die Erschaffung und die Bestimmung der Engel und gibt also dieser Spruch, dessen Lesung wir, wie vorstehend, ergänzt haben, da vom letzten Worte nur die Buchstaben „*iestas*“ übrig geblieben sind, folgenden Gedanken: Die Liebe und die göttliche Macht, welche mit Majestät umgeben ist, hat diese (sc. Engel) in den Himmel gesetzt.

Diese von Gott für den Himmel erschaffenen Engelsgestalten, auf welche sich das „*hos*“ bezieht, folgen jetzt zu drei und drei in einer Reihe unter rundbogigen Nischen gestellt, und sind offenbar durch diese neun Figuren die neun Chöre der Engel zur Darstellung gebracht, die am Ende der Tage mit dem Herrn, als Bewohner des Himmels, in Herrlichkeit erscheinen werden.

Ausser den figuralen Darstellungen auf dem Hintertheile der Casel ist der übrige Raum, in seiner grössten

Breite 71 Centimètres messend, durch geometrisch gehaltene Dessins ausgefüllt, die mit den eben beschriebenen gestickten Bildwerken in keiner Verbindung stehen.

Auf dem vorderen, nicht unähnlich einer Violine zugeschnittenen Caseltheile ist auf dem correspondirenden Medaillon in der Gegend der Brust abgebildet Christus am Kreuze, umgeben von der Passionsgruppe Johannes und Maria. Dieses Medaillon, im grössten Durchmesser von 45 Centimètres, umgibt in Weise eines Spruchbandes folgendes Legendarium in leoninischen Versen, das als für sich abgeschlossene Sentenz sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen lässt, da Mehreres durch Alter abgenutzt und durch die Schere abgeschnitten worden ist. Was sich noch eruiren liess, ist im Folgenden zu ersehen: *„mortalis Christe datur hostia talis in cruce sum Christe cessa precare rogi t . . . .“*

Unterhalb der Kreuzigung des Heilandes sind zur Darstellung gebracht unter schwerfälligen Rundbogenstellungen die gestickten Bilder der 12 Apostel, und zwar befinden sich in den Bogen gestickt die Namen derselben, zu 4 und 4 in einer Reihe geordnet, wie folgt: Johannes, Petrus, Paulus, Jacobus, in zweiter Linie: Thomas, Philippus, Bartholomäus, Simonis Thaddäus.

Die heillose Entstellung und Verkürzung, die das höchst merkwürdige Gewand im letzten Jahrhunderte erlitten hat, trägt die Schuld daran, dass heute leider die letzte Reihe der Apostel, wodurch die Zahl 12 vervollständiget wird, fehlt. Was nun die Technik dieses interessanten Gewandes betrifft, worüber sich in keiner Geschichte von Steiermark auch nur dürftige Notizen vorfinden, so sei hier bemerkt, dass diese Casel mit ihrer reichen figurativen und ornamentalen Darstellung vollständig auf feinem Stramin gestickt ist, und zwar ist die Stickerei dadurch erzielt worden, dass auf dem unterliegenden sehr feinen Kanefas zuerst sämmtliche figuralen Zeichnungen in schwarzen Contouren scharf und sicher angedeutet und dieselben später bestickt worden sind. Dieser Kanefass selbst bildet ein sehr loses Gewebe in einem graulichen ungebleichten Leinen von ziemlich gleichen Fäden und regelmässigen quadratischen Öffnungen. Die Grundfarbe des Messgewandes ist vorherrschend roth, und zwar nicht nur am Messgewande, sondern auch an den übrigen integrirenden Theilen, die zur *„capella“* gehören. Es nimmt daher den Anschein, als ob dieser Messornat, obgleich so ziemlich alle kirchlichen Farben gleichmässig darin vertreten sind, bei der vorherrschend rothen Farbe für den Gebrauch am Pfingstfeste und für die Feste der Apostel und Märtyrer zunächst angefertigt worden sei.

Hinsichtlich der Legendarien, die sich auf diesem Messgewande befinden, sei bemerkt, dass sie die Ausbildung der Charaktere der spät-romanischen Kunstepoche zeigen; sie sind nämlich alle als Majuskelbuchstaben gestickt in einer violetten Purpurseide auf weissem Grunde. Auch in den Rundbogen über den Aposteln und an einigen anderen Stellen findet sich diese kostbare Purpurfarbe bei den obgedachten Stickereien in Anwendung gebracht. Mit Bezug auf das Material, das zu diesen eigenthümlichen Stickereien verwendet worden ist, muss gesagt werden, dass sich trotz des hohen Alters die vielen Farben in Seide ausgezeichnet gut erhalten haben und Zeugniss ablegen, dass das angewendete Farbmateriale nicht hergenommen wurde aus vegetabilischen Farbestoffen, sondern aus mineralischen Substanzen.

Die zur Arbeit benutzte Stickseide besteht aus einer sehr lose gedrehten Flockseide, und jeder einzelne Faden ist wohl aus 10 bis 15 zarten Fädchen zusammengesetzt.

Die Seide selbst hat nicht nur hinsichtlich ihres zarten Gespinnstes, sondern mehr noch in Rücksicht ihrer dauerhaften Farbe den Anschein als ob sie aus den bekannten moslimischen Seidenspinnereien des saracenischen Siciliens oder des maurischen Spanien zur Zeit des Interregnums in den Handel gebracht worden sei.

Da die Flockseide ziemlich dicht gehalten ist, und die Straminstickerei überhaupt für Anwendung von Bildwerken nicht geeignet erscheint, so ist es begreiflich, dass namentlich den bildlichen Darstellungen ein Anstrich von Derbheit und wenn man will, von byzantinisirender Steifheit anklebt. Das jedoch steht ohne Zweifel fest, dass der Maler, der in jener Frühzeit mit sicherer Hand die Umrisse zu diesen figuralen und ornamentalen Stickereien auf grauleinener Unterlage hinzeichnete, seine Compositionen in einer grösseren Beweglichkeit und in einer naturgemässeren Haltung der körperlichen Formen ausführte, als es die ungefügige Technik der frommen Stickerin wiederzugeben vermochte.

In den mannigfachen Stickarten, in welchen das in Rede stehende Kunstwerk ausgeführt ist, findet eine ziemlich grosse Abwechslung Statt, und es kommen in den verschiedenen Gewändern, deren Beschreibung weiter folgen wird, so ziemlich alle Stickarten vor, die in Stramin ausführbar sind; hierhin kann vornehmlich gerechnet werden der Kettenstich, Sprungstich, Flecht- oder Zopfstich, Flammenstich etc.

Nach Analogie der alt-liturgischen Messgewänder, wie sich dieselben in Form der älteren *„casula, campanula“* in dem Schatze der Domkirche zu Halberstadt und in den Sacristeien der Kirchen zu Stralsund, zu Danzig und in der Marktkirche zu Braunschweig erhalten haben, ist dieses Messgewand zugleich mit den dazu gehörigen Theilen, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts von frommen Klosterfrauen angefertigt worden, wie wir das bei Besprechung des Antipendium später ausführlicher nachweisen werden. Zu bedauern ist nur, dass vielleicht im vorigen Jahrhunderte, wie es uns scheinen will, die unberufene, geschmacklose Schere irgend eines Paramentenschneiders das in Rede stehende geschichtlich merkwürdige Messgewand, dessen äusserer Rand ehemals

über die Schultern bis zu dem Unterarme faltenreich herabfloss, auf ein Minimum von Form reducirt hat, wie das leider bei den meisten unserer heutigen so sehr entstellten Messgewänder der Fall ist.

Auf diese Weise ist der Begriff einer *casula* bei dem Messgewande von Göss [1]) jetzt vollständig gehoben und präsentiren sich nach der Vorder- und Rückseite jetzt nur noch zwei rund ausgeschnittene Gewandtheile, die eben noch auf den Schultern durch eine schmale Verbindung zusammengehalten werden.

Glücklicherweise hat der interessante figurative Theil des Messgewandes, wie oben angedeutet wurde, durch den eben gerügten entstellenden Zuschnitt nur in einem Theile gelitten. Der grössere Verlust ist hinsichtlich des Ornamentes an den Theilen des Gewandes zu beklagen, das Schulter und Arme ohne Einschnitt bedeckte. Möglich ist es immer, dass durch den häufigeren Gebrauch und die Länge der Zeit dieser faltenreich herunterfliessende Theil des Gewandes, der bei der Feier der heil. Messe in zierlichem Faltenbruch in der Mitte des Armes aufgerollt und zusammengefügt lag, nicht unbedeutend durch dieses Aufrollen beschädigt worden war.

Indessen hätte eine einfache Restauration hingereicht, um auch bei dieser höchst merkwürdigen Stickerei zugleich die traditionelle alterthümliche Form des Gewandes zu retten.

Das eben beschriebene Messgewand hat im Unterschiede mit den vielen anderen, die, aus derselben Zeit stammend, uns bekannt geworden sind, noch das Eigenthümliche, dass sich an demselben kein gewebter Grundstoff in Seide oder Sammet vorfindet, sondern dasselbe ist durchaus auf einem feinen grauen Seidenstramin gestickt, wie oben schon bemerkt wurde; eine Eigenthümlichkeit, die uns auf unseren ausgedehnten Reisen an ähnlichen Ornaten selten vorgekommen ist. Nur auf ein einziges liturgisches Gewand können wir hier als Parallele aufmerksam machen, an dem sich ebenfalls in seiner weiten Form keine gewebten Seidenstoffe zu erkennen geben, sondern das ebenfalls mit figurativen Darstellungen in ihrer ganzen Ausdehnung reich bestickt ist.

Es ist dies ein prachtvoller Chormantel *(cappa)*, herrührend aus der Zeit Benedict VIII., als man ihn zum Papste erwählte (1294), der sich vorfindet im Schatze der bischöflichen Kathedrale zu Anagni, einer kleinen Diöcese zwischen Rom und Neapel [2]).

Diese merkwürdige Pluviale unterscheidet sich in der Technik nur in soferne von der, die in der vorliegenden „*capella*" eingehalten ist, indem die *cappa* in Anagni in Form von fortgesetzten runden Medaillons im feinsten Plattstich gestickt ist, und in diesen Medaillons das ganze Leben des Heilandes in kleinen Scenerien zur Anschauung kommt. Die in Rede stehende „*casula*" aus der Abtei Göss hingegen ist nicht in dieser Feinheit im Plattstich, sondern, wie schon im Vorhergehenden bemerkt, auf dünnem Seidenstramin gestickt, und bilden die Rundmedaillons auch nicht ein sich an einander schliessendes Motiv, ähnlich der „*pallia rotata*" oder „*scutellata*", sondern die Dessins sind mehr in polygonen geometrischen Figuren als Umrandung eingeschlossen. Auch ist in den Gewändern zu Göss mehr das Thierreich in symbolischer Auffassung abwechselnd mit geometrischen Ornamenten vertreten und die figurativen Darstellungen nehmen ausser an dem eben besprochenen Messgewande bei den übrigen Gewändern eine sehr untergeordnete Stellung ein.

II.

Die Dalmatica.

Dieses Gewand ist hinsichtlich seines Schnittes noch am besten von allen übrigen Gewändern erhalten. Es misst heute noch in seiner grössten Länge von oben nach unten 11 Decimètres, und seine grösste Breite bei ausgestreckten Ärmeln beträgt 16 Decimètres. Das Einsatzstück unter den Armen beträgt unten in seiner grössten Ausbreitung 4 Decimètres, 2 Centimèters, endiget nach oben in Form eines Dreieckes fast im spitzen Winkel aus und hat eine Höhe von 7 Decimètres, 8 Centimètres.

Die Dalmatica selbst misst in ihrer grössten Breite auf der Brust, wo sich die Ärmel auf beiden Seiten ansetzen, 7 Decimètres, 2 Centimètres.

Die Länge der Ärmel beträgt 4 Decimètres, 2 Centimètres, bei einer einfachen Weite von 2 Decimètres, 6 Centimètres. Der Einschnitt am Halse ist in Form eines Kreissegmentes 6 Centimètres tief.

Aus diesen Zahlen geht hervor, dass die Dalmatik noch immer ihren decenten Faltenreichthum und ein engeres Anschliessen an die Grösse und Ausdehnung der Dalmatiken des XII. und XIII. Jahrhunderts behalten habe.

Jedoch scheint bereits in früherer Zeit eine nicht unmerkliche Modification des Schnittes namentlich an den Ärmeln, sowie auch was die Längenausdehnung nach unten betrifft, erfolgt zu sein. Dass diese Dalmatica nach unten länger gewesen sein muss, bezeugen die vielen figurativen Darstellungen, von denen am unteren Saume heute noch die eine Hälfte zum Vorschein kommen. Auch hat eine weitere Modification oben am Halse zum Durchlass für den Kopf stattgefunden, und wird auch dieses bestätiget durch die heute gleichfalls in ihrer Hälfte zum Vorschein tretende Darstellung der Verkündigung. Diese „*annunciatio*" befindet sich auf dem Rücktheile des besagten Gewandes und zwar in einem Medaillon von 22 Centimètres. Im Rande dieses

[1]) Das Diminutiv von *casa* (*casula*, kleine Hütte), ein Gewand, das nämlich den Körper vollständig nach allen Seiten in Form einer kleinen Hütte einschloss.

[2]) Bekanntlich stammte Innocenz III. und Benedict VIII. aus dem adeligen Geschlechte der Conti, deren Palast sich heute noch in Anagni befindet, und hatte Benedict VIII. zur Zeit, als er auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, den bischöflichen Sitz seiner Vaterstadt inne.

Medaillons erblickt man heute noch das Legendarium des englischen Grusses, nämlich: . . . *nus (Dominus) tecum benedictatu in mul* . . . . das übrige dieses Spruches, sowie den Obertheil der heil. Maria und des verkündenden Engels hat die rücksichtslose Schere fortgeschnitten. Zu beiden Seiten dieses Medaillons nach unten hin sind in quadratischen Einfassnngeu zur Anschauung gebracht die zwei Symbole der Evangelisten, der geflügelte Adler und der geflügelte Ochs, Spruchbänder haltend.

Die zwei übrigen dazu gehörigen Thiersymbole sind durch den leidigen Einschnitt nach oben ebenfalls verschwunden.

Die ganze quadratische Fläche der hinteren Seite der Dalmatik nehmen 12 Darstellungen von symbolischen Thiergestaltungen ein, wie sie in dem Physiolog der mittelalterlichen Thiersymboliker und Moralisten in reicher Abwechselung mit entsprechenden Nutzanwendungen zu ersehen sind. Und zwar befinden sich diese Thiergestalten in quadratischen Einfassungen von 7 bis 8 Centimètres in Quadrat. Die inneren Quadratflächen, auf welchen diese symbolischen Thierbildungen dargestellt sind, sind abwechselnd mit rother, grüner oder violetter Seide ausgefüllt.

Die Thiersymbole selbst sind auf diesen farbigen Flächen in entgegengesetzter Farbe gestickt, so dass das Ganze einen reichen, vielfarbigen, fast ans Bunte grenzenden Effect macht, der mehr der polychromatischen Ausstattung einer Wandfläche oder einem musivischen Fussboden als einer Gewandstickerei in Seide entspricht.

Die symbolischen Thiergestalten, die wir im Folgenden kurz andeuten werden, sind auf quadratischer Unterlage von viereckigen Bändern, die sich an einander schliessen, in der Breite von 6 Centimètres umzogen. Der Tiefgrund dieser Einfassungsbänder ist mit dunkelrother Seide, deren Farbe erloschen ist, ausgefüllt. Das Dessin in denselben, meistens als Mäander und in verwandten gräcisirenden quadratischen Formen gehalten, ist in weisser Seide gestickt.

Es würde zu weit führen, jede einzelne der hier vorkommenden Thierbildungen hinsichtlich ihrer symbolischen Bedeutung kennzeichnen zu wollen, und muss dieses einer späteren detaillirten Beschreibung dieser merkwürdigen „capella" überlassen bleiben, wobei erläuternde Abbildungen nicht fehlen dürften.

Vorliegende skizzirte Beschreibung der merkwürdigen Gewänder des ehemaligen Stiftes Göss, die wir bei Gelegenheit eines kurzen Besuches daselbst genauer besichtigten, kann nur dazu dienen, in allgemeinen Umrissen auf diesen wenig gewürdigten Schatz in diesen Blättern aufmerksam zu machen, und die Schritte der Archäologen bei einer Reise durch Steiermark darauf zu lenken.

Wie schon vorhin bemerkt, lassen sich an dem vorliegenden Theile der Dalmatica zwölf Darstellungen von Thierfiguren deutlich erkennen, und zwar sind dieselben in Reihen von 3 und 3 Quadraten, horizontal und parallell sich neben einander fortsetzend, geordnet. In der ersten Reihe nach oben unmittelbar unter dem Medaillon mit der Darstellung der „*annunciatio*" befindet sich in einem hellgrünen Quadrat die Abbildung des geflügelten Doppeladlers in derselben streng stylisirten Formirung, wie derselbe in späteren Jahrhunderten auf Wappenschildern als das heraldische Abzeichen des deutschen römischen Reiches vorkommt.

Die eine Hälfte des Doppeladlers ist in gelber, die andere in dunkelrother Seide gestickt. Wir lassen es unentschieden, ob die Darstellung des Doppeladlers hier an hervorragender Stelle eine symbolisch-kirchliche Bedeutung oder eine heraldisch-politische habe; hinsichtlich der letzten Annahme bemerken wir nur, dass als heraldisches Abzeichen des deutschen römischen Reiches bekanntlich unter den Hohenstauffen der einfache Adler geführt und dass hin und wieder erst unter Kaiser Wenzel und Sigismund abwechselnd der Doppeladler angewendet wurde, und dass derselbe erst nach Karl V. als Abzeichen der kaiserlichen Majestät galt, nachdem die Kaiser-Krönung vollzogen worden war.

Vor der feierlichen Krönung bedienten sich die deutschen Kaiser blos des einfachen Adlers. Es würde also dieser Doppeladler hier keinesfalls eine Deutung auf das heilige deutsche römische Reich zulassen.

Zur Rechten dieses Doppeladlers befindet sich die Darstellung des königlichen Löwen auf einem gelben Felde in rother Seide gestickt. Ob der Löwe, der in der Thiersymbolik des Mittelalters eine grosse Rolle spielt, hier den Heiland bedeute nach dem Spruche „*vicit leo de tribu Juda*", lassen wir hierorts dahingestellt sein. Nur machen wir darauf aufmerksam, dass, wie es scheint, von den kunstgeschickten Religiösen diese Darstellung als die wichtigere und erste betrachtet worden ist, indem sie hier eine Inschrift angewandt haben, die auch, wie wir sehen werden, auf dem Antipendium wiederholt ist. In dem weissen Bande nämlich, das als Spruchring den Löwen umgibt, befindet sich folgender Vers: „*Chunegundis Abbatissa hoc opus est operata.*"

Um diese Quadratur herum laufen noch 2 andere gestickte Inschriften, und zwar nach oben hin für sich getrennt eine kleinere und um die 4 Seiten der Quadratur eine längere. Wir müssen es bedauern, den Lesern dieser Blätter nicht eine detaillirte Entzifferung dieser Inschrift hierorts bieten zu können, indem unser Aufenthalt in Göss nur zu kurz und vorübergehend war, um eine gestickte und in wenigen Zügen nur noch erhaltene Inschrift, die durch den Zahn der Zeit fast aufgerieben war, mit Musse entziffern zu können.

Aus den noch vorfindlichen gestickten Majuskeln haben wir entnehmen zu können geglaubt, dass es einer späteren gründlicheren Forschung mit Herbeiziehung der nöthigen Vergrösserungsgläser wohl gelingen dürfte, wenn auch nicht ohne Aufstellung gewagter Conjecturen, die Lesung der ganzen Inschrift feststellen zu können, bei welcher sich auch die bestimmte Jahreszahl ermitteln lassen dürfte, wann dieser „*ornatus integer*" angefertigt worden ist.

Die Inschrift auf der 4. Seite des Quadrats ist, wie uns scheinen will, deutsch gehalten; denn auf einer dieser Seite liest man nicht undeutlich, wie wir glauben: „Chunegunne gezieret hat mit Per Siden wat.“

Interessant wäre es, wenn sich mit Sicherheit constatiren liesse, dass unsere Lesung *„Per“* richtig wäre.

Es wäre dann mit dem Ausdrucke „persischer Siden“ das Materiale bezeichnet, das zu dieser kunstreichen Arbeit angewandt worden ist. „Persich Siden“ würde dann so viel heissen als orientalische Seide. Da das gestickte *„P“* etwas undeutlich geworden ist, so könnte man auch diesen Buchstaben für *„V“* annehmen, und es würde dann heissen mit „ver Siden“ gleichlautend mit verschiedenen Seiden, d. h. vielfarbiger Seide.

An der andern Seite des Doppeladlers erblickt man auf violettem Felde einen gelb gestickten Hirschen mit starkem Geweih, über dessen symbolische Bedeutung der Physiologus aus dem Kloster Göttweih, herausgegeben von Dr. Heider, das Nähere angibt [1]).

Unmittelbar unter dem Doppeladler in der zweiten Reihe zeigt sich auf dunkelviolettem Grunde in Gelb das Bild eines Zweihufers, der seiner ornamentalen Haltung und Stylisirung wegen nicht näher zu unterscheiden ist.

Zu der einen Seite unter dem Löwen erblickt man auf grünem und gelbem Felde die Darstellung des Einhornes, bekanntlich im ganzen Mittelalter das beliebte mystische Symbol des Heilandes, den der Göttweiher Physiologus als *„spiritualis unicornis“* bezeichnet.

In dem *„hortus conclusus,“* den man im Mittelalter so häufig darstellte, figurirte auch zuweilen das *„Monoceros“* als Repräsentant der allerheiligsten Jungfrau.

An der anderen Seite des Doppeladlers ist im dunkelrothen Felde zur Darstellung gebracht das Bild des geflügelten Greifen. Der Körper ist in blauer Seide gestickt, die Flügel in Gelb.

Der sagenhafte „gryfo“ kommt in mittelalterlichen Thiersymboliken vor allen anderen Thierunholden am häufigsten vor und ist in der Regel mit ausgespannten Flügeln, ausgestreckten Klauen und geschwungenem Schweife auch als Ornament stylistisch schön ausgebildet und wurde desswegen von Ornamentalisten als Decoration immer mit Vorliebe angewandt.

In der dritten Reihe folgt als Mittelstück auf rothem Felde die Darstellung des einfachen Adlers mit gelbem Gefieder und blauen Flügeln. Dem Adler zur Linken erblickt man im gelben Felde einen rothen Drachen mit blauen Flügeln und zur anderen Seite ein anderes Thier von eigenthümlicher grotesker Formbildung, dessen Deutung nicht so leicht zu ermitteln sein dürfte.

In vierter und letzter Reihe erblickt man noch eine merkwürdige Darstellung, nämlich zwei Leopardenkörper einander gegenüber gestellt, participirend an einem menschlichen Kopfe, der mit einer Krone geschmückt ist. Die Figuren zu beiden Seiten dieser ebengedachten phantastischen Thiergestalt möchte wohl schwer zu deuten sein, indem sie zur grösseren Hälfte einer vandalischen Schere zum Opfer gefallen sind.

Auch auf der vorderen Brustseite der Dalmatik kommen in ähnlicher Weise ebenfalls wieder reihenförmig, in Quadrate geordnet, 21 verschiedene, modernen Augen meist abenteuerlich scheinende Thierfiguren symbolischen Inhaltes vor, wie sie nicht in der Wirklichkeit existiren, sondern der reichen Phantasie mittelalterlicher Thierhistoriker ihre Existenz zu verdanken haben.

Ausser den Figuren des Hirsches, des Einhornes, des Adlers, befindet sich in diesen Quadraturen auch noch zur Anschauung gebracht das Bild des Elephanten, nach orientalischer Anschauungsweise als Repräsentant des Krieges einen mit Zinnen gekrönten Thurm tragend.

Ausser den obengedachten Vierfüsslern erblickt man hier noch mehrere ornamental behandelte Darstellungen von Bewohnern der Luft, meistens gedoppelt ausgeführt.

Eine andere höchst originelle Abbildung befindet sich an einem der beiden Seitentheile der Dalmatik und scheint dieselbe das gedoppelte Bild des Bären in sitzender Stellung veranschaulichen zu wollen, der in seinen Tatzen nach beiden Seiten hin einen Stab mit der Ausmündung eines Schlangenkopfes zu halten scheint.

Nach den angedeuteten vielgestaltigen Thiersymbolen, die sich in Hülle und Fülle, jedoch in vielen Duplicationen wiederkehrend, auch auf den anderen Gewändern befinden, dürfte der in Rede stehende mittelalterliche Altarornat vom Stifte Göss der Symbolik des Mittelalters ein reiches Feld für spätere ergiebigere Forschungen darbieten, zumal das Capitel der mittelalterlichen Thierfabel noch nicht allseitig erforscht und in letzten Zeiten von dichterisch begabten Köpfen zu willkürlich und genial, und daher von der Wahrheit zu weit abweichend behandelt worden ist. Dass alle diese oben angeführten Thierbildungen in der Vorzeit eine Allen verständliche Sprache führten, und zwar eine solche, die mehr zum Herzen, zum Gemüthe, als zum Kopfe, zum Verstande redete, braucht hier wohl nicht weiter bewiesen zu werden, um so weniger, da sich diese eigenthümlichen Bildungen sogar unmittelbar am Altare, an Messgewändern vorfinden.

Aber nicht nur waren durch solche Bildungen diese Gewänder, wenn wir so sagen dürfen, sprechend gemacht, sondern sie boten auch dem Ornamentalisten ein grossartiges weites Feld, woher er die zierlichsten und anmuthigsten Formen in Menge entlehnen konnte, da er es verstand, diese Thiergestalten dichterisch frei als Ornamente zu behandeln und ihnen ihren materiellen naturalistischen Ausdruck zu benehmen.

---

[1]) Vgl. über dieses wie die folgenden symbolischen *„bestiaires“* den Physiologus, herausg. und erläutert von Dr. Heider, Wien 1851, und den zweiten herausgegeben mit Illustrationen vom Professor Karajan in dessen deutschen Sprachdenkmalen des XII. Jahrhunderts, Wien 1846, S. 70—100.

Obgleich das Thier an und für sich nichts Unheiliges ist als Geschöpf Gottes, worauf im Einzelnen wie in der Ganzheit der Spruch des Herrn nach dem Sechstagewerk zu beziehen ist: „und siehe es war alles gut", so haben doch heute unsere meist geistesarmen „dessinateurs" einen unüberwindlichen Abscheu gegen Darstellung von noch so unschuldigen Thiergestalten, da sie den Geschmack des Modepublicums in diesen Stücken kennen. Sie heuten desswegen meist auf eine trockene Weise blos die Bildungen der vegetabilischen Schöpfung aus und gehen zaghaft an den noch schöneren Bildungen der animalischen Welt vorüber, deren Deutung leider unserer Zeit im Allgemeinen entzogen worden ist. Der Reichthum der sogenannten Arabeske, nämlich der einheitlichen Anwendung und ornamentalen Durchbildung der Pflanzen- und Thierwelt, den das Mittelalter, aus dem Oriente stammend, mit so vielem Glücke angewandt hat, ist leider der kalten modernen Kunst noch nicht zugänglich geworden.

III.

Tunicella.

Die vorherbeschriebene Dalmatik, als Gewand für den Diakon, ist hinsichtlich ihrer Grösse nur kaum eine Handbreite kürzer als die in Rede stehende Tunicell des Subdiakons, die im Mittelalter überhaupt, wie das auch heute noch bei der bischöflichen Tunicella der Fall, immer etwas länger als das Gewand des Diakons war.

Rücksichtlich ihres Reichthumes an bildlichen Darstellungen ist diese Tunicell jedoch viel einfacher als das reicher ornamentirte Gewand des Diakons, der, was seinen um eine Stufe höheren Würdegrad in der Hierarchie betrifft, auch in der mittelalterlichen Kirche durch das Gewand und die Decoration desselben sich unterschied; als untergeordnet dem Diakon. Die Technik an dieser Tunicell ist durchaus dieselbe, indem sie auch wie die vorhergehende in Seidenstramin gestickt ist. Der hintere Theil dieser Gewandstickerei ist ganz vollständig in geometrischen Ornamentationen in Zickzack- und Kreuzform geordnet ausgeführt, mit vielen unregelmässigen Variationen hinsichtlich der Technik. Von einer Einheit und Gleichförmigkeit des Ornamentes, so wie auch von einer Gleichartigkeit der Farbenwahl kann hier gar nicht die Rede sein. Vielmehr wechseln an diesem Hintertheile des Gewandes nicht nur die Dessins auf eine eigenthümliche Weise, sondern auch, was auffallend ist, die Farbentöne, so dass die hintere Seite dadurch sehr unruhig vielfarbig und fast ans Bunte grenzend sich herausstellt

Auch am vorderen Theile der Tunicella sind deutlich drei Abtheilungen in Rücksicht des Ornamentes zu erkennen. Der untere grössere Theil ist mit zierlich gestalteten Ornamenten bestickt, die nach den vier Seiten vermittelst kleiner Kreisverbindungen sich als Bandverschlingungen in Form der älteren *„pallia scutellata* oder *rotata"* tellerförmig an einander schliessen.

In diesen rad- oder tellerförmigen Umrandungen erblickt man wieder, dem Gebrauche der damaligen Kunstrichtung gemäss, die auch im Ornamente belehrend wirken wollte, verschiedene Thierbildungen in derselben ornamentalen stylistischen Behandlung, wie an der eben beschriebenen Dalmatik dieselben decorativ zur Anschauung gebracht sind.

Die 2. Abtheilung des Ornamentes in einem schmalen Streifen gibt sich zu erkennen als eine durchflochtene Bandverzweigung in den bekannten und beliebten Mäanderformen, die sich vorzüglich für Straminstickereien eignet.

Die 3. Abtheilung endlich, worin der Ausschnitt für den Hals sich befindet, zeigt eine jener interessanten Verschlingungen von Quadraturen, Kreuzen und Zickzackformen, polychromatisch in Formen von Rhomboiden geordnet, wie wir sie häufig an gestickten Stolen, Manipeln, Sudarien, Pulvinarien des Mittelalters gefunden haben.

Die beiden Ärmel des Gewandes scheinen durch eine spätere Hand zusammengefügt worden zu sein und bestehen dieselben ungleichartig auf der einen Seite aus quadratischen Eintheilungen, worin sich Darstellungen von symbolischen Thieren befinden, auf der anderen Seite sind dieselben aus einzelnen Bruchstücken zusammengesetzt von geometrischen Figuren, Kreuzen und Quadraten in den verschiedenartigsten Farben.

IV.

Pluviale.

Eines der besonders interessanten Gewänder in der ehemaligen adligen Stiftskirche zu Göss ist unstreitig der Chormantel, von einigen auch Rauchmantel genannt. Derselbe ist in der nämlichen Technik gestickt wie das eben beschriebene Messgewand und die beiden Leviten. Diese Chorkappe ist zusammengesetzt aus 2 grösseren Hälften und ist theils figurativ, theils ornamental gehalten. Nur muss bedauert werden, dass dieses interessante Gewandstück mehr als die übrigen durch stylwidrige und unstatthafte Hinzufügungen und Hinwegnahme einzelner Theile in einer Weise entstellt worden ist, dass von seiner jetzigen formellen Gestaltung aus nur sehr gewagt ein Schluss auf seine primitive gefolgert werden darf.

Als Mittelstück zeigt sich an dem hintern Theile, die dem Beschauer zugekehrt ist, statt des halbrunden Schildes *(clipeus, caputium)*, das an den meisten Chormänteln heute beweglich nach hinten befestigt ist, an der Gösser *„pluviale"* ein grosses Rundmedaillon in einem Durchmesser von fast 40 Centimètres, in welchem die grössere figurative Darstellung der *„Mater Dei"* sitzend auf einem Faldistorium zu ersehen ist.

Dieses Bildwerk bringt zur Anschauung die Nahrung Christi nach dem Spruche: *„ubere pleno virgo lactabat*

deum“. Zu beiden Seiten der allerseligsten Jungfrau erblickt man pflanzenartige Ornamente nach oben hin ausmündend in der bekannten *francica* *„fleur de lis“* (Muttergottes-Lilie), wie sie im XIII. Jahrhunderte unter der Regierung Ludwig des Heiligen allgemeiner gestaltet war. In der bandförmigen Umringnng, die in Weise eines Medaillons die Himmelskönigin umgibt, zeigt sich auf weiss gefülltem Grunde ein Legendarium in romanischen Majuskelbuchstaben gestickt, das leider durch den langen Gebrauch und den zerstörenden Hauch der Jahrhunderte heute noch kaum zu entziffern ist.

Nach längerer Anschauung glauben wir folgenden Spruch gefunden zu haben, der in ausgeprägten romanischen Majuskeln des XIII. Jahrhunderts in violetter Purpurseide wahrscheinlich als leoninisches Distichon zu ersehen ist: *„celi matrona Chunegundis suscipe dona, casula cum cappa placeat tibi celica (patrona?)“*.

Zu beiden Seiten der Himmelskönigin erblickt man in grösseren Umkreisungen, im Durchmesser von 27 Centimètres, die figuralen Bilder der vier ezechielischen Thiere auf einer weissen Grundlage, auf welcher in purpurfarbner Seide gestickt sind die Namen der Evangelisten.

Und zwar befindet sich zur Rechten der Madonna mit dem „Bambino“, dem sie die Nahrung reicht, in einem Rundmedaillon auf blau gesticktem Grunde die *„facies leonis“* mit dem Texte in der Umkreisung: *„sanctus Marcus Evangelista“*; auf der entgegengesetzten Seite erblickt man auf gelbem Grunde in Purpurfarbe das geflügelte Bild des Rindes *(facies bovis)* mit dem Spruche in der weissen Umrandung *„santus Lucas Evangelista“*. Wiederum ist durch eine frühere Überdeckung mit anderweitigen gestickten Ornamenten die *„facies hominis“* des Evangelisten Matthäus unkenntlich.

Heute ersieht man nur noch die in einer Rundung auf violettem Purpur-Grunde gestickte Halbfigur des geflügelten Menschen, ein Spruchband haltend, die nur eben zur Hälfte noch zum Vorschein tritt.

Durch die eben erwähnte misslungene Restauration des vorigen Jahrhunderts ist auch das symbolische Bild des Evangelisten Johannes, der Adler, auf der anderen Seite der Madonna fast nur noch in kleinen Resten zu erkennen. So fehlt auch an der vorderen geradlinigen Öffnung der in Rede stehenden Pluviale der sonst immer vorkommende reicher ornamentirte Besatz *„aurifrisia, praetexta“*. Derselbe scheint bei der letzten Zusammensetzung vollständig mit dem hintern Schilde beseitiget worden zu sein.

An derselben Stelle, wo an den älteren Pluvialen des XIII. Jahrhunderts die zusammenhaltenden Bruststücke *(fibula, ligatura)* in der Regel angesetzt sind, befinden sich jetzt, auf eine unzweckmässige Weise unkünstlerisch aufgenäht und gar nicht im Zusammenhange mit den übrigen daselbst befindlichen Ornamenten, auf jeder Seite je 2 Darstellungen der 12 Apostel, und zwar auf der rechten Seite das gestickte Bild des Apostels Andreas und Matthias und auf der linken Seite gemäss der in dem Rundbogen befindlichen Inschrift das gestickte Standbild des Apostels Thaddäus und Matthäus. Offenbar hat man bei der vorgenommenen sogenannten Restauration dieser merkwürdigen Gewänder ohne weitere Rücksichten diese vier eben erwähnten Apostelbilder hierorts an einer Stelle, die vielleicht schadhaft geworden war, hinzugefügt, nachdem man sie an dem vorderen Theile des Messgewandes, wo sie hingehören (vergl. d. obige Beschreibung desselben), nach unten hin abgeschnitten hat.

Noch fügen wir hinzu, dass unmittelbar unter dem grossen mittleren Medaillon mit der Darstellung der allerseligsten Jungfrau in sitzender Stellung zu ersehen ist: kniend unter einem Kleeblattbogen die bildliche Darstellung der Äbtissin Chunegundis, unter deren Amtsführung im II. Viertel des XIII. Jahrhunderts vorliegender höchst merkwürdiger Messornat verfertiget worden ist.

Auch diese kniende Figur der Verfertigerin oder Geschenkgeberin *(donatrix)* ist von der oben gedachten unsauberen Hand in früherer Zeit einer anderen Stelle von dem Messornate entzogen und auf eine höchst unglückliche Weise an die jetzige Stelle, die vielleicht schadhaft sein mochte, versetzt worden.

Dass die kniende Figur in einem purpurnen Gewande mit blauem Oberkleid und weissem Kopfschleier, die die Hände gleichsam wie zur Darreichung und Weihe der Gewänder bittend zu der Himmelskönigin erhoben hat, dieselbe Vorsteherin ist, auf deren Anordnung dieser kunstreiche Messornat angefertigt worden ist, wie sie auch in ähnlicher Weise auf dem folgenden Vorhange im grössern Massstabe kniend zu ersehen, bezeugt die im darüber befindlichen Kleeblattbogen deutlich erhaltene Inschrift, die da sagt: *„Chunegundis abbat* . . . .

Durch die vorbin gerügte Zerschneidung des Kleeblattbogens scheint heute der Anfang und die Fortsetzung der Inschrift verloren gegangen zu sein, bei welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Angabe vorgefunden haben mochte, wodurch die Jahreszahl bestimmt angegeben wurde, wann und durch wen die Arbeit vollendet worden sei. Die übrigen Gewandtheile der den ganzen Körper verhüllenden Pluviale, die in Form eines Halbkreises geschnitten ist, dessen Halbmesser in der heutigen Verkürzung des Gewandes nur noch etwas mehr als $13^1/_4$ Decimètres beträgt, bei einem Durchmessr von $27^1/_2$ Decimètres, sind auf der rechten Seite in ornamentalen geometrischen Figuren bestickt, wie sie in der folgenden Abbildung des Altarvorhanges und

---

[1]) Eine *„series abbatissiarum“* der Abtei Göss, wovon uns durch die entgegenkommende Freundlichkeit des Herrn Pfarrers Jansa von Göss Einsicht gegeben wurde, führt zwei Äbtissinen an, die den Namen Chunegundis trugen; die eine regierte gleich bei Gründung des Klosters, wenn wir nicht irren im XI. Jahrh., die zweite, auf deren Geheiss offenbar diese reich gestickte *„capella“* angefertigt wurde, verwaltete ihr Amt als Vorsteherin ungefähr in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh.

zwar an den beiden äusseren Seitentheilen desselben wiedergegeben sind (vgl. Taf. III).

Nach unten hin auf der linken Seite des Chormantels, sowie der ganze hintere Theil desselben ist mit figurativen Darstellungen in einer Weise ornamentirt, wie das auch an der Dalmatik vorkommt und gehörigen Orts beschrieben worden ist.

Es befinden sich ebenfalls wieder in kleineren quadratischen Medaillons, von gleichen Einfassungen umrandet, zur Darstellung gebracht mit häufigen Wiederholungen zumeist folgende symbolische Thiergestalten: des Hirschen, Löwen, Adlers, des Elephanten, der Taube, des Greifen, des Einhornes u. s. w.

Auf der rechten Seite erblickt man auch auf einem rothen und grünen Felde die Bilder der Sirenen einander gegenübergestellt, nach unten hin, wie bekannt, in Form von Vierfüsslern ausgebildet, der Oberkörper ist einer weiblichen Figur ähnlich, die eine Krone trägt.

Das heute in der Pluviale vorfindliche Unterfutter *„subductura“* ist nicht primitiv, sondern dieser schwarze leinene Unterstoff *„doublure“* rührt offenbar von der letzten oben berührten Entstellung der Gewänder her. Dessgleichen auch das ähnliche schwarze Futterzeug in der jetzt verkürzten oben beschriebenen Casula.

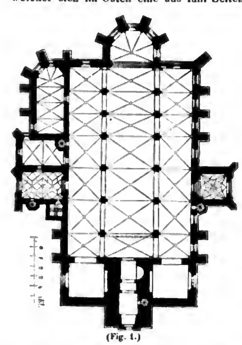
In den Dalmatiken hingegen hat sich die primitive blaue Futterung erhalten, wie wir sie an vielen hundert älteren Gewändern aus derselben Zeit als grobes leinenes Zeug in blauer Farbe vorgefunden haben. — Es erübrigt, noch etwas Näheres anzugeben über den zu der Capella gehörigen, mit grossen figurativen und ornamentalen Darstellungen bestickten Vorhang oder die Bekleidnng des Altartisches. (Schluss folgt.)

Die katholische Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau.

II.

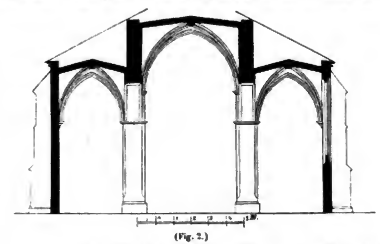
Die ursprüngliche Anlage der Kirche ist die einer geräumigen dreischiffigen Basilica ohne Kreuzvorlagen, welcher sich im Osten eine aus fünf Seiten des Achteckes



(Fig. 1.)

gebildete Apsis anschliesst (Fig. 1). Die Länge der Kirche beträgt 173′ [1]), die Gesammtbreite der drei Schiffe 84′ 4″ [2]).

Das Mittelschiff wird von sechs Paar viereckigen, aus mächtigen Werkstücken aufgebauten Pfeilern von 30′ Höhe getragen, die in ungleichen, jedoch für jedes Paar



(Fig. 2.)

correspondirenden Abständen vertheilt sind [1]). Sie ruhen auf einfachen, fast quadratischen Unterlagen (5′ 10″ — 5′ 6″) von ungleicher Höhe (ungefähr 3′) und sind über dem aus umgekehrtem Karniess bestehenden Fusse mit etwa 9″ breiten Flächen abgeschrägt [2]). Der obere Abschluss der Pfeiler besteht aus einer einfachen Platte und Schmiege. Das Mittelschiff erhebt sich 60′ 6″, die beiden Seitenschiffe 47′ 6″ über den Fussboden der Kirche (Fig. 2); die Arcadenbögen

---

[1]) Länge des Hauptschiffes und der Nebenschiffe bis an die westliche jetzt bestehende Schlussmauer . . . . 129 Fuss
der westlichen, wieder hergestellten Nebenhallen . . . . . 28 „
Tiefe der Apsis . . . . 16 „

[2]) Breite des Hauptschiffes von Axe zu Axe der Pfeiler . . . 36 „
Breite des nördlichen Seitenschiffes (mit der halben Pfeilerstärke 2 Fuss 9 Zoll) 24 Fuss 9 Zoll.
Breite des südlichen Seitenschiffes (mit der halben Pfeilerstärke 2 Fuss 9 Zoll) 23 Fuss 7 Zoll.

[1]) Abstände der Pfeiler von Ost nach West: 12 Fuss 6 Zoll — 9 Fuss 9 Zoll — 9 Fuss 8 Zoll — 16 Fuss — 15 Fuss 10 Zoll — 16 Fuss — 13 Fuss 3 Zoll.

[2]) Breite der Pfeilerflächen oberhalb des Sockels 4 Fuss 10 Zoll, neben der Abschrägung 3 Fuss $9^{1}/_{2}$ Zoll.

des Mittelschiffes 12' über die Deckplatten der Pfeiler. Die sämmtlichen Mauern sind 3' — 3' 6" stark und aus rohen Bruchsteinen aufgeführt; nur die decorativen Bestandtheile bestehen aus Werkstücken, als Halbsäulen, Capitäle, Gurten, Wandungen und Masswerk der Fenster, so wie am Äusseren der Kirche die Stirnseiten und Grundfesten der Strebepfeiler.

Übrigens ist zu bemerken, dass die angegebenen, für die inneren Räume im Lichten genommenen Masse, wie bei allen mittelalterlichen Bauten, nur als durchschnittlich gelten können. Die nicht genau winkelrechte Anlage der Grundmauern, Sorglosigkeit im Abmessen und Zusammenfügen der Hausteine, der ungleiche Mörtelüberzug bewirken bei allen Dimensionen ein Schwanken um mehrere Zolle über und unter dem wahrscheinlich beabsichtigten Masse, und geben bei jeder wiederholten Messung abweichende Resultate.

Aus den angeführten räumlichen Massen ist zu ersehen, dass schon im Grundrisse der Kirche die romanische Disposition aufgegeben wurde, und auch bei der übrigen Anordnung kein bestimmtes Schema zum Grunde lag. Die Höhe des Mittelschiffes beträgt genau das Doppelte seiner lichten Breite, jene der Nebenschiffe fast das Doppelte der Breite bis zur Axe der Pfeiler, die Gesammtlänge der Kirche etwa das Dreifache ihrer Breite zwischen den äussern Mauern der Seitenschiffe; dies sind jedoch vereinzelte Daten, die auf ein absichtliches Ordnen der Dimensionen nach Verhältnisszahlen schwerlich schliessen lassen.

Unbezweifelt sehen wir in den unteren Partien des Mittelschiffes die ältesten noch roheren Theile des ganzen Gebäudes aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (Tafel II, *A*). Die stämmigen viereckigen Pfeiler, deren wuchtige Masse nur durch einfache Abschrägung der Ecken gemildert wurde, haben an der Basis und Deckplatte noch die einfachste romanische Gliederung und kehren ihre Breitseiten gegen die Schiffräume, was bekanntlich in der Regel bei romanischen Bauten vorkommt. Schwer sind auch die roh abgeschrägten, gleich hohen, aber in der Spannung sehr verschiedenen, spitzigen Arcadenbögen, bei denen man sich theilweise mit Überhöhung der Bogenschenkel helfen musste (Tafel II, *B*); lastend die oberen fensterlosen Mauern des Mittelschiffes mit offenbar ungünstigen Verhältnissen, indem sie für eine Hallenkirche zu hoch, für Fenster-Öffnungen zu niedrig sind; auch die gegenwärtige Höhe der Pfeiler lag wahrscheinlich nicht in der ursprünglichen Anordnung, da an einem von ihnen etwa drei Fuss unter dem Deckgesimse sich noch deutliche Spuren eines weggemeisselten hohen Karniesses vorfinden. Nebstbei stehen die Pfeiler, was schwer zu erklären ist, in ungleichen Zwischenräumen, waren also, wenn überhaupt die Überwölbung der Kirche gleich anfangs beabsichtiget war, schon in der Anlage für spitzbögige Gewölbe berechnet, endlich ist es unklar, wie der Übergang von den, mit den oberen Schiffmauern in keiner organischen Verbindung stehenden Pfeilern zu den Gewölben vermittelt werden sollte (vergleiche das Travée auf Tafel II, *B*). Der spätere Meister half sich jedoch ohne langes Bedenken. Er setzte, so weit es der freie Raum über den Pfeilern erlaubte, auf ihre Deckplatten kräftig profilirte Halbsäulenbündel als Gewölbeträger des Mittelschiffes, verwandelte sie oberhalb ihrer Capitäle in stärkere Wandsäulen, aus welchen sich die eng zusammengerückten Quer- und Kreuzgurten des Gewölbes entwickeln; aber für die Gurte der Schildbögen ward dennoch kein Raum gewonnen, sie beginnen neben den Wandsäulen nur mit schwachen Leisten, und lösen sich erst in der Höhe von der Mauer deutlicher ab. Auch diese Gurten deuten auf ein Schwanken bei der Anlage der Gewölbe; einige ihrer unteren Segmente sind augenscheinlich für niedrigere Spitzbogen construirt. Die Halbsäulenansätze für die Gewölbe der Nebenschiffe ragen sogar über die Deckplatten der Pfeiler, und schweben, roh abgeschnitten, theilweise in der Luft, die Stirnbogengurten sind auch hier ohne organischen Zusammenhang mit den übrigen Ansätzen der Gewölbe. Beim ersten Anblicke gewinnt es sogar den Anschein, dass die ursprünglichen Pfeiler viel schwächer, und nach der Weise der aufgesetzten Pfeilerbündel gegliedert waren, dass sie aber erst nachträglich aus Besorgniss für das schwere Gewölbe verstärkt wurden. Allein einer solchen Annahme widerstreitet ihre alte, augenscheinlich ursprüngliche Form, die Grösse und Bindung der zum Aufbau verwendeten Werkstücke, so wie der Umstand, dass bei einer späteren Ummantelung auch die rohen Halbsäulenstücke der Nebenschiffe in die neu verstärkten Pfeiler ohne Zweifel einbegriffen worden wären, und dass man die aufgesetzten Halbsäulenbündel übermässig schwach bildete, und hiezu offenbar nur durch die Stärke der bereits vorhandenen Pfeiler bemüssigt war.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigen die breitgespannten, schön construirten Spitzgewölbe der Schiffe mit ihren starken, feingeformten gothischen Gurten; Kreuz- und Querrippen haben dieselbe Profilirung aus Schräge, tiefer Kehle und dem birnförmigen, mit einem ziemlich breiten Plättchen versehenen Ansatze (Tafel II, *H*). Bei der grossen Breite der Schiffe und den ziemlich niedrig gehaltenen Bögen erscheinen die breiteren Gewölbfelder fast als blosse im Halbkreisbogen gehaltene Kreuzgewölbe, unter deren Last die schmächtigen Pfeilerbündel brechen zu müssen scheinen. An den Wänden der Nebenschiffe ruhen die Gewölberippen mit ihren kurzen Wandsäulenansätzen auf Consolen, die theils aus rohen Platten und Schmiegen bestehen,

theils unter zierlichen Gesimschen kleine Spitzbögen haben, ähnlich den französischen Capitälchen im Augustinerkloster zu Randnitz. Eine der Consolen wird seltsamer Weise aus den im Viertelkreisbogen umgebrochenen Gewölberippen gebildet.

Die Ausstattung der Capitäle an den Pfeilerbündeln des Mittelschiffes hält noch ungefähr die Mitte zwischen romanischer und gothischer Weise; die letztere zeigt sich namentlich in dem, theils der Natur nachgebildeten, theils noch conventionell strengen Laubwerke (Fig. 3 und 4). Die mit den Arcadenbögen des Mittelschiffes wird blos durch mächtige, in die östliche Schlussmauer des Langhauses eingefügte, vielfach gegliederte Tragsteine vermittelt, auf welchen die letzten Schenkel der Arcadenbögen ruhen, ohne anderweitige Stütze, wie sie das Ebenmass mit den Pfeilern des Schiffes oder den Halbsäulen des Chores wohl verlangt hätte. Der Chor, bei dem noch die spät-romanische Disposition einer polygonen Apsis zu bemerken ist, hat mit dem Mittelschiffe gleiche Breite und Gewölbehöhe und einen um zwei Stufen erhöhten Fussboden; er zeigt den gothischen Styl in



(Fig. 3.)



(Fig. 5.)



(Fig. 4.)

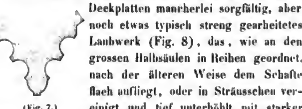


(Fig. 6.)

übrigen Ornamente bestehen aus phantastischen Masken und Thiergestalten, zu je dreien gruppirt und wahrscheinlich symbolischen Inhalts; zwei Capitäle mit bärtigen Mannsköpfen verrathen einen überraschenden Sinn für edlere Naturformen und eine gediegene Ausführung. Wir geben hier eines der Capitäle (Fig. 5). Merkwürdig ist eine der Thiergestalten mit menschlichem Kopfe, der mit seinem kahl geschornen Schädel und einem über ihn angebrachten in Windeln gewickelten Skelette das noch frische Andenken an die orientalischen Unholde zu verrathen scheint (Fig. 6). Übrigens ist der plastische Schmuck der Capitäle kräftig gehalten und tief unterarbeitet, dagegen haben sie keine Deckplatten, sondern nur roh zugehauene, eckige, jetzt meistentheils verstümmelte Aufsätze, und scheinen daher nie vollendet gewesen zu sein.

Eine zweite Periode des Baues begreift den Chor und die Fensterreihe des Südschiffes. Die Verbindung des Chors seiner reinen und strengen Entfaltung, wobei man sich den im Mittelschiffe gegebenen Motiven einigermassen anzubequemen strebte. Der Chorbau bildet den edelsten Theil der Kirche, und entwickelt die gothische Architecturweise in den anziehenden Formen ihrer ersten Blüthe, wo das decorative Element sich bei allem Reichthum den constructiven Zwecken bescheiden unterordnet und diese nirgends überwuchert; es ist hier nichts Schwerfälliges oder Willkürliches und die gelungenen Verhältnisse in Anlage und Ausführung bieten durch ihren schönen Rhythmus einen wohlthuenden Gegensatz zu den düsteren Mauermassen der Schiffe. Dabei blicken ausser dem, die romanische Übergangszeit bezeichnenden Grundrisse noch manche romanische Anklänge durch, wiewohl gar nicht störend, sondern an Stellen, wo deren Gebrauch durch Rücksichten auf bauliches Ebenmass gleichsam geboten war. Wir rechnen dahin die pilasterartigen Vorsprünge am Eingange des Chores

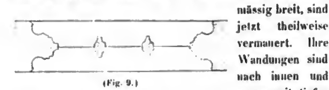
mit ihren starken Halbsäulen, welche letztere analog den Schiffpfeilern in derselben Höhe abbrechen, ferner die Säulenbündel über den Wandsäulen zwischen den Fenstern, sichtlich nachgebildet den in gleicher Höhe belegenen Gewölbeträgern des Mittelschiffes (Taf. II, *C*). Nur jene grossen Halbsäulen haben noch ein etwas schweres Ansehen; aber schon die auf ihnen ruhenden Pfeilerbündel sind im Profile leicht und kräftig gehalten, und setzen sich auch in den breiten Spitzbogen fort, welcher das Mittelschiff vom Chore trennt (Taf. II, *G*), mit dem einzigen Unterschiede, dass die Hohlkehlen des mittleren Stabes im Bogen die Birnform annehmen. Die anderen Rundsäulen lehnen nur leicht in den Winkeln der Chorwände, und gliedern sich über den Capitälen in drei kräftige Halbsäulen, welche die tief hinabreichenden Gurten der Gewölbekappen tragen (Fig. 7). Der Übergang in die Gurten der Schildbögen wird von eigenen leichten Halbsäulchen mit Capitälen vermittelt. Auch der ornamentale Schmuck des Chores, wiewohl aus einfachen Motiven bestehend, trägt den Charakter sorgsamer Vollendung und Zierlichkeit. Die Capitäle, zum Theil schon der Kelchform sich nähernd, tragen unter den mannigfaltig profilirten Deckplatten mancherlei sorgfältig, aber noch etwas typisch streng gearbeitetes Laubwerk (Fig. 8), das, wie an den grossen Halbsäulen in Reihen geordnet, nach der älteren Weise dem Schafte flach aufliegt, oder in Sträusschen vereinigt und tief unterhöhlt mit starker Ausladung sich fast gänzlich vom Säulenkörper loslöst. Noch ist zu bemerken, dass an den Pfeilerbündeln des grossen Scheidebogens das Blattwerk und die unteren Säume der Capitäle nach frühgothischer Art der Profilirung rund herum folgen. Die Basen der kleineren Säulen sind mit feinen Ringen und Kehlen in grosser Abwechslung ausgestattet und ruhen auf halben Sechserken (Taf. II, *E* und *F*), die Füsse der grösseren Halbsäulen haben dagegen schwerere noch übergangsartige Formen. Eine kräftige Schmiege und Hohlkehle an der Fensterbank, die sich auch um die Säulen schmiegt, bildet den Abschluss der schmucklosen Unterwand. Die Fenster des Chores, mehr als 40 Fuss hoch und verhältnissmässig breit, sind jetzt theilweise vermauert. Ihre Wandungen sind nach innen und aussen mit tiefen Kehlen versehen (Fig. 9), das mittlere nebst einer reicheren Profilirung noch mit Halbsäulchen ohne Capitäle eingefasst.



(Fig. 7.)

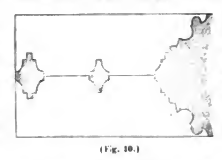


(Fig. 8.)

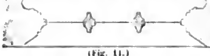


(Fig. 9.)

Letzteres wird von drei Pfosten untergetheilt (Fig. 10) und hat eine, von allen übrigen abweichende, besonders in den unteren Bögen elegante Bildung des Masswerkes: dessen inneres Bogen sich deutlich zur Ellipse neigt. Die anderen Fenster sind mit zwei Pfosten versehen, die im Lichten zwar sehr schwach, in der Tiefe aber fast neun Zoll stark aus Plättchen und scharfen Kehlen bestehen. Das rein und scharf gearbeitete Masswerk ist in einem gleichseitigen Bogendreieck eingeschlossen und aus Dreipässen und Dreiblättern zusammengesetzt. Eine ähnliche Ausstattung haben auch die übrigen grossen Fenster der Kirche, nur dass die inneren Wandungen ohne Gliederung blos einfach abgeschrägt sind (Fig. 11). Das Masswerk bei mehreren ebenfalls in ein Bogendreieck gefasst, ist aus verschieden combinirten geometrischen Figuren zusammengesetzt; besonders bemerkenswerth und vielleicht einem anderen Meister angehörend ist in einigen Fenstern die Combination von Dreipässen, welche eine zierliche Kreuzform als inneren Einschluss gibt (Fig. 12 u. 13); die bekannte Fischblase kommt nur in dem Fenster des nördlichen Seitenschiffes vor, auch da noch in edler Bildung. Dagegen hat das letzte westliche Fenster bei einer späteren Wiederherstellung im Inneren einen Rundbogen zum Abschluss, und ein sehr nüchternes Masswerk erhalten, dessen Dürftigkeit durch Weglassung



(Fig. 10.)

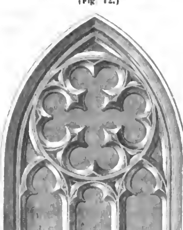


(Fig. 11.)





(Fig. 12.)



(Fig. 13.)

der Nasen und magere Profilirung noch vermehrt wird. Übrigens herrscht in den Dimensionen und Bogenlinien der Fenster keine durchgängige Gleichförmigkeit; die meisten haben aus dem gleichseitigen Dreiecke hergeleitete ziemlich steile, andere wieder niedrige Spitzbögen, obwohl auch diese regelmässig aus der Kämpferlinie beschrieben sind; endlich ist zu bemerken, dass fast alle Fenster mit den Seitenwänden und dem Pfostenwerke tiefer als die Öffnungen herabgehen, und scheinbar vermauert zum Vortheile des Äussern grösser erscheinen, als sie wirklich sind.

Bei der hohen Vollendung und Klarheit der eben beschriebenen Bautheile lässt sich ihre Entstehung, wie bereits erwähnt worden, mit Recht in die Zeit der vollständigen Ausbildung des gothischen Styls verlegen; immerhin bleibt das Verhältniss derselben zu den ursprünglichen Partien schwierig zu erklären. Der Bau der älteren Kirchen, welcher meist eine längere Zeit in Anspruch nahm, begann gewöhnlich mit dem Altarraume, als dem geheiligten Mittelpunkte des katholischen Cultus, und wo die Stylverschiedenheit eine spätere Errichtung desselben verräth, kann sicher angenommen werden, dass ein späterer Umbau des früher bestandenen stattgefunden habe. Es ist daher möglich, dass an der Stelle des gegenwärtigen Chores zur schleunigen Herstellung des nöthigen Raumes für den Gottesdienst ein Nothbau in schlichter Ausführung, dem unteren Langhause ähnlich, errichtet worden, der später bei günstigeren Umständen der Commune eine der Bedeutung des Heiligthums und der vorgeschrittenen Zeit angemessenere Umgestaltung erfuhr. Doch erfolgte dieser Umbau nicht viel später, und dürfte an das Ende des dreizehnten oder den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu versetzen sein, indem neben der Strenge des Styles noch mehrfache Anzeichen auf ein vielleicht ununterbrochenes Vorschreiten des Baues hindeuten. Die sorgsame Beibehaltung der sicher älteren Dimensionen im Chor, ungeachtet seiner auffallenden räumlichen Beschränkheit, die Beachtung mancher früheren Anordnung zeugen von noch nicht erloschener Verehrung hergebrachter Bautraditionen, da dieser Theil in einer späteren Zeit, welche bekanntlich oft genug das Ältere niederriss, um mit technischer Meisterschaft zu prunken, dem gothischen Principe mehr entsprechend ohne Zweifel erweitert worden wäre. Ferner haben die Gurtbögen des Chores eine durchaus gleiche Profilirung mit jenen der Schiffe und dieselbe Schlusssteinform, eine einfache Kreuzplatte mit umhergeführtem Gurtgesims, einiges Laubwerk der älteren Gewölbeträger kehrt in derselben Haltung auch am Chore wieder, ja die Masken der Chorcapitäle verrathen bis in die feinsten Züge dieselbe ausführende Hand mit einem der Köpfe im Mittelschiffe. Wir können daher bei der ungemeinen Beweglichkeit der gothischen Formen und dem grossen Einflusse individueller Geschmacksbildung auf dieselben mit Grund annehmen, dass beim endlichen Ausbau der Kirche mit den Gewölben des Langhauses begonnen, und bald darauf, so lange derselbe Meister oder seine von ihm gebildeten Jünger lebten, zum Bau oder zur Umgestaltung des Chores geschritten wurde.

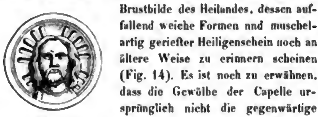
Eine mehr verschiedene Geschmacksrichtung und vielleicht dreifache Decorationsweise scheint sich im Masswerke der beschriebenen Fenster zu verrathen. Der Meister des Chors gebrauchte, mit Ausnahme des absichtlich reicher gestalteten Mittelfensters, nur einfache Wiederholungen derselben Grundfiguren; dagegen haben die nächsten drei Fenster des südlichen Seitenschiffes eine theils wohlgerathene, theils sichtlich gezwungene Zusammenstellung mehrerer Formen, und nur in den unteren Bögen etwas Gemeinsames; die übrigen vier Fenster verrathen einen ganz abweichenden, leicht und graziös zeichnenden Formensinn, dem bereits auch später gangbare Combinationen geläufig waren und es ist möglich, dass die Füllungen dieser Fenster in der Reihe der eben besprochenen Bauperiode den spätesten Platz einnehmen.

Die ursprüngliche Anordnung des westlichen Theiles der Kirche ist nicht mehr zu ermitteln; der alte, nach einer vorhandenen Abbildung viereckige sehr hohe Thurm, welcher wahrscheinlich die ganze Breite des Mittelschiffes einnahm und in Folge wiederholter Brände vielfach überbaut sein mochte, musste wegen Baufälligkeit vor etwa siebenzig Jahren sammt den zu beiden Seiten anliegenden Theilen der Kirche abgetragen werden, wobei die Nebenschiffe mit Interimsmauern abgeschlossen wurden. Es lässt sich daher nicht mehr angeben, ob der Thurm den Haupteingang in die Kirche enthielt, und auf welcher Seite er sich gegen dieselbe öffnete; denn die westliche Schlussmauer des Mittelschiffes trägt keine Spuren einer ehemaligen Öffnung; sie war, eine Stiegenthüre auf dem Orgelchore abgerechnet, wohl seit mehr als dreihundert Jahren gänzlich geschlossen, wie die unter dem letzteren aufgestellten alten Kirchenstühle beweisen. Bei dem bereits vorhandenen Neubau des Thurmes ist jedoch auf ein Hauptportal angetragen, das mittelst einer langen Halle an der Stelle der Kirchenstühle in die Kirche führen wird. Lässt sich aus der Disposition dieses Baues auf das ehedem Bestandene schliessen, so trat der Thurm über die Westfront der Kirche fast mit der Hälfte seines Grundmasses hervor, und hing mit dem Mittelschiffe nur durch Quermauern zusammen, in welchen sich wahrscheinlich Eingänge in die nebenanliegenden Nebenhallen, die heil. Grab- und Taufcapelle, öffneten. Diese bildeten keine unmittelbare Fortsetzung der Nebenschiffe, sondern waren von diesen durch niedrigere, stark vortretende, einfach abgeschrägte Scheidebögen getrennt.

Eben so Weniges kann über die Fenster des nördlichen Seitenschiffes gesagt werden; mit Ausnahme jenes in der östlichen Stirnmauer waren solche wahrscheinlich nie vorhanden, da die nebenliegenden Capellen bereits im vierzehnten Jahrhunderte errichtet wurden, und weder von innen noch von aussen selbst an der einzigen freien Stelle neben der Vorhalle Spuren von Fensteröffnungen sichtbar sind. Auch das nördliche Fenster des Chores wurde schon

frühzeitig geschlossen, wie das allem Anscheine nach alte Mauerwerk der Ausfüllung beweiset.

Einer dritten Bauzeit gehören die beiden, dem nördlichen Seitenschiffe angebauten Capellen des h. Georg und der Aussätzigen an, welche letztere gegenwärtig als Sacristei benützt wird. Sie diente, wie schon der Name zeigt, ursprünglich nicht diesem Zwecke; die Tradition verlegt die Sacristei auf die südliche Seite, wo in der östlichen Schlussmauer des Seitenschiffes eine jetzt geschlossene alte Thüre noch vorhanden ist, und ein niedriger Anbau erst in späterer Zeit abgetragen wurde, um desswillen mehr als die Hälfte des hier befindlichen grossen Fensters vermauert wurde. Die Nachricht über die Widmung der Aussätzigen-Capelle gründet sich auf ein daselbst noch aufbewahrtes Ciborium mit der Aufschrift: *„capella leprosorum“*, und erscheint auch durch die Verhältnisse jener Zeit beglaubigt. In Folge des lebhaften Verkehrs mit dem Morgenlande während der Kreuzzüge hatte sich auch der dort heimische Aussatz nach Europa verbreitet, und machte an sehr vielen Orten eigene Anstalten zur Absonderung der von der schrecklichen Krankheit Ergriffenen nothwendig, die sich auf den Gottesdienst erstrecken mussten. Die eben erwähnte Capelle ist daher ihrem Zwecke gemäss schon in der Anlage als selbstständiges Kirchlein behandelt, zur Abhaltung eines abgesonderten Gottesdienstes mit den nöthigen baulichen Einrichtungen versehen, und steht blos mittelst einer kleinen Thüre mit der Kirche in Verbindung; möglich, dass vor der Errichtung der Georgscapelle noch ein abgesonderter Eingang vorhanden war und jener in die Kirche erst später geöffnet wurde. Die Capelle ist ohne eigene Mauer der Kirche angefügt und sehr einfach gehalten. Die Kreuzgewölbe haben nur mässig vortretende Gurten, welche auf zierlich gekehlten eckigen Consolen ruhen; unter diesen laufen an den Langwänden noch kräftige gothische Gesimse hin. Nur das dreiseitige Chörlein, dessen eine Seite in der sich dem Nebenschiffe der grossen Kirche anschliessenden Mauer verborgen ist, wurde sorglicher ausgestattet; die Rippen ruhen auf Halbsäulen mit runden Platten und Capitälen, deren Laub sich mit schwachem Relief nur wenig über den Säulenkörper erhebt. Der runde Schlussstein enthält ein Relief mit dem Brustbilde des Heilandes, dessen auffallend weiche Formen und muschelartig geriefter Heiligenschein noch an ältere Weise zu erinnern scheinen (Fig. 14). Es ist noch zu erwähnen, dass die Gewölbe der Capelle ursprünglich nicht die gegenwärtige Höhe und Steilheit der Bögen erhalten sollten; stehen gebliebene Ansätze von Bögen sind auf ein wenigstens um den vierten Theil niedrigeres Gewölbe berechnet.



(Fig. 14.)

Beachtenswerth ist das in der nördlichen Mauer angebrachte Waschbecken *(piscina)*; der Styl der Composition und Ornamentik geben dem kleinen 11 Fuss hohen Steinwerke die Bedeutung eines in sich abgeschlossenen, der Kirche ganz fremdartigen Denkmals. Es ragt hoch-reliefartig mit seiner halben Dicke aus der Wandfläche hervor; die einzelnen architektonischen Theile, scheinbar einander fremd, auf barocke Weise behandelt und zusammengestellt, dienen fast nur zur Folie eines reichen Pflanzenschmuckes, der in eigenthümlicher, mitunter geistreicher Auffassung der Formen, Giebel, Kanten und Spitzen überwuchert. Bei dieser absichtlich zur Schau getragenen Ungebundenheit des Styls, dem Widerspruche schwerer architektonischer Formen und leichten Ornamentes ist es schwer, das Alter des interessanten Werkes näher zu bestimmen. Das äussere Ansehen, die starke Beschädigung und Verwitterung sprechen für ein hohes Alter, der Styl der grossen Bossen am mittleren Giebel und den Kreuzblumen ist sogar dem Laube an einem der Mittelschiffscapitäle verwandt oder nachgebildet; doch dürfte nach den ausgeschweiften Linien der Knäufe und dem Missverhältnisse der einzelnen Theile die Errichtung oder wenigstens starke Ergänzung in eine spätere Zeit fallen, wo die reine Strenge gothischer Formen bereits einer willkürlichen Behandlung gewichen war. Der an der Epistelseite angebrachte Wandschrank, mit einem schweren, hohen Baldachin bedeckt, zeigt in seinen ausgeschweiften Bögen und dem knorrigen Laubwerk die gothische Spätzeit.

Das Alter der Capelle, von welcher man nicht einmal mehr den Namen des hl. Patrons kennt, reicht bestimmt in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; sie ist jedenfalls älter als die nebenstehende Capelle, aber später als das nördliche Seitenschiff. Die im Ganzen rohe, hochalterthümliche Behandlung, die spärliche Beleuchtung, da das Licht nur durch 2 schmale, im Abschlusse befindliche Fenster mit wohlgeformten gothischen Füllungen einfällt, lassen sich durch den besonderen Zweck der Capelle erklären, der keinen grösseren Aufwand erforderte. Wie lange selbe dem abgesonderten Gottesdienste gewidmet gewesen, ist bei dem Mangel aller Nachrichten kaum mehr zu bestimmen; das erwähnte heilige Gefäss mit seiner im Innern angebrachten Inschrift stammt, der Form nach zu urtheilen, aus dem vierzehnten Jahrhunderte; am westlichen Ende der Capelle steht noch eine alte hölzerne Tribune, welche ohne Zweifel für die Orgel oder den Sängerchor eingerichtet wurde, vielleicht hörte der gottesdienstliche Gebrauch der Capelle erst mit der Einführung des Protestantismus vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf.

Ein zuverlässigeres Datum für die Entstehungszeit der St. Georgs-Capelle bietet ein in derselben liegender Grabstein mit der Umschrift: *„anno dñi mill. cccxcss in octava corporis xpi obiit georgius plebanus fundator hujus capelle orate pro eo“*. Es ist daher anzunehmen, dass diese Capelle ungefähr im dritten oder letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts errichtet wurde, und zwar zu einer Zeit, wo bereits das nördliche Seitenschiff und die

anstossende Sacristei bestanden. Denn die erstgenannte Capelle hat im Süden und Osten keine eigenen Mauern, sondern ist an jene der beiden anderen Bauten angelehnt; ferner ist das östliche bis in den äussersten Winkel gerückt, wo es der Vorsprung der Capellenmauer allein erlaubte, und das alte Treppenthürmchen, welches auf das Kirchendach ehedem führte, ist offenbar älter als die Capelle, da es mit seinen Gesimsen und Fenstern offenbar für den Aussenbau bestimmt ist und das Capellengewölbe sowie den späteren Oberbau durchbricht. Die Capelle ist ein äusserst schlichter, düsterer Bau, und bietet nichts Bemerkenswerthes; die roh gekehlten noch wenig vorspringenden Rippen der hohen Kreuzgewölbe ruhen auf eben so einfachen halbrunden Consolen. Eine kräftig gegliederte Spitzbogenthür mit aus der schrägen Linie beschriebenen kreisrunden Kehlen und Halbsäulchen führt in die nördliche Vorhalle.

Diese Vorhalle enthält das nördliche Portal der Kirche und ist ein Aggregat der verschiedenartigsten Bauformen, so dass deren dunkles Verhältniss unter sich und zu dem benachbarten Capellenbau bei dem gänzlichen Mangel urkundlicher Daten kaum mehr zu entwirren ist. Das innere Portal mit seiner strengen Bildung ist ohne Zweifel mit den älteren Theilen der Kirche gleichzeitig. Die Gliederung der Wände und des mässig hohen Spitzbogens ist aus kräftigen Rundstäben mit und ohne Plättchen, zwischen welchen ziemlich tiefe Kehlen liegen; die Profilirung ist noch ohne die später mehr ausgezogene Form und nähert sich reinen Halbkreisen. Die Glieder nehmen nach innen, die perspectivische Verjüngung nachahmend, an Stärke ab, und sitzen ohne Basen auf rechtwinkligen, in vier Abstufungen zurücktretenden Untersätzen. Die feinen scharfen Bändchen, welche den Körper der Stäbe von den Capitälen trennen, sind auf allen Kehlen durchgeführt; das noch ziemlich steife Blätterwerk der Capitäle hat ein sehr mässiges Relief ist aber tief unterhöhlt und gibt ihnen eine so starke Ausladung, dass die einzelnen Blättergruppen und die fein gegliederten Deckplatten dicht an einander stossen. Das Ganze wird von einem rechtwinkligen Giebel mit einfachem Gesimse abgeschlossen und lehnt mit kleinen Halbgiebeln an die Hinterwand. Das Bogenfeld oberhalb der mit geradem Sturz abgeschlossenen Thür enthält Spuren alter Malerei. Das Portal macht bei seinen edlen Verhältnissen den Eindruck schlichter Ruhe, und erinnert lebhaft an die Übergangsformen der Portale zu Arnstadt in Sachsen.

Das äussere Portal der Vorhalle selbst, von gleicher Grösse und Anordnung mit dem eben beschriebenen, zeigt theilweise in den Profilen seiner Glieder und den sehr nüchternen Capitälornamenten fast noch strengere Formen; ausserdem unterscheidet es sich durch die runden Sockel und fein gegliederten zierlichen Basen der Rundstäbe, es scheint daher mit dem inneren ein gleiches Alter zu haben. Beide Portale sind, um für die breiten Wandungen einen grösseren Raum zu gewinnen, bedeutend vor die Hinterwand gerückt; das innere Thor steht, einen kleinen Massfehler abgerechnet, genau in der Mitte der Vorhalle und fast gerade gegenüber dem äusseren, dass an der Aussenwand dicht neben dem Eckpfeiler der Georgs-Capelle gerückt ist.

Das zierliche Netzgewölbe der Vorhalle gehört der spät-gothischen Periode an. Die feinen gekehlten Rippen schneiden sich beim Zusammentreffen und ruhen auf zierlich profilirten Consolen mit gekreuzten Stäbchen. Wahrscheinlich trat dieses Gewölbe an die Stelle eines älteren, oder einer Holzdecke, und gehört zu den jüngsten Bautheilen der Kirche, vielleicht derselben Zeit, als die südliche Vorhalle errichtet wurde[1]).

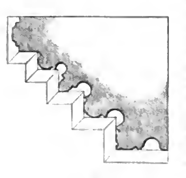
Dass die Vorhalle im Ganzen ein alter, vielleicht der ursprünglichen Kirchenanlage angehöriger Bau sei, bezeugt das hohe Alter der beiden Portale. Überdies war für das Cultus-Bedürfniss, namentlich bei der hl. Taufhandlung, für Pfarrkirchen eine besondere Vorhalle unentbehrlich, und musste daher wohl gleichzeitig mit der Kirche hergestellt werden, was bei der eben besprochenen der Fall gewesen sein mag. Die Zwischenwand der Georgs-Capelle und der Vorhalle ist gemeinschaftlich, und es ist wahrscheinlich, dass eben der müssige Raum zwischen der letzteren und der Sacristei zur Errichtung der Capelle die nächste Veranlassung gegeben habe. Die Ecken derselben wurden mit diagonal gestellten Strebepfeilern verstärkt, und da für jenen an der Vorhalle kein Raum war, so wurde er in die Mauer derselben eingelassen, daher er nur zum Theil sichtbar hervortritt. Wiewohl nun beim ersten flüchtigen Ansehen des stark verwitterten Pfeilers es fast zweifelhaft ist, ob er in die Mauer der Vorhalle verbaut wurde, oder diese ihn vielmehr beim späteren Bau in sich aufnahm, so ist doch der letzteren Annahme der Umstand entgegen, dass das innere unbestreitbar ältere Portal genau in der Mitte der Vorhalle liegt, beide Seitenmauern daher mit Rücksicht auf dasselbe angeordnet wurden, ferner das augenscheinlich gleiche Alter beider Portale, indem nicht angenommen werden kann, dass man sich im späteren Mittelalter, vom Geiste der Zeit abweichend, mit einer sklavischen Nachahmung älterer Formen befasst hätte.

Das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts fügte wahrscheinlich zu unserer Kirche den letzten Anbau, und gab ihr in der Herstellung der bedeutsamen Grundgestalt des h. Kreuzes wenigstens im Äussern die letzte Vollendung; möglich dass eine solche unmittelbar beabsichtigt, und demnach die Stelle der nördlichen Vorhalle gegenüber mit Vorbedacht gewählt wurde; denn das ältere Südportal befand sich weiter östlich und wurde nach Eröffnung des gegenwärtigen als überflüssig vermauert.

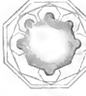
[1]) Das Wappen auf einem der Schlusssteine gehört der im XVI. Jahrhunderte mächtigen Familie der Turzo, von welcher die Kirche mit vielen Wohlthaten bedacht worden sein soll.

Die südliche Vorhalle trägt im Innern und Äussern die deutlichsten Spuren ihrer späten Entstehung. Die Sterngewölbe der quadratischen unteren Halle und der oberen Empore übergehen fast in ein geripptes Kuppelgewölbe, auch die gekehlten Rippen deuten besonders bei der letzteren durch stärkeres Hervortreten auf eine viel spätere Zeit: der zierliche Schlussstein der Empore ist rein decorativ gehalten. Die durchbrochene Brustwehr derselben enthält eine nicht unschöne, kräftig profilirte Combination von Fischblasen, hingegen ist die Zusammensetzung des tragenden Gesimses wegen Mangel schattengebender Kehlen sehr matt; sie besteht nur aus Viertelstäben und wenig ausladenden Platten. Auch die schrägen Wände des in die Kirche geöffneten Spitzbogens entbehren, nur einfach ausgekehlt, jeder bewegten Gliederung.

Das südliche Portal besitzt eine überraschend reiche Entfaltung des spät-gothischen Styls (Fig. 15). Der Wechsel von Rundstäben und Kehlen und das rechteckige Basament des nördlichen Portals ist zwar beibehalten, allein die Profillinie ist schon fast übermässig geschwungen und ausgezogen. Die weitausladenden Capitäle zeigen das üppigste Formenspiel in dem theilweise ideal gezeichneten und mit grosser technischer Virtuosität ausgeführten Laubwerke; besonders interessant ist der Vergleich zwischen den Capitälen der rechten Reihe und jenen der älteren Portale. Während bei diesen der Blumenschmuck bei schlichter Zeichnung auch in der plastischen Ausführung auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt ist, scheinen bei jenen dieselben Motive die Natur selbst an Rundung und Schärfe übertreffen zu wollen, wobei jedoch überall das so häufig Knorrige und Dürre der spät-gothischen Ornamentik glücklich vermieden ist. Nur die flachgearbeiteten Masken in den Kehlen verrathen eine monströse Verirrung des Geschmacks und stören den sonstigen Eindruck weicher Eleganz. Die feingegliederten Decksimse folgen den Profilen der Säulen und Kehlen, die innerste Kehle des Spitzbogens ist mit zartem Laubwerk ausgefüllt, das reich gegliederte leichte Masswerk des grossen Bogenfeldes besteht noch aus den einfachen Kreisformen der älteren Zeit. Das Portal ist ungeachtet des gänzlichen Mangels an dem sonst üblichen Figuren- und Baldachinschmuck ein wahres Prachtwerk, bei dem ältere Formen zur möglichsten, noch die Grenze der Mässigung einhaltenden Opulenz durchgebildet wurden.


(Fig. 15.)

Der eben beschriebene Vorhallenbau ist der westlichen Empore im mittleren Kirchenschiffe so nahe verwandt, dass beide mit allem Grunde derselben Zeit, ja demselben Meister zugeschrieben werden müssen. Die Empore lehnt sich mit ihrer Fronte an die beiden letzten Pfeiler und ruht auf achteckigen, nur etwa 14″ starken Pfeilern (Fig. 16), die an den Kanten mit dünnen Halbsäulchen besetzt sind und sehr zierliche Sockel haben. An der Vorderkante der zwei mittleren Pfeiler sitzen auf den abgeschnittenen Säulchen flach vertiefte Nischen mit zart behandelten, die Holzsculptur nachahmenden Consolen und hohen, etwas schweren Verdachungen. Die mehrfachen ausgekehlten Bögen (Fig. 17) entwickeln sich ohne Vermittlung von Capitälen aus den Pfeilern und Rundstäben, die leichten Gewölbe haben schwache Rippen (Fig. 18) und ein zierliches Sternnetz. Das Ganze wird von einem kräftigen, wohlgegliederten Gesimse und einem Bogenfriese gekrönt, jenem an der Aussenseite der südlichen Vorhalle gleich; auch die Brustwehr stimmt in Anordnung und Ausführung mit jener der südlichen Empore vollkommen überein. Neben den mehrfach angebrachten Wappenschilden Ungarns und der Stadt Leutschau ist auf dem mittleren zierlichen Vorsprunge auch das Wappen der Jagelloniden, K. Wladislaw's II. und Ludwig's II. Wenn nicht der ganze Bau, so dürfte wenigstens die Vollendung in die Regierungszeit K. Wladislaw's (1490 — 1516) und zwar in die letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts fallen, weil später, namentlich unter K. Ludwig II. die Renaissance sich immer mehr geltend machte, von welcher jedoch auf der Empore noch keine Spur vorhanden ist. Der Bau der südlichen Vorhalle oder wenigstens des Portals wäre jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit in die Zeit K. Matthias (1458 — 1490) hinaufzurücken, da der mit seinem Wappen und jenem seiner Gemahlin Beatrix versehene Altar an der Stelle des vermauerten Eingangsthores steht und einen gemauerten, augenscheinlich gleichzeitigen Altartisch hat. Überdies berichtet die Überlieferung, dass Wladislaw II. bei seiner Anwesenheit in Leutschau den Gottesdienst in der südlichen Empore für sich einrichten liess, von dem noch daselbst ein zierlicher Altartisch übrig geblieben ist. Diese Empore muss also damals bereits bestanden haben; es kann aber bei dem geringen Unterschiede der Jahre und der auffallenden Stylverwandtschaft unbedenklich angenommen werden, dass selbe und der Orgelchor von einem und demselben Werkmeister aufgeführt wurden.


(Fig. 16.)


(Fig. 17.)

(Fig. 18.)

Das Äussere der Kirche, wovon auf Taf. II die Südseite abgebildet ist, bietet gleich dem Innern den Eindruck gemessener, nur auf die streng constructiven Elemente beschränkter Einfachheit und Solidität. So weit es der abschüssige Boden erlaubte, etwa bis in die Mitte des Langhauses, ist der östliche Theil mit einem starken Fussgesimse in der Form des umgekehrten Karniesses eingefasst; das Dachgesims besteht aus dickem Wulst und einfacher hoher Platte. Die kahlen Wände werden von starken Strebepfeilern, die in drei oder vier Absätzen bis nahe an das Dach emporsteigen, unterbrochen; sie endigen theils in Wasserschrägen, theils mit schmucklosen Giebeln. Manche der ersteren haben eingebogene Formen, wahrscheinlich bei späteren Ausbesserungen, erhalten, da die Steine ihrer Deckung noch ein weniger verwittertes Aussehen haben, als jene der anderen Strebepfeifer. Die Fenster imponiren durch ihre Grösse und die schon von aussen auffallenden kräftigen Füllungen, ja sie erscheinen fast übermässig hoch, besonders jene des Chorschlusses, von welchen die Wände fast vom Dache bis tief hinab durchbrochen werden. Dieses weniger günstige Verhältniss scheint hauptsächlich von dem Mangel einer Bekrönung der Mauern und Strebepfeiler mit Gallerien, Spitzthürmchen u. s. w. herzurühren, und wird bei der gegenwärtigen unpassenden Bedachung noch mehr auffallend.

Eine reichere Austattung hat man dem Aussenbau der südlichen Vorhalle zugedacht, die aber bei dem grossen Abstande von dem Decorationssysteme der übrigen Kirchentheile den Bau sogleich als eine fremdartige, spätere Zuthat charakterisirt. Die schrägen Wände des äusseren sehr grossen Portales sind verhältnissmässig schmal und schwächlich gegliedert, die flankirenden Fialen unbedeutend, der Spitzbogenfries unter dem Fenstergesimse tritt gar wenig aus der Wand hervor, wie das Leistenwerk und die gekreuzten Bögen an den schlanken Eckpfeilern, so dass das sämmtliche Ornament schon in geringer Entfernung unwirksam verschwindet. Auch bemerken wir, dass das Masswerk der oberen breiten Fenster ohne Zweifel erst bei einer späteren Restaurirung eingesetzt wurde, trockene, sich schneidende Kreislinien, mit flachem Profil, bei denen man jede überflüssige Bewegung mittelst Pässen u. s. w. vermied.

Das sehr niedrige Dach wurde nach dem grossen Brande im Jahre 1849 aufgesetzt, soll aber dem Vernehmen nach bald durch ein neues, stylgemässes ersetzt werden.

Die Consolen dieser Fialen sind jenen in der nördlichen Vorhalle ganz gleich, daher wahrscheinlich gleichzeitig.

Ungeachtet dieser Mängel macht der Bau mit seiner originellen, in leichte Verhältnisse gehaltenen Anordnung eine gute Wirkung, und lässt nur zu wünschen übrig, dass die passend gewählte Decoration mit der gehörigen Energie ausgeführt worden wäre.

Die Nordseite der Kirche ist mit neueren Zuthaten grösstentheils verbaut. Über der Georgs-Capelle und der Vorhalle wurde im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte ein neues Stockwerk errichtet, welches das Archivgewölbe und das Balgenhaus der grossen Orgel enthält. Der Bau ist ganz schmucklos, nur mit viereckigen gekuppelten Fenstern versehen; dagegen wurde demselben an der Ostseite ein sonderbar combinirter Giebel mit mehreren Reihen flacher Spitzbogennischen, durchbrochenen Schlussgallerien und dreieckigen Pilastern aufgesetzt; der westliche Giebel hat blos einfache spitzbogige Flachnischen.

Von sonstigen störenden Anbauten ist das Äussere der Kirche verschont geblieben, und stellt sich namentlich auf der Südseite als ein in sich ziemlich imposanter Bau dar, der nur auf der Westseite eines würdigen Abschlusses bedarf. Auch das Innere hat sich mit Ausnahme weniger Zwischenbauten in seiner unversehrten Gestalt erhalten. Nach der Einführung des evangelischen Gottesdienstes wurden nämlich, dessen Bedürfnisse gemäss, zwischen die letzten Pfeiler des nördlichen Seitenschiffes, gegenüber der Kanzel, Emporen hineingebaut, dieser Theil des Seitenschiffes überwölbt, und ungefähr im Jahre 1626 in den dritten Schwibbogen die grosse Orgel versetzt. Dieses überreich mit barocken, doch geschmackvollen Holzschnitzereien bedeckte kolossale Werk reicht fast an die Wölbung des Mittelschiffes und beeinträchtigt dadurch den Überblick des nördlichen Kirchentheiles, so dass nur die Südseite den ernsten, fast melancholischen Eindruck des in düsteres Zwielicht gehüllten Langhauses geniessen lässt.

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Alois Messmer.

(Schluss.)

Der Dom ist in seinen älteren Theilen ein interessantes Denkmal der italienisch- oder näher lombardisch-gothischen Bauweise, in seiner neuern Vollendung ein Muster anmuthiger Renaissance. Der Bau wurde 1396 von Lorenzo de Spazi begonnen und erhielt fast ein Jahrhundert später seine Façade; Tommaso Rodari fügte (laut der aussen am Chor angebrachten Inschrift) nach 1513 die neuen Theile hinzu. Die Anlage ist dreischiffig, Kreuz und Chor im halben Zehneck geschlossen, über der Vierung eine schlanke Kuppel, die erst im vorigen Jahrhundert von Juvara hinzugefügt wurde. Im Innern gehört nur das Schiff dem ältern Baue an. Je vier freistehende Pfeiler, wozu noch der an der Eingangswand und die der Vierung kommen, scheiden die Schiffe und schliessen die Spitzbogen ein. Beinahe nur diese Spitzbogen erinnern gelinde an das Grundgesetz der gothischen Architectur, im Übrigen ist alles gut italienisch: die Bildung der Pfeiler, die geringe Überhöhung des Mittelschiffs, das die Seiten nur ungefähr ein Viertel übersteigt, endlich die

Weiträumigkeit. Merkwürdiger Weise sind die beiden Pfeiler am Eingange enger an einander gerückt (15—16 Schritt) und daher auch die Bogen steiler. Aber das sagte dem einheimischen Geschmacke nicht zu, daher wurden die übrigen Pfeiler fast um ein Drittel (22 Schritt) weiter gestellt. Die Verhältnisse der Breite (18 Schritt im Neben- 33 im Mittelschiff) zu diesem Pfeilerabstand geben dem Ganzen etwas behaglich Breites. Die Bildung der Hauptpfeiler ist eigentlich ganz romanisch: ein viereckiger Kern, dem vier Halbsäulen vorgelegt sind, die Basis steil attisch ohne Eckblatt, die Capitäle gleichfalls romanisirend mit reichem Schmuck an Laubwerk und Figuren, der sich in drei Kränzen herumlegt, auch die Pfeilerecken bedeckend. Nur die Bildung des Laubwerks erinnert einigermassen an die gothischen Knollen. Über dem Kämpfer auf dem Capitäl setzt sich die Vorderseite des Pfeilers fort und trägt über ihrem Capitäl und Kämpfer die Gurten des Hauptgewölbes. Die Pilaster in den Nebenschiffen sind genau die Hälfte der Hauptpfeiler. Die Fenster der Seiten sind beim Umbau modernisirt und die Oberlichter des Mittelschiffs durch Erhöhung der Seiten geblendet worden. Kreuz und Chor gehören dem Bau des Rodavi an und sind ungemein gross und glücklich gedacht. Eine doppelte Säulenordnung umzieht die Wände und schliesst eine doppelte Reihe Fenster ein, von denen besonders die oberen dreigetheilten Rundbogenfenster von glücklichen Verhältnissen ganz etwas anderes sind, als die beliebten Ochsenaugen, die manche neuern Architekten nicht vermeiden zu können glauben. Die Wände haben einfache Zier-Rosetten von Stein und die Wölbung Cassetten. Die innere Ausstattung hat mit wenigen Ausnahmen, z. B. zweier Löwen, die die Weihbrunnbecken tragen, meistens den Charakter der Frührenaissance; namentlich sind viele Sculpturen (Grabmonumente, ein prachtvoll aus Holz geschnitzter Altar u. s. w.) aus jener Periode erhalten. Man merkt im Innern kaum ein Missverhältniss zwischen den ältern und neuern Bestandtheilen; weil das Alte so wenig gothisch ist, verträgt es sich ohne viel Umstände mit dem Neuen. — Am Äussern ist noch die Façade im mittelalterlichen Style erhalten. Ihre Einschiebung entspricht im Allgemeinen wohl den Schiffen, mit bedeutend erhöhtem Mitteltheil, reicht aber ein gutes Stück über die Kirche hinauf. Die Schiffe sind von wenig vortretenden Pfeilern flankirt, die oben hinauf zu lauter muschelförmig geschlossenen Nischen für Heiligenstatuen ausgehöhlt sind und in Spitzthürmchen ausgehen. Auf dem Mittelgiebel ist ein Rundthürmchen aus kreisförmig gestellten Säulen von reichster Renaissancegothik aufgebaut, das wie eine Prachtkrone aussieht. In die Seitenschiffe führen eingetiefte Portale mit gewundenen Säulen und schön gemeisselten Bogen, darüber je ein Fenster. Das Mittelportal ist ein besonderes Prachtstück im Rundbogenstyl. Ausser den äusseren Flankensäulen und dem Thürband innen stehen in der Laibung noch drei Säulen von gewundener Gestalt und die dazwischen vortretenden Wandecken mit den entsprechenden Bogen. Auf dem Sims der Archivolte steht noch ein zweiter Bau, fünf Nischen mit den Bildern der Stadtpatrone, dreieckig geschlossen, und dazwischen Fialen mit kleineren Statuen, alles von einem Rundbogen mit Bossen eingefasst. Diesen Oberbau begleiten zwei Fenster, darüber befindet sich eine herrliche, reich eingefasste Rose von zwei concentrischen Ringen, von kleinern Nischen mit Heiligenstatuen umgeben. Die ganze Façade besteht aus weissem Marmor. Merkwürdig für die Sinnesweise der Stadt sind die Denkmale der beiden Plinius, deren Vaterstadt zu sein sich Como rühmt; die zwei Statuen in sitzender Stellung befinden sich in prächtig verzierten Renaissancenischen neben dem Hauptportal, gleichsam als die vornehmsten Patrone der Stadt und der Kirche. Diese, wie die zahlreichen übrigen Sculpturen tragen meistens sehr auffallend den Charakter der Frührenaissance, eine etwas magere, unbeholfen schüchterne, dabei aber naive Bildung. Auch über die Aussenseite der Schiffe hat sich die heitere Fülle der Frührenaissance verbreitet, die Fenster mit ihrem Schmuck umzogen und die Thürmchen auf den Pfeilern auf ihre Weise umgearbeitet. Am Kreuz und Chor ist nichts mehr von mittelalterlichen Reminiscenzen zu bemerken. Wie entschlossen die Renaissance hier zu Werke ging, sieht man unter anderm an den sogenannten Wasserspeiern, die in nackte Gestalten mit Urnen verwandelt sind.

Nördlich am Dom steht das alte Stadthaus, der **Broletto**, nach einer Inschrift 1215 vollendet. Die Vorderseite zeigt im untern Stockwerke eine offene Halle von drei stumpfen Spitzbogen auf schweren achteckigen Säulen, durch einen Spitzbogenfries gekrönt. Darüber sind eben so viele Rundbogenfenster von je zwei Säulchen und runden Wulsten eingefasst, jedes durch Säulchen wieder in drei kleinere getheilt. Vor dem mittlern befindet sich der Balcon, die *parléra*. Ein Fries darüber schliesst den alten Bau. Der Aufsatz über demselben ist eine moderne Misshandlung. Dieser Bau besteht aus Schichten weissen und schwarzen Marmors mit einer Lage rothen dazwischen. Nördlich schliesst sich der Thurm mit der Uhr an. Die Hinterseite zeigt statt des Thurmes einen Bogen und ein Fenster mehr. Das Ganze sieht jedenfalls malerisch und poetisch aus. Der Vortheil springt besonders in die Augen, wenn man die bodenlos nüchternen Säulenhallen mit Häuserkasten darauf ansieht, die sie in der Nähe zur Verschönerung der Stadt gebaut haben. — In der Umgebung des Sees sieht man hie und da einen mittelalterlichen Kirchthurm, jenen von S. Carpoforo und Abondio ähnlich, von der Höhe herabschauen.

VI.

Pavia.

Das alte Ticinum war bekanntlich die begünstigte Hauptstadt der longobardischen Könige, behauptete den ersten Rang unter den lombardischen Städten auch noch

unter den nächsten karolingischen und einheimischen Königen, die hier gekrönt wurden, und selbst zur Zeit der Ottone wird man kaum eine Stadt finden, die für sich und ihre Gotteshäuser so viele kaiserliche Privilegien aufzuweisen hätte, wie Pavia. Wie ungern sie diesen Rang an Mailand abgab, beweist der tödtliche Hass, der durch das ganze Mittelalter zwischen beiden Städten bestand und der namentlich bei der Zerstörung Mailands durch Barbarossa die Pavesen zu den eifrigsten Werkzeugen der Zerstörung machte. — Weil die Geschichte nur namhafte longobardische Bauten in dieser Stadt erwähnt und Kirchen mit denselben Namen und von sehr alterthümlichem Aussehen auch heute noch in der Stadt existiren, so nahm man nach Agincourt's Vorgang diese Kirchen ohne weiters als longobardische Erbschaft, bildete sich darnach einen Typus des longobardischen Baustyls und reihte nun eine Menge anderer Kirchen von ähnlichem Charakter in diese Classe ein. Der Ausgangspunkt war die berühmte Kirche S. Michele, die man bis ins höchste Alterthum hinaufrückte. In der That bestand eine Kirche dieses Namens bereits im siebenten Jahrhunderte unter König Grimwald und wird im achten unter König Luitprand wieder genannt. Ihre nächstfolgende Erwähnung — nun S. Michael major — fällt ins Jahr 950, wo König Berengar und sein Sohn Adalbert in dieser Kirche die Krone von Italien erhielten [1]). Gleichfalls war sie die Krönungsstätte Kaiser Heinrich's II. 1004 und dann 1155 Friedrich's I. (Murat. Annali. ad. h. a.). Aber mit Recht wirft Cordero di S. Quintino [2]) den Zweifel auf, ob die Michaels-Kirche des X. Jahrhunderts und noch mehr jene des XII. identisch mit jener des VII. Jahrhunderts sei? Pavia wurde 924 von den Ungarn total eingeäschert, wobei 43 Kirchen zu Grunde gingen. Noch einmal bei Gelegenheit jenes Aufruhrs, von dem Kaiser Heinrich seinen hinkenden Fuss davontrug (s. Murat. Ann.), verbrannte der, der Kirche benachbarte königliche Palast sammt der Stadt, und es ist keineswegs wahrscheinlich, dass die Kirche beidemal der Zerstörung entging. Andererseits macht der bekannte Um- und Aufschwung des Kirchenbaues nach dem Beginn des zehnten Jahrhunderts und die Ähnlichkeit des Styls mit solchen Kirchen, die mit Sicherheit aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen, einen Umbau in dieser Zeit mehr als wahrscheinlich, wenn die Bauzeit auch nicht genau zu bestimmen ist. Nach diesen Andeutungen mögen nun einige charakteristische Merkmale des Baustyls dieser Kirche folgen. Sie ist dreischiffig, kreuzförmig, mit achteckiger Kuppel über dem Kreuz und erhöhtem Chor über der Krypta; ihre Länge beträgt nach Gally Knight 189 Fuss, ihre Breite 81. Auch die Krypta bildet einen Mittel- und Nebenräume, welche durch Säulen von jenem getrennt sind und um ihn herumgehen. Die Schiffe scheiden vier Pfeiler mit Halbsäulen, die Kreuzgewölbe tragen; über den Seitenschiffen sind Emporen, etwas schlanker und leichter als jene in S. Ambrogio in Mailand. Die Kreuzarme sind mit Tonnengewölben gedeckt und geradlinig geschlossen; ihre Wände haben blinde Rundbogen. Die Zwickel der Vierung, auf denen die Kuppel ruht, sind ausgerundet. Das Presbyterium umfasst eine Travée und die halbrunde Tribune. Die Façade ist durch Pfeiler mit Halbsäulen in drei Theile getheilt; an dem flach ansteigenden Giebel läuft eine Säulchengallerie treppenförmig empor. Drei Rundbogenportale, das mittlere grösser und alle ungemein reich geschmückt, führen in die Schiffe. Darüber an den Seitenschiffen je ein, im Mittelschiff drei getheilte Rundbogenfenster, die eine Art äusseres Triforium bilden. Die übrigen alten Fenster sind vermauert. An den Wänden sieht man Schichten figurirter Steine mit allerlei rohen Thier- und Menschengestalten aus einer wild-nordischen Phantasie, die dem Ganzen ein eigen phantastisches Ansehen geben. Die Seiten zeigen nichts Besonderes; die Fenster der Nebenschiffe sind meist vermauert, die des Mittelschiffes rundbogig, von Säulchen flankirt. Die südliche Front des Kreuzes hat Halbsäulen, die bis zum Fries aufsteigen; die nördliche sieht viel alterthümlicher und willkürlicher aus; seltsam nimmt sich besonders ein über dem Portal gezogener Sims aus, auf dem zwei Halbsäulen mit einem Rundbogen stehen. Die Kuppel ist von einem Säulchengang umzogen, der auch um die Stirne der Apsis gelegt ist. — Dieser Kirche am nächsten an Alterthum und Berühmtheit steht S. Pietro in cielo d'oro, welche ehemals das Grabmal des Bruthius, des Königs Luitprand und vor deren Übertragung in den Dom auch die Reliquien des h. Augustin enthielt. Ihre Anlage befolgt im Allgemeinen die Motive von S. Michele, ist aber in manchen Stücken leichter und freier, auch wohl alterthümlicher, leider aber nur mehr als Ruine vorhanden. Sie ist dreischiffig, die Schiffe getheilt durch fünf Pfeilerpaare mit Halbsäulen, deren Capitäle Laubwerk und Figuren zeigen. Die Verhältnisse sind schön, die Seitenschiffe haben ungefähr die halbe Breite (9 — 18 Schritt) und Höhe des Mittelschiffs und keine Gallerien (Emporen). Über der Vierung ist auch hier eine (niedrige) achteckige Kuppel; die Apsiden der Nebenschiffe an der Ostseite des Querschiffes, zwischen ihnen die tiefere und weitere Hauptapsis. Das südliche Seitenschiff liegt in Trümmern. Die sehr alterthümliche Façade ist durch zwei Pfeiler, von denen der südliche eine Stiege enthält, dreitheilig gestaltet; das Mittelportal roh figurirt mit einem Viereck, darin ein seltsames Christus- oder Engelbild mit zwei Flehenden (S. Michael? Man sieht an dessen Kirche ein ähnliches). Darüber befindet sich ähnlich wie an S. Michele ein Triforium und höher noch eine zweite Fensterreihe und die blinde Säulengallerie unter dem Giebelsims. Die Kuppel hat gleichfalls eine Zwergbogenstellung. — S. Teodoro zeigt am Äussern

[1]) *Muratori Annali d'Ital. ad. h. a.* Auch *Antiquit. Ital. dissertat. 3.*
[2]) A. a. O. 1. Cap.

gleichfalls drei vortretende Apsiden und die Kuppel von Säulen umkränzt. Das Querschiff ist modernisirt.

Die genannten Gebäude repräsentiren die romanische Architectur in Pavia; daran schliesst sich eine flüchtige Bemerkung über ein paar gothische Kirchen, an denen der eigenthümliche lombardische Backsteinbau mit Meisterschaft gehandhabt ist. S. Francesco hat eine interessante Façade von drei den Schiffen entsprechenden Feldern, das mittlere einen reich gemusterten Spitzbogen bildend, mit einem unpassenden Fenster darin. Über den (modernen) Portalen eine blinde Fensterreihe. Am Giebel ist der Mitteltheil etwas überhöht; die Pfeiler und die Spitzen krönen fünf Thürmchen. Das Querschiff ist grösstentheils modernisirt; wo das nicht der Fall ist, zeigt es die Mailänder Gothik. — Die schönste gothische Kirche von Pavia ist S. Maria del Carmine, im XIV. Jahrhundert erbaut. Die Façade ist fünftheilig; die Pfeiler und die Giebelspitze krönen sieben Thürmchen über einem reichen Fries. Die äussersten Felder haben nur ein spitzbogiges Fenster; an den nächsten beiden inneren ist ein Portal und ein Fenster darüber, das doppelt getheilt ist; das Mittelfeld hat über dem Portal zwei solche Fenster, und über einem Band, das die ganze Façade quer durchscheidet, noch ein prächtiges Radfenster. Die gothischen Fenster der Seiten sind vermauert und verneuert. Das dreischiffige Innere mit seinen Nebencapellen ist in Eintheilung und Verhältnissen sehr gut. Die Pfeiler und Halbsäulen sind aus Backstein, alles höher und freier, als man es sonst in diesen Gegenden zu sehen gewohnt ist. Auch der viereckige Thurm mit seinem runden Helm ist hoch und von stattlichem Ansehen. Man muss überhaupt gestehen, dass der mittelalterliche Kirchenbau in Pavia fast besser und in sich klarer entwickelt ist als in Mailand. Die Kirchen romanischen Styls haben ausserdem, besonders in ihren Säulenkränzen und Kuppel und Apsis eine so auffallende Ähnlichkeit mit den älteren Kirchen von Cöln, dass hier ein Zusammenhang vorliegt, der historisch noch nicht genügend aufgeklärt ist.

An der Seite einer ältern Basilica, deren verwitterte Spuren man noch wahrnimmt, wurde 1488 der Grundstein des neuen Domes gelegt. Er ist von grossartiger Anlage im Renaissancestyl, besonders von imposanter Höhe, aber nie fertig geworden. Hier befindet sich eines der herrlichsten Denkmäler italienisch-gothischer Sculptur, das Grabmal des heil. Augustin, von 1363. Es ist aus der Schule der Pisaner, ähnlich dem des heil. Petrus Mart. in Mailand, aber noch reicher. Auf einem Sockel steht der Sarg mit der Gestalt des entschlafenen Heiligen, darüber wölbt sich ein reiches Tabernakel mit gothischem Thurm- und Nischenwerk. Allegorien der Tugenden und Wissenschaften, Heiligengestalten und historische Reliefs von guter Erfindung und Ausführung sind reichlich angebracht.

Von mittelalterlichen Profanbauten ist das von Galeazzo Visconti 1460 begonnene Castell äusserst interessant, obwohl theils in Trümmern, theils verbaut. Das Äussere zeigt Eckthürme, ehemals von gabelförmigen Zinken gekrönt (die nun vermauert sind), mit Spitzbogenfenstern, die eine Marmorsäule theilt. Auch die Mittelwände haben diese Spitzbogenfenster und darüber auf Consolen einen vortretenden Oberstock, der aber nur an einer Seite erhalten ist. Das Innere des grossen Viereckshofes, den das Gebäude einschliesst, ist noch viel reicher. Hier ruht der ganze Bau auf einem Porticus marmorner Spitzbogen auf Säulen, die nun vermauert sind. Auf diesem steht an der Hauptwand eine sehr schöne obere Halle, je vier Kleeblattbogen durch Säulen getrennt von einem Rundbogen eingefasst. Die übrigen Seiten zeigen Spitzbogenfenster von zierlichstem Backsteinwerk, aber gleichfalls verkleistert. Das oberste Stockwerk ist nur mehr eine Caserne und die vierte Seite liegt in Trümmern. Das Gebäude muss im guten baulichen Zustande einen überaus stolzen Anblick geboten haben, in dem sich Trotz und Anmuth zu einem seltenen Ganzen verbanden. Die Masse des Baumaterials ist rother Backstein.

Über die weltberühmte Certosa nur so viel, um sie baulich den übrigen Denkmälern anzureihen; denn hier wo das decorative Detail so sehr überwiegt, könnte nur eine sehr ausführliche Beschreibung mit Abbildungen eine genügende Vorstellung geben. Der Grundstein wurde 1396 von Gian Galeazzo Visconti, dem ersten Herzog von Mailand, gelegt. Der Name des Baumeisters ist nicht unbestritten, indem man den Meister des Mailänder Domes, Heinrich Arler von Gmünd, oder den Erbauer der Façade des Domes von Monza, Marco di Campione nennt. Nichts ist jedoch gewisser, als dass die ganze Anlage ein völlig italienischer Gedanke und von der nordischen Gothik, wie sie theilweise im Dom von Mailand zum Vorschein kommt, völlig verschieden ist. Der Riss zeigt drei Schiffe mit Seitencapellen, Kreuz, Kuppel und verlängertem Chor, die Pfeiler mit Halbsäulen und schönen Laubcapitälen schliessen weitgespannte Spitzbogen ein, die Decke sind Kreuzgewölbe, vier Quadrate im Schiff, je zwei in den Kreuzarmen, zwei im Chor, dazwischen das der Vierung. Die Quadrate im Schiff haben durch eine über den Scheitel des Arcadenbogens aufsteigende Rippe eine Unterabtheilung, die erst in den Capellen ihre rechte Erklärung erhält, indem je zwei Capellen in einen Arcadenbogen sich öffnen. Kreuz und Chor schliessen mit drei halbrunden, im Dreieck gestellten Nischen. Alles ist frei und weit und die Vertheilung der Räume sehr schön, so dass es in dieser Beziehung eine der schönstangelegten gothischen Kirchen in Italien ist. Die Ausstattung, besonders an Sculpturen und Ornamenten bedeutsam, gehört der Renaissance an und bildet ein unvergleichliches Museum, von den prachtvollen Gittern, die Kreuz und Chor vom Schiffe abschliessen, bis zu den Feinarbeiten in eingelegtem Holz und pietra dura. Fast bis zur Unruhe und Überladung steigert sich die Pracht um und an dem Hochaltar. — Am Äussern der Kirche liegt der schöne Backstein bloss, aus

dem die Masse des Baues ausgeführt ist und trägt durch seine warme Färbung nicht wenig zum Eindruck des Ganzen bei. Die Fronten des Kreuzes sind mit Thürmchen gekrönt, unter dem Sims der Schiffe wie der Apsiden ziehen Säulengallerien um den ganzen Bau, an dem achteckigen Kuppelthurm, der in dreifacher Verjüngung aufsteigt, sind drei über einander. — Die Façade der Kirche, 1473 von Ambrogio Borgognone begonnen, muss man vom Körper des Baues gesondert betrachten. Sie entspricht demselben wohl im Allgemeinen durch ihre Eintheilung, ist aber nicht organisch aus ihm gewachsen, sondern ein unvergleichliches Decorationsstück für sich, ein glänzendes Product der Frührenaissance, die, ohnehin zu überreichem Schmucke geneigt, hier in der Fülle des Stoffes und der Form ein heiteres Spiel treiben durfte. Der Aufriss ist einfach und nicht unglücklich. Sie bildet zwei Stockwerke, das untere von fünf, das obere von drei Feldern. Die Flanken sind von zwei Thürmchen eingeschlossen, die mittlern Abtheilungen bilden Pfeiler mit Nischen für Statuen, den obern Schluss beidemal eine Bogengallerie. Störend ist nur das grosse Rundfenster über dem Hauptportale und der jähe horizontale Abschluss des obern Stockwerkes, wo der Bau nicht organisch vollendet ist. Der Hauptnachdruck liegt jedoch überall auf der Decoration, die bereits am Sockel mit Medaillons beginnt, sich über Pfeiler und Wände mit unendlichem Detail verbreitet und besonders um den Fenstern am Portal daneben mit ihren Reliefs, Candelabern, Engeln und Festons einen übermüthigen Triumph feiert. Wenn man diese Dinge nur in unmittelbarer Nähe geniessen kann, so ist der Eindruck nicht minder reich in einiger Ferne, wo die vielen vor- und rücktretenden Glieder, die tiefen Bogen der Gallerien und Fenster, endlich die mit Umsicht in den weissen Marmor eingelassenen farbigen Steine ein wirksames Spiel des Lichtes hervorbringen. Die Künstler haben das im vollen Masse erreicht, was sie erreichen wollten, einen festlich heitern Eindruck. Den Anblick der Façade hat man von einem offenen Viereckshof, in den man durch eine mit Fresken geschmückte Vorhalle eintritt und dessen südliche Seite durch ein würdiges Aussengebäude geschlossen ist. Im Innern des Klosters sind vorzüglich die weiten Kreuzgänge und Rundbogenhallen aus Backstein im zierlichen Cinque-cento-Styl still und schön; besonders da man von hier aus den Seitenanblick des schön ansteigenden Kirchengebäudes mit seinen Gallerien am besten geniesst. Das Kloster wurde zur Zeit der französischen Occupation aufgehoben; 1843 hat es seine alten Bewohner wieder erhalten. Es ist zu verwundern, dass in der langen Zeit der Vernachlässigung der Bau nicht mehr verfallen oder in verhältnissmässig kurzer Zeit und mit geringen Mitteln wieder so hergestellt ist, dass man im Wesentlichen nirgends eine Störung bemerkt.

Die Burgstelle und die Kirchen zu Tetín[1]).

I.

Geschichtliches von Dr. Erasmus Wocel, Conservator in Prag.

Die Burg zur Tetín, deren Spuren Prof. Grueber genau vermessen und gezeichnet, stand auf dem über der Beraun steil sich erhebenden Felsenplateau. Der westliche, ohne Zweifel älterer Theil Tetíns, in welchen sich die Pfarrkirche der heil. Ludmila und die St. Katharina-Capelle befindet, und an dessen nördlichem Vorsprunge die St. Michaels-Kirche sich erhebt, überragt bedeutend den östlichen Theil, der, durch eine Schlucht von dem ersteren getrennt, sich schroff nach dem Flusse und in das östliche Felsenthal herabsenkt. Die grössere westliche Burganlage war durch einen hohen und breiten Erdwall von der übrigen Hochebene, auf welcher jetzt der grössere Theil des Dorfes Tetín steht, geschieden. Dieser Wall war von Erde aufgeschüttet, die grösstentheils aus einer heidnischen Begräbnisstätte oder einer Ustrine hergenommen war; denn fast überall, wo man hingräbt, findet man Reste von Urnen und Thongefässen, wie auch Kohlen und Knochen. Die Ornamente einiger Urnenscherben, die ich daselbst gesammelt, sind denjenigen ähnlich, die man auf spät-heidnischen (slawischen) Urnen im böhmischen Museum findet. Etwa die Hälfte dieses der Quere nach das Hochplateau durchschneidenden Walles war noch bei unserem Besuche erhalten, wird aber nächstens verschwinden, da man den Raum vor der St. Katharinen-Capelle und der daranstossenden Pfarrkirche zu ebnen beabsichtigt. Ich machte den Vorschlag, dass man wenigstens ein etwa anderthalb Klafter langes Stück dieses merkwürdigen Walles erhalten, mit Rasen umgeben und oben ein Kreuz oder die Kanzel, weil dieser Platz zum Abhalten von Missions-Predigten bestimmt ist, anbringen möge. Der Tetíner Herr Pfarrer und der intervenirende k. k. Bezirks-Commissär Duhský gingen auf meinen Vorschlag ein. Rings um diesen durch den Erdwall begrenzten Theil der Hochebene gewahrt man Reste von Wällen und Gräben, auch sind, zumal an der Ostseite, einige Spuren von Grundmauern sichtbar.

Äusserst kühn und malerisch mag sich die zweite Burg, an der östlichen Felsenhöhe, dargestellt haben. Die natürliche Schutzwehr dieser östlichen Burg

[1]) Prof. Dr. Wocel und Prof. Bernhard Grueber erhielten von der k. k. Central-Commission den Auftrag, die interessante Burgstelle zu Tetín zu untersuchen. Beide theilten sich in die Arbeit dergestalt, dass ersterer den historischen, letzterer den örtlich-technischen Theil behandelte.
D. Red.

bildeten die schroffen Felsenabgründe und der Fluss Beraun, der tief unten an der Nordseite den Fuss des Berges bespült. Von dieser Burg haben sich viel bedeutendere Spuren als von der westlichen Anlage erhalten, so dass man aus denselben die Configuration und den Grundriss des Baues ziemlich genau entnehmen kann. Im Nordwesten sind noch die Überreste einer mächtigen Burgwarte sichtbar, die ein ziemlich regelmässiges Viereck, dessen jede Seite etwa 30 Fuss lang ist, bilden. Reste von Kragsteinen an der über dem Flusse emporragenden Mauer und die ganze Structur des Mauerwerks verrathen, dass diese Warte nicht mit dem Bau der Katharinen-Capelle gleichzeitig, sondern bedeutend später ist. Da hart an diesem Mauerwerke vorbei die projectirte Eisenbahn, wie die ausgesteckten Signale derselben andeuten, geführt werden soll, so wäre es allerdings wünschenswerth, dass diese Mauerreste nicht als Material zum Baue der Eisenbahn verwendet, sondern unberührt erhalten werden mögen.

Die älteste Erwähnung Tetíns reicht in die slawische Mythenperiode Böhmens. Kosmas berichtet nämlich (L. I, p. 10), dass die zweite Tochter Krok's, Tekta, eine nach ihr genannte Burg an einem von Natur überaus festen Orte am Gipfel eines sehr steilen Felsens am Flusse Mže (d. i. Beraun) erbaut habe [1]). Möge man auch die Richtigkeit dieser Angabe immerhin in Zweifel ziehen, so steht jedenfalls fest, dass die Burg Tetín bereits in der heidnischen Periode Böhmens erbaut war, weil die erste christliche Fürstin Böhmens, die heilige Ludmila als Besitzerin und keineswegs als Erbauerin genannt wird. Die älteste Legende vom Leben der heil. Ludmila, welche Dobrowský mit hyperkritischer Schärfe geprüft und Palacký als historische Quelle anerkannt hatte, berichtet, dass Ludmila, um sich den Nachstellungen ihrer Schwiegertochter Drahomira zu entziehen, sich auf ihre Burg Tetín zurückzog [2]), dort aber von den ihr nachgeschickten Mördern erwürgt ward (am 15. Sept. 927). Von einer Belagerung oder Erstürmung der Burg durch die Schaaren Drahomira's erwähnt die Legende nichts, sondern berichtet, dass die Anführer der Söldner beim Anbruche der Nacht gewaltsam in das Haus der Herzogin-Witwe eingedrungen und dieselbe ermordet hatten [3]). Dieselbe Legende berichtet, dass, nachdem Wunderzeichen über dem Grabe der heil. Ludmila geschehen waren, Drahomira über dem Wohnhause und der Grabstätte Ludmila's eine Kirche des Erzengels Michael habe bauen lassen, damit das Volk

[1]) *Tekta . . . ex suo nomine castrum natura loci firmissimum, praeruptae rupis in culmine juxta fluvium Mzie aedificavit.* Cosm. L. I, p. 10.

[2]) *S. Ludmila . . discessit a civitate Praga et venit in quoddam castrum, quod Tetyn nominatur. Vita S. Ludm.*

[3]) *Vespere autem adveniente supradicti tyranni currentes ad domum ejus dirumpunt portas et accurrentes ad ostium domus, in qua erat Dei famula, effringunt januam, et introeunt. Vita S. Ludm.*

glaube, die Wunder, welche an diesem Orte geschehen würden, seien durch die Macht des Erzengels bewirkt worden [1]). Mögen auch gegen die Angabe der Legende, dass Drahomira, die Erzfeindin des Christenthums, die St. Michaels-Kirche habe erbauen lassen, sehr bedenkliche Zweifel sich erheben und sich vielmehr aus anderen Gründen und Nachrichten als wahrscheinlich darstellen, dass die Kirche des heil. Michaels zu Tetín schon Ludmila oder ihr Gemahl habe bauen lassen, so viel ist jedenfalls sichergestellt, dass die am nördlichen Vorsprunge des westlichen Plateaus ausgeführte, in späterer Zeit allerdings durchaus umgebaute St. Michaels-Kirche den Ort bezeichnet, wo die Wohnstätte der heil. Ludmila ehemals sich befand [2]). Die oben angeführten Stellen der alten Legende bekräftigen die Ansicht, dass Tetín ein befestigter, d. i. mit Wällen umgebener Ort *(castrum)* gewesen, in welchem neben den hölzernen Wohnstätten der übrigen Bewohner das herzogliche Wohnhaus *(domus)* gleichfalls von Holz sich erhob. Die Art der Aufschüttung des mächtigen Walles auf der Westseite und die geringen Spuren der Grundreste, die man innerhalb des Umfanges dieser Wälle findet, beweisen augenscheinlich, dass dieses östliche Bergplateau die Stelle war, wo das alte Tetín stand.

Man nimmt gewöhnlich an, dass die Kirche des heil. Michaels von den Hussiten zerstört worden; authentische Beweise für dieses Factum hat man aber nicht. Gewiss ist es aber, dass dieses Gotteshaus Jahrhunderte lang in Trümmern lag, bis im Jahre 1704 der damalige Lebens-Gutsbesitzer von Tetín, Falg v. Ostritz, eine neue Kirche erbauen liess, welche späterhin von der Kaiserin Maria Theresia zur Pfarrkirche erhoben, im Jahre 1780 aber aufgehoben ward. Das gänzlich verfallene Kirchengebäude brachte der gegenwärtige Lehens-Gutsbesiter Johann Wojáček durch Kauf an sich, liess dasselbe neu aufbauen und im Jahre 1836 zur Ehre des heil. Johann von Nepomuk einweihen.

Über die Gründung der St. Katharinen-Capelle, die hart an dem westlichen Walle sich erhebt, liegen keine bestimmten Angaben vor. Gewöhnlich wird angenommen, dieselbe sei von der heil. Ludmila im Jahre 911 gegründet worden. Diese Capelle ist ein ziemlich roher, in seinen Hauptbestandtheilen wohlerhaltener romanischer Bau, dessen

[1]) *Haec audiens nurus ejus iniqua, captaque timore nimis, mandavit, ut super tumulum venerabilis corporis domus, in qua dum viveret, matrona Christi habitabat, in modum basilicae locaretur, quasi sub honore sti. Michaelis, ut si quae deinceps miracula ibi fierent, non beatae Ludmilae, sed sancto Michaeli ascriberentur. Legenda de S. Ludm.*

[2]) In geringer südlicher Entfernung von der Kirche gewahrt man noch die Spuren ehemaliger Grundmauern und verschütteter Keller, möglich ist es, dass es die Reste der Substructionen des ehemaligen herzoglichen Wohnhauses sind, während auf dem benachbarten Felsenvorsprunge die Begräbnisstätte der heil. Ludmila war, auf welcher man später die undeutliche Stelle der Legende bezog, *ut super tumulum venerabilis corporisdomus in qua dum viveret matrona Christi habitabat in modum basilicae locaretur* lässt allerdings diese Deutung zu.

Entstehung wohl einer früheren Periode des Mittelalters angehört. Die in bedeutender Höhe angebrachte, in die Empore führende Thüröffnung deutet darauf hin, dass dieses Kirchlein durch einen Gang mit einem nahe daran liegenden Herrenhause in Verbindung gestanden. Reste von einem Gewölbe, welches den Verbindungsgang getragen hatte, sind noch jetzt sichtbar.

Bloss wenige Schritte von der St. Katharinen-Capelle entfernt steht die St. Ludmila-Kirche, welche bereits im Jahre 1378 in den Errichtungsbüchern als Pfarrkirche vorkommt [1]). Die Einkünfte dieser Kirche wurden aber im Jahre 1387 auf Anordnung Königs Wenzel IV. der Karlsteiner Collegiatkirche zugewiesen und die Kirche selbst dem Dechant und dem Capitel zu Karlstein untergeordnet; ob dieselbe von den Hussiten zerstört worden sei, kann nicht urkundlich nachgewiesen werden. Im XVII. Jahrh. wurde sie von dem damaligen Lehens-Gutsbesitzer Zumsanda überbaut und im Jahre 1787 statt der St. Michaels-Kirche zur Pfarrkirche erhoben. Diese in neuester Zeit durchaus modernisirte St. Ludmila-Kirche ist gegenwärtig die Pfarrkirche des Ortes.

Die Wohnstätte der heil. Ludmila, mochten auch deren Substructionen von Stein gewesen sein, war ohne Zweifel ein einfacher Holzbau, wie denn an die Aufführung fester Burgen von Stein, deren Anlage in Böhmen grösstentheils um die Mitte des XIII. Jahrhunderts beginnt, in jener frühen Periode nicht gedacht werden kann.

Doch war zu jener Zeit Tetín der Hauptort der Tetíner Zupa *(provincia Tetinensis)*. Unter Přemysl Otakar II. hatte dieser Gau aber seinen Namen bereits verloren und wird in einer Urkunde vom J. 1275 *provincia Podbridye* genannt. Schon dieser Umstand lässt vermuthen, dass Tetín zu jener Zeit in Privatbesitz gelangt war, daher der Gau oder Kreis von nun an nicht mehr nach dem ehemals landesfürstlichen Schlosse zu Tetín, sondern nach dem Gebirge Brdy, *„podbrdský kraj"* genannt wird [2]). Wahrscheinlich ist es, dass im XIII. Jahrhunderte eine feste Burg an dem östlichen, durch eine tiefe Schlucht von dem westlichen Plateau, auf dem das ältere Tetín stand, getrennten Felsen angelegt wurde. Diese Burg war, wie die Spuren der Grundmauern zeigen, von mässigem Umfange, und die oben geschilderten Überreste der vorspringenden Burgwarte deuten auf die Bauweise dieser spätern Periode hin.

Im J. 1322 kommt der Oberst-Landschreiber Stephan von Tetín, ein Neffe des Wyssehrader Dompropstes Johann, urkundlich vor und wird als Besitzer der Burg zu Tetín genannt. Der Dompropst Johann war aber ein natürlicher Sohn König Otakar's II. Es liegt die Vermuthung nahe, dass Otakar der Mutter des damaligen Dompropstes, oder vielmehr dem Gatten derselben, Tetín verliehen habe, und dass der Enkel jener Besitzerin von Tetín der erwähnte Stephan, Neffe des Wyssehrader Dompropstes, war. In dem Verzeichnisse der königl. Burgen, welches die Majestas Carolina enthält, kommt Tetín nicht vor, ein Zeichen, dass die Burg Tetín damals bereits dem Verfalle preisgegeben war, während die zu derselben gehörigen Ortschaften und Gründe abermals in den Besitz der Krone übergegangen und als solche von Karl IV. dem jedesmaligen Burggrafen von Karlstein zum Nutzgenusse angewiesen waren.

Über die fernen Schicksale und Zerstörung der Burg Tetín geben unsere historischen Quellen keine Auskunft, und man nimmt an, dass dieselbe sowie die Gotteshäuser des heil. Michaels und der heil. Ludmila von den Hussiten zerstört wurde. Spätere Geschichtschreiber und die neuen Topographen berichten, dass diese Zerstörung im J. 1422 zu jener Zeit, als die Prager die Burg Karlstein belagerten, stattgefunden habe.

Dieses ist aber eine blos vage Vermuthung, denn die alten Quellen, welche doch die Belagerung von Karlstein ziemlich ausführlich schildern, erwähnen nichts von einer Zerstörung Tetíns.

[1]) *Libri erect.* T. II, fol. 22.
[2]) *Lib. erect.* T. I, p. v. 7.

[1]) Wyssehrader Stiftungsbrief vom J. 1088. Erben Regesten p. 78.
[2]) Palacky, *Dějiny nár česk* II, 2, p. 398.

Notizen.

(Entzifferung der römischen Ziegel-Inschriften zu Enns.) Es dürfte die Leser dieser Blätter, vorzüglich die Freunde der römischen Archäologie und Epigraphik ein in dem ungarischen Blatte *„Magyar Sajtó"* vor längerer Zeit von dem ausgezeichneten Epigraphiker Dr. Paur in Pest veröffentlichter Aufsatz interessiren, in welchem die von Herrn J. Arneth in dem Aufsatze „Hypocaustum zu Enns" (herausgegeben in dem Jahrbuch der Central-Commission f. E. u. E. der Baudenkmale von 1856, S. 51, Taf. IV) — veröffentlichten und zum Theile unerklärt gebliebenen, höchst schwierigen römischen Cursiv-Ziegel-Inschriften entziffert werden. Wir wollen hier die, wie uns dünkt, ganz richtige Lösung in der Übersetzung im Wesentlichen mittheilen.

„Als ich," sagt Herr Paur, „in der k. Akademie der Wissenschaften die in Steinamanger (Sabaria der Römer) gefundenen römischen Ziegel mit Cursivschrift vorgelegt und deren Entzifferung versucht habe (s. Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe XIV. Bd., S. 133), hatte ich zugleich die Muthmassung ausgesprochen, dass die im ungarischen National-Museum zu Pest aufbewahrten Massmannischen Tabulae Ceratae (s. Libellus Aurarius etc. G. T. Massmann) wahrscheinlich noch lange als ein Unicum ihrer Art betrachtet werden müssen. Zum Glück

hat sich dieser Spruch nicht bewährt. Es sind seitdem binnen kurzen zwei Jahren aus den Gruben Siebenbürgens derartige epigraphische Seltenheiten in solcher Anzahl zum Vorschein gelangt, dass nun das ungarische National-Museum an Reichthum dieser Gegenstände selbst als ein Unicum dasteht, mit welchem sich keine derartige Anstalt messen kann [1]). Doch bewährt sich meine Ansicht darin, dass, wie die Papyrusrollen wegen ihrer Gebrechlichkeit nur eine geringe oder gar keine Ausbeute gewähren, die Terracotta-Gegenstände noch immerhin die reichsten Fundgruben der römischen Cursivschrift bieten.

In der neuesten Zeit ist wieder Enns — das ehemalige Laureacum — mit seinen beträchtlichen Funden und dem ausgegrabenen Hypocaustum in den Vordergrund getreten. Der Bericht des Herrn Arneth darüber (Jahrb. d. Central-Comm. 1856, S. 51) trägt, wie jede Arbeit dieses gelehrten Archäologen, den Stempel der Vollkommenheit an sich, dessen Verdienst die beigegebenen Tafeln und Zeichnungen nur noch erhöhen. Die Tafel IV bringt unter andern auch die Copie von sechs römischen Cursiv-Ziegel-Inschriften. Durch die gelungene Zeichnung werde ich ermuntert, auch ferne von dem Fundorte stehend, ohne die Einsicht des Originales, die Entzifferung der durch den gelehrten Verfasser unerklärt gelassenen Inschriften nach Kräften zu versuchen. Der liebenswürdige Veteran wird, wie ich versichert bin, meine Bemühung als ein neues Zeichen der ihm schuldigen Verehrung genehmigen.

I. Die auf der Tafel IV, Nr. 2 ungelesen gebliebene erste Inschrift bezieht sich auf die letzte Zeile:



Zusammengezählt die Züge dieser Inschrift sind ihrer im Ganzen 18, wobei in Betracht kommt, dass bisweilen zwei Züge in einander fortgesetzt übergehen, wie das schon der Begriff der Cursivschrift mit sich bringt. Zur Probe wollen wir die ersten acht Züge erklären. Bekanntlich besteht der Buchstabe *M* sowohl in der Uncialschrift wie auch im Gothischen aus vier Zügen, die sich wie Balken unter einem Winkel an einander lehnen. Diese ersten gleichgestellten vier Züge der vorliegenden Inschrift würden also ein *M* ergeben. Die Hälfte dessen, nämlich die folgenden zwei Züge, nur umgekehrt gestellt, geben ein *V*. Nach diesen sechs Zügen folgen der perpendiculäre und der darüber gestellte horizontale (freilich hier etwas schräg gezogen), woraus sich ein *T* ergibt. Wir hätten hiermit schon in den acht ersten Zügen die Sylbe *Mut.* So geduldig fortschreitend ergibt sich aus der ganzen Reihe der Name *Mutianus*. Somit ergänzt sich die vollständige Inschrift der Ziegel mit den zwei ersteren Namen, welche bereits Arneth richtig entziffert hat: *Nonus* (nicht Nonis, wie es im Jahrbuch wahrscheinlich aus Versehen oder als Druckfehler vorkommt), *Sept.* (Septimius) *Mutianus*. Wir bemerken nur noch, selbstverständlich nicht für die Fachgelehrten, sondern zum Verständniss der Laien, in Betracht derer wir uns auch die vorhergehende Erörterung erlaubt haben, wie jeder freie Römer drei Namen hatte, so kommt auch hier *Nonus* als das Praenomen vor, *Septimius* als Nomen gentile, welches stets mit *ius* endet, und *Mutianus* als das eigentliche Cognomen, welches zur bestimmteren Bezeichnung der Person gedient hat; wonach wir hier unter diesen Namen auf einen, wenn auch nicht stummen, doch wahrscheinlich auf einen schweigsamen Menschen schliessen könnten. Gleiche Namen kommen häufig auch bei Gruter vor, so: Mutus CCCII, I. Mutius, Mutia und auch Mucianus. Wir machen nur noch darauf aufmerksam, dass, wie ersichtlich, die Inschrift mit einer Schnelligkeit und besonders feinem, scharfgespitztem Stiele angebracht wurde, wodurch sie sich von den übrigen folgenden unterscheidet.

II. Auf der angegebenen IV. Tafel folgt der Reihe nach die als unentziffert gebliebene Inschrift Nr. 4:



Sie unterscheidet sich augenscheinlich von der ersteren dadurch, dass die Schriftzüge etwas regelmässiger, unserer Schrift so zu sagen ähnlicher, mit ruhiger Hand und stumpferem Stiele angebracht sind. Herr Arneth sagt darüber „noch ungelesene Cursivschrift auf zu Enns gefundenen Ziegeln im Museum zu Linz.“ Was andere darunter gesucht haben mögen,

[1]) Dr. Erdy. *De Tabulis Ceratis in Transsilvania repertis.* Pest 1856.

ist mir völlig unbekannt geblieben. Meines Theils finde ich darin keine Schwierigkeit, und lese es ohne allen Zweifel: Minucius. Dass wir hier wieder ein Nomen gentile vor uns haben, lässt sich mit Bestimmtheit aus der Endung ius folgern. Die Namen Klein und Gross kommen in einer jeden Sprache häufig vor und bei den Römern sogar in allen Stufen des Comparativs. Die bezüglichen Beispiele dafür finden wir bei Gruter: Parvula MLI, 7. Minor CDXXIX, 4, wie auch die verlängerten Formen: Minucius und Minucia mit c, und Minutius und Minutia mit t; auch Minutianus MXCVII, 5, und deren Gegensätze Magnus, Maximus etc.

III. Mit der neueren und richtigeren Ausgabe der Ziegel-Inschrift Tafel IV, Nr. 6 hatte endlich Arneth einen wahren Dienst der Wissenschaft erwiesen, indem die Inschrift bereits seit 36 Jahren die berühmtesten Archäologen, wie Steinbüchel und Massmann, beschäftigt hat, ohne dass ihre Entzifferung, die auch Arneth diesmal gar nicht versucht, gelungen wäre. Schon Kurz (Beiträge zur Gesch. des Landes Österr. ob d. Enns III, XV) gedenkt ihrer. Steinbüchel veröffentlichte bereits davon eine Abbildung (Wiener Jahrb. d. Literat. 1830, XII. Anz. Blatt 16—17). Auf diese stützt sich nun auch Massmann's (Libellus Aurarius 54—55) ungenügende Erklärung. Denn während der hochgelehrte Mann, den als den Meister der Kunst jedes Zeitalter hochverehren wird, indem er der Erste zur Entzifferung der römischen Cursivschrift die Bahn gebrochen, — auch nach jener im Vorliegenden unrichtigen Abbildung die drei ersten Buchstaben mit seinem gewohnten Scharfsinne richtig erkannt hat; von dem weiteren sagt er, doch unbestimmt: „Post quae fortasse legendum Legio XX, ut in alius cuiusdam lateris fragmento, quod Steinbüchelius etiam descripsit, appertissime apparet LLC. III. Post istas literas denique haud dignoscitur H.“ Wenn ich mich auch genöthigt sehe darauf zu erwiedern: Nihil horum, so sage ich es fest überzeugt, dass, wenn es Jemandem gelingen könnte, die Inschrift zu entziffern, so wäre es sicher Maasmann gewesen, wenn ihm statt der Steinbüchel'schen unrichtigen Abbildungen die von Arneth herausgegebene richtigere zur Hand gewesen wäre. Übrigens gehört das Alles nunmehr blos der Literaturgeschichte der Inschrift an, deren Entzifferung ich also versuche:

Meiner Meinung nach wäre darin nämlich weder eine Zahl noch das Wort Legion vorhanden, sondern der Name Rogatianus. Wie bekannt eine Abstammung von Rogatus, das bei Gruter LI, 6. DXLV, 6. DCCCLXVIII, 1. und MLXXVI, 3. Rogata DLXXXVI, 2 vorkommt.

Am wahrscheinlichsten dürften sich alle diese Namen auf die Verfertiger der Ziegeln, die Fabrikanten oder gemeine Arbeiter der Figlinen beziehen.“

(Zwei mittelalterliche Grabdenkmale an der Kathedralkirche zu Laibach.) Der gelehrte Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes Herr Joseph Bergmann legte im Juni-Hefte der „Mittheilungen“ für 1857 mit grosser Sach- und Fachkenntniss auseinander, welche Wichtigkeit Grabdenkmale und Grabdenksteine für die Geschichte sowohl, als für die Kunst und Technik haben, und gibt im Juli-Hefte historische Notizen über fünf Familien, deren Grabsteine im Franciscanerkloster zu Neustadtl in Unterkrain sich vorfinden; zugleich sind die Abbildungen der schönen Grabsteine des Letzten v. Villanders und des Hanns Lenkovitsch beigegeben. Diesen können zwei mittelalterliche Grabsteine zur Seite gesetzt werden, die an der äusseren Nord- oder Rückseite der Dom- oder Kathedralkirche in Laibach eingemauert sind. Sie lagen einst im Innern der Kirche am Boden auf den betreffenden Grüften und wurden im Jahre 1701 bei Abtragung der alten und beim Baue der dermaligen neuen Kirche an ihre gegenwärtige Stelle gebracht. Der krainische Chronist und Akademiker der ehemals bestandenen Operosen-Gesellschaft in Krain, Johann Georg Thalnitscher von Thalberg, zählte in einer im Manuscripte hinterlassenen „Historia Cathedralis ecclesiae Labacensis“ von 1701 die Denkmale dieses Tempels auf und sagt: „Sunt praeterea illustrissimorum heroum tumuli, Erasmi a Schayern equitis, cum integra ejus statura marmori insculpta“, und „equitis, Georgii a Lamberg, cum integrae staturae in marmore sculpta, diem et annum, extritum tempore, vetustas incidit.“

So wie diese Denksteine schon an ihrer vormaligen Stelle am Boden wenig oder gar nicht geschont wurden, so sind sie seit ihrer Einmauerung in die Aussenwand der Kirche vollends der Verwüstung ausgesetzt, sie sind aber gleichwohl einer sorgfältigen Conservirung würdig. Der eine Grabstein ist zwar schon durch das Wappen als der Familie Lamberg angehörig bezeichnet; da aber die Zeit und das Alter die Umschrift am Denksteine ganz verwischt haben, so verdanken wir nur dem unermüdeten Forscher von Thalberg die Kenntniss, dass jener Grabstein einem Ritter Georg von Lamberg gesetzt wurde.

Prof. Richter sagt, dass die Lamberge [1]) in den Zeiten Friedrich's III., Maximilian's I. und ihrer Nachfolger, besonders durch das XVI. Jahrhundert in Krain das waren, was die Rosenberge in Böhmen oder die Zierotine in Mähren. Wir finden

[1]) Die Lamberge kamen im XIV. Jahrhunderte nach Krain und zwar mit Wilhelm II. dem Jüngeren, welcher nach Lazius, de Nigr. Gent. l. 6, pag. 209 im Jahre 1397 das Schloss Waldenburg daselbst besass.

hier zu Lande im XV. und XVI. Jahrhunderte drei Lamberge mit dem Taufnamen Georg, und zwar den älteren und jüngeren im fünfzehnten und den dritten im sechzehnten Jahrhunderte; jene beiden waren Landesverweser, dieser war nichts weiter als Verordneter in Krain; vom oben erwähnten jüngern Georg Ritter von Lamberg aber sagt Joseph Mayer in seinem, 1709 in Wien gedruckten Werke: „Vortrefflich-Hoch-Adeliches-Controfee, das ist: Vollkommener Adel des Hochfürstl. und Hochgräflich-Uralten Hauses von Lamberg", Seite 348 wörtlich Folgendes: „Es ist Georgius erstgeborner Sohn Balthasaris ein Herr von solchen Qualitäten und Denkwürdigkeiten gewesen, dass ihm in vorgestellter Standes-Ordnung sowohl in der Staat- als Kriegs-Deduction ein principal Orth gebührt hätte, zumalen er ein kluger Cavalier, dessen heilsamen Rath sich Fridericus IV. der Kayser unausgesetzt bediente. Um das Jahr 1460 war er Castellan zu Lack, nachgehends leistete er dem Kayser erspriessliche Dienste in dem Krieg, so dieser Monarch 1462 wider seinen Brudern Erz-Herzog Albert führete, welcher Ihme sogar mit Hülff deren Wienern in der Kayserlichen Burg daselbst belagert hielten, bei welcher Gegebenheit biss zu endlichem Austrag der Sach Georgius seine vorhin schon gehabte Meriten dergestalt vermehret, dass der Kayser bewogen, Ihme zu einiger dankbaren Ergötzlichkeit das Schloss Orteneg im Herzogthum Krayn, welches nach Abgang der Graffen von Zily an das Haus Österreich gefallen, mit allen Regalien und Gerechtigkeiten freigebig zu schenken. Er erreichte ein ungemein hohes Alter, und hatte sein Leben biss auf 99 Jahr gebracht, als Er dieses Zeitliche gesegnet, eine grosse Posterität hinterlassend. Seine erste Gemahlin ware Elisabeth von Zobelsperg, eine Schwester Andreä seines Herrn Brudern Gemahlin, nach deren ihren Absterben sich im 80sten Jahr seines Alters mit Magdalena, einer Tochter Phoebi Grafen von Thurn vermählet, und mit Ihr noch 10 Söhne und 4 Töchter erzeuget." (Spec. Honor. Aug. Dom. austr. l. C. c. 16. p. 1308 Joann. Jacob. Weingarten Monarch. Dom. Austr. P. I. p. 88. Collect. Geneal. Hist. C. 15. p. 32).

Da das Bildniss auf dem Lambergischen Denksteine an der Wand der Domkirche zu Laibach einen greisen Ritter vorstellt, und das daselbst ersichtliche Wappen so einfach ist, wie es eben vom Kaiser Friedrich IV. dem Hause Lamberg verliehen, oder veräussert wurde, so ist anzunehmen, dass das besprochene Denkmal dem eben erwähnten Ritter Georg von Lamberg, als einem historisch merkwürdigen Manne, gesetzt worden sei.

Dieser Georg von Lamberg war der Stammvater der noch jetzt blühenden Orteneg- und Ottensteinischen Linie des Hauses Lamberg.

Die Umschrift des zweiten Steines lässt keinen Zweifel übrig, wessen Grab er einst deckte; sie lautet buchstäblich: „Hie ligt begrawen der Edl Gestreng. Ritter Herr Eraam. Schairer Ro. * Khn. M. T. Hauptmann zu Zeng. dem Gott genad. Gestorwen am 18. Tag, Februariy im 1547 Jar."

Im historisch-geographischen allgemeinen Lexikon (Basel 1744) lesen wir Seite 243: „Scheyer eine adelige Familie in dem Herzogthum Crain, welche vormahls sich Erzjägermeister (allem Ansehen nach von Krain) genannt. Anno 1386 befanden sich unterschiedliche derselben in der Schlacht bei Sempach. Caspar von Scheyer war ein Grossvater Erasmi, der im Jahre 1547 als Hauptmann von Zengg verstarb; dessen Sohn Franz starb im Jahre 1589 als innerösterreichischer Regierungsrath, und hinterliess Erasmum Rittmeister der krainiserischen Ritterschaft."

Es ist zwar problematisch, aber nicht unwahrscheinlich, dass die Ritter von Scheyer oder Scheyern in Krain Stammesverwandte der Pfalzgrafen und Fürsten von Scheyern in Baiern waren, von denen die Wittelsbacher abstammten. Aventinus gedenkt eines Volkes, welches sich die Scheyrer nannte und zu Kaiser August' Zeiten an der Donau gewohnt und seinen eigenen König gehabt haben soll. Der Name Scheyer, Scheyern, Scheuern oder Scheyrer ist unzweifelhaft deutsch, und so wie die deutschen Dynasten von Spanheim, Scharfenberg, Gallenberg, Auersberg, Sauran, Dietrichstein, Eggenstein und Andere in Krain einwanderten, so können allerdings auch die Scheyer oder Scheyrer aus Baiern nach Krain gekommen sein, denn Karl der Grosse belehnte seine Getreuen, die für ihn das Land erobert hatten, in den Gauen und Marken an der Drave, Save und Kulpa. Krain wurde im X. und XI. Jahrhundert von fränkischen und deutschen Fürsten und Statthaltern regiert; Kaiser Otto I. setzte (972) den Markgrafen Konrad ein, welchem Konrad II., dann dessen Sohn Konrad III. folgte, der zugleich Herzog von Baiern war. 1209 war Ludwig von Baiern Markgraf von Krain. Das sind hinreichende Momente, um die Verwandtschaft der Scheyer oder Scheyrer in Baiern und Krain als möglich zu denken, die Gewissheit aber musste sich endlich in Archiven und Genealogien finden; dem Schreiber dieser Zeilen fehlen jedoch die Mittel und Wege dazu. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, dass die Landesfürsten von Krain ihren Hofadel und ihre Würdenträger hatten, und somit konnten die Scheyer allerdings Erzjägermeister in Krain sein, jedoch erst dann, als Krain unter das Erzhaus Österreich kam und ein Herzogthum wurde.

Die Herrschaft Siebenegg in Krain wurde 1293 vom Grafen Ulrich von Haynburg an Herzog Albrecht von Österreich um 12.000 Mark Silber verkauft (Laz. et Meyis p. 694), wodurch sie an das Haus Österreich gelangte, und sie wurde, so lange sie landesfürstlich war, durch einen landesfürstlichen Pfleger oder Burggrafen verwaltet; im Jahre 1493 war Jörg Scheyrer landesfürstlicher Burggraf zu Siebenegg. Im XIV. Jahrhunderte kam die Ritterburg Ainöd in Unterkrain nach Ableben der Herren von Ainöd an die Herrn von Schayr, welche das neue Schloss erbauten, nachdem die alte Burg vom Grafen Hermann von Cilli 1458 erobert und zerstört wurde. Die Scheyrer waren noch im XVII. Jahrhunderte Herren von Ainöd. Sie besassen auch das Schloss Stegberg, dann (1573) Paul von Schayr Schloss und Herrschaft Wildeneck und 1621 Franz von Schayer den Edelmannssitz Fischern in Krain.

Valvasor, welcher gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts seine „Ehre des Herzogthums Krain" schrieb, führt das Wappen der von Schayr im IX. Buche S. 115 unter den „Ritter-Standesfamilien auf, welche in andern Ländern jetzo sess- und wohnhafft." Schmutz sagt in seinem „historisch-topographischen Lexikon von Steiermark" 3. Theil, S. 477: „Scheuer, die Ritter von." Aus diesem Geschlechte besuchte noch im Jahre 1694 einer den steierischen Landtag; sie besassen Eckenstein, Salloch, Einöd und Scheuer im Cillier Kreise. Jörg 1573. Jörg und Caspar Scheuer waren 1446 bei dem Aufgebote gegen die Ungarn. Aus diesem Geschlechte thaten mehrere wichtige Kriegsdienste gegen die Türken." Von Erasmus von Scheyer, dessen Denkmal wir oben erwähnt haben, sagt Valvasor im XII. Buche S. 91: „Anno 1532 belagerte Herr Erasmus von Scheyer, Oberhauptmann zu Zeng, mit hundert und siebenzig der Seinigen, das türkische Schloss Solin, und bezwang selbiges auf einem einigen Tag, mit Sturm; worinn er die völlige, in hundert und zwanzig Janitscharen bestandene Besatzung niedergehauen, zwanzig Stück Geschützes auf Laveten, hundert Doppelhacken, zwey hundert und sechtzig Hand-Röhre, sammt einem guten Vorrath an Speise und Kriegs-Nothwendigkeiten erobert hat." Von welchem Belange die

Würde eines Hauptmannes von Zeng war, besagt folgende Stelle bei Valvasor Bd. XII, S. 84: „Diese Zengerische Grafschaft ist, von den Zeiten dess Ungarischen Königs Bela her, alle Mal durch ihre eigene Grafen regiert worden, biss auf Matthiam. Welcher das Königliche Schloss wiederum verneuern lassen, so allbereit etliche hundert Jahre gestanden. Nach den Königen kam die Ober-Herrschaft an den Ban oder Oberhauptmann. Wiewol bissweilen zween Banen zugleich waren: führte doch Einer sowol, als der Andere den Titel eines Hauptmanns zu Zeng."

Es ergibt sich also aus dem Gesagten, dass die besprochenen beiden mittelalterlichen Denkmale von grossem historischen Werthe und der Erhaltung und angemessenen Renovirung, sofort der sorgfältigen Übertragung an einen geeigneteren Ort würdig sind.

Dr. H. Costa.

Correspondenz.

Hamersdorf (nächst Hermannstadt in Siebenbürgen). Neuerlich bekamen wir zufällig Nachricht von einem ungewöhnlich grossen, räthselhaften Medaillon, welches der Apotheker in Birthälm nebst einer kleinen Sammlung in der dortigen Umgegend gefundener, vorzüglich altrömischer Münzen, besitzt. Durch die Beschreibung der auffälligen Embleme und unbekannten hieroglyphenartigen Schriftzüge wurden Alterthumsfreunde und Numismatiker natürlich sehr aufgeregt und begierig dasselbe zu sehen und, wo möglich, zu dechiffriren. Durch Gefälligkeit des Besitzers erhielten wir sehr bald zum Anschauen und Copiren das bezügliche Münzstück; aber bis jetzt ist dessen Dechiffrirung hier nicht gelungen; vielleicht gelingt es in Wien, wo reichere Hilfsmittel und umfassendere Kenntnisse zur Hand sind.

Indem wir versuchen, eine Beschreibung dieses Schaustückes zu entwerfen, bemerken wir, dass auf der einen, in zwei Felder abgetheilten Seite im obern Feld eine im Lehnstuhl oder Thronsessel sitzende gehelmte männliche Figur, in der rechten Hand mit einem Scepter, in der Linken mit dem Bogen und aufgelegten Pfeile, dargestellt ist. Dem Sitzenden hält ein gebogener Arm einen Dolch in der Hand entgegen. Unter diesem Arm erblicken wir einen Stierkopf mit spitzigen, aufgerichteten Hörnern und oben zwischen den Waffen einen Stern und eine kleine, herunter hangende Glocke. Die Figuren erscheinen beiderseits von Palmstämmen und oben von einem fliegenden Bande umschlossen. Die dreizeilige, horizontal gehaltene, aus 14 Chiffern bestehende Legende nimmt das untere Feld ein.

Die andere Seite des Schaustückes stellt eine Landschaft vor, in welcher hinter dem mit einem Baumstamme bepflanzten Hügel eine männliche Gestalt im Sagum oder in mantelartiger Bekleidung, mit der phrygischen Mütze bedeckt und in ruhig stehender Stellung, die Beine übereinander geschlagen, sich zeigt. Ihr gegenüber steht ein Zugstier und zwischen diesen gegeneinander gekehrten Figuren, ein Ackergeräth, einen Pflug vorstellend. Oben sehen wir das Zeichen der Sonne und des Mondes abgebildet, und einen Blitzstrahl, der sich zwischen die Figuren herabschlängelt. Die aus 13 problematischen Charakteren bestehende einzeilige Legende ist in der Rundung über den Figuren angebracht, und das Ganze, Embleme und Schriftzeichen, grösstentheils längs dem äussern Rande mit einem theilweise stark verwischten Perlenkranz umgeben. Das Medaillon wiegt 20 Loth, besteht aus 80 Theilen Zinn und 20 Theilen Blei.

Ich hatte die Ehre, Sr. Durchlaucht dem Herrn Landes-Gouverneur Karl Fürsten zu Schwarzenberg, dem Freunde und Unterstützer wissenschaftlicher Forschungen in Siebenbürgen, dieses voran beschriebene Schaustück nebst noch einigen andern mit Bleistift entworfenen Abbildungen antiker Geschirre und Monuments von Grossprobstdorf und Kleinschelken, zu zeigen. Se. Durchlaucht fanden in den Schriftzügen annähernde Ähnlichkeit mit einigen walachischen oder illyrischen Buchstaben und bei den figürlichen Darstellungen das siebenbürgische Sekler-Wappen, Sonne, Mond und Sterne dargestellt. Dazu gewissermassen aufgefordert und ermuntert, versprach ich eine möglichst treue Zeichnung oder einen Gypsabdruck oder Abklatschung von dieser grossen Münze anfertigen zu lassen und mit Angabe des Fundortes, des Finders und der etwaigen näheren Umstände bei dem Finden an die Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Denkmale nach Wien zu übersenden. Nach später eingezogener Nachricht erfuhr ich, dass der gegenwärtige Besitzer, Johann Jekeli, vor beiläufig 30 Jahren das in der Mediascher Umgegend gefundene Schaustück aus der Hinterlassenschaft des Johann Schuster erhalten, eine getreue Abbildung sei an Herrn v. Steinbüchel zur Besichtigung nach Wien geschickt, aber kein Urtheil bis jetzt darüber, wenngleich versprochen, erfolgt.

Kurz bevor ich von dem voran beschriebenen Medaillon Kunde empfing, erfreute mich Se. Excellenz, unser hochverehrte Vorstand des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Joseph Frhr. Bedeus von Scharberg, mit einer ähnlichen, aus einem neuen ungarisch geschriebenen Werke entnommenen Nachricht von einer silbernen Münze, und hatten die Gewogenheit aus diesem Werke die bezügliche Stelle übersetzt, aus der ungarischen in die deutsche Sprache, mir gütigst mitzutheilen. Das Buch führt den Titel: „Erdély Regiségi irta Kövári Laszlo." Pesten 1852. S. 46. Die Uebersetzung lautet wie folgt:

„In unsern Tagen ist in der Gegend von Karlsburg (dem alten Apulum) eine thalerartige Münze von 12 Loth aus 16-löthigem Silber gefunden worden. Diese bringt eine den Selbstmord des Decebalus betreffende wichtige Angabe. Den Thaler habe ich auch (Kovári) selbst gesehen. Er ist so gut erhalten, dass ich seine Echtheit beinahe bezweifeln möchte.

Auf der einen Seite dieser Münze führt Trajan auf einem Triumphwagen über eine steinerne Brücke. Darunter stehen vier Buchstaben, von welchen U·T· kennbar sind.

Auf der andern Seite besteht die Abbildung aus mehreren Theilen. Im obersten Theil befindet sich links ein Füllhorn, rechts eine Burg, darunter stürzt sich Decebalus in sein Schwert. Er ist in der Stellung abgebildet worden, wie er sich gerade neiget und die Krone ihm vom Haupte fallen will. Darunter stehen die Worte: „Occupata Dacia."

Bei diesfälliger Correspondenz-Gelegenheit dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, hier noch von einigen ähnlichen Medaillen Erwähnung zu thun, deren eine im 1. Bande 1. Hefte des Archivs für siebenbürgische Landeskunde 1843 (neue Folge), dann die andere in einem ungarischen Werke: „Mehadia Vagy á Hercules Fürdök, Lugosi Fodor Andras, Kolosvart 1844" bereits beschrieben und abgebildet erscheinen, und endlich zu Ende des Jahres 1844 in einer Kronstädter Zeitschrift „Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denkwürdigkeiten Siebenbürgens" — durch den edlen Grafen Joseph Kemeny, einer kritischen Beurtheilung unterzogen worden sind. Der gelehrte Graf hat die Echtheit dieser beiden letzteren wenig von einander variirenden, jedoch in verschiedenen Stämpeln geprägten oder in Formen gegossenen Münzen heftig bestritten und deren Unechtheit mit einem Überfluss von Gelehrsamkeit und von angeführten Gründen, weit mehr in heiterer Laune als ernster Beurtheilung, zu beweisen gesucht.

Da bei der Beschreibung dieser in dem oben angeführten Archive enthaltenen römisch-dacischen Münzen nicht die Originalien, sondern von der erstern blos ein undeutlicher Schwefel- und Bleiabguss und von der zweiten gar nur eine schwache Handzeichnung zu Gebote standen, so erachtete ich es für nöthig, zumal da von der erstern das Original in natura vorliegt, hier eine verbesserte Beschreibung sammt Abklatschung zu versuchen.

Die erste Seite stellt Trajans weltberühmte Donaubrücke vor, über welche der, wie es scheint, mit der Strahlenkrone geschmückte Imperator auf zweiräderigem Wagen, die Zügel in der Hand, ein Pferdegespann lenkt. Eine gehelmte männliche Figur schreitet neben der biga einher.

Die Avers vergegenwärtiget den verhängnissvollen Augenblick, wo Decebalus, der von den Römern überwundene, von allen Seiten geschlagene König der Dacier, unter dem Abhang einer hohen Bergfestung in sein eigenes Schwert sich stürzt und die Krone ihm vom Haupte fällt, während hinter dieser Scene ein gehelmter, in eine Art Waffenrock gekleideter Krieger mit einem Speer bewaffnet zwei nur theilweise sichtbare Pferde führend, mit der rechten Hand auf den hinsinkenden König zeigend. Ein von unten hinauf gebogenes Füllhorn ergiesst seinen kaum genau zu bestimmenden Inhalt gegen die Festung. Über dem Eingange des hochgewölbten Portalbogens der Festung ragen eine gesenkte Fahne oder Standarte mit unbestimmbaren Emblemen und über der Ringmauer auf beiden Seiten des Thores mehrere aufgerichtete Lanzen empor. Unten am Rande stehen die Worte: OCVPATA DACIA. Das Schaustück hat 2½ Zoll im Durchmesser, ist fast ⅛ Zoll dick, wiegt 14 Loth und besteht aus röthlich, stark mit Kupfer legirtem Metalle.

Die beinahe gleiche, an beiden Stromufern mit Basteien befestigte Donaubrücke Trajans, über welche der heldenmüthige Kaiser auf einem zweiräderigen Triumpfwagen ein Pferdegespann lenkt, unterscheidet sich jedoch dadurch von der vorigen, dass der Imperator gehelmt und auf dem rechten Brückenthurm oder Pfeiler — der Thurm ist nicht sichtbar — eine vertical eingravirte Inschrift: ISTER... PERAT.. erscheint. Auf der Kehrseite sehen wir hinter dem sterbend niedersinkenden Könige zwei mit Lanzen — nicht Hellebarden — bewaffnete Männer und zwei Pferde und noch eine dritte geharnischte Figur heranschreitend; in der Festung zwei Feldzeichen mit Adlern. Das Castell erscheint in beiden Münzen auf hohem Felsen mit doppelter Ummauerung und geöffneten Thoren.

Als Fundorte der zuletzt bezeichneten beiden obigen Medaillons werden Deva im Westen Siebenbürgens, im jetzigen Karlsburger Kreis, Szelymeser Bezirks, und auch Gyalakuta im Osten, im jetzigen Maros-Vásárhelyer Kreis und Bezirk, angegeben.

Beide Orte liegen an oder nicht weit entfernt von der grossen Trajan-Strasse, welche sich von Karlsburg (Apulum) gegen Westen nach Varhely (Gredistie), Sarmizegethusa und gegen Osten nach Napoca und Parolissum (Nyaradto und Vats im Maros-Vásárhelyer Kreise) durch das schöne, herrliche Marosthal erstreckt, an vielen Orten, wo derzeit noch die Spuren von bedeutenden altrömischen Städten und Niederlassungen bemerkbar sind.

Die Besitzer dieser Schaustücke waren von dem einen Dr. Andreas Feder in Deva, Physicus im dortigen Kreise, und von dem andern die Witwe des gewesenen Gubernialrathes von Malom in Gyalakutt. In Hinsicht der gewünschten Einzelnheiten, von der genaueren Bestimmung der Zeit, von der Entdeckung dieser Findlinge, von dem Namen des Entdeckers und von den etwaigen nähern Umständen auf den Fundstätten, konnte bisher noch nichts Sachdienliches in Erfahrung gebracht werden.

Als Grund der Unechtheit dieser römisch-dacischen Medaillons führt, ausser vielem Andern, der verewigte Graf Joseph Kemeny († 12. September 1855) Folgendes an:

Die Donaubrücke habe nach Angabe des Zeitgenossen Dio Cassius zwanzig Pfeiler und an beiden Enden Citadellen oder Brückenköpfe, die bezügliche Münze nur sechs Pfeiler; aber die sechs Pfeiler sind symbolisch zu nehmen, so dass hier, wie oft zwei Bogen jede andere, auch die grösste Brücke bedeutet, und die Pyramiden sind nur Thurmpfeilerreste. Die sarkastische Bemerkung über das Ochsengespann am Triumphwagen Trajans, so wie es in der That im zweideutigen Abdruck erschien, fällt jetzt weg, indem das Original, welches vorliegt, wirklich ein Pferdegespann darstellt. Ebenso zeigt die Münze im Archetypus auf der Standarte etwas Unbestimmtes, jedoch keinen Adler. Der gerügte Verstoss gegen die orthographische Schreibart des „ocupata“ mit einem einfachen c dürfte wohl lediglich der Unachtsamkeit des Graveurs zur Last fallen, dergleichen fehlerhafte Auslassungen bei den alten Inschriftsteinen, wie bekannt, gar nicht selten vorkommen, und das „Ister Superatus“ verräth, denke ich, einen griechischen, schwachen Sculpteur. Die bessern Künstler mögen schwerlich das luxuriöse, genussreiche Rom mit der fernen, gefahrbedrohten Grenze des Weltreiches vertauscht haben. Auch führten ja ausser den Hellenen, die untern Theile des Danubius bei mehrern römischen Schriftstellern den Namen Ister, welche Benennung gleichfalls vom Grafen beanständet wird. Das getadelte gerade Schwert, statt eines krummen, sichelartigen und den Daciern eigenthümlichen, erscheint auf dem Original-Medaillon als eine dolchartige Waffe, mit welcher sich Decebalus entleibt u. s. w.

Die ähnliche, an beiden Ufern mit Basteien befestigte Donaubrücke Trajans, über welche der heldenmüthige Kaiser ein Pferdegespann lenkt, unterscheidet sich jedoch dadurch, dass der Imperator gehelmt ist, und auf dem rechtufrigen Brückenthurm oder Pfeiler desselben — der Thurm ist nicht sichtbar — die voran bereits angeführte, vertical angebrachte Inschrift: ISTER.. PERAT lesbar erscheint. Auch auf der Kehrseite sehen wir hinter dem sinkendem Könige zwei mit Lanzen bewaffnete Männer und zwei Pferde und noch eine geharnischte halb sichtbare Figur heranschreitend, in der Festung zwei Feldzeichen mit Adlern.

Übrigens geschieht gegenwärtig die Erwähnung dieser Schaumünzen nicht etwa, weil ich von ihrer Echtheit überzeugt, vielmehr hege ich darüber selbst noch manchen Zweifel, sondern, wo möglich, zu einem competentern Urtheile darüber Veranlassung zu geben und von bewährtern Alterthumsforschern und Numismatikern zu erfahren, ob dieselben für echt oder unecht erkannt und erklärt werden sollen, um sie sodann entweder als ergänzenden Theil echter römisch-dacischer Münzen oder als Beispiel der Verfälschung zur Warnung in einem Anhange meinem schon früher geschriebenen und herausgegebenen Aufsatze „Die antiken Münzen, eine Quelle der älteren Geschichte Siebenbürgens“ beizufügen. Diesen Aufsatz, dessen Herausgabe bereits vor 17 Jahren begann und in dem 1. Bande 1. und 2. Heft des Archivs für die Kenntniss von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart und im 1. Bande 2. Heft des Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde zertheilt erschienen ist, beabsichtige ich in einer nöthig gewordenen neuen Auflage verbessert, mit Zusätzen und Nachträgen vermehrt und auch unter einem geeigneteren Titel: „Dacien in den antiken Münzen“ — der Presse zu übergeben.

Ackner.

Literarische Anzeigen.

* Die Schriftkunde, der erste Schlüssel zum Verständniss der handschriftlichen Schätze des Kaiserstaates, war bisher ein Gut, dessen Besitz sich eine verhältnissmässig nur geringe Anzahl wissenschaftlich Gebildeter erfreute, daher auch die handschriftlichen Schätze des Kaiserstaates, wiewohl sie die Fundgruben für alle anderen Wissenschaften bilden, noch immer nicht in dem Masse verwerthet wurden, als es nothwendig erscheint, um die historischen Denkmale nach ihrer vollsten Bedeutung zu würdigen. Damit nun die Kenntnisse der alten Schriftzeichen allgemeiner gestattet werden, hat Seine Excellenz der Herr Minister für Unterricht und Cultus, Graf Leo Thun angeordnet, dass in Zukunft an den Universitäten Vorlesungen über Paläographie und in Special-Lehranstalten besondere Übungen derselben gehalten werden sollen. Zur Unterstützung dieses Zweiges der Wissenschaft wurde zugleich angeordnet, dass der hiezu nothwendige Lehrapparat durch eine Sammlung von Abbildungen der Schriftdenkmale des Mittelalters für die betreffenden Lehranstalten beigeschafft werde und der Gegenstand desselben ist die Herausgabe der „Monumenta graphica medii aevi ex archivis et bibliothecis Imperii Austriaci collecta", von denen kürzlich die ersten zwei Lieferungen veröffentlicht wurden. Die Redaction dieses kostbaren Werkes hat der Herr Unterrichts-Minister dem ausgezeichneten Gelehrten und Professor der Paläographie an der Wiener Universität Dr. Th. Sickel übertragen, von welchem auch die Grundzüge für das gesammte Werk entworfen wurden. Zur Ausführung der Schrifttafeln wurde zum ersten Male im grösseren Massstabe ein neues Verfahren in Anwendung gebracht — nämlich die photographische Reproduction, welche den überwiegenden Vortheil gewährt, dass sie eine absolute Gewähr für die Treue der Schriftzüge, welche dem Paläographen das Wesentlichste sind, gibt, während die Lithographie, wenn sie auch reinere und gefälligere Facsimile's liefert, doch der manuellen Reproduction bedürfen und daher leicht, wenn auch unbewusst, verändert werden können. Bis jetzt sind 40 Tafeln in den beiden Lieferungen erschienen, deren ältestes Document ein Papyrusfragment aus dem VI. Jahrhundert bildet. Zu bemerken ist noch, dass von den Schriftdocumenten nur solche gewählt werden, welche österreichischen Sammlungen angehören. — Bis jetzt wurden nur fünfzig Exemplare angefertigt, deren Verfügung sich das h. Unterrichts-Ministerium vorbehalten hat, und von denen auch der k. k. Central-Commission durch die besondere Güte Sr. Excellenz des Herrn Unterrichts-Ministers ein Exemplar zugekommen ist; die lateinische Vorrede verspricht aber, dass auf Bestellungen auch eine weitere Anzahl von Exemplaren hergestellt und zu diesem Behufe binnen Kurzem ein Prospectus erlassen werden wird.

* Die antiquarische Gesellschaft in Zürich hat den glücklichen Gedanken gefasst, ihre Thätigkeit den „Denkmälern des Hauses Habsburg in der Schweiz" zuzuwenden. Se. k. k. apostol. Majestät haben die Bedeutung des Unternehmens gewürdigt und durch eine Unterstützung den Anfang dieses Unternehmens möglich gemacht. Das erste Heft beginnt mit der Veste Habsburg im Aargau, dessen Beschreibung dem baden'schen General-Major a. D., G. H. Krieg v. Hochstätten zu verdanken ist. Der Beschreibung derselben geht ein Überblick der Befestigungsweisen und der Bau-Technik des XII. Jahrhunderts voraus. Darauf folgt die Darstellung des Terrains der Habsburg und die Anordnung ihrer Werke im Allgemeinen, worauf die einzelnen Baustücke ihrer ursprünglichen Anlage gemäss beschrieben werden.

* Das neueste Heft (Jahrgang 1858 I u. II) der „Zeitschrift für Bauwesen", herausgegeben unter Mitwirkung der königl. technischen Bau-Deputation und des Architekten-Vereines zu Berlin und redigirt von G. Erbkam (Berlin 1858), bietet den Freunden der mittelalterlichen Baukunst zwei interessante Aufsätze. Der eine derselben enthält eine Darstellung „der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Halle und ihrer Restauration in den Jahren 1853 bis 1857" von Ritter (mit 3 Tafeln, einem Situationsplane und mehreren Holzschnitten); der zweite unter dem Titel: „Architektonische Studien in Spanien" (mit 1 Tafel und mehreren Holzschnitten) von E. Guhl, enthält den Beginn einer Charakteristik der Baudenkmale von Burgos und darin insbesonders eine eingehende Beschreibung der berühmten Kathedrale dieser alten Königsstadt.

* Von dem neuen (VIII.) Jahrgange des in Cöln erscheinenden „Organs für christliche Kunst" liegen uns gegenwärtig vier Nummern vor. Dieselben enthalten an grösseren Aufsätzen unter dem Titel: „Aus Krakau" zwei Aufsätze von A. Essenwein über die dortige Domkirche, dann die Frauenkirche und heilige Kreuzkirche; zwei Aufsätze von Braun über „die Lage der Kathedralkirchen" und über „Steinbilder an gothischen Baudenkmalen"; ferner zwei Aufsätze, gleichfalls von A. Essenwein, von denen der eine die Fortschritte beim Baue der Votivkirche und die Restauration der Stephanskirche in Wien behandelt; den Anfang eines Aufsatzes über die „Wartburg" und eines zweiten über die mittelalterlichen Bauten in „Upsala"; von C. Smeddinck einige Nachrichten über den Cölner Dom-Glockengiesser Clolt und seine Arbeiten; einen zweiten Nachtrag zu der Abhandlung des früheren Jahrganges über „die Glocken", und Besprechungen des Cölner Dombildes, der Restauration des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses zu Kengen am Niederrhein, der Compositionen Steinle's für die Fresken des Cölner Museums u. s. w.

* Ein neapolitanischer Mönch aus dem Benedictiner-Kloster Monte Cassino hat die Veröffentlichung eines bedeutenden Kunstunternehmens mit vielem Glück begonnen. Er photographirt die berühmten Fresken aus dem Dome von Monreale bei Palermo und gibt dieselben, begleitet von dem entsprechenden erklärenden Texte, heraus. Das Unternehmen erfreut sich der sehr bedeutenden Unterstützung von 30.000 Ducati von Seiten des Königs von Neapel.

* Für das Studium und die Kenntniss der mittelalterlichen Kleinkünste ist vor nicht langer Zeit ein Werk erschienen, das wir der eindringlichsten Beachtung empfehlen. Abbé Texier — den Lesern der „*Annales archeologiques*" durch seine Arbeiten über Goldschmiedekunst, über die Goldschmiede des Mittelalters, über die Schulen und Werkstätten zu Montpellier und Limoges wohl bekannt — hat einen „*Dictionnaire d'orfèvrerie, de gravure et de ciselure chrétiennes*" herausgegeben, welcher in 1500 Artikeln die Beschreibung und die Symbolik aller kirchlichen Geräthe enthält; man findet Erklärungen über Ringe, Altäre, Kelche, Reliquienschreine, Ciborien, Glocken, Leuchter, Lampen, Monstranzen, Patenen, Grabsteine u. s. w. Ebenso finden die weltlichen Werke der Goldschmiedekunst Platz in diesem Werke. Es bietet mithin reichen Stoff zur Belehrung in der Technik eines Zweiges der mittelalterlichen Kunst, von dem sich unsere Zeit nicht rühmen kann, dass sie dieselbe übertroffen hat.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

Nº 4. | III. Jahrgang. | April 1858.

Über einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien.

Von Adolf Leopold Ritter v. Wolfskron.

Eben so zahlreiche als glaubwürdige Überlieferungen geben Zeugniss von der weiten Verbreitung und höheren Ausbildung des Holzbaues im früheren Mittelalter, namentlich ist es der von den Römern weniger oder gar nicht berührte Norden Europa's, welcher, unbekannt mit dem monumentalen Steinbaue jener Zwingherren, in seinen dichtbewaldeten Gauen stattliche Burgen, ja selbst Königssitze, am häufigsten aber Kirchen in ganz eigenthümlicher Holzconstruction entstehen sah, und in einzelnen ursprünglichen Resten, mehr noch in stylgemässen Renovationen, bis auf die Gegenwart erhalten hat. Schweden und Norwegen war an solchen Holzgebäuden besonders reich, und aus ältester Zeit gibt uns die herrliche Frithjof-Sage Kunde vom „riesigen Trinksaal! . . . . gezimmert aus Föhren" [1]) (3. Gesang). — Der Dänen-König Harun Blauzahn (936—986) förderte den Bau von 3 hölzernen Kirchen in Jütland, und liegt auch in der durch ihn erbauten hölzernen Dreifaltigkeitskirche zu Rösskilde begraben [2]).

Noch im Jahre 1086 war die Kirche der Königsburg zu Odensee von Holz, und im Jahre 1128 fanden Missionäre aus Bamberg, Städte und Burgen in Dänemark durch hölzerne Umfriedungen statt der Mauern geschützt. Von Islands Holzkirchen berichtet der bekannte Reisende Barrow; Russland und Polen aber baut noch heut zu Tage Kirchen aus Holz, wie es vor Jahrhunderten gethan.

Auch im alten England war der Holzbau von grosser Bedeutung, gewaltige Thürme wurden dort aus Holz aufgeführt, und hatten sich die Vasallen des Königs zum Bau seines Palastes nach dem Gesetze mit Äxten einzufinden (Leges Wallicae). Von dem Bischofe zu Lindisfarne Finan wissen wir, dass er um's Jahr 562 eine Holzkirche erbaut habe, und König Edgard spricht in einer Urkunde v. J. 974 von der Wiederherstellung vieler Kirchen, deren Schindeln und Bohlen durch Wurmfrass gelitten hatten. Kanut der Däne (1016—1042) endlich zeichnet zu Glastonburg ein Diplom „in lignea basilica" [1]).

Letzterer Ausdruck deutet sogar die Stylform an, und lässt auf eine mehrschiffige Kirche, mit Säulenstellungen, schliessen.

Das einzige noch erhaltene Denkmal jener Holzconstruction zu Greenstead in Essex weicht jedoch von dem sonst allgemeinen Blockbaue ab. Die Eichenpfosten, aus denen es gezimmert ist, stehen nämlich aufrecht, wogegen die Holzgebäude anderer Länder aus horizontal über einander gefügten Balken bestehen, deren Enden durch Überschneidung verbunden sind [2]).

Von gleicher Beschaffenheit mag wohl auch die Kirche gewesen sein, welche der Irländer Columban (geb. 560, gestorben 615), der berühmte Apostel im fränkischen Reiche, in seinem Vaterlande erbaute und auch jenes Kloster zu Bankor, welches Malachias, Erzbischof zu Armagh († 1148), aus Holz wieder herstellen und erweitern liess [3]).

Insbesondere waren es die schottischen Benedictiner, welche sich im Holzbaue eine Berühmtheit erworben

[1]) In der altdeutschen Poesie habe ich bisher umsonst Rundschau und Nachfrage gepflogen nach Stellen, welche Kunde gäben von Holzbauten, es ist wohl natürlich; das Allgemeine, Gewöhnliche wurde nicht besungen, wohl aber das Ausserordentliche, die sal und palas von stein, marmelstein, u. dergl. Der Brand des Saales in den Nibelungen und die dort stürzenden Balken lassen nur auf Dach und Decke des Hauses schliessen, denn es fiel nur von oben das Feuer auf die Burgunder, und um sich vor den herabstürzenden Balken zu schützen, treten sie an die Wand, welche stehen blieb und also Stein sein musste. „Do sprach von Tronge Hagene stêt zuo des sales want, — lât niht die brende vallen ûf iwer helmbant". Lachm. Ausgabe 2056.

[2]) Langebek: *Script. rer. Dan. III. 365.* Vgl. Schnaase, Kunst-Geschichte, IV, 428 ff.

[1]) Wil. Malm.: *Gesta reg. Angl.*

[2]) Vgl. Schnaase a. a. O. 381.

[3]) *St. Patric. Fleming Collect. pag. 213* „*opus scoticum, pulchrum satis.*"

und das sogenannte „Opus scoticum“ zugleich mit der Glaubenslehre verbreiteten [1]).

Die vielen Klöster und Kirchen, welche Winfrid, bekannter unter dem Heilignamen Bonifacius [2]), im achten Jahrhunderte als Bekehrer in Deutschland errichtete, waren wohl zumeist aus Holz [3]), wie dieses schon aus der Schnelligkeit ihrer Entstehung und den uns bekannt gewordenen vielen Bränden derselben hervorgeht, und als Beweis dienen mag, wo urkundliche Daten fehlen. Blicken wir, durch Bonifacius geführt, weiter auf Deutschland, so finden wir dort den Erzbischof Willigis von Mainz, welcher im Jahre 990 eine Holzkirche, St. Stephan, daselbst erbaut [4]), ja noch zwei bis drei Jahrhunderte später treffen wir auf hölzerne Kirchen, selbst an bedeutenden Orten. So stellten der Erzbischof von Hamburg und Herzog Bernard von Sachsen die durch die Slaven verwüstete Marienkirche im Jahre 1024 wieder in Holz her [5]), die Lobier Kirche ferner bestand bis zum Jahre 1172 als Holzbau [6]), der Dom zu Würzburg endlich wird gar erst im Jahre 1186 unter Bischof Bertold aus Holz in Stein umgewandelt. Ja noch viele andere urkundlich nachweisbare Umstaltungen von Kirchen liefern den Beweis, dass sich die Holzconstruction an solchen Bauwerken bis in das XI., ausnahmsweise sogar bis ins XII. Jahrhundert erhalten habe und dem Steinbaue erst von dort an gewichen sei. Aus obigen Nachrichten ergibt es sich ferner, dass die ersten Holzkirchen im Norden Europa's nur Nothbauten waren, welche schnell errichtet wurden, sobald sich eine Gemeinde gebildet hatte.

Natürlicher Weise benützte man dabei eben jenes Materiale, welches am bequemsten und reichlichsten zur Hand lag, und in dessen Bearbeitung die Bewohner jener wälderreichen Gegenden am geübtesten und erfahrensten waren. Steine dagegen, waren solche auch vorhanden, wurden dort nicht leicht zum Baue verwendet, da es meist an geschickten Werkleuten hiezu, eben so häufig auch an Geld und der Zeit gebrach, um diesen Baustoff benützen zu können. Und so erklärt es sich auch, dass jene volksthümlichen Holzconstructionen, im Dienste der Kirche veredelt, sich endlich über den ärmlichen Nothbau erhoben, und also festere, theilweise selbst prunkvollere Bauwerke aus Holz entstanden, welche sich selbst noch zu einer Zeit und unter Umständen behauptet haben, wo Steinbauten, zumal für Kirchen, möglich gewesen wären.

Eine kindliche Anhänglichkeit und Ehrfucht für das Althergebrachte, von den Urvätern Überkommene, eine fromme Überzeugung, dass man den Herrn inniger gesammelter verehren, zuversichtlicher in allen Nöthen um Hilfe anrufen werde, so lange man ihn in den gewohnten, anheimelnden Holzkirchen finden werde, haben diese wahrhaft poetischen Überreste längst entschwundener Urwüchsigkeit und tieferen Gemüthslebens, wenn auch nur in einzelnen zerstreuten Denkmalen — wenige spätere Zuthaten abgerechnet — beinahe unverändert erhalten. Die ausführlichsten Nachrichten über solche Denkmale haben wir über jene zu Borgund, Hitterdal, Urnes und Tind aus Schweden, sie wurden von J. C. Dahl durch eine besondere Schrift, mit den nöthigen Zeichnungen versehen, schon vor zwanzig Jahren ausführlich beschrieben [1]) und gingen von F. Kugler gewürdigt [2]) in die Werke noch anderer Kunsthistoriker über [3]).

Nach einer Runen-Inschrift, welche auf der Kirche zu Tind entdeckt wurde, soll diese durch den Bischof Reiner zu Hammer zwischen 1180 und 1190 geweiht worden sein, und auch die übrigen oben genannten Holzkirchen dürften kaum aus einer früheren Periode als jener König Olaf's III. des Friedfertigen (regierte 1067—1093) herstammen. Schnaase, auf dessen gründliche Behandlung dieses Gegenstandes ein für allemal hingewiesen werden muss, führt noch eine Kirche an, welche früher zu Wang bei Miösö in Walders bestand, und im Jahre 1841 in das schlesische Riesengebirge bei Brückeberg versetzt wurde. Auch zu Syrin, Lubom und Bosatz, in der Gegend von Ratibor, wurden ähnliche Kirchen wie jene in Norwegen entdeckt, von denen bei den ersten auch die Entstehungszeit (1204, 1205) ermittelt ist [4]).

Von Österreichisch-Schlesien wo derlei Denkmale gleichfalls reich vertreten sind, fehlen uns leider hinlängliche Beschreibungen [5]); über Böhmens Holzbaue dagegen hat Professor B. Grueber in diesen Mittheilungen (Jahrg. 1856, Heft 10, 12) wohl nur in flüchtigen aber treffenden Umrissen Bericht erstattet, und hervorgehoben, wie diese bei allen Slaven so beliebten Holzconstructionen, welche jedoch von jener der Alpenländer wesentlich abweichen, sich neben dem Steinbaue der Nachbarschaft selbst bis zur Gegenwart in Übung erhalten haben.

Somit wären wir an die Grenze der Markgrafschaft Mähren, jenes Gebietes gelangt, auf welchem sich unsere Untersuchungen hier zunächst ergehen sollen. In den nordöstlichen, von den Karpathen durchzogenen Gegenden dieses schönen, auch an Kunstdenkmalen der höchsten Blüthe

[1]) *„ecclesiam quam tamen more Scotorum non de lapide sed de robore secto totum composuit, atque arundine texit“ Monasticon. Anglican. pag. 39.*

[2]) a. d. Ord. d. Benedictiner, geboren 680 zu Devonshire, † 755.

[3]) *„ligneum oratorium construxit.“ Vita Bonifacii in Canis. Ant. Sect. Tom. IV, p. 367. — „exiguas construunt casas quas ex arborum corticibus tegunt“. Mobillon Annal. T. II, p. 95.* — Kreuser's Kirchenbau I, 224, 236, 266, dessen Dombriefe 292 f.

[4]) Wetter: Geschichte des Domes zu Mainz, S. 9.

[5]) *Adam Brem. hist. eccl. II, 104: „claustrum ecclesiam et diversorium omnia construxerunt lignea.“*

[6]) *Martine et Durand. Thesaur. Tom. III, pag. 1423 ad an. 1172.*

[1]) Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus der frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens, von J. C. C. Dahl, mit lithogr. Abbildungen. Dresden 1837.

[2]) Museum 1837, Nr. 39. Kugler's kl. Schriften I, 517—521.

[3]) Schnaase, a. a. O. 443 ff. — Lübke Gesch. d. Archit. 277, Fig. 134. bringt eine Seitenansicht und den Grundriss von Hitterdal; die Denkmäler der Kunst von Guhl und Caspar, II, 46, Fig. 9, zeigen das Innere der Kirche zu Urnes.

[4]) Schnaase, a. a. O. Seite 447.

[5]) Die Nachrichten, welche wir nach gefälligen Mittheilungen später bringen, reichen für eine gründliche Untersuchung um so weniger zu, als sie durch keine Zeichnungen illustrirt wurden.

reichen Landes [1]), an jenen Stätten, welche durch den thatkräftigen Einfluss des ritterlichen und staatsklugen Olmützer Bischofs Bruno (Grafen Schaumburg-Holstein 1245, † 1281) aus düsterm Waldesdunkel an das Licht der Cultur und Gesittung hervortraten, — dort finden sich auch noch einige Holzkirchen, deren Entstehungszeit zwar nicht bei allen mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, welche aber selbst in ihren unvermeidlichen Renovationen den Urtypus ihrer Wiegenzeit, des XIII. Jahrhunderts, beibehalten haben, wie ihre Übereinstimmung unter einander und mit den analogen Bauwerken Norwegens aus eben jener Periode beweiset.

a) Die ältesten Daten [2]) haben wir über die St. Wenzels-Kirche zu Wietřkowice, auf einem bewaldeten Hügel am linken Ufer der Lubina in der Nähe von Freiberg gelegen, wohin sie als Filiale gehört. Der früher übliche Name des Dorfes war Detřichowice, villa Theodorici, Dietrichsdorf, wohl zu Ehren des Olmützer Bischofs Dietrich von Neuhaus, eines Witkowec (1280 — 1302) so geheissen. Obwohl schon im J. 1250 durch das Stift Welehrad gegründet, reichen die Urkunden darüber doch nur bis 1292 — 1302 zurück. Eine noch im Gebrauche stehende Glocke ist vom Jahr 1529 datirt. Eine weitere Urkunde vom J. 1637 berichtet endlich, dass ein späterer Bau dieser Kirche durch die Gemeinde geführt wurde. Seither dürfte sich mit Ausnahme des Thurmdaches wenig daran geändert haben. Sie hat, die Vorhalle mitgemessen, eine Länge von 12 und eine Breite von 5 Klaftern und zeichnet sich im Innern durch eine Empore aus, welche sich vom Westende hufeisenförmig auch an den Seitenwänden des Schiffes hinzieht (Fig. 1).


(Fig. 1. Wietřkowice.)

[1]) Wir nennen nur den Dom und die St. Jakobskirche zu Brünn, das Rathhausportal daselbst, die Altbrünner Kirche, die Kirchen zu Trebitsch, Olmütz, Tischnowitz (Vorkloster) und Znaim, letztere mit dem herrlichen Sacramentshäuschen, und jenes zu Podoly: die zahlreichen Tafelgemälde in den Sammlungen zu Brünn und Raigern, endlich die prachtvollen Miniaturen in den Stadtarchiven und Bibliotheken, woran sich noch viele Sculpturen und mittelalterliche Metallarbeiten schliessen.

[2]) Die hier folgenden historischen Angaben verdanken wir der Gefälligkeit des hochgeachteten Topographen Dr. Wolny, welcher die Resultate seiner neuesten Forschungen eigens für diese Abhandlung uns zukommen liess. Die unter *d — f* angeführten Kirchen wurden uns erst durch eben diesen Gelehrten bekannt.

b) In demselben Freiberger Decanate treffen wir, ungefähr eine Meile von Frankstadt entfernt, die dahin gehörige Filiale St. Nikolaus zu Tychau (mähr. Tichá). Sie liegt auf einer mässigen Anhöhe, vom Kirchhofe umschlossen, mitten im Dorfe. Das älteste Diplom, welches über diese Kirche bisher aufgefunden wurde, ist ein Stiftbrief des Olmützer Bischofs Stanislaus I. vom Jahre 1520. Die grössere Glocke daselbst wurde 1561 zu Walachisch-Meseritsch gegossen; die vollständige Legende, welche die Glocke in zwei Kreislinien umschreibt, lautet:

TENTO . ZWON SLIT . GEST ⊛ ZAMIKVLASSE . FOGTA ⊛
ASTARSSYCH ⊛ G : M : B ⊛ 1561.

Diese Glocke ist gegossen unter Nikolaus dem Vogte und den Ältesten (des Ortes) Kasp. Mich. Balth.

YAN . CHARWATIN . GIRA . ONDRVSSV ⊛ ONDRA . PAWLV ⊛
YAKVB . TIEHAN ⊛ I ⁑ N ⁑ R ⁑ I ⊛

(Folgen die Namen der Ältesten und: Jes. Naz. Rex. Jud.)

TENTO ZWON SLYL . GEST . GYR
ZIK . SOLNK WE Z RZYCY.
PODROE
1561.

Diese Glocke ist gegossen von Georg Solnik zu MEZ.RZYCY.POD.RŎE. (Aufgelöst: Mezerizky pod Roznowem) 1561 [1]).

Eine zweite kleinere Glocke hat durch ihre angeblich unleserliche Inschrift eine Art Berühmtheit erlangt. Denkt man sich aber die auf den Kopf gestellte Mönchsschrift aufrechtstehend, so liest man ohne Anstand den allerdings etwas uncorrecten und schlecht interpunctirten Spruch:

O . REX . GLORIE . VENI . NOBIS . CUM . PACE . AMEN.

+UDIK+VDDVdIUADSIU+OX+IU+UADIUOTD+XDU+O
[2])

Durch diese Lösung ist zugleich das ungefähre Alter der Glocke gefunden; sie ist ohne Zweifel zwischen dem XV. und XVI. Jahrhundert gegossen, da die vielen mit jener Inschrift vorkommenden Glocken in Mähren, so weit sie datirt sind, alle in jene Zeit fallen; die beiden Thürpfosten am Eingange in das Schiff der Kirche geben mit ihren Inschriften endlich noch Aufschluss über den Baumeister Paul Ssedrm(?).

Der Name des Bürgermeisters, unter welchem die Kirche erbaut wurde, ist nunmehr leider verlöscht. *Stawil Mistr Pawel Scedrm* (rechts) — *an . . . czasu . . . . Pugmistr . . .* (links). Ein drittes bemaltes Pfostenstück, welches sich sonst am Altare befunden haben soll, weist in ganz gleichen Charakteren auf das XVI. Jahrh. hin: *(let) a panie M.CCCCC . . .*

[1]) Die Mittheilung dieser Inschrift verdanke ich der Gefälligkeit des hochw. Herrn Localkaplans dieser Kirche. W.

[2]) Unter dieser Inschrift befinden sich drei kleine Schilde, wovon einer den böhmischen Löwen, das zweite Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes, das dritte aber den englischen Gruss in halb erhabener Arbeit zeigt.

Westlich von diesen beiden Kirchen hat das Neutitscheiner Decanat noch drei gleiche Holzbaue aufzuweisen u. z.

c) Nesselsdorf, Seitendorf und Hotzendorf. Die erste (mährisch Koprivonica), eine Filiale von Stramberg, ist dem heiligen Bartholomäus geweiht, nur 8° lang und 4° breit, und enthält in ihrem Thurme eine Glocke mit der Jahreszahl 1567; ein weiteres Datum über das Alter dieser Kirche, welches ohne Zweifel viel weiter zurückreicht, haben wir leider keines. Vor ungefähr 30 Jahren war noch über dem Zugange vom Schiff ins Chor (Triumphpforte) ein Balken gespannt, auf welchem sich ein grosses Crucifix und zu den Seiten desselben die Standbilder der Hll. Maria und Johannes befanden. Unter den Paramenten dieser Kirche zeichnet sich eine vergoldete Monstranze im gothischen Style aus; sie wiederholt die bekannte, im XV. Jahrhunderte viel verbreitete thurmähnliche Form des reich gegliederten durchbrochenen Mittelstückes, woran sich beiderseits mehrere in die Reihe gestellte, durch Strebebögen verbundene Fialen, zwischen denen kleine heilige Figuren angebracht sind, derart anschliessen, dass die gesammte Zusammenstellung die Gestalt eines Flügelaltars (Triptychon) gewinnt [1]).

d) Zu Seitendorf (mähr. Ziwotice), ¾ Meilen östlich von Neutitschein entfernt, befindet sich die Pfarrkirche St. Johann Bapt. (8° 3′ lang, 4° breit, 3½° hoch). Auf einem Balken (am früheren südlichen Haupteingange) liest man die Inschrift *„ao. D. 1488. ecclesia ista consecrata est“* und an der getäfelten bunt bemalten Decke lässt sich die unvollkommene aber gleichfalls auf das XV. Jahrhundert hinweisende Jahreszahl I. e . . erkennen. Noch ist ein alter im Gebrauche stehender Taufstein, und eine gut geschnitzte Statue der H. Katharina, so wie die Empore dieser Kirche bemerkenswerth.

e) Eine Filialkirche zu Hotzendorf (Hodslawice), dem Geburtsorte des Geschichtschreibers Palacky, dem heiligen Andreas gewidmet, ist vermuthlich auch im XV. Jahrhunderte erbaut worden, die beiden Glocken im Dachreiter aber tragen die Jahreszahlen 1614 und 1615, der Altar dagegen wurde 1658 errichtet [2]).

Über öster. Schlesien können wir nur nach fremden Angaben von zwei Holzkirchen Bericht erstatten, die eine, im Wagstadter Decanate St. Bartholomeae zu Stauding, hart an der Grenze Mährens, im Troppauer Kreise (9° lang, 4° breit), ist bereits sehr baufällig und wurde desshalb auch der Thurm derselben etwas verkürzt, die Glocken enthalten folgende Sprüche und Jahreszahlen. *„O rex glorie veni cum pace* 1517“ [1]) und *„Jesus Nazaren, rex Jud.* 1519.“ An der Kanzel ist die Jahreszahl 1613 ersichtlich, und sind zwei Wappen angebracht, von denen das eine zwei Hirschgeweihe, das andere ein Rad enthalten soll, vielleicht den uralten schlesischen Familien Tschanner (Schambor, Zambor) und Weichsner angehörig. Das erste Geschlecht war schon 1240 im Wartenbergischen ansässig, nur führte dasselbe ein weisses Horn und ein rothes Hirschgeweih, gegen einander gestellt, im roth und weiss getheilten Schilde. Ein weisses Mühlrad dagegen im rothen Felde hatten die Weichsner [2]). Noch muss der Taufbrunnen jener Kirche berührt werden, welcher gleichfalls aus Holz gefertiget ist.

g) Mit der Form und Eintheilung der eben beschriebenen Kirche im Allgemeinen übereinkommend, ist auch jene zu Trzanowitz, südlich von Teschen gelegen.

Weitere Nachrichten und Abbildungen von Holzkirchen aus unserm Schlesien sind wohl von der Thätigkeit der dortigen Alterthumsforscher zu erwarten.

Stellen wir nun, um eine Anschauung des Urbildes der mährischen Holzkirchen zu erzielen, jene zu Wietřkowice, Tychau und Nesselsdorf (vergl. Fig. 1, 2, 3 und 4) in Bild und Beschreibung neben einander, so ergibt sich eine völlige Übereinstimmung sowohl in ihren Grundformen, als in der äusseren Gliederung und den Zubauten. Eine geschlossene, oft sehr geräumige Vorhalle (12–13 □ Klaft.) durch den Unterbau des Thurmes gebildet, dessen Gehälke (Riegelwerk) nur von aussen mit Brettern verschalt ist, enthält auch die Stiege zu den oberen Räumen, und führt durch eine niedere Thüre, die im Spitzbogen, oft auch geradlinig — mit den bekannten Eck-Consolen [3]) — geschlossen ist, in das Schiff der Kirche, wie es der Grundriss von Tychau zeigt (Fig. 2, *a* Thurmhalle, *b* Schiff, der Kirche, *c* Chor, *d* Sacristei, *e* Laufgang). Dieses bildet ein Viereck von ungefähr 5 Klaft. Länge und um weniges geringerer Breite, dessen westliches Ende eine Empore (mit der Orgel) enthält, die sich zuweilen auch an den beiden Langseiten hinzieht, und dort durch Balken (Säulen) unterstützt wird, wo die Spannung zu beträchtlich wäre. Das Presbyterium,

(Fig. 2. Grundriss von Tychau.)

[1]) Man vergleiche die Monstranze zu Pressburg in diesen Mittheilungen, Taf. XI, — jene zu Sedletz, in den mittelalt. Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaates II. Heft, Tom. VII. — Ähnliche silberne Monstranzen aus dem XV. Jahrh. befinden sich in Mähren zu Tischnowitz, Drasow, Gross-Bittesch, letztere wohl 2½ Fuss hoch, trägt die Jahreszahl 1472. Weniger kostbar (aus Kupfer gearbeitet) aber nicht minder merkwürdig ist eine der Nesselsdorfer ganz ähnliche, nur um ein Drittheil grössere Monstranze im Bened.-Stifte zu Raigern, welche durch die Munificenz des dortigen Herrn Prälaten Günther Kalivoda völlig hergestellt, wieder im Gebrauche steht. Es kann hier nicht übergangen werden, wie in jenem durch hohe Intelligenz und Gelehrsamkeit seiner Conventualen ausgezeichneten Stifte das schöne Bestreben vorwaltet, alte Paramente zu sammeln und im Dienste der Kirche wieder zu Ehren zu bringen.

[2]) Eine Holzkirche zu Liebisch (Lybost) wurde schon im Jahre 1776 durch einen Steinbau ersetzt.

[1]) Man vergl. jene von Tychau.

[2]) Spener, *Op. herald. prs. gent.* Mehreres hierüber in dem heraldischen Theile meiner Hedwigslegende.

[3]) „Dreiblätterig gerade überdeckt.“ Vgl. Bloxam, mittelalt. Kirchen-Baukunst in England, S. 51, Taf. II, 6.

dessen Breite sich zum Schiffe beiläufig wie 5:8 verhält, wird beinahe durchgängig von drei Seiten eines Achtecks geschlossen. An allen mir bekannten mährischen Holzkirchen schliesst sich aber die Sacristei als ein fester überwölbter Steinbau zur Nordseite des Chores an. Die Decke des letzteren sowohl als auch jene des Schiffes ist flach, doch erhält sie durch gekehlte Latten, welche kreuzweise auf die Bretter festgenagelt sind, das Ansehen einer cassettenartigen Täfelung, welche durch eine bunte Bemalung (roth und grün oder blau) noch an Abwechslung und Lebendigkeit gewinnt. In gleicher Weise sind auch die Emporen und ihre Säulen übertüncht.

Ganz styllos, und wie aus der gemeinsten Wohnstube hergenommen, sind die niedern viereckigen Fenster, welche an den Seiten des Schiffes hoch oben angebracht sind. (Fig. 3, Seitenansicht von Tychau.) Charakteristisch dagegen und anziehender ist die Aussenseite dieser Kirchen. Der ganze Bau, mit Ausnahme der Vorhalle, wird nämlich von einem niederen Laufgange umschlossen, welcher das Vortreten des Schiffes so wie das Zurückweichen des Chores genau nachahmt. Das Pultdach des Umganges lehnt sich an die Wände des Hauptgebäudes, und wird von einer Balkenreihe (Säulen) getragen, an denen unten am Boden eine 3 Fuss hohe Brüstung hinläuft, so dass der darüber befindliche, nach vorne offene Raum, durch jene Stützbalken symmetrisch getheilt, an Arcaden gemahnt, wenn dieser Ausdruck und Vergleich hier gestattet sein will, wo die Bogenverbindung gänzlich fehlt. Durch die vorspringende Eingangshalle mit ihrem Giebel und jenen eigenthümlichen Umgängen, über deren Dächer wieder die Fenster des Hauptgebäudes erscheinen, entwickelt der ganze Bau eine höchst malerische Linienbewegung, welcher Eindruck durch die eben so originelle Anlage und Gliederung des Thurmes noch erhöht wird. Wie die beigefügten Holzschnitte zeigen, weichen die Thürme zwar theilweise von einander ab, lassen aber doch, durch die pyramidale Anlage der, aus den, mit einem schmalen Dache umsäumten Unterbau (der Halle) empor strebenden Wendungen, ein gemeinsames Princip erkennen. Der Thurm zu Nesselsdorf (vergl. Fig. 4) erhebt sich ohne Unterbrechung bis zum flachen Zeltdache, welches zur Abhaltung des Traufenschlages mit seinem breiten Saume über die schrägen Wandflächen hinausragt und dort von roh gezimmerten Kämpfern unterstützt wird, die beiden andern Thürme zu Wietřkowitz und Tychau (vgl. Fig. 1 u. 3) dagegen nehmen in halber Höhe einen Kubus (die Glockenstube) auf, dessen breitere Basis jener des untern noch nicht abgeschrägten Theiles des Thurmes ungefähr gleich kommt, und in solcher Weise einem Taubenschlage nicht unähnlich wird. Die Bretterverschalungen, deren Enden zierlich ausgeschnitten sind, hängen senkrecht über die schrägen Wände frei herunter, und bilden so einen durchbrochenen Kranz. Leider haben die Dächer (Helme) dieser Thürme durch stylwidrige Renovationen ihre ursprüngliche Gestalt eingebüsst, und machen in ihrer gegenwärtigen Zwiebelform einen sehr ungünstigen Eindruck, da die ganze Anlage nothwendig ein Zeltdach bedingt. Das Schiff unserer Kirchen ist überall durch ein Satteldach, der Chor durch eine Walme gedeckt, welche stets einen kleinen Dachreiter trägt, dessen Urbild gleichfalls der Geschmacklosigkeit des Zopfstyles weichen musste. Die Wände des Hauptgebäudes lassen aussen zum Theile den Blockverband erkennen, theils sind sie aber gleich den Dächern mit langen Schindeln überkleidet; die Giebelfelder und die Wände der Thürme dagegen bestehen aus aufrecht an einander gefügten Bohlen.


(Fig. 3. Seitenansicht von Tychau.)


(Fig. 4. Nesselsdorf.)

Der gesammte Typus unserer Holzkirchen stimmt sonach mit jenem in Norwegen wesentlich überein, und da wir noch eine weitere Parallele zwischen letzteren und polnischen (galizischen) Kirchen ziehen wollen, so scheint es angezeigt auf jene complicirteren und mehr durchgebildeten scandinavischen Holzconstructionen genauer einzugehen, um ihre merkwürdige Verwandtschaft mit unseren slavischen Bauwerken klar zu machen.

Die norwegischen Reiswerk-Kirchen[1]) sind nach Art der romanischen Basilica construirt. An das Mittelschiff, welches jedoch nicht wie bei jenen flach, sondern durch ein Tonnengewölbe aus Brettern gedeckt ist, schliessen sich die niedern und schmalen Seitenschiffe an; sie sind vom Mittelraume durch Säulenstellungen getrennt und haben flache Decken, welche gleich den darüber befindlichen Pultdächern schräg ablaufen. Der Chor schliesst bei der Mehrzahl jener Kirchen im Halbkreise, der zu Urnes[2]) aber

[1]) Reis = Laubholz, auch = Eiche, gleichviel ob 1 oder 100jährig, Aich. Reis, isld. hris. Schmeller, bair. Wörterbuch.

[2]) Dahl, II. Hft., Taf. 3, und Gubl a. a. O.

geradlinig; vom Schiffe ist er durch eine Wand getrennt, über welcher eine Gallerie hinläuft, eine breite Thüre gestattet die Aussicht nach dem Altare. Diese an die Eintheilung der griechischen Kirchen erinnernde Scheidung der beiden Haupträume ist allen norwegischen Kirchen gemeinsam. An die Wände der Seitenschiffe und des Chors stösst, wie bei den mährischen und schlesischen Holzkirchen, der Laufgang (*lop* genannt) mit einer auf Säulen ruhenden Bogenreihe, aus welcher wieder mehrere kleine Eintrittshallen mit verzierten Frontwänden und Giebelfeldern hervorspringen.

Diese eben so stattliche als wechselvolle Anlage entstand jedoch nicht etwa aus dem Bestreben eine Sonderbarkeit zu schaffen; im Gegentheile ist sie eine streng organische und wurde durch das Raumbedürfniss, das Materiale und die klimatischen Verhältnisse bestimmt. Für eine grössere Volksmenge hätte zwar eben so eine einschiffige Hallenkirche entsprochen, doch erlaubte die Technik der Vorzeit noch keine weiten Dachspannungen, und hätten auch kleinere Landkirchen in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit geboten, so wären die Dachungen selbst dieser nicht geeignet gewesen, dem schwerbelastenden Drucke der Schneemassen des rauhen Nordens zu trotzen. Man löste daher den bestimmten Raum in Theile auf, und erhielt in den Seitenschiffen und den Laufgängen ein System von fünf Dachflächen [1]), welches ganz geeignet war um der aufzunehmenden Schneelast gehörig Stand zu halten, wozu insbesondere der beiderseitige Gegendruck der Pultdächer nach Art der Strebebögen behilflich war.

Jene Wandflächen, welche der bergende Mantel des Laufganges nicht schützen konnte, waren mit Brettern, Schindeln, ja selbst mit grossen Schieferplatten bedeckt. — Alle jene Verhältnisse und Rücksichten, welche für die norwegischen Holzkirchen massgehend waren, haben auch für ihre einfacheren und minder prunkvollen Seitenstücke in Mähren und Schlesien gleiche Geltung. Geringere Raumbedürfnisse machten hier die Absiden entbehrlich, und genügt das eine Schiff um so mehr, als die meist grösseren Vorhallen, — sie sind, wie wir gesehen haben, wenig kleiner als jenes selbst — eine beträchtliche Anzahl Besucher aufzunehmen geeignet sind, wozu auch noch weiter die räumlichen Emporen dienen. Das Mitteldach unserer Kirchen ist übrigens nie durch einen Thurm belastet; dieser befindet sich stets am Westende und gibt dem Ganzen durch seine grösseren Verhältnisse und derbe Gliederung ein ernstes, imponirendes Ansehen, während die mehreren und kleineren Thürmchen in Norwegen der Ruhe des Gesammtbaues — einer wesentlichen Eigenschaft eines Gotteshauses — vielen Eintrag thun. Schliesslich haben wir nun die schon im Eingange allgemein aufgeführten Holzconstructionen in Polen zu untersuchen.

[1]) Eigentlich 6 Flächen, wenn man die beiden Seiten des Mitteldaches in Anschlag bringt.

Was die österreichischen Antheile, nämlich Galizien, anbelangt, so waren dort noch um die Mitte des XV. Jahrhunderts selbst bedeutende Herrensitze und fortificatorische Bauten aus Holz errichtet, in letzter Beziehung führen wir eines der hervorragendsten Beispiele, den Ostrog, die berühmte Löwenburg auf dem Sandberge ober Lemberg an. Sie wurde angeblich im Jahre 1269 durch den Fürsten von Halicz Leo Danielowicz erbaut und als Residenz bezogen, und erst unter Kasimir dem Grossen im Jahre 1342 zugleich mit einem hölzernen Schlosse an der Stelle der alten Universität verbrannt und ersteres durch einen Steinbau ersetzt, von welchem auch nur wenige Trümmer übrig geblieben sind. An hölzernen Kirchen aus alter Zeit, so wie an Nachahmungen derselben aus unseren Tagen, ist wohl kein Land unseres Kaiserstaates reicher als eben Galizien und die angrenzende Bukowina. Da diese Kirchen beinahe durchgehends dem griechischen Ritus angehören, so hat sich an ihnen der ursprüngliche Styl beinahe ganz unverändert und in jener strengen Consequenz erhalten, welche alle ritualen Gebräuche der Griechen (hier Ruthenen) und die mit ihnen in Verbindung stehenden Werke der Kunst kennzeichnet. Wie dieses Festhalten an den althergebrachten Typen bei der Zeitstellung griechischer Kunstdenkmale leicht zu grossen Irrthümern Anlass gibt, wird Jeder erfahren haben, der Gelegenheit hatte, die schablonenartige Weise kennen zu lernen, in welcher die dem griechischen Ritus angehörigen Bilder, Paramente und Gebäude, zum grossen Nachtheile ihres künstlerischen Werthes, seit Jahrhunderten erzeugt wurden. Anderseits vereinfacht dieser Umstand wieder die Aufgabe des Archäologen um Vieles und genügt nicht selten die genaue Darstellung eines Denkmals statt vieler. Dass man jedoch hierin nicht zu weit gehen dürfe, versteht sich von selbst, und sonach bringen wir, zu unseren Holzkirchen wieder einlenkend, nur vorläufig die Abbildung eines solchen Denkmals (vom Jahre 1602) aus der unmittelbaren Nähe Lembergs, bis es uns möglich sein wird, bedeutendere Bauwerke der Art, wie etwa die Basilianer-Kirche zu Krasnopuszcza, eine Stiftung des Königs Sobieski, und jene zu Szczerzec und Nadworna vorzuführen, welche letztere eine der ältesten und grössten im Lande



(Fig. 5. Ansicht von Zniesienie.)

sein soll. Der beigefügte Holzschnitt (Fig. 5) bringt die Ansicht der Himmelfahrts-Kirche von Zniesienie, einem

Dorfe am Fusse der nordöstlichen Abdachung des Sandberges, noch zum Weichbilde der Stadt Lemberg gehörig. Sie besteht, wie dieses der Grundriss (Fig. 6) noch deutlicher macht, aus drei Haupttheilen, welche hier, als einer griechisch. Kirche, durch die ritualen Bedürfnisse bedingt sind. Durch eine kleine Vorhalle (4) an der Südseite gelangt man in das sogenannte Prätuor (17′ 6″ lang, 16′ 9″ breit), jene Abtheilung nämlich, welche — wie einst das Matroneum im nördlichen Schiffe der romanischen Basilica — den Frauen vorbehalten war (3); volksthümlich wird dieser Theil *babina* von den alten Frauen geheissen, welche den untern Theil desselben einzunehmen haben, während die jüngeren Weiber vor diesen, dann die Mädchen, und endlich die Kinder ihre Stelle haben. Eine Thüre, welche sich mitten am Westende dieses Raumes befindet, gegenwärtig aber nicht mehr benützt wird, mag ehemals als Haupteingang gedient haben. Ober ihr ist eine ganz schmale Empore für die Chorsänger angebracht, hinter dieser führt eine steile Treppe zur Glockenstube, welche sich über der flachen Decke der Frauenhalle befindet, da ein eigenthümlicher Thurm fehlt. Die östliche Wand der letzteren gewährt in der Mitte einen 8′ 5″ breiten Durchgang zu dem daranstossenden, den Männern bestimmten Raum (14′ 6″ lang, 16′ 9″ breit); er entspricht wieder dem alten Senatorium (2), auch hier sind die Betenden nach Alter und Stand geschieden. Vor dem Presbyterium mit dem Hochaltare erhebt sich die Bilderwand, Ikonostasis, von zwei Thüren durchbrochen, von denen die zur Rechten nur vom Priester und dem Könige benützt werden darf, daher sie auch *porta regia* (*a*) genannt wird, während zur Linken (*b*) den Diakonen der Eintritt gestattet ist. Das Presbyterium hat eine sehr geringe Ausdehnung, und bildet ein regelmässiges Viereck von 10′ 6″ Länge und Breite (1). Da der Altar in der Mitte des Sacrariums steht, und nicht wie in der lateinischen Kirche an die Schlusswand gerückt ist, so fehlt auch die bei der letzteren gewöhnliche Concha oder Apsis. Ein kleinerer Wandschrank eben dort dient zur Aufbewahrung der Kirchengewänder und Messgeräthe, da eine eigentliche Sacristei fehlt. Zu Seiten und zwischen den beiden Thüren der Ikonostasis befinden sich kleinere Altäre mit guten Ölgemälden verziert, von denen aber nur die Köpfe und Extremitäten zu sehen sind, da sie nach der Weise des Orients durch versilberte und vergoldete reich damascirte Platten verdeckt sind, welche die prächtigen Gewänder ersetzen, mit denen die Heiligenbilder der Lateiner geschmückt zu werden pflegen.



(Fig. 6, Grundriss von Zniesienie.)

Beachtenswerth sind auch die Malereien an den Thüren zum Altarraume. An der *porta regia*, welche durch ein vergoldetes Gitter verschlossen ist, sind an den Seitenwandungen die Heiligen Chrysostomus und Basilius, in der Bogenwölbung aber ein Christus mit ausgebreiteten Armen zu sehen. Der Thürstock zur Linken dagegen zeigt die Heiligen Diakonen Stephan und Laurenz und am Thürflügel selbst einen lebensgrossen Erzengel Michael von besonderer Schönheit und trefflicher Ausführung. Der Maler ist leider nicht bekannt, ob er dem Lande angehört oder nicht, kaum zu entscheiden; Vortrag und Colorit gemahnen an die bedeutenderen Werke der oberitalienischen Schule.

Die Altäre, welche sich im Prätuor und vor der Ikonostasis befinden, werden selten, in der Regel jeder nur dann benützt, wenn das Fest des Heiligen gefeiert wird, dem er geweiht ist. Die orientalische (nicht unirte) Kirche hat nur Einen Altar, an welchem auch nur eine Messe im Tage celebrirt werden darf.

Ein Staffel vor dem Altare an der *porta regia* dient dem Prediger als Ambone (*c*) (von dem Griechischen ἀναβαίνω, lat. *lectorium*). Eine Einrichtung, welche, wie der Name, auf die ältesten christlichen Kirchen zurückweiset, in denen die Bühnen zur Lesung des Evangeliums und der Epistel immer am Gitter oder der Schranke angebracht waren, wodurch der Chor vom Schiffe getrennt wurde.

Von der übrigen Einrichtung der Kirche ist noch zu erwähnen, dass die Wände bemalt sind, jedoch leider nicht mehr jene Bilder sehen lassen, mit denen sie ursprünglich geschmückt waren; die gegenwärtigen Gemälde sind wahrlich keine Zierden, und ist höchstens des Gegenstandes wegen das eine zu erwähnen, welches Sobieski's Sieg über die Tataren darstellt, welcher eben in jener Gegend erfochten worden sein soll, wo sich die Kirche befindet.

Die Decken zeigen weder Malereien noch Täfelungen, doch nähert sich jene vor dem Presbyterium der Kuppelgestalt, was durch ein hohes Kreuzgewölbe bewerkstelliget wurde, in dessen Mitte eine viereckige Fläche (Spiegel) eingespannt ist.

Die Aussenseite der Kirche kennzeichnet in ihrer Gliederung genau die innere Eintheilung. Auf einer Steinunterlage, welche sich als Sockel über den Boden erhebt, ruht der massive Blockbau, der sich ohne Bretter- oder Schindelverschalung bis dahin erhebt, wo er durch ein breites Flugdach geschützt wird, welches auf staffelförmigen Kämpfern ruht und das ganze Gebäude eben so wie die Laufgänge umzieht, während das Westende noch durch eine zweite Wand geborgen wird, die sich über die Ecke biegend, an die Vorhalle der Südseite stösst, und einen praktikablen Zwischenraum bietet, welcher jedoch nicht zur Aufnahme des Volkes bestimmt und geeignet ist [1]). Über den Schutzdächern sind die Wände des Gebäudes mit Schindeln bekleidet, steigen in ungefähr gleicher Höhe des untern Blockbaues empor und

[1]) Man vergleiche den Grundriss.

werden dort abermals, jedoch von zwei getrennten zurückweichenden Saumdächern umgeben, setzen dort ab, und bilden nun zwei niedere Geschosse, die endlich durch je ein flaches Zeltdach gedeckt sind, auf dem ein Knopf aus Blech angebracht ist, der in eine Spitze auslaufend das griechische Kreuz trägt.

Andere Kirchen, besonders jene in der Bukowina zeichnen sich durch Kuppeldächer aus, deren zwei das Schiff und ein drittes das Presbyterium überwölben, wodurch der Charakter der orientalischen Bauart völlig hervortritt, der an unserem Denkmale und vielen ähnlichen Kirchen durch jene eigenthümlichen Giebelhäuschen nur angestrebt, am Presbyterium aber gänzlich ausser Acht gelassen wird, über welches sich ein gewöhnliches Walmdach ausbreitet.

Zum Schlusse unserer Besprechung gelangt, empfehlen wir den Freunden des Alterthumes die weitere Durchforschung ähnlicher Bauwerke um so dringender, als ihre Untersuchung, bei den wenigen Materialien und unzulänglichen Vorarbeiten — zumal was unser Vaterland betrifft, durch das hier Gebotene noch lange nicht erschöpft, sondern eben nur angebahnt werden konnte, und anderseits gerade die ältesten und desshalb lehrreichsten Überreste der Holzconstruction am allerschnellsten dem gänzlichen Verfalle entgegen eilen, daher nicht gezögert werden darf, um jene Denkmale mindestens durch Bild und Schrift für die Kunstgeschichte zu erhalten, da sie selbst den Wandlungen der Zeit und ihrem allumstaltenden Umschwunge verfallen sind.

Der gestickte Messornat der ehemaligen Nonnenabtei Göss in Steiermark.

Von Franz Bock, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cöln.
(Schluss.)

V.

Antipendium.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass dieses interessante „antipendium“ durch fromme Klosterfrauen seine Entstehung im Kloster Göss zu derselben Zeit gefunden hat, als auch von denselben kunstreichen Händen die Anfertigung der eben beschriebenen Messgewänder hervorgegangen ist. Als Beweis dafür lässt sich anführen nicht nur die gleichartige Technik, sondern auch die analoge Farbenwahl, das gleiche dazu angewandte Material, mehr aber noch als alles andere die verwandte Behandlung und Composition der figurativen Darstellungen in demselben Systeme der Ornamentation, wie es übereinstimmend an der eben beschriebenen Capelle auf den ersten Anblick sich geltend macht. Zu allen diesen stofflichen Beweisgründen für die gleichzeitige Anfertigung kommt auch noch der Umstand, dass als Geschenkgeberin dieselbe Äbtissin Chunegunde durch eine deutlich erhaltene Inschrift, sowie auch durch eine bildliche Darstellung als *„donatrix“* dieses Vorhanges ausdrücklich bezeichnet ist, die sowohl auf der vorher beschriebenen Kasel wie auf den Dalmatiken nominell und figurativ als Anfertigerin und Geschenkgeberin hinlänglich gekennzeichnet ist.

Was nun den Gegenstand betrifft, der auf diesem höchst merkwürdigen Antipendium zur bildlichen Darstellung kommt, so muss auch hier wieder zugegeben werden, dass er kein neu erfundener, sondern derselbe ist, der in verwandter Analogie auch auf den übrigen Theilen des Messornates sich vorfindet, nämlich: grössere biblische Episoden aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau. Es sind nämlich auf der in Rede stehenden *„palla altaris“* in grösseren Rundmedaillons durch kleinere Kreise, in zierlichen Verschlingungen zusammen verbunden, dargestellt und zwar in dem mitteren Medaillon: Maria als Himmelskönigin, in sitzender Haltung, den segnenden Jesusknaben auf dem Schoosse; ferner in dem Medaillon zur Rechten der Madonna: der englische Gruss, und endlich in dem linken Medaillon: die Anbetung der drei Könige.

Wie bereits angedeutet, umschliesst die mittlere Umkreisung ein Medaillon im Durchmesser von beinahe 3 Decimètres mit der feierlich ernsten Darstellung der Himmelskönigin. Dieses Bildwerk ist vielfarbig gestickt auf einem hellbläulichen Grunde. Die Madonna ist als Gottesgebärerin mit der Krone zur Darstellung gebracht, sitzend auf einem Throne *(faldistorium, sella)* in architektonischer Fassung: auf den beiden Eckseiten des Thrones erblickt man auf Kugeln sitzend zwei Tauben, das Symbol der Reinheit und der Milde. Das göttliche Kind hat die Rechte segnend erhoben und zwar segnet es, wohl zu bemerken, in lateinischer Weise. Die ganze Darstellung ist gehalten nach dem bekannten Spruche des alten „Salve Regina:“ *„et filium tuum nobis ostende.“* In der Umrandung, die kreisförmig als Spruchband diese Darstellung umgibt, liest man auf weissem Grunde, in violetter Purpurseide gestickt, folgenden schönen Votivvers in romanisirenden Majuskelbuchstaben:

Sis clemens Christi Mater
Domui precor isti
Istum Christi gregem
Rege per placitum † legem.

Zu beiden Seiten der Himmelskönigin knien ausserhalb des durch diese Spruchstreifen eingefassten Medaillons an der einen Seite die Stifterin des Klosters Adala, und es will den Anschein nehmen, dass sie durch die erste Hälfte des oben bezeichneten Spruches zur Muttergottes ihre Zuflucht nimmt (vgl. Taf. III), indem sie das Haus, das sie gestiftet hat, ihrem mächtigen Schutze empfiehlt. Dass sie als Stif-

terin des Klosters zu betrachten ist und nicht als Geschenkgeberin der vorliegenden Stickerei bezeugt deutlich die mit zwei Thürmen geschmückte bei ihr befindliche Kirche und sagt das auch genugsam die über ihrem Haupte befindlichen „schedula“, worin die Worte sich befinden: *„Adala fundatrix“*. Der Adala als Stifterin des Klosters gegenüber knieet zur Rechten der Himmelskönigin die Geschenkgeberin und Verfertigerin des ganzen Messornates und des vorliegenden Antipendiums, mit erhobenen Händen ihre Kunstwerke dem Heiland darbringend, indem sie bittend an ihn den zweiten Theil des oben angegebenen Spruches richtet: jene Heerde, der sie vorstehe, möge er regieren durch das milde Gesetz des Kreuzes. Die Heerde selbst, die untergebenen Klosterfrauen nämlich, sind bildlich dargestellt durch Repräsentanten des Thierreiches. Diese edlen Thiere, Hirsch, Reh etc., lässt die Stickerei aufgeschreckt und verfolgt werden durch einen Raubjäger, der mit seinem Hunde auf die friedlich weidende Heerde losrennt, wodurch ohne Zweifel das Böse, der Unfriede und ungerechte Verfolgungen sollen versinnbildet werden, die auf Bitten der Geschenkgeberin vom Hause fern bleiben mögen. Die frommen Stickerinnen, die mit eben so viel Geschmack als mit Kunstfertigkeit das in Rede stehende Meisterwerk zu Gottes Ehren angefertiget haben, wollten nicht den regelrechten Schluss des letzten Theiles ihres Verses entstellen und haben desswegen zwischen *placitam* und *legem* nicht das Wort *crucis*, sondern dafür das Kreuzzeichen selbst „✝“ gestickt eingesetzt.

Um auch den leisesten Zweifel über die der Stickerin gegenüberknieende Figur zu heben, befindet sich im Hintergrunde derselben eine Inschrift, die sie vollends als Verfertigerin der vorliegenden gestickten Votivarbeiten bezeichnet. Man liest hier deutlich die Worte: *„Chuneguudis Abbatissa me fecit.“*

Über diesen beiden knieenden Gestalten erblickt man oben in den gegenüberstehenden engeren Zwischenräumen zwei Darstellungen von geflügelten Engeln in adorirender Stellung gegen den Heiland gewendet, in der einen Hand ein Rauchfass haltend. Dieselben sind auf röthlichem Grunde in völlig ausgebildeten körperlichen Formen dargestellt.

Zur Rechten der Himmelskönigin im mittleren Medaillon befindet sich eine zweite Rundung von derselben Grösse, worin abgebildet ist der Engel Gabriel wie er der allerseligsten Jungfrau die Botschaft überbringt.

Darauf bezieht sich auch das auf weissem Grunde in purpurvioletten Majuskeln gestickte Legendarium, das lautet: *„ave Maria gratia plena Dominus tecum benedicta tu“*. Noch machen wir darauf aufmerksam, dass in demselbem Medaillon zwischen dem verkündigenden Engel und der Gebenedeiten unter den Weibern auf blauem Grund gestickt ist das Einhorn mit dem Kopfe gegen Maria gewandt, und wird dadurch die symbolische Bedeutung des Einhornes ausser allen Zweifel gestellt.

Auf der linken Seite der oben bezeichneten mittleren Darstellung befindet sich ebenfalls in einem gleich grossen Medaillon durch Spruchbänder gebildet die Anbetung der drei Könige.

In der figurativen Darstellung der drei Weisen hat die Stifterin sich bestrebt, obschon die Technik des Stickens noch sehr unvollkommen ist, die drei Lebensalter des Menschen darzustellen. Durch den ersten König, der knieend mit langem weissen Barte in der Opferschale Gold darbringt, wird das Greisenalter versinnbildet. Durch den zweiten König mit dunklem Kinnbart, der in der Schale Weihrauch darbringt, wird das Mannesalter repräsentirt. Der dritte der Weisen, der in der Opferschale Myrrhen darreicht, soll das Jünglingsalter veranschaulichen und ist desswegen mit jugendlichen Gesichtszügen bartlos dargestellt.

Die Umrandung zeigt die Namen der drei Könige, nämlich: Kaspar, Balthasar und Melchior. Zu beiden Seiten dieser 3 Medaillons, die die mittlere Füllung des *„vestimentum altaris“* einnehmen, erblickt man vielfarbig gestickte Ornamente, und zwar sind dieselben auf der einen Seite von Quadraturen eingeschlossen, auf der anderen Seite von rhomboidenförmigen Linien umgeben.

Diese stumpfen und rechtwinkligen Ornamente, meistens complicirte, geometrische Figuren bildend, wozu die Technik der Seidenstraminstickerei sich vorzüglich eignet, da sie für Rundungen und Kreislinien sehr unbeholfen erscheint, kommen auch in ähnlicher Zusammensetzung und Farbengebung vollkommen übereinstimmend vor sowohl an der Pluviale wie an der Dalmatik.

Diese polygon geordneten Ornamente lassen sich hinsichtlich ihres Ursprunges und Herkommens bis auf die classischen Zeiten verfolgen, indem sogar auf etrurischen, römischen und griechischen Vasen aus gebranntem Thon ähnliche verwandte Formbildungen mit einigen Modificationen zu erkennen sind.

Diese quadratischen Darstellungen, mit der Form des Mäanders verwandt, haben sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die Spätzeit des XVI. Jahrhunderts erhalten als fortlaufende Reminiscenz an ältere traditionelle Formbildungen und werden dieselben bei der Straminstickerei fast durchgehends angewandt.

Hinsichtlich des liturgischen Gebrauches des vorliegenden interessanten Antipendiums, das, in einiger Entfernung betrachtet, vollkommen den Eindruck einer polychromatischen Wandmalerei macht, lässt es sich jetzt schwer behaupten, ob es in der früheren Zeit als eine Bedeckung des Altars *„palludamentum altaris, cortina“* in Weise eines Vesperaltuches benutzt worden ist, wie es namentlich an Festtagen über die Altarmensa zur besseren Conservirung der weissen Altartücher ausgebreitet zu werden pflegte, oder ob es als *„frontale, palliotta“* zur Verzierung der Langseite an der Vorderseite des Altartisches bei Festtagen in Anwendung kam. Wenn auch unsere Ansicht dahin geht, dass das in

Rede stehende figurenreiche *„opus acu pictile“* als Altardecke gedient habe nach Analogie vieler ähnlicher Stickereien, die uns auf längeren Reisen zu Gesichte gekommen sind, so wollen wir doch nicht durch diese Hypothese die Ansicht derjenigen perhorresciren, die glauben, dass das in Rede stehende Kunstwerk seit seiner Entstehung als Antipendium in heutiger kirchlicher Form in Gebrauch gewesen sei. Nur geben wir hiebei zu bedenken, dass es uns scheinen will, als ob die in Rede stehende Stickerei als Bekleidung der vorderen Altarmensa nicht nur verhältnissmässig viel zu lang, sondern auch zu hoch gewesen sein dürfte; jedenfalls aber muss in Abrede gestellt werden, dass dieses *„opus phrygicum“*, auch bei älteren Schriftstellern *„opus brambaricariorum“* genannt, in Weise unseres heutigen Vorhanges steif und ohne Faltenwurf vor der Altarmensa aufgespannt war, sondern wenn es als Antipendium und nicht als *„stragulum altaris“*, um das Weisszeug des Altares nach dem Morgengottesdienste vor Staub zu schützen, ehemals benutzt wurde, hing es jedenfalls, wie es auch schon die Bezeichnung besagt *(ante pendere)*, an der weissen Bedeckung des Altartisches frei herunter, wie wir dieses an älteren Antipendien im Dome zu Halberstadt und in der Marienkirche zu Danzig noch häufig angetroffen haben.

Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, dass das in Zeichnung beigefügte Antipendium in dem jetzigen Zustande noch seine primitive Form zeigt und der barbarischen Schere eines profanen Paramentenschneiders, wie die vorherbeschriebenen Gewänder, nicht verfallen ist.

Wie wir durch die Freundlichkeit des Herrn Pfarrers Jauser von Göss vernahmen, der, in Anerkennung des grossen Kunstwerthes der besagten alt-liturgischen Stickereien, denselben seither eine grosse Sorgfalt in Hinsicht der Aufbewahrung zugewandt hat, wurde das gefürstete weibliche Benedictinerstift Göss zur Zeit Joseph's II. aufgelöst und bald darauf Leoben zu einer Diöcese erhoben, mit der Bestimmung, dass als bischöfliche Kathedrale fortan die Stiftskirche zu Göss in Gebrauch genommen werden sollte.

Es lässt sich nicht füglich annehmen, dass bei der bekannten Vorliebe weiblicher religiöser Orden für die Kunststickereien ihrer eigenen Vorfahren, respective bei der naturgemässen Pietät derselben vor älteren Kunstwerken dieser Art, eine so entstellende Verunstaltung, Verkürzung und unzweckmässige Zusammensetzung von den ehemaligen Ordensmitgliedern selbst vorgenommen werden konnte, wie das bei den sämmtlichen oben beschriebenen Theilen eines vollständigen Messornates der Fall ist. Es liegt daher der Schluss sehr nahe, dass die formelle degradirende Entstellung der althistorischen Messgewänder des ehemaligen Stiftes Göss in jener erleuchteten Zeit des XVIII. Jahrhunderts ausgeführt worden sein dürfte, als das neue Bisthum, das sich kaum einige Jahre erhalten hat, in Göss errichtet wurde. Vielleicht ist in der bezeichneten Periode durch den Ungeschmak irgend eines allzu diensteifrigen Küsters für die neu creirte Capitelgeistlichkeit der im Vorhergehenden beschriebene gestickte Messornat in seinen jetzigen traurigen Zustand versetzt worden.

Zu dem oben beschriebenen Messornate haben sich auch noch einige Stolen *(stola, oraria)* erhalten, die ebenfalls in compositorischer und technischer Beziehung für das Studium der älteren liturgischen Gewänder nicht ohne Interesse sein dürften. Gestickte Corporaltäschchen *(bursa)*, Kelchbedeckung *(palla)* und das entsprechend ornamentirte Kelchtuch *(velum calicis)* finden sich heute bei dem gedachten Gösser Messornate nicht mehr vor. Dessgleichen auch nicht mehr die Alben mit den gleichfalls gestickten und aufgenähten Ornamenten *(parura, plaga)*, die mit dem entsprechenden, künstlerisch verzierten Schultertuch *(humerale)* im Mittelalter wesentlich zu dem vollständigen Apparate eines *„ornatus integer“* gehörten.

Nur noch eine kostbar und reichgestickte Albe findet sich heute in der Sacristei (vestiarium) der ehemaligen Stiftskirche zu Göss unversehrt vor, die ihrer Seltenheit und Eigenthümlichkeit wegen eine genaue Abzeichnung beanspruchen dürfte. Dieselbe gehört jedoch nicht als integrirender Theil zu der eben beschriebenen Capelle und dürfte erst im XVI. Jahrhundert angefertigt worden sein. Es scheint somit von der Frühzeit des Mittelalters bis zum Ausgange desselben die kirchliche Stickkunst in den stillen Mauern des begüterten Stiftes Göss, gelegen in einem anmuthigen Thale des schönen Steierlandes, von kunstgeschickten Klosterfrauen eine vorzügliche Pflege gefunden zu haben. Davon legt auch glänzend Zeugniss ab das Vorfinden der eben gedachten kunstreichen Albe, die, wie angedeutet, dem Ausgange des Mittelalters angehört. Dieselbe hat an dem untern Rande keine gazeartige flitterhafte Tüllspitze, in Weise eines leichten Spinnengewebes, ähnlich unseren heutigen modernen Albenbesätzen, die dem altehrwürdigen kirchlichen Gewande seinen Ernst benehmen und ihm einen leichten modernen Anstrich gewähren, sondern unten ist dieses Prachtgewand verbrämt mit einem breiten Saume *(periclysis, gyra)*, der seiner Bestimmung gemäss schwer nach unten herunterfällt und durch seine solide Stickerei der Randausmündung des Gewandes die nöthige Stärke und Schutz verleiht, und denselben, wie das heute meistens bei Festtag-Alben der Fall ist, nicht ohne Noth schwächt. Die Stickerei an dieser breiten kunstreichen Umrandung ist in vielfarbiger Seide im Kreuz- und Plattstich ausgeführt, und ist das Ganze mit reicher Goldstickerei durchwirkt, so dass mit diesem schönen Gewande bekleidet auf den Priester angewendet werden können die Worte „in fimbriis deauratis“. Möglich ist es, dass dieser kunstreich gestickte Goldrand an der in Rede stehenden Albe, wie wir denselben in eben bezeichneter Art auf weiten Reisen sonst nirgends mehr angetroffen haben, nach dem bekannten Spruche der Schrift, den Durandus ebenfalls, die Stickereien der Albe deutend, anführt, wo es

heisst: *astitit regina a dextris in vestitu deaurato, circumdata varietate* [1]).

Die in Rede stehende Albe mit ihrer kunstreichen und soliden Randeinfassung könnte heute ein Muster abgeben, wie die Albe, die leider seit dem XVII. Jahrhundert bei Einführung der „brabanter Spitzen“ *(guipures, dentelles)* gänzlich ihren kirchlich ernsten Charakter verloren hat, an der untern Umrandung im Geiste und in den Formen der mittelalterlichen Kunst gediegen und würdig wieder einzurichten sei. Gewiss wäre es zu wünschen, dass von derselben nächstens eine getreue Zeichnung in diesen Blättern veröffentlicht würde. Ferner besitzt die ehemalige Stiftskirche zu Göss heute noch einige interessante gewebte Teppichwerke aus den XVI. Jahrhundert, die als *„tapisserie de Smyrne“*, ihrer orientalischen Dessins wegen, betrachtet werden können. Auf älteren Tempera-Malereien des XV. Jahrhunderts findet man häufig, namentlich bei der Verkündigung, den Boden belegt mit ähnlich gemusterten vielfarbigen Teppichen, die in kirchlichen Schatzverzeichnissen des Mittelalters meistens den Namen *„tapetia orientalia, cortina persica“* führen.

Beim Schlusse der Beschreibung jener merkwürdigen Messgewänder in der ehemaligen Abtei Göss, die nicht leicht in ihrer Art von ähnlichen Ornaten des XIII. Jahrhunderts im österreichischen Kaiserstaate übertroffen werden mögen, dürfen wir es nicht unterlassen, hiermit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Janser von Göss unsern verbindlichsten Dank abzustatten für die wissenschaftliche Beihilfe, verbunden mit einer gastfreundschaftlichen Aufnahme, die er uns bei Abfassung vorliegender Arbeit mit grösster Zuvorkommenheit hat angedeihen lassen. Nicht weniger sind wir verpflichtet unsere Anerkennung und schuldigen Dank zu zollen dem Landesarchäologen von Steiermark, Herrn Haas, für die verpflichtende Zuvorkommenheit, mit welcher derselbe uns seine trefflichen Original-Pausen sämmtlicher eben beschriebener Gewänder auf längere Zeit übersandt hat.

Möge der historische Verein für Steiermark zu Gratz, der uns ohne unser Verdienst jüngst mit einer Ernennung als Mitglied beehrte, in vorliegender Arbeit vorläufig den guten Willen erkennen, seinen regen historisch-wissenschaftlichen Zwecken nach Kräften förderlich zu werden. Sicherlich würde der Vorstand des eben gedachten Vereines der christlichen Kunstarchäologie einen grossen Dienst erweisen, wenn durch seine Vermittlung eine geübtere Feder aus seiner Mitte es unternähme, die sowohl in kunsthistorischer als auch symbolischer Beziehung merkwürdigen altliturgischen Ornate der ehemaligen Abtei Göss in einer besondern ausführlichern Monographie mit Beigabe der nöthigen erläuternden Zeichnungen zu veröffentlichen.

Wir erklären uns hiermit gerne bereit dieser umfangreicheren, bald zu erhoffenden Arbeit jene einschlagenden Materialien zu Gebote stellen zu wollen, die uns auf längeren Reisen zugänglich geworden sind.

Cöln im November 1857.

Die gothische Kirche zu Strassengel in Steiermark.

Beschrieben von Karl Weiss.

(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

I.

Geschichtliches [2]).

Die ältesten urkundlichen Nachrichten über den Bestand des Ortes und einer Kirche in Strassengel reichen bis in das IX. Jahrhundert, wenn wir den Angaben älterer und neuerer Schriftsteller glauben dürfen, dass Strazzinolum als gleichbedeutend mit dem heutigen Strassengel anzusehen ist. Die Urkunde, welche hierauf Bezug hat, ist ein Majestätsbrief vom 20. November 861, womit Kaiser Ludwig II. dem Erzbischofe Adalvin in Salzburg und seiner Metropolitan-Domkirche nebst anderen Besitzungen die Kirche zu Strazzinolum zum Geschenke machte [1]); dieselbe hätte daher Anspruch zu den ältesten in Steiermark begründeten Gotteshäusern gerechnet zu werden.

Erwähnen wir nun noch, dass am 18. Mai 982 sich Erzbischof Friedrich in Salzburg vom Kaiser Otto II. nebst

---

[1]) *Vestes variae* waren bei den Römern in der spätern Latinität das, was die Griechen ποικίλους χιτῶνας nannten, nämlich reiche Gewänder, die durch die Kunst des Webers oder Stickers mit verschiedenen farbigen Dessins geschmückt waren, daher auch *vestes variae* gleichbedeutend mit *vestes varii coloris*. Das obige *circumdata varietate*, wird also ein reiches Gewand bezeichnen, das mit einer vielfarbig gewirkten oder gestickten Randeinfassung, Saum, geschmückt war.

[2]) Über die Wallfahrtskirche zu Strassengel sind zwar schon wiederholt Schriften erschienen oder in anderen Werken Nachrichten veröffentlicht worden; sie bieten jedoch nur wenig verlässliche Daten und enthalten selbst in diesen manche Widersprüche. Nebst den vorzüglichsten Werken: Julius Cäsar, Staats- und Kirchengeschichte von Steiermark; Muchar, Geschichte von Steiermark und Fröhlich, *Diplomataria sacra ducatus Styriae* haben wir daher nur das von Alanus Lehr, Conventualen des Stiftes Rein († 12. Jänner 1775), aus Originalien des Stiftsarchives gearbeitete Manuscript betitelt: *„Collectaneum seu Diplomatarium Runense omnium Privilegiorum antiquitatum et Actionum quae a principio et annorum progressu celeberrimo in Monasterio Runensi sac. et exemp. Ord. Cisterc. in Styria antiquissimo gesta fuere“* benutzt. Das Original-Manuscript ist in Rein aufbewahrt und eine Abschrift desselben im Besitze des Joanneums zu Gratz. Nach der Letzteren haben wir uns mit Unterstützung des Herrn Pichler in Gratz die wichtigsten auf Strassengel Bezug habenden Daten und Urkunden verschafft. Einzelne Urkunden über diese Wallfahrtskirche sind zwar noch im Stiftsarchive vorhanden, aber für unsere Zwecke von keinem Belang und gehören meist dem vorigen Jahrhunderte an. Die dürftige Ausbeute des Diplomatarium Runense in Bezug auf baugeschichtliche Daten können wir uns übrigens nur durch den Umstand erklären, dass der grösste Theil von Urkunden, Rechnungen und sonstigen Aufzeichnungen über Strassengel sich in der Propstei daselbst befunden hat und bei Aufhebung derselben — unbekannt wohin — verschleppt worden ist. Alanus scheint aber nur jene Urkunden über Strassengel berücksichtigt zu haben, die im Stiftsarchive vorhanden waren.

[1]) Muchar, Geschichte von Steiermark, III, 179.

anderen Gütern auch Strazzinolum als Eigenthum bestätigen liess[1]), so sind die ältesten urkundlichen Belege erschöpft und die nächsten bisher bekannten Nachrichten gehören bereits der Mitte des XII. Jahrhunderts an.

Ungeachtet dieser dürftigen Ausbeute ist damit doch eine Thatsache von grossem Interesse festgestellt, dass nämlich die älteste Capelle zu Strassengel in frühester Zeit ein Eigenthum der Mutterkirche von Salzburg war. Wie diese Kirche beschaffen, wo sie gestanden und wem zu Ehren dieselbe geweiht war, bleibt zwar eine ungelöste Frage, aber da der Denkmalbau in jenen Ländern, wo nicht römische Cultur directen Einfluss besass und römische Bauten zur Umgestaltung für den christlichen Cultus vorhanden waren, nicht vor dem Beginn des zweiten Jahrtausends begonnen hatte, so dürfte auch die Capelle in Strassengel, welche schon im IX. Jahrhundert bestanden haben soll, nur ein einfacher Holzbau gewesen sein, zudem nicht bekannt ist, dass dieser Ort im Mittelalter eine besondere Bedeutung besass.

In die letzten Zeiten der Traungauer fällt die nächste Urkunde, welche Bezug auf Strassengel nimmt; es geschieht jedoch hier nicht der Kirche, sondern nur des Hofes (villa) Erwähnung, und auffallend ist es, dass die Bezeichnung, Strazzinolum bereits aufgegeben und dafür jene von Strazzindel angenommen wurde. Die Urkunde datirt vom 8. Juni 1147 und Markgraf Ottokar VII. bestätigt dem Stifte Rein die drei Höfe Raeze, Strazzindl und Judendorf[2]). Kloster Rein wurde von den Markgrafen Ottokar und Luitpold von Steier im Jahre 1121 gegründet und von dem letzteren Fürsten im Jahre 1128 mit Mönchen des Cistercienserstiftes Ebrach besetzt. Strassengel gehörte daher zu den Fundationsgütern des Stiftes und war eines jener zahlreichen Geschenke, womit Markgraf Ottokar und dessen Gemahlin Sophia die ihnen lieb gewordene fromme Schöpfung auszustatten bemüht waren. Ob das Erzbisthum Salzburg zu dieser Zeit noch im Besitze einer Kirche oder Capelle in Strassengel war, — darüber fehlen alle urkundlichen Belege; aber es scheint aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, weil in den Bestätigungsbriefen der Besitzungen des Erzbisthums Salzburg in Steiermark weder im XI. noch XII. Jahrhundert irgend eine Erwähnung in Bezug auf Strassengel geschieht und aus einem Streite der Pfarrer von Gradwein mit dem Stifte Rein im XII. Jahrhundert wir nicht entnehmen können, dass die Bewohner von Strassengel neben der Pfarre von Gradwein, wohin sie mit allen kirchlichen Bedürfnissen angewiesen waren, eine besondere Capelle besassen.

Wenige Jahre später sollten jedoch die Bewohner des Dorfes Strassengel in den Besitz einer Capelle gelangen.

Als Markgraf Ottokar VII. sich dem Kreuzzuge anschloss, den Kaiser Konrad III. gegen die Ungläubigen unternahm,

[1]) Muchar a. a. O. III, 197.
[2]) Dipl. Run. I, 237.

um das heilige Land wieder zu erobern, soll er im Tempel Salomon's das Orginalbild der Jungfrau Maria, von dem Apostel Lucas gemalt, erblickt haben, das später nach Mailand in die königliche Basilica übertragen wurde. Er liess hievon eine Copie durch einen griechischen Künstler anfertigen, nahm es mit sich und machte dasselbe bei seiner Rückkehr durch Steiermark dem Stifte Rein mit dem Bedeuten zum Geschenke, dass dasselbe zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden sollte. Als dann im Jahre 1157 die Abtei von dem Markgrafen Ottokar den „Fraukogel" d. i. den Waldhügel, worauf gegenwärtig die Kirche steht, zum Geschenke erhielt, bauten die Conventsbrüder auf demselben eine hölzerne Capelle, worin sie das Bild durch ein volles Jahrhundert zur öffentlichen Verehrung ausstellten[1]).

Das Stift Rein betrachtet auch das Jahr 1158 als den Zeitpunkt der Gründung einer Kirche auf dem Waldhügel bei Strassengel zu Ehren der heiligen Maria und feiert aus diesem Grunde im laufenden Jahre das siebenhundertjährige Jubiläum der Stiftung.

Diese hölzerne Capelle wurde anfangs nur zur Aufstellung des genannten Wunderbildes benutzt. Als aber im Jahre 1208 der Salzburger Erzbischof Eberhard II. dem Stifte Rein das Eigenthum der Höfe Strazille, Raetze und Judendorf neuerdings bestätigte[2]), so benützte die Abtei diese Gelegenheit, um von dem Metropoliten die Erlaubniss zu erwirken in dieser Capelle für die Bewohner von Strassengel und Judendorf gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, und sie erhielt auch in dieser Zeit von dem Erzbischofe die gewünschte Bewilligung[3]).

Den Pfarrern in Gradwein scheint aber die Gründung der Mariencapelle und deren unmittelbare Beziehung zu Rein nicht gleichgiltig gewesen, und gleich anfangs darüber ein Conflict entstanden zu sein. Durch die Aufstellung des Marienbildes fühlten sich ohne Zweifel viele Gläubige aus Nah und Ferne angezogen, um dort ihre Andacht zu verrichten; zahlreiche Opfergaben flossen aus diesem Anlasse ein, und die von Rein bei den Wallfahrern eingeleiteten Sammlungen waren von sehr glücklichem Erfolge. Weil nun Strassengel in den Pfarrbezirk von Gradwein gehörte, so

[1]) Dipl. Run. I, 263—268. — Auf einem alten Gemälde zu Rein, welches zugleich auf den Ursprung des Gnadenbildes hinweist, befindet sich auch folgende Inschrift: *Ottocar Leopoldi fortis filius, Styriae Marchio cum Jerosolimitanae expeditioni interfuisset B. Virginis effigiem et St. Lucae prototypo derivatam secum redux attulit eandemque Abati de Runa publicae venerationi via angelorum exponendam A. 1157 tradidit.* Dr. Schreiner, Grätz 1843, S. 496. Pusch Sigismund beschreibt in seiner *Chronologia sacra ducatus Styriae* das Wunderbild Maria's mit folgenden Worten *Tabella est, quae Deiparam aetate tenera, fluentibus capillis compositisque ante pectus manibus, veluti precantem exhibet; talem scilicet qualis trimula Salomonis adyta subiisse creditur. Caerulea eidem instita, quam auro textili spicae variant, aureumque pariter cingulumque adstringit.*

[2]) Markgraf Ottokar VIII. hatte längere Zeit hindurch dem Convente Rein das Eigenthum vorenthalten und erst im Jahre 1189 zurückgestellt. Dipl. Run. I, 341.

[3]) Reiner Saalbuch: *Capella cedat in usus perpetuos et ut ibidem conversi sua divina faciant.* Muchar V, 33.

glaubten auch dessen Pfarrer sich dadurch in ihren Einkünften geschmälert und Ansprüche auf den Besitz der Capelle und die dort einfliessenden Opfergaben und Sammlungen erheben zu müssen. Als daher das Stift Rein im Jahre 1208 von dem Salzburger Erzbischofe die Erlaubniss erwirkte, in der Capelle für die Bewohner von Strassengel und Judendorf gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, geschah diess vielleicht schon in der Absicht, um mit der Zeit aus Strassengel ein Filiale von Rein zu gestalten, welches für diesen Ort die Pfarre von Gradwein entbehrlich machen sollte. Dadurch aufgestachelt richtete daher im Jahre darauf (1209) der Pfarrer Gregor Hammer in Gradwein eine Klageschrift an Papst Innocenz III., worin er den Besitz der Capelle für sich in Anspruch nahm. Zur Beilegung dieses Streites stellte der Papst ein Schiedsgericht auf und dieses legte denselben in der Weise bei, dass dem Pfarrer Gregor der Genuss der durch die Capelle einfliessenden Opfer und Jahreszinsen lebenslänglich verbleiben, dagegen nach seinem Tode die Mariencapelle vom Pfarrrecht zu Gradwein für immer befreit bleiben sollte [1]). Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, dem die Schlichtung des Streites übertragen war, bestätigte auch im Jahre 1211 diesen Ausgleich, das Stift nahm gleichfalls diese Bedingungen an und, da der Pfarrer Gregor im Jahre 1224 starb, so gelangte auch in dieser Zeit die Mariencapelle in den ungeschmälerten Besitz von Rein [2]).

Hatte schon der Ruf der Capelle durch das Marienbild eine grosse Ausdehnung erreicht, so scheint ein in der Mitte des 13. Jahrhunderts vorgefallenes Ereigniss das Vertrauen der Gläubigen noch mehr gesteigert zu haben. Die Tradition erzählt, dass im Jahre 1255 Hirten auf einem Tannenbaume vor der Kirche ein wunderthätiges aus dem Stamme einer Eiche herausgewachsenes Crucifix erblickt haben. Sie machten hierüber dem Stifte die Anzeige, und nachdem man sich von der Wahrheit dieses Ereignisses überzeugt hatte, wurde eine besondere Feier veranstaltet. Abt Rudolf v. Landelier löste in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofes von Seckau das Kreuz vom Baume und übertrug es in die Kirche.

In wie weit dieser Tradition Glauben beizumessen ist, können wir nicht entscheiden; gewiss ist es aber, dass seit dieser Zeit in Strassengel die Zahl der Wunder sich häufte, Stiftungen das Vermögen der Capelle vermehrten und mehrere Bischöfe dieselbe reich mit Ablassbriefen ausstatteten. Solcher Indulgenzen wird Erwähnung gethan aus den Jahren 1266, 1296, 1299, 1317, 1318, 1319 und 1322 [1]); von den Stiftungen bemerken wir jene eines Wieners, Niklas der Ploder genannt, welcher am 28. October 1300 dem Kloster und Convente von Rein auf Anrathen seines Bruders, der Mitglied des Stiftes war, sein in Wien gelegenes Haus „auf dem Steig", dann seinen Weingarten „in dem Geswassers Graben haisset der Griech" und Weingarten hinter dem Dorfe zu Grinzing zu einer ewigen Messe vermachte, „daz mein Brueder, aller unser vordern und nachkhumen selen zu Reyn und zu Strassindel hintz Gott ewig kleich gedacht werde" [2]).

Wie diese Capelle beschaffen und ob es dieselbe aus Holz erbaute war, welche zur Zeit der Widmung des Marienbildes errichtet wurde, darüber fehlt es an jedem sicheren Anhaltspunkte. Der Bestand einer hölzernen Capelle durch nahe an dreihundert Jahre wäre allerdings nicht unmöglich, da sich bis auf unsere Tage Holzbauten erhalten haben, welche auf ein noch höheres Alter hinweisen, und die Cistercienser des zwölften Jahrhunderts im Holzbau vielleicht eine noch grössere und solidere Technik besassen als die Baumeister späterer Epochen; aber es scheint uns aus anderen Gründen nicht wahrscheinlich, dass die alte Capelle bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts, wo erst ein Neubau aufgeführt wurde, fortbestanden habe. Als die Capelle aus Holz erbaut wurde, hatte dieselbe ohne Zweifel nur den Zweck, zur Aufstellung und Verehrung des Marienbildes zu dienen; sie war daher wahrscheinlich ganz klein und für die Bedürfnisse eines täglichen Gottesdienstes wenig geeignet. Nachdem sodann Stiftungen das Vermögen der Capelle vergrösserten, das Stift Rein von dem Salzburger Erzbischofe Eberhard im J. 1208

---

[1]) Muchar V. 57.

[2]) Zu einer quellenmässigen Erforschung des Streites zwischen dem Stifte Rein und den Pfarrern von Gradwein um den Besitz von Strassengel fehlen die erforderlichen Daten, und sie scheinen auch nicht vorhanden zu sein, weil selbst Muchar darüber nichts anzugeben im Stande ist. Das „Diplomatarium Runense" reicht dazu nicht aus. Die Urkunde Bd. I, 382 handelt zwar ziemlich ausführlich von dem Streite, aber derselben sollte eigentlich die Bestreitungsschrift des Pfarrers von Gradwein vorausgehen; diese ist aber nicht vorhanden, daher auch für alles Nachfolgende die Rechtsgründe, worauf sich zuletzt doch die Gradweiner stützen mussten, nur aus den Repliken der Rainer ersehen werden können. — Mit dem Spruche des Erzbischofes Eberhard vom Jahre 1208 war übrigens der Streit keineswegs für immer geschlichtet; im Gegentheile entbrannte er wiederholt sehr heftig und gelangte erst zu Ende des XV. Jahrhunderts zum vollständigen Abschlusse. Im ganzen Verlaufe des Processes bildet aber immer für die Reiner die Entscheidung des Erzbischofes Eberhard II. vom Jahre 1208 die Grundlage, worauf sie ihre Ansprüche auf den ungeschmälerten Besitz von Strassengel stützen. Am stärksten war der Streit zur Zeit des Gradweiner Pfarrers Andreas von Stein zu Ende des XV. Jahrhunderts. In einem der Processartikel bestreitet sogar Ersterer dem Abte zu Rein, dass dieser nicht das Recht habe, an Sonn- und Feiertagen das Volk in der Capelle zu segnen, worauf dieser sich auf das Privilegium des Baseler Concils und jenes vom Papst Eugen IV. bezieht, wornach sich dieses Recht auf Capellen, *sibi non pleno jure subjectis*, beziehe. — Am 3. März 1483 gelangte endlich der ganze Streit zum Abschlusse. Die Reiner verblieben im Besitze von Strassengel; sie sei, wie es in der bezüglichen Concordienurkunde heisst, vermöge päpstlicher Freiheit exemt; jedoch ist den Reinern untersagt, Vormittags darin zu predigen, die Heiligenansage und das Martyrologium, die St. Stephansweihe, Beichte und Todtendienst, sowie an Sonn- und Festtagen die grosse Messe später als um 7 Uhr früh (mit Ausnahme an den Tagen starken Zudrangs) zu lesen.

[1]) Dipl. Run. I, 2, 1201, 1233, 1334, 1240, 1250.

[2]) Diese Urkunde wird von Schmutz in seiner Topographie des Herzogthums Steiermark in das Jahr 1340 gesetzt und von ihm und anderen Schriftstellern Niklas v. Ploder als einer jener Männer bezeichnet, welche vorzugsweise den im Jahre 1346 begonnenen Neubau der Kirche befördert haben. Nach der uns in Abschrift vorliegenden Urkunde geschah aber die Stiftung bereits im Jahre 1300, und hatte mit dem Neubaue nichts zu thun.

die Bewilligung erhielt, in der Capelle für die Bewohner der Höhe von Strassengel und Judendorf **Gottesdienst** zu halten, und der Glaube des Volkes an die Kraft des Gnadenortes durch mehrere wunderbare Ereignisse immer mehr gestärkt wurde, so können wir nicht glauben, dass die im XII. Jahrhunderte erbaute hölzerne Capelle den gesteigerten religiösen Bedürfnissen genügt habe.

Es befinden sich in der jetzigen Kirche aber auch die Überreste alter Glasgemälde, von denen einige nach ihrem Kunstcharakter in eine frühere Zeit als das Gründungsjahr der jetzigen Kirche fallen dürften. Falls daher dieselben wirklich vor der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts angefertigt wurden und — was allerdings nicht unmöglich ist — aus keinem anderen dem Stifte Rein gehörigen Gotteshause nach Strassengel übertragen wurden, so spricht auch dieser Umstand für einen Umbau der im XI. Jahrhundert erbauten hölzernen Capelle, welcher sodann im XIV. Jahrhundert vielleicht aus keinem anderen Grunde einem dritten Neubau weichen musste, als weil der fort und fort wachsende Andrang der Gläubigen an den Wunderort Strassengel eine bedeutende Vergrösserung der Capelle dringend nothwendig machte und das Stift Rein vielleicht schon damals die Errichtung einer Propstei in Strassengel beabsichtigte.

Auch an den noch vorhandenen zwei romanischen Säulen, einer **Mensa aus Stein**, suchten Manche einen Beleg für einen schon früher bestandenen Steinbau. Wir legen jedoch eben darauf kein grosses Gewicht, weil steinerne Altäre, der liturgischen Regel genügend, auch in hölzernen Capellen nicht fehlen durften.

Mag nun was immer für eine Capelle auf dem Waldhügel zu Strassengel bis gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts bestanden haben, in dieser Epoche entsprach dieselbe nicht mehr dem Bedürfnisse des Gottesdienstes. Berücksichtigen wir nun noch, dass die Abtei Rein in jenem Zeitraume zu den blühendsten und angesehensten Klöstern des Landes gehörte und an ihrer Spitze einer ihrer vorzüglichsten Männer stand, der nicht nur die geistlichen und weltlichen Rechte und Befugnisse des Stiftes zu erweitern bemüht war, sondern auch durch regen Unternehmungsgeist und grosse Baulust ausgezeichnet war [1]), so fehlte es auch nicht an den äusseren Umständen zur Führung eines Baues, welcher nicht nur dem grossen Ansehen der Marienstiftung angemessen war, sondern auch durch seine kunstvolle Ausstattung weit über die Anforderungen eines gewöhnlichen Gotteshauses hinausreichen sollte. Und auf jenem günstig gelegenen Waldhügel erhob sich auch ein Bauwerk, das eine der gelungensten Schöpfungen des gothischen Styles in Österreich bildet. Schlank und zierlich in seinen Verhältnissen, reich und gediegen in seinem ornamentalen Schmuck, kühn und edel, vorzugsweise in dem Aufbau des Thurmes und begünstigt durch eine herrliche malerische Lage, kann dieses Werk heute noch — seine späteren Zubauten abgerechnet — als ein Muster für den Bau kleinerer gothischer Kirchen angesehen werden.

Was aber zu dem Neubau der Kirche nicht wenig beigetragen haben mochte, war der Eintritt zweier Brüder, Namens **Zeyriaker**, aus Wien in das Kloster Rein. Diese hatten dem Stifte reiche Gaben mitgebracht und scheinen einen Theil derselben ausdrücklich zu dem Umbau der Kirche in Strassengel bestimmt zu haben. Denn, wie **Alanus** [1]) bei Erzählung der Grundsteinlegung bemerkt, wurde die alte Capelle — *augusta quidem sed angusta — consilio fratrum conventualium et adminiculo duorum carnalium fratrum Zeyriakariorum de Vienna* neu gebaut; die Grundsteinlegung erfolgte durch den Abt **Hartwig** von Emerberg am Feste Mariä Empfängniss des Jahres 1346 in feierlicher Weise.

Über den Act der Grundsteinlegung selbst, wie über die Bauführung und den Baumeister der Kirche haben sich keine Details erhalten. Wir wissen nur, dass bereits im Jahre 1348 Abt Hartwig starb und das begonnene Werk seinem Nachfolger sterbend auf das wärmste anempfahl; dass drei Jahre später unter Abt Seifried der Bau der Kirche noch nicht über die Fenster hinaus gereicht habe und die Höhe der Geschenksummen, welche zu dem Bau eingeflossen waren, sich auf 5000 Pfund Pfennige belief [2]). Es ist ferner bekannt, dass Abt Seifried den Bau vollendete, Bischof Ulrich III. von Seckau die Kirche (im Jahre 1353) einweihte und hiebei die *prodigiosae imagines S. Crucis et Beatae Mariae Virginis* in dieselbe übertragen wurden [3]). Ob jedoch in dem verhältnissmässig kurzen Zeitraume von acht Jahren auch der Bau des kunstreichen Thurmes vollendet war, möchten wir bezweifeln, zudem Einweihungen von Kirchen öfter vor sich gegangen, ohne dass die Thürme ausgebaut waren, und Abt Seifried erst im Jahre 1367 starb, mithin auch mehrere Jahre später unter seinem Schutze der Bau zum Abschluss gelangt sein konnte.

---

[1]) Hartwig v. Emerberg, ein Sprosse jenes alten steiermärkischen Geschlechtes, welches urkundlich bereits im XII. Jahrhunderte vorkömmt. (Vgl. die Truchsesse v. Emerberg, von Jos. Bergmann. Mittheilungen II, 39.) Er bekleidete die Würde eines Abtes vom Jahre 1331—1348. Angesehen und einflussreich nicht nur im Lande, war er es auch bei dem Papste und den Landesfürsten. Von Ersterem wurde er als Legat an die Herzoge von Baiern abgesandt; von letzteren — den Herzogen Otto und Albrecht — erhielt er am 4. März 1338 die Privilegien des Stiftes, insbesondere die weltliche Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Stiftes bestätigt, und bekam mehrere neue Freiheitsbriefe. Im Jahre 1443 erwirkte er von Kaiser Friedrich auch die Infel für Rein. Hartwig vermehrte aber auch durch eine kluge Ökonomie und seinen Einfluss die Besitzungen, und soll das Stift ganz umgebaut haben. Letzteres scheint aber nur von einzelnen Theilen der Abtei richtig zu sein.

[1]) Dipl. Run. I, 2, 1561.

[2]) Nach Hermann's Series Abbatum C. pag. 69 u. 31, welche im Stiftsarchive als Manuscript vorhanden ist, wobei es auch heisst, dass für Kelche 30 Mark Silber bestimmt wurden.

[3]) Wir werden auch später sehen, dass unter allen Darstellungen der Bilder von der Kirche Momente der Kreuzigung Christi und aus dem Leben Mariä am häufigsten angebracht sind.

Auch die weiteren urkundlichen Belege über Strassengel, welche der erwähnte Chronist des Stiftes seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts anführt, bieten für die Baugeschichte wenig interessante und wichtige Anhaltspunkte.

Noch während des Baues — am 9. August 1349 — empfingen Abt Seifried und der Convent von Wilhelm von Razstadt und seinem Eidam Thomas, Bürger zu Sladnitz, eine Stiftung mit 400 fl. zu einem ewigen Lichte auf dem allerheiligen Altare „in vnser Fraven Kapelle“ zu Strassindl [1]).

Am 9. März 1455 stiftete Herzog Rudolf IV. von Steiermark eine tägliche Messe in der Kirche auf dem Altare, der in derselben Capelle in Mitten gelegen ist, und „in Ere des heiligen und kostperen Gottes Leichnam vnseres herren Jesu Christi, sand Barbara der heiligen Jungfrowen und sand Morandes der vnsers geschlechts gewesen ist“, geweiht wurde. In dem Stiftungsbriefe befiehlt zugleich Herzog Rudolf, dass diese ewige Messe täglich von einem der Conventbrüder gesprochen werde und der Abt dem Priester, der die Messe spricht auf dem Altar, die Pfründe aufbessern soll; derselbe Priester hat auch ein besonderes Gebet in der Messe mit ganzer Andacht um sein und seiner Vorfahren Heil zu sprechen, und ein ewiges Licht soll Tag und Nacht auf dem Altare unterhalten werden, wofür er dem Kloster vier Waldhuben im Werthe von zehn Pfund Geld aus dem Urbar seines Hubamtes in Steiermark zum Geschenke macht [2]). Wir erfahren aus diesem Briefe zwei wichtige Thatsachen, die eine, wem zu Ehren bei dem Neubaue der mittlere Altar geweiht wurde, und dann dass neuerdings täglich eine Messe in der Kirche gelesen werden musste, mithin in Strassengel die tägliche Anwesenheit mehr als eines Conventualen von Rein nothwendig war, so dass schon um diese Zeit daran gedacht werden musste, ein Nebengebäude für jene Stiftsbrüder zu errichten, welche den Gottesdienst in Strassengel besorgen mussten.

Für ein tägliches *salve Regina* vor und ein *Concede nos famulos* nach der Messe in Strassengel stiftete, im J. 1383, Rudolf von Plankenwart, Burggraf des Grafen v. Cilli in Hohenek, sieben Huben und eine Mühle, welche Stiftung der Abt des Cistercienser-Klosters Ebrach im Jahre 1387, als er in Rein eine Visitation abhielt, bestätigte [3]).

Im Jahre 1389 schenkte der Landeshauptmann in Steier, Hartneid von Liechtenstein dem Stifte Rein für eine *missa quotitudina* in Strassengel *in altari S. Antonii sub Basilica* mehrere Güter [4]).

An besonderen Festagen scheint der Raum der Kirche für die grosse Zahl der herbeigeströmten Andächtigen nicht ausreichend gewesen zu sein, weil im Jahre 1437 von Basel aus der Cardinallegat von Deutschland Julianus dem Abte Johann das Recht ertheilte, bei der Kirche zu Strassengel — *licet lata et speciosa satis existat* — an vier Jahrestagen die Messe im Freien zu halten, und es wurde auch zu diesem Zwecke im Jahre 1453 neben der Kirche eine Capelle aus Holz gebaut [1]).

Ein Jahrhundert nach Vollendung der Kirche unternahm Abt Hermann mehrere Neuerungen in Strassengel. Er baute im Jahre 1455 eine Capelle an, welche späterhin zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes genannt und worin das heilige Grab aufgerichtet wurde. Über dieser Capelle errichtete er sodann eine Sacristei und setzte einen zweiten Thurm auf, zu welchem Zwecke er auch zwei grössere Glocken giessen liess [2]).

Im Jahre 1480 ertheilte Papst Sixtus IV. der Kirche zu Strassengel einen Ablass von 100 Tagen mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass das Gebäude gut erhalten und die Bücher, Kelche, Lampen und andere kirchliche Schmuckgegenstände ordentlich in Stand bleiben sollen [3]).

Aus dem Jahre 1586 wird eines Vertrages erwähnt zwischen dem Abte Rain und dem Klagenfurter Orgelbauer Georg Oberburger wegen Herstellung der alten Orgel in Strassengel. Er sollte dieselbe vom St. Georgenstag 1586 ab für 120 fl. nebst Wohnung und Kost besorgen. Von der alten Orgel zu Strassengel sagte der alte Klagenfurter Meister, sie habe folgende Register gehabt: „erstlich das Principal im Pedal; dass andere das Principal im Manual, das dritte ist gewesen eine hülzene Flauten, die Gress zwei Spannen lang, das viert ist gewest die klein Flauten, das fünfte die Zimbl im Manual, das sechte die Zimbl im Pedal. Darauf hat es drei Register unter dem Clavier gehabt. Das siebente Register ein Octavl. Das achte Copel mit spizen in Manual. Die gresse zwo Spann lang, aber gar weit in der Mensur, das neunte die Mixtur in Manual und Pedal in einen Register. Die gresste in Manual ist nur ein Span lang gewest.“ Oberburger stimmte das Werk um eine Quart tiefer, gab sieben neue Register dazu und änderte noch manches Andere an der Orgel.“

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts — unter Abt Placidus — wurde endlich ein neuer Zubau geführt und an der Südseite der Kirche die St. Annacapelle sammt der daranstossenden Sacristei errichtet.

Diess sind die wesentlichsten Nachrichten, welche auf den baulichen Zustand und die innere Einrichtung der Kirche Bezug haben. Was noch an älteren verlässlichen Nachrichten über die Kirche zu Strassengel vorhanden ist, hat entweder auf Stiftungen und Indulgenzen Bezug, oder es betrifft die Aufzählung und Geschichte der Wunder, welche durch das Gnadenbild und Kreuz in der Kirche an Kranken, ja selbst an Todten verübt wurden.

[1]) Dipl. Run. I, 2, 1622—1624.
[2]) Dipl. Run. I, 2, 1813—1818.
[3]) Dipl. Run. I, 2, 1890 u. 2002.
[4]) Dipl. Run. I, 2, 2013.

[1]) Auch diese Capelle — dem h. Ulrich geweiht — war sodann Gegenstand eines Streites zwischen dem Pfarrern von Gradwein und dem Stifte Rein.
[2]) Dipl. Run. II, 1, 904.
[3]) Dipl. Run. II, 2, 1327

Darauf näher einzugehen liegt ausser dem Bereich dieser Darstellung, zu dem wir jene Stiftungen und Indulgenzen, die einigen Aufschluss über die Kirche geben, bereits speciell angeführt haben, und noch diejenigen anführen werden, welche auf die nebenliegenden Gebäude zu Strassengel Bezug haben.

Es wurde auch erwähnt, dass bald nach dem Neubau der Kirche die Nothwendigkeit bestanden haben mochte, für die Unterbringung von Conventualen, welche den Gottesdienst versahen, Sorge zu tragen. Wir wissen zwar nicht mit Genauigkeit anzugeben, wann die Abtei Rein einen oder mehrere ihrer Mitglieder bleibend in Strassengel exponirte, sondern es ist nur bekannt, dass im Jahre 1462 Kaiser Friedrich an Abt Hermann und den Convent des Gottesdienstes wegen das Holzfällrecht in seinem Gestinger Wald zum Nutzen des Klosters und dessen Taferne zu Strassindel verlieh[1]) und Abt Hermann im Jahre 1494 ein Präpositurgebäude daselbst vollendete. Es dürfte daher die Annahme nicht unwahrscheinlich sein, dass schon bei der Gründung der neuen Kirche auch auf ein Gebäude für die Conventualen von Rein Bedacht genommen und Ende des XV. Jahrhunderts in Strassengel der Grund zur Propstei gelegt wurde, welche daselbst bis in die Josephinische Zeit, ziemlich reich ausgestattet, bestanden hat.

Das alte Präpositurgebäude scheint in nordöstlicher Richtung von der Kirche gelegen gewesen und in seinem Hauptbau noch gegenwärtig vorhanden zu sein. An der Ecke des Gebäudes, welches dort steht, ist noch die Inschrift zu lesen: *Per Wolfgangum Abbatem MLXXXXIIII.*

Demselben gegenüber stand ein zweites Gebäude, welches im Jahre 1582 durch Abt Georg erbaut wurde. Dasselbe hat zur Unterkunft der Conventualen und auch zur Beherbergung von Gästen gedient. Ein Theil der Gemächer erhielt später wirklich die Bezeichnung „Kaiser Leopold's Zimmer“.

Unter demselben Abte wurde noch ein zweites Gebäude im Jahre 1576 zu Strassengel gebaut, das zur Zeit des Stiftshistoriographen Alanus die Bezeichnung „Prechlhaus“ oder „Flachsheusel“ führte.

Das neuere Propsteigebäude befindet sich westlich von der Kirche gelegen und verdankt seine Entstehung dem XVII. Jahrhundert.

Die Propstei selbst bestand bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fort, sie wurde sodann aufgelassen und an deren Stelle wollten die Gemeinden zur Zeit Kaiser Joseph's II. eine Localcaplanei besitzen.

Die Auflassung einer Reihe von Klöstern, Kirchen und Capellen zur Zeit der Regierung Kaiser Joseph's II. bedrohte aber gänzlich den Bestand der Kirche zu Strassengel — ja noch mehr, man ging nicht nur davon ab, eine Localcaplanei zu errichten, sondern beabsichtigte das Gebäude niederzureissen, das Baumateriale zu verkaufen und aus dem Erträgnisse desselben ein Schulhaus zu erbauen. Diese bisher wenig bekannten Thatsachen entnehmen wir einer Verhandlung, welche in dieser Angelegenheit im Jahre 1788 zwischen dem Gubernium von Steiermark und der geistlichen Hofcommission in Wien geführt wurde[1]), und worauf wir wegen der verschiedenen Nebenumstände, unter denen diese Frage aufgefasst worden ist, näher eingehen wollen.

Von Seite der vereinigten k. k. Hofkanzlei erging im Jahre 1787 die Verordnung, dass das angeblich sehr unförmliche Kreuz zu Strassengel[2]) ohne Anstand beseitigt und so weit diese Kirche überflüssig sei, die Altäre in die Pfarrkirche zu Gradwein übersetzt werden sollen, weil die Altäre der letzteren sich nicht im brauchbaren Zustand befänden. Zugleich wurde das Gubernium in Gratz aufgefordert, sich auch zu äussern, ob es — so wie der Fürstbischof von Seckau beantragt hatte — räthlich sei, auf die beantragte Localcaplanei zu Strassengel nicht einzugehen und die Kirche zu sperren, dann ob die dahin gehörigen Gemeinden wirklich so nahe der Pfarre von Gradwein liegen, als angegeben wurde.

Das Gubernium in Gratz forderte zur Prüfung dieser Angelegenheit das Gratzer Kreisamt auf, mit dem Dechante in Strassengel, dem Stifte Rein und einigen Deputirten der zu Strassengel gehörigen Gemeinden ins Einvernehmen zu treten und sich hierüber selbst zu äussern. Als Resultat der ganzen Verhandlung wurde erhoben, dass die Kirche zu Strassengel auf einem „steilen Berg“ sich befinde und auf solchem ausser der Caplanswohnung und dem Hause des Stifts kein anderes Haus sich befinde, dass die dieser Caplanei zunächst liegenden Häuser auch nur ½ Stunde von der Pfarre zu Gradwein entfernt stehen, dass ferner nur 30 Kinder die Schule daselbst besuchten, „für welche zu ihrer Erleichterung durch Anwendung des Materials von der abzubrechenden Kirche, dann des Kaufschillings für die zu verkaufende Caplanswohnung ohnehin eine Normalschule zu errichten angetragen würde, und die Gemeinden, welche zur Localie von Strassengel gehören, nur 539 Seelen ausmachen“. Um sich jeder Verantwortung zu entziehen, legte das Gubernium diese Verhandlung noch dem Fürstbischofe von Seckau vor und erst, als auch dieser sich am 21. August 1788 dahin äusserte, dass die von ihm angetragene Aufhebung der Localie und die Zutheilung der vier Gemeinden zur Pfarre von Gradwein keinem Anstande unterliege, wurde von dem Gubernium die Auflassung dieser Localie und die Sperrung der ganz entbehrlichen Kirche angeordnet.

Gegen diese Verfügung richteten nun die vier Gemeinden eine Beschwerdeschrift an den Kaiser. Dieselbe liegt

[1]) Dipl. Run. II. 2, 984—985.

[1]) Sie sind im geistlichen Archive des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht aufbewahrt, woraus es uns gestattet wurde, die nachfolgende Darstellung zu benutzen.

[2]) Vielleicht war es jenes Kreuz, von welchem die Tradition behauptet, dass es von Hirten auf einem Baume gefunden und im Jahre 1255 in die Kirche feierlich übertragen wurde

uns zwar nicht vor, aber aus dem Berichte des steiermärkischen Guberniums, welchem auch diese Beschwerdeschrift zur Äusserung zukam, können wir entnehmen, dass die Gemeinden für die Beibehaltung der Localie in Strassengel folgende Motive geltend machten. Sie führten an, dass diese Kirche schon einige Jahrhundert fortbesteht, dass die Gemeinden den „steilen Berg" in 6 Minuten besteigen, dass sie ferners von dem Thurm der Kirche mittelst Anschlagung der Glocken von einer entstehenden Feuersbrunst, sowie durch Läutung der Glocken von der anrückenden Früh-, Mittags- und Abendstunde verständigt werden, die schulfähigen Kinder wegen des Unterrichts nach dem entfernter liegenden Gradwein dadurch zu geben genöthigt würden, dass zur Winterszeit das Weibervolk wegen starker Schneeverwehungen nicht zu ihrer Pfarre kommen können und die schwangern und gebärenden Mütter, dann alle Presshaften und die Jugend durch Abhaltung der Christenlehre in der Strassengler Kirche eine grössere Bequemlichkeit geniessen. Aber auch diese Gründe bestimmten nicht das Gubernium von seiner Verordnung abzugehen und dasselbe bat den Kaiser um die Abweisung der Beschwerdeführer um so mehr, als auf eine Verminderung der Ausgaben für den Religionsfond fürzudenken sei, dieser durch die Sperrung der Kirche das ganze Kirchenvermögen von etlichen Tausend Gulden erhalte, und die Erhaltung des ganzen Kirchengebäudes (durch das Niedereissen nämlich) erspart werde.

Die geistliche Hofcommission empfahl dagegen dem Kaiser in dieser Angelegenheit einen Mittelweg einzuschlagen. Wegen der geringen Anzahl Seelen sollte es zwar von der ehemals angetragenen Localcaplanei abkommen; dagegen hätte auch die Sperrung und Demolirung der Kirche in Strassengel zu unterbleiben und dieselbe als eine Filiale zum Wechsel des Gottesdienstes von der Pfarre Gradwein weiters fortzubestehen, welchen Antrag der Kaiser Anfangs Jänner 1789 genehmigte.

Seit dieser Zeit fand keine weitere Änderung in Bezug auf die kirchliche Einrichtung in Strassengel Statt. Das Propsteigebäude blieb verlassen, es wurde bis vor wenigen Jahren mit den übrigen Nebengebäuden dem Einflusse der Zeit preisgegeben und nur jeden Sonntag ein Gottesdienst in der Kirche abgehalten. Dessenungeachtet hat sich die Erinnerung an den einstigen Glanz dieses Gotteshauses in den Herzen frommer Gläubigen noch forterhalten und am ersten Sonntage nach Ostern, selbst wenn noch dichter Schnee Thal und Berge bedeckt, besteigen zahlreiche Processionen den Waldhügel, um dort dem feierlichen Stiftungsfeste beizuwohnen.

Aber auch für die fernere Erhaltung der prachtvollen Kirche ist gegenwärtig ein günstiger Zeitpunkt gekommen; denn mit grösster Bereitwilligkeit hat der ausgezeichnete Prälat des Stiftes Rein, der Anregung der k. k. Central-Commission so wie des Conservators für Steiermark Herrn Joseph Scheiger folgend, den edlen Entschluss gefasst, mit bedeutenden Opfern eine durchgreifende Restauration der Kirche durch den Architekten Joseph Lippert noch in diesem Jahre in Angriff nehmen zu lassen.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

Die Beschreibung der Baudenkmale des von des k. k. Central-Commission meinem Wirkungskreise angewiesenen Gebietes fange ich von dessen äusserster Grenze an, mit dem Verzeichnisse der Baudenkmale der Insel Schütt, die ihrer Lage nach auch als ein für sich abgeschlossenes Gebiet betrachtet werden können.

Ich will vor allen eine kurze Beschreibung der Gegend selbst veranlassen, wodurch sich manches Charakteristische für unseren Gegenstand ergibt.

Die Schütt, im Königreiche Ungarn gelegen, ist zugleich die grösste Donauinsel. Sie wird von der grossen Donau und von einem Donauarm, die Érsekujvárer-Donau genannt, gebildet; fängt unter Pressburg an und endigt bei Komorn; ist 11¼ Meile lang, 2—4 Meilen breit. Der obere grössere Theil gehört zum Pressburger Comitat, der untere zum Komorner. Sie enthält 146 Ortschaften und 75 Pusztens oder Weiler; darunter sind 13 kleinere Städtchen. (Der einzige bedeutendere, aber bereits am Schlusse abseits liegende Ort ist Komorn, dessen Baudenkmale ich desswegen jetzt hier unberücksichtigt lasse.) Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 84.671, darunter Kath. 59.398, Evan. 2062, Reform. 17684, Griech. 70, Jud. 5457. Ausgenommen etwa 6 Ortschaften in der Nähe von Pressburg, wo grösstentheils gemischt Deutsche und Ungarn zusammenwohnen, ist die Bevölkerung im Übrigen rein ungarisch; und sie scheint der Sprache und dem Aussehen nach ein von den anderen etwas abweichender Volksstamm zu sein; obgleich ihm nichts besonders hervorstechendes charakterisirt.

Die Bodenverhältnisse bieten uns selbstverständlich alle Merkmale eines von grossen Strömen umgebenen Eilandes. Daher ein mit vielen Wasserarmen und Morästen durchgeschnittenes Flachland, ohne Gebirg, ja fast ohne bedeutendere Hügel und Gestein. Der obere westliche Theil, als etwas erhöhter liegend, ist mehr trocken und sandig, ziemlich gut cultivirt, und mit vielen kleinen, an einander reichenden Dörfern durchgängig dicht bevölkert. Der untere östliche Theil, grösstentheils den Überschwemmungen der sie umgebenden Flüsse: Fag, Dudvag, Donau ausgesetzt, ist mehr ein tiefes, morastiges Weideland, und hat theilweise den Charakter der weiten Ebenen Nieder-Ungarns mit ihren weit aus einander gelegenen grösseren Ortschaften und öden Puszten, mit ausgedehntem Wiesengrund und Weideland.

Was die Geschichte und selbst die Urgeschichte dieser Gegend betrifft — indem uns auch Denkmale, wenn auch spärlich, aus der vorchristlichen Zeit selbst begegnen — kann ich füglich hier nicht in die, erst eine kritische Forschung erheischenden, dunklen Partien dieses Gebietes tiefer eingehen. Und daher lasse ich es dabei bewenden: ob wegen des lateinischen Namens der Schütt: *Insula Cituorum*, hier die *Cituen* des Ptolemäus zu suchen seien, wie Larius meinte [1]), oder ob etwa auch hier die Skythen gewohnt haben, wie Aventinus haben will; dem wieder der deutsche Name der Schütt anstatt des Beweises dienen soll [2]). Cluver glaubt auch hier die Sitze der Quaden suchen zu müssen [3]); was Bél [4]) ebenso bestreitet, als auch die Meinung, dass etwa hier je die Römer gewohnt hätten; und sucht den deutschen Namen der Schütt einfach von den aufgeschütteten Dämmen gegen die Donau-Überschwemmungen herzuleiten. Bonfinis [5]) rückt mit seiner Meinung in die nähere Zeit vor, indem er hieher den Schauplatz der letzten Avarenkriege Karl's des Grossen verlegt, und die Schütt für jene Donaugegend hält, wo die aufs Haupt geschlagenen Avaren die letzte Zuflucht gesucht haben. Dem Bél (a. a. O.) scheinen dies die vielen hünengräberartigen Hügel und Erdaufwürfe der Schütt zu bekräftigen, die wir, an ihrem Ort angeführt, betrachten werden; indem sie das Volk bis heutigen Tages Tatárülés (d. h. Tartarensitze oder Niederlassungen) nennt, hält er sie für Avarenringe. Eben so kommen aber auch Heidengräber anderer Formationen vor, wie auch Spuren römischer Bauüberreste, die wir am betreffenden Ort anführen werden, und die etwa die eine oder die andere Hypothese, die Urgeschichte der Schütt betreffend, mehr oder weniger unterstützen mögen [6]).

Aus der bekannteren historischen Zeit kann man füglich annehmen, dass die Schütt nebst Pressburg einer jener Theile Ungarns war, die von Anfang her mit der Ankunft der Ungarn von ihnen bevölkert und in Besitz genommen worden sind, wofür die Urkunden, welche ich unten speciell bei einer jeden Ortschaft anführe, genügende Anhaltspunkte bieten. Die heilige Sage dieser Gegend, die selbst für ihre Baudenkmale sehr bezeichnend ist, und die ich desswegen noch weiter unten mittheilen will, bezeichnet sie schon als eine derjenigen, wo sich die apostolische Thätigkeit des heiligen ersten Königs Stephan mit der Verbreitung des Christenthums in den von ihm herrührenden sagenhaften Kirchenbauten besonders kundgethan hat. Der ungarische *Codex Diplomaticus*, in den auch hier grösstentheils angezogenen Urkunden, bietet in Fülle Beweise dafür, dass die Einwohner der oberen Schütt hörige Wehrmänner des Pressburger Schlosses (sogenannte *Servientes regis*, *milites* und *jobbagyones Castri Posoniensis*) waren, wie jene der unteren Gegend in gleichem Verbande zu dem Komorner Schlosse standen. Dies bietet ihnen in den vielen Westkriegen vom Anfange her, wo die genannten zwei festen Plätze gewöhnlich belagert gewesen sind, die Gelegenheit sich durch ihre tapferen Dienste auszuzeichnen; in Folge dessen die meisten Familien von dem Verbande der Burgen befreit, die Rechte der freien Adeligen erlangen. Daher hat kaum eine Gegend Ungarns so viele adeligen Geschlechter aufzuweisen wie die Schütt. Oft bestehen ganze Gemeinden aus lauter adeligen Insassen; obwohl schon der grösste Theil — wenn auch ihres einstmaligen Vorrechtes sich bewusst — zu schlichten Landbauern herabgekommen ist. Durch diesen Umstand wurde aber die Schütt selbst zur Wiege der hervorragendsten Geschlechter Ungarns, wie der Fürsten und Grafen: Eszterházy, Palffy, Illyésházy, Amadé u. s. w., welche aber emporgehoben, ihre eigentliche Heimath bald verlassen haben und in den anderen Gegenden des Reiches ihre Hausmacht begründeten, indem die Schütt schon damals stark bevölkert, und, meist dem freien adeligen Besitz angehörend, keiner grösseren Besitzausdehnung der Dynastien und Herrschaften Gelegenheit bot.

Es beschränken sich desswegen auch die Schenkungen an grössere geistliche Würden und Corporationen (wie den Erzbischof von Gran, das Pressburger Capitel und etwelche Klöster), welche unter diesen Verhältnissen hierorts noch stattfinden konnten, nur auf kleinere Flächen. Auf der ganzen Insel entstand auch desswegen keine grössere geistliche

---

[1]) De republ. Rom. lib. XII, p. 1131.

[2]) Annal. Boi. lib. I. 36.

[3]) Germania antiqua. lib. III, 123.

[4]) Notitia Hungariae II, 318.

[5]) Hist. Ung. decad. I, lib. 9.

[6]) Tiefer, selbst in das mythische Zeitalter führt uns die, mit dem ungarischen Namen der Schütt: Csallóköz verbundene ungarische Volkssage, welche hier auch zur Charakteristik der vorgeschichtlichen Baudenkmale der Schütt in Betracht genommen werden möge. Als ältere sagenhafte Benennung der Schütt im Ungarischen gilt nämlich der Name: Aranykert, d. i. goldener Garten, und wird in der Volkssage damit gedeutet, dass hier einstens in goldener Vorzeit die Feen mit ihrer Königin Ilka oder Ilona auf der annoch so benannten kleinen Insel: Ilko Szigete gewohnt haben; da standen ihre Paläste an der Donau, und von dort kamen sie täglich über die Kleindonaufurt Macskarév (d. h. Katzenführe) auf die Mogyoróser Wiese (Haselnusswiese; beide Orte werden noch heute so genannt); hier deckten sie ihren Tisch mit allen Glücksgaben, es konnte ein jeder Mensch dann reichen und sich nach Belieben sättigen; es herrschte bei den Einwohnern der Schütt ein allgemeiner Wohlstand und Friede, es gab damals keine Arme und Bettler u. s. w. Als sich aber eines Tages ein Undankbarer gesättigt, gegen die Wohlthat der Feen versündigt hatte (die Sünde bestand aus einer sehr unästhetischen Handlung), verschwanden die Feen. Der Fährmann an der Katzenfurt fand nach ihnen, als er sie das letztemal hinübergeführt, ein goldenes Hufeisen in seinem Boot, damit war er ausgezahlt. Seit der Zeit kamen sie nicht mehr zurück; und die Insel, die früher ein goldener Garten (Aranykert) war, wurde nun zu Csallóköz (so heisst jetzt ungarisch die Schütt, was ungefähr die betrügerische Insel bedeutet. Siehe auch des Marsili Danubius Pannonico-Mysicus I, 28, grossartiges, leider sehr unkritisches Werk, über den Donaustrom, — der diese Deutung in dem deutschen Namen Schütt sucht). Wahrscheinlich hat aber der ungarische Name Csallóköz, nach einer richtigeren philologischen Untersuchung, mit der untergeschobenen gleichlautenden Deutung nichts gemein, sondern wird von dem Flussnamen „Csalló", Csalis u. s. w. herrühren, und lässt sich eben auch so mythisch an, als der Name einer Art Wassernymphe oder eines Wasserunholden im Ungarischen. (S. Ipolyi: Magy. Mythologie. 63 und 98.)



Corporation: weder ein Bischofsitz, noch ein Domsitz oder ein hervorragendes Kloster; wie sonst die letzteren besonders auch in Ungarn auf den Inseln beliebt wurden. Wir haben hiermit nichts von dieser Seite hervorzuheben, was in dieser Hinsicht zu dem geistigen Mittelpunkt gedient hätte, wie es sonst in Ungarn überall der Fall gewesen, dessen Betrachtung auch von der grössten Wichtigkeit für die Culturverhältnisse und somit auch für die Baudenkmale und Bauthätigkeit einer jeden Gegend ist. Es ist dagegen zu bemerken, dass sie sich in der Hinsicht ganz an Pressburg, dessen Domstift und Kirchenbauten angelehnt zu haben scheint und dessen Ausläufer wir also hier zu suchen berechtigt sind.

Übrigens hat die Schütt, wie dies bei dem Auftauchen ihres Namens aus der Gesammtgeschichte des Landes zu ersehen, mehr oder weniger die Schicksale des Letzteren getheilt; zunächst aber jene Pressburgs, Komorns und Raabs, zwischen welchen bedeutenderen Plätzen sie wie eingeklammert liegt. Somit haben sich über sie sowohl die Westkriege der ersten Jahrhunderte ergossen, wie auch die späteren stets hinauf sich drängenden östlichen Einfälle der Tataren, Türken und inneren Kriege. Die anliegende Donau bildete eben so gut die Hauptstrasse für die westlichen, wie für die östlichen Züge. Doch kann die Annahme gelten, dass die abseits liegende, von Flüssen abgeschlossene Insel weniger den Hauptheeren ausgesetzt und als Schlachtfeld benützt, und vielmehr blos von den Streifzügen in Anspruch genommen war; wie sich dies auch geschichtlich herausstellt, und als Ursache der Erhaltung vieler ihrer Baudenkmale gelten kann.

Eine eigene Epoche ihrer Blüthe und zunächst auch ihrer Bauthätigkeit dürfte in die Zeit des Königs und später Kaisers Sigmund und Matthias Corvinus fallen; wo auch Pressburg in dieser Beziehung thätig geworden war, durch den Aufenthalt des Ersteren und besonders durch die Bauart des Letzteren begünstigt. Es sollen nämlich beide dieser Herrscher die Schütt bevorzugt haben, indem sie hier ihre Weiler, und in den Donauauen wildreiche Thiergärten und Jagdreviere hatten. An beiden sind sowohl historische Zeugnisse, wie auch reiche, bis heutigen Tages im Volke lebende Sagenzüge vorhanden, die wir bei den bezüglichen Orten andeuten werden (s. Nagy-Magyar, Alistál, Mád). So viel ist ausser Zweifel, dass die meisten annoch bestehenden Baudenkmale der Schütt der Periode des XV. Jahrhunderts anheimfallen, dessen erste Zeit noch der langen und vielbewegten Regierung Sigmund's, die zweite Hälfte aber der thatkräftigen Wirksamkeit des Königs Matthias angehörte [1]).

Nach dieser Glanzepoche der Schütt — aus welcher, wie gesagt, auch die meisten unserer Baudenkmale herrühren, wäre nur der Antheil an dem allgemeinen Leiden zu verzeichnen, der sie auch durch die Verheerungen der Türken und der inneren Kriege getroffen hat. Wie stark die Schütt unter diesen und anderen Elementarumständen gelitten hat, mag auch das beweisen, dass sie noch in dem XVI. Jahrhundert (nach der Aufzeichnung des Geschichtschreibers Istvánffy, der hier seine berühmte Geschichte verfasst hat) 257 bevölkerte Ortschaften hatte, während sie jetzt kaum mehr 150 zählt.

Besonders beachtenswerth greifen aber auch für unseren Gegenstand die auch hier, in Folge der neuen Religionslehren entstandenen Wirren ein, denen die Schütt gänzlich, fast ohne alle Ausnahme anheimgefallen war. Überall werden wir von dieser Zeit zu hören und zu sehen bekommen, wie die bestandenen älteren Kirchengebäude im Anfange zwischen den alten und neuen Religionsbekennern förmlich getheilt wurden. Durch die Aufführung einer Zwischenmauer sollte überall wenigstens eines der Kirchenschiffe für die Bekenner der neuen Lehre abgesondert werden. Später kommen fast alle Kirchen in den ausschliesslichen Besitz der letzteren; und wurden theilweise umgebaut, modernisirt, oder wenigstens durch Abschaffung der ihnen unnöthigen oder anstössig gewordenen inneren Einrichtung und Gegenstände vernichtet. An vielen Örtern erhoben sich an dem Platz der gestürzten älteren Kirchen nüchterne Oratorien oder Bedürfnissbauten in der styllosen Art jener Zeiten. Als die darauf folgende Reaction im XVII. Jahrhundert stattfand, wurden auch hier, besonders durch den Glaubenseifer des Fürsten Primas und Erzbischofs Szelepcsényi die früher katholischen Kirchen wieder zurückgestellt. Manche mussten aber zugleich gänzlich hergestellt werden; andere sind umgebaut und gänzlich modernisirt; an dem Standorte der gestürzten und aus ihrem Material erhoben sich neuere Gebäude, in dem nüchternen und noch mehr in dem barocken Zopfstyl der Renaissance. Aus dieser Zeit des wiedererwachten Glaubenseifers datiren sich auch die meisten neueren Kirchen, so wie auch die vielen Bedürfnissbauten der Andersgläubigen, die jetzt für ihre Zwecke meistens kleine unansehnliche Oratorien gebaut haben, womit sich noch der kleinere, der neuen Lehre treu gebliebene Theil begnügen musste, indem der grössere mit der alten Kirche selbst zum Katholicimus zurückkehrte. In der unteren Schütt, die grösstentheils auch ferner an der helvetischen Confession festhielt, wurden meist erst wieder zu Ende des vorigen Jahrhunderts neue katholische Kirchen

[1]) Es dürfte sich etwa auf diese historische Zeit das blühende, gartenartige Aussehen der Schütt, mit dem an Mythen streifenden Namen eines goldenen Gartens zurückführen lassen; von welchem Zustande sie aber seitdem weil herabgekommen ist und keine königlichen Thier- und Fruchtgärten mehr aufzuweisen hat; welche letzteren noch in den Aufzeichnungen des XVI. Jahrhunderts, wie bei Istvánffy, gerühmt werden. An dem Herabkommen scheinen die Bodenverhältnisse Schuld gewesen zu sein, indem die wohl überschwemmenden aber auch befruchtenden Donauarme, besonders am oberen Theil, immer mehr versiegen und austrocknen. Wo früher wasserreiche und befruchtete Gärten waren, breiten sich jetzt verschwemmte Sandflächen aus.

und Pfarren errichtet, theilweise styllose Bedürfnissbauten, daher sie auch bedeutend weniger Baudenkmale aufzuweisen hat; indem wahrscheinlich auch die älteren ursprünglichen katholischen Kirchen nach der Wegnahme gestürzt oder gänzlich umgebaut wurden, wie noch davon einige Spuren zu sehen sind. Die entsprechenden Zeugnisse für diese im Allgemeinen hier vorangeschickte Darstellung werden bei einem jeden Gegenstand angeführt.

Nach diesen allgemeinen statistischen und historischen Notizen soll hier noch eine allgemeine Charakteristik der Baudenkmale der Schütt folgen. Vor Allem muss bemerkt werden, dass die Baudenkmale der Schütt fast ausschliesslich dem gothischen Styl angehören; ich konnte nur hie und da leise Spuren und vereinzelte Merkmale des Romanismus und des Übergangsstyls auffinden, wiewohl zwar überall die volle Berücksichtigung verdienenden Angaben auf die Spuren früherer, romanischer Bauten führen.

Bei dieser Seltenheit der übrigen Style sind aber die gothischen Kirchenbauten so häufig, dass etwa die Hälfte der jetzt bestehenden katholischen Kirchen der Gothik angehört. Wenn aber eine solche Fülle sich an einander reihender gothischer Bauten überall Aufmerksamkeit verdient, — so ist dies hier um so mehr bemerkenswerther, als Ungarn im Allgemeinen an Baudenkmalen für arm gilt, und die grosse Bauthätigkeit der Schütt daher zu einer Folgerung für jene von Ungarn im XV. Jahrhundert überhaupt berechtigt.

Freilich sind die meisten dieser Kirchen nur theilweise in ihrer ursprünglichen Form mehr oder weniger erhalten; viele sind wohl ihres schönsten Theiles, des spitzbogigen Gewölbes, des Fenstermasswerks u. s. w. verlustig geworden. Andere haben nur noch den Chor behalten, wozu neuere Schiffbauten gekommen sind; oder es sind doch die Letzteren ganz modernisirt worden, wodurch das Spitzbogengewölbe mit seinen Diensten und Gurtträgern abhanden gekommen, und nüchterne neue Gewölbsformen, oder sogar flache Stuccatur-, Holzbalken- und Dielendecken — meistens als Nothbauten — angebracht worden sind. Doch sind auch noch an den Letzteren genügende Merkmale zurückgeblieben, um sie noch dem geübteren Auge erkenntlich zu machen. Ein grosser Theil hat aber so wenig gelitten, dass die ursprüngliche Gestalt ohne Mühe auf den ersten Blick zu erkennen ist.

Übrigens gehören auch diese Baudenkmale grösstentheils schon der Verfallsperiode der Spätgothik an, wo die Baulust auch anderwärts allgemein, und auf der Schütt, wie gesagt, diese Thätigkeit von den Königen Siegmund und in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von Matthias besonders beeinflusst war, dessen Theilnahme an Bauunternehmungen, angefangen von dem Pressburger Dom (ja selbst theilweise etwa auch von dem Wiener St. Stephans-Dom) durch das ganze Reich entlang, bis zu der herrlichen Kaschauer Kirche urkundlich bekannt ist.

Als besonders auffallend muss noch die Gleichartigkeit der meisten dieser Baudenkmale hervorgehoben werden, welche sich nicht nur in dem allgemeinen spätgothischen Stylcharakter ausspricht, sondern auch in der Ähnlichkeit der Anlage und der Aufführung des decorativen Details, in Folge dessen die meisten dieser Kirchen, sowohl die kleineren capellenartigen unter sich, wie auch die grösseren mehrschiffigen wieder unter einander eine so grosse Ähnlichkeit darbieten, als wenn sie von der Hand eines und desselben Meisters gebaut wären. Bezeichnend ist auch dafür die heilige Sage der Schütt, welche an diesen Umstand anknüpfend erzählt: dass die zwölf ältesten Kirchen der Schütt vom heiligen Stephan zur Ehre der 12 Aposteln zu der Zeit erbaut wurden, als er hier seiner apostolischen Thätigkeit oblag. Er selbst soll in dem jetzigen Städtchen Vajka gewohnt haben, welches daher auch von ihm den Namen hat. (Vajk soll nach der Geschichte der heidnische Name des h. Stephan vor der Taufe gewesen sein. Vielleicht hat es Bezug auf den gleichen Namen des heiligen Adalbert: Voyk oder Vojtech, dessen Täufling er bekanntlich war; und der Name Stephanos Coronatus mag nach seiner Krönung der vorherrschende gewesen sein.) Die Volkssage bezeichnet hier noch etwelche Diestelbäume, seltener Grösse und Dicke, als die Pflanzung des heiligen Königs. Die Namen der zwölf Kirchen werden mit verschiedenen Varianten angegeben; indem mehrere hiesige Kirchen früher den Aposteln geweiht, später die Namen anderer Schutzheiligen angenommen haben. In der weiteren Beschreibung werden noch einige dieser Kirchen genannt, bei welchen sich die berühmte Sage auch in handschriftlichen Aufzeichnungen aus den zwei letzten Jahrhunderten erhalten hat. Die Bedeutung dieser ungarischen Sagen von den ältesten Bauten des heiligen Stephan hat bereits Professor von Eitelberger in seinem Bericht über einen archäologischen Ausflug in Ungarn (Jahrbuch der k. k. Central-Commission I, 1856, 93) geziemend hervorgehoben, und sowohl ihren nationalen Zug gewürdigt, als auch die Unstatthaftigkeit ihrer geschichtlichen und besonders kunstgeschichtlichen Berechtigung dargethan. Ich habe es daher hier nur mit einem Beispiele mehr constatiren wollen, und zunächst damit auf das charakteristische und etwa auch geschichtliche Moment der Baudenkmale der Schütt hingedeutet: wie nämlich ein Theil dieser Kirchen wahrscheinlich nicht nur derselben Periode angehört, sondern etwa auch demselben Gründer und Erbauer zuzuschreiben sei. Die berühmten Persönlichkeiten der Geschichte sind in der Sage oft im wechselseitigen Bezug, und es dürfte sein, dass die sagenhafte Tradition von den Kirchenbauten des selbst volksmässigen Königs Matthias sich der Legende des heiligen Stephans, von dessen apostolischer Thätigkeit die Kirchenstiftungen und Kirchenbauten Zeugniss geben, zugesellt hat.

Nebst dem aber, dass wir hier also grösstentheils gleichartige Denkmale derjenigen spätgothischen Bauzeit vor uns haben, wo sich dieser Styl bereits immer mehr desorganisirt und zur nüchternen Äusserlichkeit übergeht, haben wir es noch auch meistentheils nur mit kleinen, schlichten Dorfkirchen zu thun. Und wenn die Gothik selbst auch für kleinere Werke aller Art geeignet war, so braucht es doch kaum bemerkt zu werden, dass eben dieser Styl durch einfachere Behandlung, durch Beschränkung der Anlage und der Ausstattung viel von seinem eigentlichen Kunstwerthe und seiner Schönheit eingebüsst hat. Demgemäss finden wir auch hier kleinere, meist einschiffige Kirchen, die ohne Kreuzform und Kreuzvorlage meist nur aus zwei gleich hohen Räumen: aus dem Chor und Schiffe bestehen. Auch die wenigen grösseren mehrschiffigen Kirchen sind meistens unorganisch, mit in der Mitte stehenden Pfeilern abgetheilt, und bieten die späteren Formen der Hallenkirchen. Die noch meistens nur im Chor vorhandenen Spitzgewölbe bestehen aus einfachen Kreuz- und Scheidebogen; ein Netzwerk, trotz des spätgothischen Styles, kommt selten, kaum zweimal vor; was wohl der schlichtesten Einfachheit dieser Bauten zuzuschreiben ist. Die Gurten ruhen meistens auf einfachen Kragsteinen, oder treten ohne Vermittlung aus den Pfeilern und Umfangmauern hervor; welche letzteren hiermit gewöhnlich flach und leer geblieben sind. Die Fenster, bei gleich flacher und schräger Wendung meist sehr schmal, haben kaum Raum geboten für die Entwickelung des Masswerks, welches, wo es nicht bereits von dem Zahn der Zeit abgenagt und ausgebrochen, oder sogar durch die sogenannten Restaurationen gänzlich entfernt worden ist, mehr aus den ursprünglich einfachen Kleeblatt- und Dreipass-Formen (Fischblase kommt selten vor) besteht. An den Thüren ist nebst dem einfachen Spitzbogen der gestürzte Kleeblattbogen vorherrschend. Seltener ist der um diese Zeit im Schwung gewesene geschweifte Spitzbogen. Eben so schwerfällig und massenhaft zeigt sich die Anlage am Äussern: ohne einen Strebebogen, ja selbst fast ohne alle Dach- und Fenstergiebel. Auch die Strebepfeiler sind meistens plump gestaltet, zwei-, höchstens dreimal gegliedert, mit einfacher schräger Abdachung, und ermangeln durchgängig einer künstlerischen Durchbildung. Der Chor ist in der Regel nie anders als dreiseitig aus dem Achteck geschlossen; ein- oder zweimal auch nur gerade. Selten und nur im Innern als decorative Theile der Sacramenthäuschen u. s. w., findet sich eine Fiale oder Kreuzblume vor; und nur die aus dem Viereck mit der pyramidalen Helmkrönung ins Achteck übergehenden Thürme, mit ihren steinernen Seitenthürmchen ragen noch hervor, als die einzigen Wahrzeichen der emporstrebenden Richtung des gothischen Styls. Dazu ist das meiste, ursprünglich noch eigenthümlicher und besser gestaltete, durch die Modernisirung oder Vernachlässigung so verletzt und mit Tünche überdeckt, dass wir oft zur Veranschaulichung des Ganzen nur durch einzelne Überbleibsel und Trümmer geführt werden.

Was noch eine besondere Berücksichtigung ausserdem verdient, ist der Umstand, dass alle diese Bauten, mit kaum zwei oder drei Ausnahmen, aus Ziegel- oder Backstein-Material aufgeführt sind. Die oben bezeichnete Lage der Schütt, als eines flachen gebirgslosen Landes, erklärt uns schon ihren gänzlichen Mangel an Bausteinen, welche daher von weither gebracht werden mussten. Wie bekannt, mussten sich aber die Backsteinbauten, selbst des gothischen Styls, wegen Ungefügigkeit und aus Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit, meist mit einfacher massiver Gestaltung behelfen, anstatt mit einer fein gegliederten Construction. Somit wird es natürlich, dass auch bei unseren gothischen Bauten eine Massenarchitectur und das Mauersystem vorherrscht, wie im Romanischen; obzwar in jener Verfallszeit der Gothik, welcher diese Baudenkmale angehören, auch bereits die Gothik diesen Charakter angenommen hat; indem die Flächen zwischen den Fenstern und Strebepfeilern stets mehr in die Breite wuchsen; innen die Dienste und Pfeiler ganz abgingen und somit die unbelebte und kahle Mauermasse überall anzutreffen war.

Da aber bei diesen Bauten anderntheils auch die Ausbildung des Backsteinbaues nicht so weit ging, dass die Ziegeln zu Schmuckformen ausgebrannt gewesen wären, so behalf man sich für die nothwendigsten hervorragenden Glieder- und Schmuckformen doch mit dem geschnittenen Stein, wie z. B. für die Gewölbrippen, Consolen, Schlusssteine, Masswerk, Fenster- und Thürwandung. Somit haben sie auch nichts Ornamentales, dem Backsteinbau eigenes aufzuweisen, als nur dessen Dürftigkeit. Indem diese Backsteine auch ohne Glasur waren, wurde schon mit aller Wahrscheinlichkeit von Anfang her der Mörtelputz angewandt, wobei man sich kaum eine rechte Vorstellung machen kann, wie die übrigen, besonders zu Schmuckformen angewendeten Steinglieder mit dem Ziegelbau in Einklang gebracht werden konnten. Die neuere Zeit hat dem überall mit der Kalktünche abgeholfen, welche unzähligemal aufgetragen jetzt kaum mehr die oft recht gute Bearbeitung der Steinglieder durchblicken lässt. Gewiss gilt aber auch für die meisten Fälle die Annahme, dass der grössere Theil dieser Kirchen ursprünglich bemalt war. Ob dies bei allen auch der Fall gewesen ist, lässt sich heute nicht mehr bestimmen. Meine Zeugnisse sprechen nur für einige mehr.

Nach dieser allgemeinen Darstellung kann vielleicht befugt die Frage entstehen: ob sich ein detaillirtes Eingehen bei einer jeden dieser kleinen Dorfkirchen auch lohnt? Ich will darüber nicht im Allgemeinen aburtheilen. Indem ich aber den Gegenstand aus einem verschiedenen, sowohl geschichtlichen als archäologischen Gesichtspunkt auffasse, so glaube ich, dass es zur Feststellung der gesammten kunstarchäologischen Momente nicht genügen kann, nur die wenigen hervorragenden Monumente einer jeden Bauperiode zu

untersuchen; da die Eigenheiten und der Werth eines Styles nicht nur ihnen zu Gute kommen, sondern dass er vielmehr in einem jeden kleinen Werke, in einer jeden einzelnen Dorfkirche zu untersuchen ist, damit dessen Merkmale aus diesen speciellen Resultaten der verschiedenen Gegenden um so sicherer zusammengestellt und fester begründet werden. Allerdings ist daher vieles, was ich hier vorbringe, unscheinbares und unansehnliches Einerlei. Doch müssten alle die Gegenstände schon auch wegen der erschöpfenden Selbstständigkeit eingehend angeführt werden, damit die dunklen Partien der Bau- und Kunstgeschichte unseres Vaterlandes auch mit der Untersuchung dieses Landstriches erhellt werden, und dadurch auch auf das Ganze im Allgemeinen ein erwünschtes Licht verbreitet wird. Mein Zweck ist daher nicht, blos aufmerksam zu machen auf die bedeutenderen und hervorragenden etwa kunstgeschichtlich Epoche machenden Denkmale, worauf ich nicht ausgegangen bin; sondern ich gedenke hiermit für die aufgenommene Gegend in Bezug auf ihre Bau- und Kunstgeschichte einen Abschluss zu machen, mit der Kenntnissnahme und gleichsam mit der Inventirung und Aufzeichnung alles dessen, was sich noch hier in dieser Hinsicht bisher vorfindet. Indem ich aber dieses thun wollte, konnte ich mich nicht einfach darauf beschränken, dass ich bei einem jeden Baudenkmale kurz etwa nur den Styl angebe, sondern meinte den Spruch dadurch bekräftigen zu müssen, dass ich auch alles Vorhandene, und damit selbst das Ursprüngliche, in wiefern es noch zu erkennen war, genau beschreibe. Dadurch kommen aber auch manche erwünschte Einzelnheiten und Absonderlichkeiten zum Vorschein, welche für das gesammte Studium der Kunstgeschichte in der einen oder andern Hinsicht von Belang sein werden.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Die Burgstelle und die Kirchen zu Tetín.

II.

Technische Beschreibung und Aufnahme von Professor Bernhard Grueber, Correspondenten der k. k. Central-Commission.

Die beiden Tetíner Burgen liegen auf einem steilen Vorsprunge des am rechten Ufer der Beraun hinziehenden Kalksteingebirges, über welchem sich in Westen die Burg Pohled erhebt. Ein kleiner Bach, welcher an diesem Berge entspringt und durch eine tiefe Schlucht bei Tetín in die Beraun fällt, bildet mit dem Flusse einen spitzen, gegen Südosten gekehrten Winkel, so dass die Burgstelle auf drei Seiten von beinahe senkrechten Abfällen umgeben ist. Nur gegen Nordwesten, in der Richtung gegen die Stadt Beraun, erweitert sich die Berghalde und gewährt einen bequemen Zugang. Die Hauptburg und offenbar die älteste Partie liegt etwas höher als die Vorburg, welche letztere gegen Osten auf den Felsenkamm hinausgeschoben ist; während das Herrenhaus oder die Hauptburg westwärts emporragte und folglich im Besitze des eigentlichen Zuganges war.

Das Plateau der Hauptburg, um welche es sich zunächst handelt, ist beinahe horizontal und gewährt für eine Burganlage die vortrefflichste Räumlichkeit. Die Burgstelle selbst zeigt sich als ziemlich regelmässiges, mit der Langseite von Westen nach Osten gestelltes Rechteck von 106 Klafter Länge und 54 Klafter Breite, welches offenbar mit Absicht nach den Himmelsgegenden orientirt wurde (Fig. 1).

An der Ostseite, wo die vielen Zerklüftungen der Felsen eine Überrumpelung befürchten liessen, sind dreifache Umwallungen ersichtlich, wodurch sich für die ganze Anlage die Gestalt eines verschobenen Fünfeckes ergibt.

Die Buchstaben *A-B*, *A-C*, *B-D* und *E-E* bezeichnen Lage und Ausdehnung der Wälle, deren Linie allenthalben nachgewiesen werden kann.

Die bedeutendsten Reste dieser Wälle haben sich an der Westseite der Burg erhalten, wo sie noch (einige Durchbrechungen abgerechnet) in der Richtung *A-B* beinahe die ursprüngliche Ausdehnung besitzen.

An dem Punkte *F* befinden sich, jedoch schon unter der Bodenfläche, Reste eines steinernen Gebäudes, wahrscheinlich des Thores. Das Mauerwerk besteht aus Bruchsteinen, welche trocken in einander gefügt und durch keinen Mörtel und sonstigen Cement verbunden sind. Nur auf eine kleine Strecke neben dem Punkte *F* sind die Wälle durch den Dorfweg unterbrochen, lassen sich dann deutlich längs der ganzen Nordseite bis *D* verfolgen, wobei sich neben dem Walle auch ein Graben hinzieht, welcher in eine Felsenschlucht unweit der St. Johann Nepomuk-Capelle mündet.

An der Südseite wurden zwar die St. Ludmila-Kirche, dann verschiedene Schoppen und Gartenmauern auf den Wall gesetzt; jedoch lässt sich auch hier seine ganze ehemalige Gestalt deutlich erkennen, so dass über die äussere Form der Umwallung nicht der mindeste Zweifel obwalten kann.

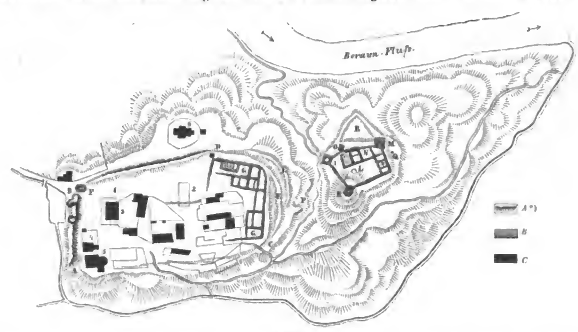
Schwieriger wird es freilich, sich über die innere Einrichtung (die Eintheilung der Gebäude) einen Begriff zu verschaffen; indess fehlt es nicht an Anhaltspunkten. Längs der ganzen Ostseite ziehen sich die Überreste von Grundmauern hin, welche meist im Boden liegen und nur hie und da noch etwa einen Fuss hoch sind. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, dass die Grundmauern auch längs der Südseite, obschon durch neue Ökonomiebauten und Gärten verdeckt, aufgefunden werden können, wogegen die nordwestliche Ecke des umwallten Raumes ohne Mauer-

reste ist. Alle diese Mauerwerke sind ohne Mörtel aus Bruchsteinen zusammengefügt und legen die Vermuthung nahe, dass die ehemaligen auf diese Grundmauern ruhenden Wohngebäude aus Holz aufgeführt waren. *G G G G* mögen wohl die Hauptgemächer gewesen sein, indem man von dort aus die schönste Fernsicht geniesst, und obendrein den ganzen Abhang mit allen Schluchten im Auge hat. An der mit *H* bezeichneten Stelle stand ein besonderes Gebäude, von welchem vor wenigen Jahren noch klafterhohe Mauern bestanden haben sollen. Nur diese einzigen Mauerreste sind mit Mörtel aus kleinen Bruchsteinen aufgeführt und es

Capelle, welche ehedem den Titel St. Michael geführt hat. Dieses unbedeutende Bauwerk ist durchaus bis in die Grundmauern neu und gehört dem vorigen Jahrhundert an; auch finden sich nicht die geringsten Spuren eines älteren Gebäudes an dieser Stelle vor. Es ist also der Titel „St. Michael“ nur als Erinnerung auf die Capelle übertragen worden.

Das Ergebniss dieser Untersuchungen zusammenfassend, darf Folgendes als sicher angenommen werden:

Man trat durch das einzige, an der nordwestlichen Ecke befindliche Thor in die Burg ein und gelangte in einen schmalen länglichen Vorhof, an dessen Westseite, unweit



(Fig. 1.)

scheint, als ob dies Gebäude etwas neueren Ursprunges gewesen wäre. Möglich, dass an dieser Stelle die von Bořiwoj gegründete Kirche des heil. Michael gestanden habe, welche übereinstimmenden Nachrichten zufolge innerhalb der Burg erbaut worden sein soll, und von der sich keine Spuren erhalten haben.

Wenn die nordöstliche Hälfte der Burgstelle von späteren Einbauten ziemlich frei geblieben ist, wurde dagegen die südwestliche Hälfte durch verschiedene Bauten überdeckt, welche mit Ausnahme der merkwürdigen St. Katharinen-Capelle sämmtlich neu genannt werden können. Neben der genannten Capelle steht auf der südwestlichen Ecke der Wälle die Ludmila-Kirche, deren Styl und Ausstattung geringes Interesse bietet; etwas tiefer in den Platz, ziemlich in die Mitte gerückt, befindet sich der Pfarrhof mit mehreren Bauernhäusern.

Ausserhalb der Umwallung und Graben liegt gegen Norden der Friedhof mit der gegenwärtigen St. Johann Nepomuk-

des Thores, die St. Katharinen-Capelle stand. Wie aus der Einrichtung dieser Capelle deutlich hervorgeht, hing dieselbe mit andern, längst verschwundenen Gebäuden zusammen, welche an der Südseite hinzogen und eine Verbindung mit den im Osten liegenden Wohngebäuden herstellten. An der Linie *D*, *d* schloss eine Quermauer den Hofraum ab; östlich von dieser Mauer lagen die Wohngemächer um einen kleinen inneren Hof, vielleicht auch die erwähnte St. Michaels-Kirche. Die Form der Grundmauern *H*, welche die auffallendste Ähnlichkeit mit der Katharinen-Capelle haben, verleiht dieser Annahme grosse Wahrscheinlichkeit.

Thürme besass diese Burg nicht, weder an der Walllinie, noch in Verbindung mit den Gebäuden; nur neben dem Thore mochte ein niedriger Thurm oder derartiges Bauwerk bestanden haben, indem die Grundmauern bei *F* ziemliche Ausdehnung beurkunden.

Steigt man an der Ostseite von der Burghalle herab, gelangt man auf ein kleines, 6 Klafter niedriger liegendes Plateau, auf welchem die Vorburg liegt. Diese war durchaus mit Mauern und Thürmen umgeben, wobei im Gegensatz zur Hauptburg alles Mauerwerk einen festen, durchgearbei-

*) *A* Erste Bauperiode.
B Zweite „
C Dritte „

teten Mörtel zeigt. Über die trapezförmige Grundfläche springen die Thürme *I, K, M* vor und lassen eine Eintheilung erkennen, die dem schon vorgerückten Mittelalter angehört. Zwischen den Wällen der Hochburg und der Vorburg befindet sich ein steiler Abhang; wo jetzt vortrefflicher Marmor gebrochen wird, soll einst an dem Punkte *P* eine Opferstätte gestanden haben. Von hier aus, zwischen dem Steinbruche und dem vorspringenden Thurme *I* windet sich ein ungeheurer Fusssteig durch die senkrechte Schlucht an die Beraun hinab.

Der Zweck dieses Thurmes, von welchem sich 3 Klftr. hohe Mauern erhalten haben, kann nicht verkannt werden es war ein Zollthurm, der sowohl den Fluss, wie die gegenüber hinziehende Prager Strasse meilenweit überwachen konnte. Die danebenstehende Pforte *O*, die noch kenntlichen Fugen, wo einst das Fallgitter sich befand, und vielleicht durch eine Maschinerie zum schnellen Hinablassen oder Aufziehen gehandhabt werden konnte, unterstützen obige Voraussetzung.

Ob eine hohe Warte, ein eigentlicher Bergfried, in der Vorburg gestanden und ob der runde Thurm *K* oder der viereckige Vorsprung *M* diese Bestimmung gehabt haben mögen, ist nicht zu ermitteln. Der Punkt *K* bezeichnet zugleich die höchste Stelle des unebenen Burgplatzes. Die Wohnungen der Dienstmannen lagen gegen Norden und und Osten, zunächst der Pforte, wo auch Spuren grosser Keller entdeckt wurden. Eine runde Vertiefung *L* wird als verschütteter Brunnen bezeichnet. Aus den Wohngemächern *N N* konnte man den Lauf des Beraunflusses aufwärts bis über die Stadt Beraun und abwärts bis gegen Srbsko bequem übersehauen, aus welchem Grunde wohl die Burg übereeks gegen die Weltgegenden gestellt wurde. Von den Thürmen *I* und *M* springt (aber 5 Klafter tiefer als der Boden der Wohngebäude) ein starker Wall vor, mit den beiden Thürmen ein beinahe gleichseitiges Dreieck bildend, und umschliesst einen Raum, welcher als Waffenplatz bezeichnet wird. Hier wurden Pfeile und einige Waffenreste gefunden; in der obern Burgstelle hingegen wurden bisher noch keine alten Waffen ausgegraben oder vorgefunden, obwohl gerade oben in neuester Zeit viel umgewandelt und gebaut worden ist, wogegen die Stelle der Vorburg seit ihrem Verfall so zu sagen unberührt blieb.

Eine Signalstange neben dem Vorsprunge *M*, an dem Punkte *Q*, besagt, dass die zu erbauende Pilsner Eisenbahn nebst der langen Fronte des Tetíner Felsenkammes auch einen grossen Theil der Vorburg in Anspruch nehme und es daher höchste Zeit war, die Aufnahme dieser denkwürdigen Burgen vorzunehmen.

An der Vorburg vorbei zieht sich ein sehr unbequemer und für Fremde gefahrvoller Pfad aus dem Dorfe Tetín über die Felsenspitze hinab zu einer Überfuhr, welcher den Verkehr über Hostin und St. Johann unter dem Felsen (*Sv. Ivan pod Skalou*) nach der Prager Strasse herstellt.

Es entsteht nun die weitere und für den Geschichtsforscher höchst wichtige Frage, wann und durch wen wurden diese Burgen erbaut?

Nach dem Tode der heil. Ludmila und nachdem ihre Leiche in die St. Georgskirche zu Prag übertragen worden war, wird Tetín nur selten mehr genannt; von den daselbst befindlichen Gebäuden schweigt die Geschichte aber gänzlich. Es hat allen Anschein, als sei die Burg sogleich nach Abholung des heil. Leichnams aufgegeben worden und in Verfall gerathen: denn die gräuliche Mordthat hatte solchen Abscheu gegen diesen Ort hervorgerufen, dass darnach Niemand auf der Burg wohnen wollte.

Stephan, Herr zu Tetín, der ums Jahr 1322 urkundlich genannt wird, war Neffe des Wyssehrader Domprobstes Johann, eines natürlichen Sohnes Přemysl Otakar's. Dieser einzige Besitzer, welcher sich nach der Burg Tetín nannte, hatte keine Nachkommen und nach seinem Tode fiel die Herrschaft wieder der Krone anheim.

Karl der Vierte einverleibte die Tetíner Güter seinem Lieblingssitze Karlstein und von dieser Zeit an verlor der Ort seine letzte Bedeutung. Während der Belagerung von Karlstein im J. 1422 lagerten die Prager in dieser Gegend; ob jedoch von diesen die Burgen mit den darin befindlichen Kirchen zerstört worden sind, wie unter anderem Schaller angibt, ist nicht erwiesen. Die Hauptburg lag ohne Zweifel damals schon in Ruinen und wurde von den Hussiten schwerlich beachtet; wohl aber mögen sie die Vorburg, wo ein königlicher Verwalter sass, gebrochen haben.

Diese wenigen Notizen enthalten Alles, was sich in Bezug auf die Baugeschichte Tetíns auffinden liess; da die Erbauung der beiden Kirchen St. Ludmila und St. Johann Nepomuk der neuesten Zeit angehört, eben so das allmähliche Vorrücken des Dorfes in die obere Burgstelle.

Gewährt nun die Geschichte nur dürftige Anhaltspunkte, so dürfte die technische Untersuchung desto reichere Aufschlüsse herbeiführen.

Dass die beiden Burgen nicht gleichzeitig erbaut wurden, haben wir bereits aus der Beschreibung erkennen lernen: es liegen mindestens drei Jahrhunderte zwischen Erbauung der oberen und unteren Burg.

Wir beschäftigen uns zunächst mit Untersuchung der Wälle und sonstigen Überreste der Hauptburg.

Diese Wälle haben gegenwärtig noch eine Höhe von 11 bis 12 Fuss und einen untern Querdurchmesser von 10 Klftr. Sie sind gegen innen sanfter, gegen aussen steiler geböscht; jedoch mag ihre Form durch die vielen Jahrhunderte sehr gelitten haben. An vier Stellen habe ich das ganze Querprofil durchstechen und untersuchen können, und es zeigte sich die Durchschnittsfläche überall ziemlich gleich, wenn auch nicht ganz übereinstimmend. Die Wälle zeigen sich aufgeführt aus wechselnden Lagen von Thon und Quarzgerölle, womit das Kalksteingebirge überdeckt ist, und dazwischen liegenden Schichten einer

blauen schlammigen Erde, welche eingerührt und als Bindungsmittel gebraucht worden ist. Dazwischen sind eingefügt unregelmässige Horizontallagen von Bruchsteinen, so wie auch die Böschungsflächen mit Bruchsteinen überdeckt waren.

Ebenso so auffallend als merkwürdig erscheint bei dieser Technik der Umstand, dass die sämmtlichen Schichten der blauen Erde mit zahllosen Urnenscherben, Kohlen, Menschenknochen und anderen Gegenständen, welche einen Begräbnissort andeuten, durchmengt sind.

An manchen Stellen, z. B. an der Südseite, liegen die Urnenscherben haufenweise beisammen, und man kann im Verlaufe einer Minute einen Korb voll sammeln. Nebst den Urnentheilen und Knochen fanden sich einige schöne Eberzähne, dann kleine Schmucksachen, Nadeln, Stücke von Armbändern u. dgl., jedoch nur sehr wenige und unbedeutende Reste. Waffen und kriegerische Instrumente wurden, wie schon erwähnt, bisher hier oben nicht gefunden.

Diese Urnen sind heidnischen Ursprungs und wurden damals, als man die Wälle anlegte, an Ort und Stelle ausgegraben; theils aus Habsucht, theils aus Abscheu gegen das Heidenthum wurden sie alle zertrümmert und sodann wieder verbaut. Der Boden im Burgraume mag noch heute zahllose solche Grabgefässe bergen, wie denn auch beim Bau des neuen Pfarrhofes vor wenigen Jahren eine Menge derartiger Gegenstände ausgegraben worden sind. Ich selbst fand bei einer Grabung von nur 3 Fuss Tiefe eine wohlerhaltene Graburne, die aber beim Herausnehmen durch Ungeschick des Arbeiters zerschlagen wurde.

Aus diesem geht nun unwiderleglich hervor, dass Tetín in der heidnischen Vorzeit mehr ein geheiligter Ort, denn eine Veste gewesen sei; ferner dass die fraglichen Wälle erst nach Einführung der christlichen Religion, oder nachdem sie die Oberhand errungen, aufgeworfen werden konnten.

Ziehen wir nun die geschichtlichen Nachrichten, so dürftig sie immer sein mögen, zu Rathe, so fällt es nicht schwer, die Erbauungszeit der Wallburg mit ziemlicher Genauigkeit festzustellen.

Dass unter Bořiwoj das altheidnische Tetín umgestaltet und eine Hofburg nebst zwei christlichen Kirchen daselbst angelegt worden seien, darf als unbestritten angenommen werden und ergibt sich insbesondere aus der Ermordungsgeschichte der heiligen Ludmila. Wie leicht diese Burg zugänglich gewesen, beweist der Umstand, dass die Mörder ungehindert bis zur frommen Herzogin eindringen und sie erwürgen konnten. Hierauf lag der Leichnahm zwei Jahre hindurch (von 927 bis 929) in der Katharinenkirche zu Tetín begraben, bis Wenzel der Heilige denselben nach Prag überbringen und in der St. Georgskirche feierlich beisetzen liess. Bald nach diesen Ereignissen wurde die Burg aufgegeben und verlassen.

Die Ruine selbst lässt ausser den Elementarbeschädigungen und der erst in neuester Zeit vorgegangenen Materialverschleppung (wegen Erweiterung des Dorfes und Erbauung neuer Häuser) keine ältere gewaltsame Zerstörung durch Menschenhand erkennen. Die Wälle, wo sie noch bestehen, zeigen durchaus die gleiche Anlage, die gleichen Erdschichten und enthalten überall eine Menge von Knochen und Urnenresten, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, dass nicht die mindeste Spur von Ziegeln oder andern Bauüberresten (z. B. Mörtelbrocken, behauene Steine) weder in den Umwallungen noch im innerhalb bestehenden Grundgemäuer aufgefunden werden können. Dieser letztgenannte Umstand belehrt uns auch, dass die Wälle vor dem dreizehnten Jahrhunderte entstanden sein müssen, indem das Dorf Tetín stets bewohnt war und in der Stadt Beraun schon früher mit Ziegeln gebaut wurde.

Der Schluss, dass der heilige Wenzel nach Ermordung seiner Grossmutter Ludmila das Tetíner Schloss habe in festen Stand setzen und die Erdwälle aufführen lassen, liegt um so näher, als die heilige Leiche und die beiden damals gefährdeten Kirchen einen solchen Schutz bedurften.

Auch liegt in der Art, wie die alten Aschenkrüge zertrümmert und verbaut sind, zu viel Absichtliches und Herausforderndes, als dass man dieses Vorkommniss übersehen dürfte.

Die Grabgefässe sind mit einer Art Wuth klein geschlagen und in das schlammige Bindungsmittel eingemengt worden, wie dies nur im ersten Unwillen über die verübte Unthat geschehen konnte.

Ob Wenzel auch die Gebäude hat umändern lassen, ist nicht zu erkennen. Möglich, dass die mit *G* bezeichneten Grundmauern von Bořiwoj angelegt wurden, aber auch möglich, dass selbe theilweise aus der heidnischen Zeit stammen.

Nur die Stelle *H*, wo ein besonderes Gebäude (wie ich vermuthe die St. Michaelskirche) stand, lässt spätere Umwandlungen oder Reparaturen erkennen, was gleichfalls auf einen Kirchenbau hindeutet. In diesem Raume wurde von den Umwohnern der Gegend wiederholt nach Schätzen gegraben.

Gut geleitete Ausgrabungen in der beschriebenen alten Burgstelle liessen noch manchen schönen Fund aus der Heidenzeit erwarten; ob jedoch für die Geschichte Tetíns neue Belege zu Tage gefördert werden, steht dahin.

In Bezug auf die Vorburg erkennen wir aus dem Grundrisse schon die Ritterzeit von ferne: runde Thürme, viereckige Thürme, verkleidet mit regelmässig bossirten Bruchsteinen wobei der Mauerkern mit Mörtelguss ausgefüllt ist, verkünden den Übergang vom dreizehnten in das vierzehnte Jahrhundert.

Die Vorburg hatte nie die mindeste Beziehung oder irgend Zusammenhang mit der alten Hofburg; das untere Schlossgebäude wurde errichtet, als das obere längst in Trümmern lag und man wird kaum fehlen, wenn man den genannten Stephan von Tetín als Erbauer bezeichnet.

Die malerisch auf den Felsen liegenden, immer noch bedeutenden Ruinen dieser Vorburg gewähren in hohem Grade jenen Eindruck, den erhabene Naturscenen hervorrufen; geschichtliches Interesse besitzen diese Reste in geringem Grade und nur die Nähe des alten Tetins verleiht dieser Stelle höhere Bedeutung.

Während dieses geschrieben (im August 1857) und die Aufnahmen vollendet wurden, ist der Platz bei den Kirchen noch mehr abgeebnet worden und die Wälle an der St. Ludmila- und Katharinenkirche dürften noch im Laufe dieses Jahres ganz verschwinden. Gefunden wurden ausser unzählige Scherben keine wichtigen Alterthümer.

Notizen.

(Gothische Monstranze zu Hall in Tirol.) Otte führt in seinem „Handbuche der christlichen Archäologie" die hölzerne Monstranze des Domes zu Freising an und meint, es gebe keine aus Metall verfertigte Monstranze von gleicher Höhe. Zu Hall in Tirol befindet sich aber eine silberne Monstranze, welche eine Höhe von 4½ Fuss bei einer Breite von 1½ Fuss erreicht und 25 Pfund 12½ Loth wiegt. Nicht aber diese Grösse und Schwere ist das Wichtigste bei dieser Monstranze, sondern die unvergleichliche Schönheit ihres Baues. Historische Daten über die Zeit ihrer Anfertigung konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen, jedoch weist ihr reiner Styl und die rein constructive Haltung derselben ohne alles willkürliche Ornament, was aber dem Reichthume ihres Baues keinen Eintrag thut, auf den Anfang des XV. Jahrhunderts hin. Die Constructionsweise mancher Giebelecken erinnert an den Ulmer Dom und lässt mich ihr Alter nicht wohl viel früher ansetzen. Sie ist im Achtecke gebaut und hat in der Mitte einen Glascylinder zur Aufnahme der hl. Hostie. Zu bemerken ist jedoch, das dieser Glascylinder nur ein halber ist, indem auf der Rückseite zur grösseren Bequemlichkeit des Hineingebens der hl. Hostie ein Glasthürchen angebracht ist. Der Fuss ist leider im XVII. Jahrhunderte neu gemacht worden, der Stiel jedoch ist alt und mit einem Knaufe von 7 Zoll Höhe geziert. Dieser Knauf bildet eine Art Capelle mit Pfeilerchen, Fialen und Giebeln. Während der Stiel sonst im Achteck construirt ist, bildet dieser ein Viereck und hat, um ihm mehr Breite zu geben, an zwei Seiten dreieckige Zubauten. Fuss und Stiel haben eine Höhe von etwa 1' 10". Der Stiel erweitert sich oben zu einem breiten Gesimse aus. Der Cylinder steht in einer vergoldeten Krone und wird oben wieder von einer solchen reich eingefasst. Auf dieser Krone erhebt sich ein Heiligenhäuschen oder Thurm, 22 Zoll hoch. Der untere, 11 Zoll hohe Theil dieses Thurmes, in welchem sich eine silberne Statue aus späterer Zeit befindet, besteht aus Pfeilern, welche so gestellt sind, dass sie im Grundrisse zwei über einander über Eck gestellte Achtecke bilden. Von den mit Fialen geschmückten Pfeilern des grösseren Achteckes gehen je zwei Strebebögen auf die Pfeiler des inneren Achteckes, welches mit schönen Giebeln gekrönt ist und eine durchbrochene Pyramide von 11 Zoll Höhe trägt. Links und rechts von diesem Thurme steigt ein sehr schöner, aus kleinen Pfeilerchen künstlich combinirter Pfeiler empor, welcher der Krone und mit ihr dem Thurme Festigkeit gibt. An diese zwei Pfeiler schliesst sich zu jeder Seite durch ein einfaches Mittelglied verbunden ein Heiligenhäuschen von 1' 9" Höhe. Auf die hohen viereckigen und reich gegliederten Baldachine dieser Heiligenhäuschen geht auch ein Strebebogen von den zwei Pfeilern heraus. Sie stehen unten auf einem herausgebauten Gesimse, das sich unter ihnen in eine abwärts gerichtete und mit einer Kreuzblume gezierte Spitze verliert. An dem äusseren Pfeiler dieser Heiligenhäuschen stehen zwei kleine Statuen auf Consolen und unter Baldachinen. Diese zwei kleinen Statuen und die etwas kurz gehaltenen der Gottesmutter und Johannes in den Heiligenhäuschen sind alt.

P. B. Schöpf.

(Mitra im Raaber Domschatze.) Unter den vielen und werthvollen hier aufbewahrten Gegenständen verdient besonders eine prachtvolle Mitra, die in künstlerischer und archäologischer Beziehung das Interesse auf sich zieht, einer näheren Erwähnung.

Dieselbe ist 11½" breit, eben so hoch und gehört ihrer Form sowohl als auch der Eintheilung der Flächen und Ornamente nach in das XVI. Jahrhundert.

Was die formelle Anordnung dieser Mitra betrifft, so führt unten um dieselbe ein 2" breiter Stirnstreifen herum, an den sich in der Mitte ein Streifen von der gleichen Breite ansetzt und senkrecht bis zur Spitze hinaufreicht; correspondirend mit demselben schliessen sich unten die Dependenzen an, so dass dadurch die Kreuzesform deutlich hervortritt.

Der Grund der ganzen Mitra, woran kein Stoff sichtbar ist, besteht aus eng an einander gereihten kleinen Zahlperlen.

Die Ränder der breiten Streifen, die Einfassungen der Dependenzen, so wie die deutlich hervortretenden Ornamente werden durch werthvollere über zwei Linien grosse Perlen gebildet.

Zwischen den Perlen-Ornamenten sind die Edelsteine, deren Zahl sich über 70 beläuft und welche aus Saphiren, Smaragden und Rubinen bestehen, in reicher, massiver und stark vergoldeter Silberfassung geschmackvoll vertheilt.

In der Mitte des vorderen Stirnstreifens glänzt in breiter Umrahmung ein grosser Saphir von bedeutendem Werthe, darüber ist ein Schwan aus Perlen in plastischer Weise dargestellt. Die äussersten Ränder der Mitra zu beiden Seiten, aus stark vergoldeten Silberbeschlägen bestehend, sind mit einer Reihe von zierlichen Knorren aus dem gleichen Metalle bis zu der sie an der Spitze krönenden Kreuzblume geziert, aus jeder dieser Knorren sprosst abwechselnd eine Blüthe von blauer und grüner Email und ober der Kreuzblume selbst ist ein schöner, ovaler Saphir angebracht, dessen Längendurchmesser ¾" beträgt.

Jede der Dependenzen, gleichfalls mit reichem Perlen-Ornamente und ziemlich grossen Edelsteinen besetzt, ist in drei Zwischenräumen mit je zwei kleinen goldenen Glöckchen, auf beiden 12, geziert, welche bei jeder Bewegung ein leises Geräusch verursachen.

Oben hängen die beiden Bänder der Mitra in starken Charnieren und den unteren Ausgang derselben bildet je ein breites Goldband, das mit fünf knospenähnlichen Tropfen, deren Deckblätter kleine Smaragdsplitter bilden, behängt ist.

Ein Medaillon, in dem sich ein goldener Schwan mit einem Sträusschen im Schnabel auf rothem Emailgrunde befindet, ist in der Mitte angebracht und zu beiden Seiten sind kleine Spruchbänder, mit den Buchstaben P. B. zur einen, der Jahreszahl 1550 zur anderen, wovon das erstere Paul Bornemissza

(Bischof von Siebenbürgen), den Namen des Donators, das letztere aber die Jahreszahl, in welcher er es dem Raaber Domschatze als Geschenk beifügte, bezeichnet.

Nach einer im vorigen Jahrhunderte vorgenommenen Schätzung beträgt der Werth dieser Mitra über 30.000 fl.

J. Lippert.

(Alte Casula zu Hall in Tirol.) In der jetzigen Spitals- ehemals aber Damenstifts-Capelle zu Hall befindet sich nebst einigen anderen interessanten Sachen ein Messkleid (Kasel), welches aus dem Kleide der im Anfange des XIII. Jahrhunderts lebenden hl. Hedwig, Königin von Polen, verfertiget wurde. Dieses Kleid war im Besitze der Prinzessin M. Magdalena, Tochter Kaiser Ferdinand's I., die mit ihren beiden Schwestern Margaretha und Helena das königliche Damenstift in Hall gründete und es im Jahre 1568 bezog. Hier nun wurde der Stoff des Kleides zu einem Messgewande umgestaltet. Der Stoff ist ein etwa 22 Zoll breiter und der Länge nach gestreifter Damast mit Gold durchwoben. Die Streifen sind von verschiedener Farbe und Breite, indem immer zwischen zwei grünen, einen Zoll breiten Streifen abwechselnd ein 2¼ Zoll breiter rother und ein 1½ Zoll breiter blauer Streif folgt. So hätte der ganze Stoff 15 Streifen, 8 grüne, 4 rothe, 3 blaue. Die Farben liegen im Zettel, welcher aus verschiedenfarbigen sehr feinen Seidenfäden besteht. Der Einschlag oder Einschuss besteht aus viel breiteren rothen und goldenen Fäden. In den rothen Streifen bildet der Goldeinschuss Figuren, nämlich einen auf den Hinterfüssen sitzenden Löwen, auf welchen ein Adler wie zum Kampfe herabfährt. Diese Vorstellung wechselt mit einem Vierecke, welches ein geflügeltes, ochsenähnliches Thier zwischen einfachen, strengen Ornamenten enthält. Die blauen Streifen enthalten verschiedene geometrische Dessins. In den grünen Streifen wechseln Pflanzenornamente und geometrische Figuren bald mit zwei kämpfenden Vögeln, dann wieder mit zwei einander nachlaufenden Hunden.

P. B. Schöpf.

(Römischer Meilenstein bei Sonneburg in Tirol.) Am westlichen Abhange des Hügels, worauf die Ruine des ehemaligen Benedictiner Frauenklosters Sonneburg, eine Viertelstunde vom Markte St. Lorenzen entfernt, wurde bei Reparirung einer Strassenmauer ein römischer Meilenstein aufgefunden, dessen Inschrift der k. k. Central-Commission durch den Correspondenten Herrn v. Vintler in Abschrift vorgelegt wurde.

Hiezu gab Herr Regierungsrath J. Arneth folgende Erläuterungen:

Der im Pusterthale aufgefundene römische Meilenstein des Kaisers Macrinus, dessen Regierung etwas mehr als ein Jahr dauerte, vom 11. April 217 bis 8. Juni 218, und seines Sohnes Diaduminianus ist sehr merkwürdig, weil Inschriften dieser beiden Herrscher äusserst selten vorkommen. Es gibt nur drei Meilensteine von Macrinus und Diadumenianus, welche sämmtlich in der Monarchie gefunden worden sind.

1. Bei Cilli gefunden, von Kaiser Karl VI. nach Wien gebracht [1]).

2. Einer bei Freibach in Kärnthen gefunden [2]).

3. Der gegenwärtige, eine Viertelstunde vom Markte Lorenzen gefundene, der zu lesen ist, wie folgt:

IMP. CÆS.
M. OPELLIVS SEVERVS
MACRINVS PIVS FELIX
AVG. PONT. MAX. TRIB. P. II
P. P. COS. PROCOS ET. M
OPELLIVS ANTONINVS
DIADVMINIANVS
NOBILISS. CÆS
PRINCEPS IVVENTVT
PROVIDENTSSIMI
AVG. G FECE?
AB AQVILEIA. M. P
LVI

Imperator Caesar | Marcus Opellius Severus | Macrinus Pius, Felix | Augustus Pontifex Maximus Tribuniciae Potestatis secundum | (also im Jahre 218) Pater Patriae Consul Proconsul et Marcus | Opellius Antoninus | Diadumenianus, Nobilissimus Caesar | Princeps juventutis | providentissimi | Augusti fecerunt | ab Aquileia millia passuum | LVI.

Es sind also 56.000 Schritte als Entfernung von Aquileja angegeben. Dass, wie der genaue und der gelehrte Giovannelli angab, an der nämlichen Stelle schon ein Meilenstein gefunden wurde, wird durch den neueren Fund selbst bei gänzlichem Abgange des ersteren nicht unwahrscheinlich; vielmehr ist eben dadurch die Bedeutung des letzten für die Wissenschaft von dieser Art Monumente grösser, dass es nur wenige solcher Fälle gibt, wo mehrere Meilensteine an demselben Orte gefunden wurden. Unfern Klein-Schwechat z. B. wurden in den Jahren 1843 und 1844 fünf Meilensteine an einer Stelle gefunden; denn die Orte entfernen sich nicht, wohl aber die Menschen, und es scheint, dass häufig der nachfolgende Gewalthaber die Steine seines Vorfahren umwerfen und dafür seine setzen liess; zum wenigsten wurden die fünf bei Klein-Schwechat in einer brunnenartigen Vertiefung gefunden; einer dieser Steine war von Antoninus Pius, der zweite von Maximinus (Bruchstück), der dritte von Gordianus III. (sehr schön erhalten), der vierte von Decius Trajanus und der fünfte von Valerianus, also vom Jahre 143—253 n. Chr. Geb.

Die Seltenheit des neuen Steines verdient eine gut gesicherte Aufbewahrung. Zum wenigsten wäre eine Durchklatschung sehr nothwendig, und zwar um so mehr, als der von Giovannelli publicirte verloren ist.

[1]) Arneth, Römische Meilensteine. S. 9, Nro 12.

[2]) Knabl, Mittheilungen des steiermärkischen Vereines. Septemb. Heft.

Correspondenzen.

* Wien. Am 5. März d. J. starb zu Bregenz Faustin Ens, pensionirter Gymnasialprofessor und Conservator der k. k. Central-Commission für Vorarlberg.

* Aus Berlin traf die betrübende Kunde ein, dass am 18. März der ausgezeichnete Kunsthistoriker und Director an der k. Akademie der Künste in Berlin Franz Theodor Kugler am Nervenschlage verstorben ist. Mit wärmster Theilnahme beklagen wir den Tod dieses ausgezeichneten Mannes als einen schweren Verlust für die Pflege der mittelalterlichen Kunst in Deutschland, da er eines der grössten Verdienste um die Verbreitung der Denkmalskunde in Deutschland sich erworben und sein bedeutendes Talent, sein klares Verständniss, sein Schatz von reichen Kenntnissen und sein ernstes gediegenes Streben auf dem Gebiete der alten und neueren Kunst von seiner

Thätigkeit noch viele glückliche Resultate für die Wissenschaft erwarten liessen. Doppelt schmerzlich bleibt aber dieser Verlust eben jetzt, wo Kugler in der Herausgabe einer neuen Auflage seiner „Geschichte der Baukunst" und der dritten Auflage seines „Handbuches der Kunstgeschichte" begriffen war, und den in den letzten Jahren angewachsenen kunstgeschichtlichen Stoff benützen wollte, um manche Lücken in dem bisher geschilderten Entwickelungsgange der mittelalterlichen Kunst in Deutschland und den angrenzenden Ländern zu ersetzen. Kugler war am 19. Jänner 1808 zu Stettin geboren, er starb mithin im eben vollendeten 50. Lebensjahre.

Brixen. Beiläufig eine Stunde unter Neumarkt begegnet man auf der Strasse nach Trient einer kleinen romanischen Kirche St. Florian. Diese ist wohl das einzige Beispiel einer romanischen Kirche, welches sich in Tirol noch ohne besondere Um- und Zubauten erhalten hat. Die Apsis hat eine sehr artige Gestalt, einen ganz schönen Fries, welcher auf Consolen von Thier- und Menschenköpfen unter dem Dachgesims herumläuft, und von fünf bis zum Boden reichenden Lisenen unterbrochen wird. Im Innern wechseln Rund- und Spitzbögen. Das Langhaus, welches zum Ganzen nicht passt und viel ärmlicher als die Chortheile gebaut ist, trägt jetzt eine flache Oberdecke. Dieses Kirchlein war ehedem die Hauptkirche der Pfarre, welche später nach Margreid übertragen worden ist. Man wollte es dem Untergange preisgeben, aber so viel ist jetzt durch meine Vorstellung und die darüber erfolgten Verhandlungen erwirkt worden, dass das Kirchlein aus dem Vermögen der Pfarrkirche früheren Verträgen gemäss erhalten werden muss. G. Tinkhauser.

Literarische Anzeige.

Mit stets wachsender Hartnäckigkeit wird in England die Fehde der Classiker und Gothiker geführt, und mag auch von Manchem das Kind mit dem Bade verschüttet werden, mögen auch Viele von beiden Parteien in ihrem Eifer zu weit gehen, der lebendige Ideen-Austausch erweckt grosses Interesse, und wir wünschen nur, dass derselbe aufklärend manche Voreingenommenheiten und Vorurtheile besiege und verdränge. Der Schildträger der Gothiker ist G. G. Scott, mit der Energie der wahren Begeisterung die Bahn verfolgend, die Pugin zuerst eingeschlagen. Scott hat nun in der in Doncaster abgehaltenen Versammlung der „Yorkshire Architectural Society" einen Überblick dessen gegeben, was bisher zur Wiederbelebung der Gothik mit so vielem Erfolge geschehen ist, indem er entschieden die Behauptung aufstellte: dass der classische Styl durchaus dem Volke und der Religion Englands fremd sei. Dass eine solche Behauptung zu Gunsten des gothischen Styles schroffe und bittere Gegner fand, wird jeder Unbefangene natürlich finden.

Ein Anonymus suchte in einer Abhandlung, um nur einen Beleg zu dem eben Gesagten zu liefern, unter der Aufschrift: „Pointed Architecture and its worst enemies" (die Spitzbogen-Architectur und ihre ärgsten Feinde) zu beweisen, dass die „Puginites", so nennt man die Nachfolger Pugin's, der mittelalterlichen Kunst mehr schaden, als alle ihre directen Gegner, und zwar dadurch, dass sie erstens die Gothik „Christian art par excellence" nennen, indem die gothische Kunst im Herzen des Christenthums nicht gekannt, zwei Drittel der christlichen Ära schon vorüber waren, ehe sich Spuren derselben finden, und die ganze Dauer ihrer Entwicklung, ihres Blühens und Verfalles höchstens etwas mehr als drei Jahrhunderte währte, mithin nur ein Sechstel der Zeit, in welcher sich die Menschheit des göttlichen Segens des Christenthums erfreute. Zur Entwicklungszeit der Gothik in Europa nimmt er, nach Sharpe [1]) ein halbes Jahrhundert an, dann drei Vierteljahrhunderte für ihre Bluthezeit, worauf sich während eines halben Jahrhunderts in der krummlinigen Gothik (curvilinear) schon Spuren des Verfalles des Styls zeigten, welcher dann während anderthalb Jahrhundert gänzlich verfiel. Somit habe der gothische Styl nur 70 Jahre in seiner vollen Blüthe bestanden; den 26. Theil der Zeit des Bestehens des Christenthums. Daraus wird gefolgert, dass der gothische Styl nicht „Christian par excellence" genannt werden könne.

Die Bezeichnung des gothischen Styls als: „Architecture of Germanic races" sucht er auch zu widerlegen, indem er behauptet, der Spitzbogenstyl sei nicht mehr germanisch als lombardisch, venetianisch, französisch oder spanisch, da in allen diesen Ländern der Spitzbogenstyl gefunden werde. Er sei weder germanisch noch christlich, sondern muhamedanisch, saracenisch. Als Autoritäten für letztere Behauptung werden Gardner Wilkinson und Fergusson angeführt, dann besonders Seroux d'Agincourt, der annimmt, dass die Kreuzfahrer den Spitzbogenstyl aus dem Oriente herüberbrachten, wie denn Fergusson nachzuweisen sucht, dass der Spitzbogenstyl schon 400 Jahre früher im Oriente bekannt und angewandt war, ehe im Occident ein christliches Gebäude in demselben aufgeführt wurde. Man geht so weit, die Behauptung aufzustellen, dass mit dem Verluste des heiligen Landes auch der Verfall des gothischen Styls im Westen begonnen habe!!

Justinian wird angeführt als der Erste, der angefangen, die Baukunst zu „christianize", wie der Engländer sagt, dass aber zu der von ihm durch zwei Asiaten erbauten Sophienkirche der Palast seines Gegners, Khosrew oder Chosrues, des Perser-Königs, als Muster gedient habe, dieser Styl mithin eben so wenig, als der gothische „christian par excellence" genannt werden könne.

Die Schlussfolgerungen der ganzen sonderbaren Abhandlung gehen nun dahin, dass bis zum VI. Jahrhundert die Christen noch keine christliche Kirche zu bauen verstanden, wiewohl die Kirchenbauten, die sie dann aufführten, dem gesammten christlichen Symbolismus seinen Ursprung gaben, dass in dieser Zeit ein orthodoxer Kaiser und seine unorthodoxe Gemahlin, gerade in der Epoche des grossen Schisma, eine grosse christliche Kirche nach dem Vorbilde eines persischen Palastes bauten, deren Styl zwei Jahrhunderte lang sich langsam entwickelte und dann mustergültig für alle Kirchen der Christenheit wurde, bis vier Jahrhunderte später die Kreuzfahrer den Muhamedanern oder Saracenen den Spitzbogenstyl abborgten, um, wie die Puginites behaupten, die zuerst den Namen christliche Baukunst auf diesen Styl anwandten, „Christian art par excellence" zu werden.

Es scheint uns, dass die Deutschen in dieser Frage auf positiveren Boden sich bewegen, als die sonst so praktischen Engländer.

[1]) Vgl. Journal of the British Archeol. Association Vol. V, p. 311.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als der Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

Nº 5. | **III. Jahrgang.** | **Mai 1858.**

Der burgundische Messornat des goldenen Vliess-Ordens in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Von E. Freiherrn von Sacken.

Die k. k. Schatzkammer bewahrt unter ihren zahlreichen Kunstschätzen die Kirchenornate, welche bei den solennen Hochämtern des goldenen Vliess-Ordens gebraucht wurden; es ist die vollständige Capelle *(ornatus integer)*, bestehend aus der Casula, drei Chorkappen (Vespermänteln, Pluviale)[1], den beiden Levitenkleidern (Dalmatica und Tunicella) für den Diakon und Subdiakon und zwei Altarverkleidungen oder Hängeteppichen. Sie sind durchaus von Stickerei, ganz bedeckt mit Figuren auf Goldgrund, von einer Schönheit und künstlerischen Vollendung, dass sie als Kunstwerke ersten Ranges bezeichnet werden müssen; sie dürften in dieser Beziehung kaum ihres Gleichen haben. Die ausserordentliche Bedeutung dieser Prachtornate für die Kunst macht eine getreue und umfassende Herausgabe höchst wünschenswerth und es muss von allen Künstlern und Kunstfreunden mit besonderem Danke anerkannt werden, dass Herr Professor Rösner diese so schwierige und mühevolle Aufgabe in Angriff nahm. Die Abbildungen der Casula und eines Pluviale sind vollendet und zieren gegenwärtig die Kunst-Ausstellung der k. k. Akademie. Sie sind mit der grössten Treue und Präcision, dabei mit so viel Empfindung und Verständniss von den Herren Mögele und Madjera ausgeführt, dass sie den archäologischen und künstlerischen Anforderungen in jeder Beziehung vollkommen entsprechen. Möchte es doch dem Herrn Professor Rösner ermöglicht werden — ein so grosses Unternehmen kann eben nur durch höhere Unterstützung zur Ausführung kommen — die Herausgabe im polychromen Druck zu bewerkstelligen, denn Werke von solcher Vortrefflichkeit sind in hohem Grade geeignet, das künstlerische Studium zu fördern! Den Abbildungen soll eine ausführliche Monographie beigegeben werden; hier mögen vorläufig nur einige Andeutungen folgen.

Der Orden des goldenen Vliesses *(ordre de la toison d'or)* wurde von Herzog Philipp dem Guten von Burgund bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Isabella von Portugal zu Brügge am 10. Jänner 1429 gestiftet. Den Glanzpunkt der Festlichkeiten, bei denen ein nie gesehener Prunk und Aufwand Statt hatte, bildete die Publication dieser Stiftung. Die Motive waren theils religiöse, theils politische, um nämlich unter dem höheren Adel den edlen Sinn wach zu erhalten und um ihn fester an den Thron zu ketten. Im November 1430 promulgirte der Herold die Statuten in 66 Artikeln; der Orden sollte aus 30 Rittern bestehen, zu deren Grossmeister sich Herzog Philipp erklärte; das erste Ordensfest wurde am St. Andreastage 1431 in der Collegiatkirche St. Peter zu Lille gefeiert, und in der ersten Zeit versammelten sich die Ritter jedes Jahr zum Capitel und Ordensfest, späterhin jedoch seltener[1].

Am burgundischen Hofe herrschte in dieser Zeit ein Luxus, besonders in allem was zu ritterlichem Schmuck und Zier gehörte, eine Prachtliebe und ein Aufwand, wie kaum je in einem andern Lande; glänzende Feste, Turniere und Aufzüge nahmen kein Ende und dabei war das Prunken mit kostbaren und geschmackvollen Kleidern ein Hauptaugenmerk. Die Industrie in allen Zweigen, die auf Anfertigung von Stoffen Bezug haben, die Leinenweberei, die Fabrication von kostbaren Seidenzeugen (Damast, Atlas, Zendal), Sammt *(velours, hexamit)* und Tuch, die Gobelinweberei

[1] Eine war für den pontificirenden Priester bestimmt, zwei für die assistirenden Prälaten, welche während des Gottesdienstes im Chore standen und umhergingen, wie dies in Frankreich und Belgien noch jetzt Sitte ist

[1] 1559 war zu Gent das letzte General-Capitel. Philipp der II. erhielt auf sein Ansuchen vom Papste die Erlaubniss, die erledigten Ritterstellen ohne Capitel vergeben zu dürfen (1577). Er und seine Nachfolger auf dem spanischen Throne übten das Amt der Grossmeister aus. Als Kaiser Karl VI. 1713 die spanischen Niederlande erhielt, kam ein Vergleich dahin zu Stande, dass der spanische und österreichische Hof beide im Besitze dieser Würde blieben.

(tapisserie) blühten in den gewerbfleissigen, von wohlhabenden Bürgern bevölkerten Städten nicht minder, als die feinen Gewerbe und Künste, die zu Schmuck und Putz, wie der Befriedigung eines gebildeten Geschmackes dienen. Juweliere, Goldschmiede, Emailleurs, Sticker, Giesser, Bildhauer und Maler fanden am Hofe und beim reichen Adel die ausgedehnteste Beschäftigung. Die Goldschmiede bildeten die stärkste Zunft; die Kleider wurden so sehr mit Perlen und Geschmeiden überladen, dass der damalige Schriftsteller Martial d'Auvergne sagt, man harnische sich mit Goldschmiedesachen. Die Rechnungen Herzog Philipps des Guten allein im Archive zu Lille machen uns mit mehr als zweihundert Goldschmieden bekannt, die für ihn arbeiteten. Maler, die theils Tafelgemälde fertigten, theils die Handschriften mit Miniaturen schmückten, finden wir gegen 130; im Jahre 1468 allein lieferten 160 Maler Arbeiten für den Hof. Eben so waren fortwährend zahlreiche Sticker *(brodeurs)* beschäftigt, um die Kleidersäume, Fahnen, Pferdedecken u. dgl. mit Gold und Silber zu besticken und Kirchengewänder anzufertigen; besonders berühmt war der Sticker Thierry du Chastel, der die Arbeiten im Grossen leitete und im Jahre 1454 allein 3000 Goldthaler (c. 20.000 fl.) dafür bezog.

Schon im Inventar der Schätze Herzog Philipps vom Jahre 1420 erscheinen mehrere vollständige Capellen und viele Chorkappen, Alben, Dalmatiken u. dgl. mit Figuren und heiligen Darstellungen (Krönung Mariä, Passion, jüngstes Gericht) in Stickerei; eben so in den späteren Hofrechnungen, aber nirgends fand ich bisher eine Erwähnung unserer Paramente in der k. k. Schatzkammer. — Schon das dritte Ordenscapitel zu Dijon 1433 fasste den Beschluss, die Ceremonienmäntel der verstorbenen Ritter zu verkaufen und von dem Erlös Ornate und Tapisserien für die Ordensfeste anzuschaffen. Dieser Beschluss wurde im folgenden Jahre und beim fünften Capitel zu Lille 1436 erneuert, endlich beauftragte das achte Capitel zu Mons 1451 den Schatzmeister von dem Ordensgeld vier Chorkappen und andere priesterliche Gewänder für die Ordenscapelle zu Dijon anfertigen zu lassen; der Souverain versprach dazu seinerseits vier Paare Aurifrisien. Ob diese Gewänder die unserigen seien, ist fraglich, vielleicht führen weitere archivarische Forschungen zu einem sicheren Resultate. Ein Umstand macht sogar das Bedenken rege, ob unsere Ornate wirklich speciell für den Vliess-Orden gemacht worden seien und nicht etwa später als kostbare Paramente aus dem Schatze für die Feste desselben gewählt wurden, — der Umstand nämlich, dass auf keinem Stücke irgend eine Beziehung zum Orden durch Anbringung seines Abzeichens, des funkensprühenden Feuersteines und des Andreaskreuzes, oder seiner Devise: ***Pretium laborum non vile,*** oder der des Stifters Philipp: *Monjoye Saint Andrieu,* oder des Ordens-Patrons, des heiligen Andreas, ausgedrückt ist, während eine solche auf allen Ordensobjecten in reichem Masse angebracht zu sein pflegt. So viel geht aus dem Kunstcharakter hervor, dass die Gewänder, deren Hauptwerth in ihrer unvergleichlichen Schönheit besteht, zu einer Zeit, und zwar um die Mitte des XV. Jahrhunderts, in der Blüthenperiode der flandrischen Kunst gefertigt wurden, ohne Zweifel nach Vorbildern *(cartons)* eines hervorragenden Künstlers, vielleicht von der Hand Johann's van Eyck, der so viel für Herzog Philipp, bei dem er Kammerdiener war, arbeitete, und mit dessen notorischen Werken sich vielfältig eine Verwandtschaft kund gibt, oder doch von einem seiner vorzüglichsten Schüler (Rogier van Brügge oder van der Weyde).

Die Technik der Stickerei ist bei allen Stücken die gleiche; es sind nämlich der Quere nach Goldfäden gezogen, welche paarweise mit Flockseide überstickt sind; die Goldfäden bilden so den Grund, während die farbige Seide die Zeichnung und Schattirung gibt. Indem die Schattenpartien dichter überstickt sind, die Lichter nur sparsam, werden letztere durch das Gold gebildet, was einen eigenen Lustre hervorbringt. Die Fleischtheile sind dabei ausgespart und mit offener Seide im Plattstich gestickt. Die Umrahmung der Bilder ist ebenfalls Goldstickerei in verschiedener Weise, ein feines Netzwerk, Geflecht oder gewürfeltes Muster bildend. Die Sticker — es lassen sich deutlich mehrere Hände erkennen — mussten selbst Künstler sein, indem sie mit der Nadel malen mussten, was bei den vielen Farbentönen und der vollständigen, zarten Nüancirung, mit der die Figuren, die wie vollkommen durchgebildete Gemälde aussehen, ausgeführt sind, ebenso Fertigkeit der Zeichnung und richtiges Verständniss, als feine künstlerische Empfindung erforderte.

Die Gewänder sind ganz bedeckt mit Figuren, so dass fast gar kein Grund bleibt; man zählt an jeder Chorkappe 41, an der Casula 39, an jedem Levitenkleide 44, an den Teppichen 30, im Ganzen 278 Figuren.

Die drei Chorkappen stellen den ganzen Himmel mit den Schaaren der Engel und Heiligen dar; man glaubt wahrhaftig in das himmlische Reich zu blicken und das Auge wird geblendet von der Fülle der erhabenen Gestalten, welche in den goldschimmernden Gewändern in überirdischem Glanze und in reinem Lichte verklärt erscheinen. Die Chöre der Engel, in Anbetung und Betrachtung versunken, die von Anmuth und unschuldsvoller Lieblichkeit umflossenen heiligen Jungfrauen, die ernsten, ascetischen Gestalten der Mönche und Einsiedler, die würdevollen Bischöfe von erhabenem Ausdrucke, die edlen Frauen, frommen Fürsten — alle Stände der heiligen Kirche finden wir hier versammelt und um den Thron des Heilands und seiner jungfräulichen Mutter geschaart. — Die drei Vespermäntel stehen unter sich im Zusammenhange; auf dem halbrunden Schilde *(capuceum. clipeus)* eines jeden ist eine grössere Hauptdarstellung und zwar auf einem — dem des Celebrans — der thronende Christus, auf dem zweiten die heilige Maria, auf dem dritten Johannes der Täufer (als Repräsentant des alten Bundes) angebracht; herum sind concentrisch im Halbkreise drei

Reihen von himmlischen Gestalten angeordnet, welche in äusserst geschmackvollen architektonischen Umrahmungen wie in kleinen Capellchen stehen; die erste Reihe bilden anbetende Engel, in deren Mitte gleichsam als Anführer ein Erzengel erscheint, — bei Johannes Raphael, bei Maria Gabriel, bei Christus Michael. Die beiden anderen Reihen enthalten Heilige, — um Johannes Mönche und Einsiedler, um Christus Bischöfe und Könige, um Maria Jungfrauen und Frauen. Ich will hier nur das eine abgebildete Pluviale etwas näher beschreiben, die anderen einer späteren Gelegenheit vorbehaltend.

Den Mittelpunkt bildet hier die Vermittlerin des Erlösungswerkes, die grösste unter den Frauen — die Himmelskönigin Maria, eine Gestalt von der höchsten idealen Schönheit, von jenem unbeschreiblichen jungfräulichen Zauber, jener aus dem tief innersten Gemüthe erblühenden Herrlichkeit, wie sie das hohe Lied in seiner glühenden Sprache beschreibt. Die königliche Jungfrau sitzt, die Hände bittend (als Fürbitterin der Christen) erhoben



(Fig. 1.)

auf einem als goldener Tempel mit zurückgeschlagenen Vorhängen gebildeten Throne (Fig. 1) gegen den Heiland (auf dem anderen Pluviale) gewendet, den schönen Kopf, in dem sich Unschuld und Milde spiegeln, leicht vorgeneigt; die blonden Haare wallen lang herab, die zierliche Perlenkrone gleicht einem Sternenkranze. Der blaue Mantel über dem grünen ungegürteten Unterkleide verdeckt fast die ganze Gestalt und legt sich in grossartigen Motiven über den Schooss und den Sitz. Sie erscheint hier als Königin der Engel, Jungfrauen und Frauen, die sie im Halbkreise in drei Reihen umgeben.

Die Engel der ersten Reihe, als deren Mittelpunkt der Erzengel Gabriel erscheint, im rothen Pluviale, den Lilienstengel in der Hand und abwärts auf die Erde, wohin er entsendet wurde, deutend, tragen sämmtlich das weisse Gewand der Seligen, wie die priesterliche Alba; die Schwingen sind den liturgischen Farben entsprechend, abwechselnd grün, roth und blau. Sie sind gegen Gabriel gewendet, die Hände theils betend ausgestreckt oder zusammengelegt, theils in Contemplation gesenkt; die Anordnung ist symmetrisch, so dass von den zehn Gestalten je zwei zu beiden Seiten des Erzengels in Haltung und Geberde gleich sind. Diese Figuren sind 8 Zoll hoch, gegen den Rand zu kleiner.

Die zweite Reihe enthält zehn heilige Jungfrauen: Katharina, eine jugendlich zarte Gestalt mit Schwert und Rad, eine Zinkenkrone im blonden Haar; — Marga-

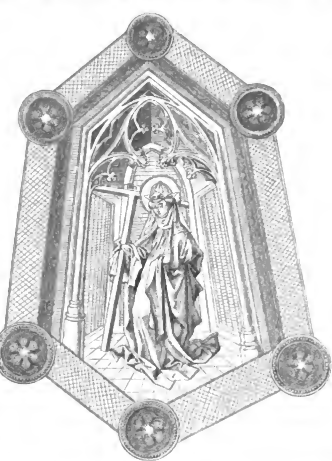


retha, mild auf den Beschauer blickend; mit dem Kreuze hat sie den zu ihren Füssen sich krümmenden Drachen gebändigt; — Barbara, sehr jugendlich, von sinnigem Ausdruck, den Thurm im Arme; — Apollonia, in stiller Betrachtung zu Boden blickend, schreitend; — Lucia, das Schwert im Halse, von sehr individuellem, etwas schmerzlichem Ausdruck; — Ursula, vielleicht die schönste Figur, die klein gehaltenen Jungfrauen mit ihrem Mantel beschirmend, sehr vollkommen in der Zeichnung; — Genofeva von Paris, ein Engel zündet ihre ausgelöschte Kerze an, — Christina, voll jungfräulicher Züchtigkeit, den Blick gesenkt, in der Hand einen Pfeil; — Clara, mit der Monstranze, ganz in den braunen Ordenshabit gehüllt; im Ausdrucke sehr ernst; — Gudula, äusserst graciös und lieblich, ein kleiner Teufel klammert sich an ihre Laterne an, um das Licht auszublasen. Die Figuren sind 9 Zoll gross.

Eilf Frauen und Witwen nehmen die dritte Reihe ein: Die Kaiserin Helena in sinnender Betrachtung, das Kreuz Christi in der Rechten (Fig. 2): — Aldegundis, eine alte Frau, fast ganz von rückwärts zu sehen, die Hände gläubig anbetend gegen die Engelserscheinung ausgebreitet:

— Radegundis, ihre königliche Krone Gott zum Opfer bringend, den Kopf mit dem Wimpel bedeckt; — die drei Frauen, welche den Leib Christi salbten: Maria Jakobi, Maria Magdalena und Maria Salome (oder Johanna), gleichsam zum Grabe schreitend, Salbenbüchsen in den Händen, sehr lebendig, in den Stellungen charakteristisch verschieden, Magdalena von jugendlicher Anmuth; — Elisabeth von Ungarn, drei Kronen auf der Hand; — Maura (?), sie schreibt und sieht verklärten Blickes auf das vor ihr befindliche Crucifix; — eine Märtyrin, welche den abgehauenen rechten Arm in der Hand hält, eine besonders schöne Gestalt; — Genofeva von Brabant, betend, barfuss, blos in ein weites, violettes Gewand gehüllt; — Veronica, die schönste Figur, vom feinsten Adel der Gestalt; die Gewandung ist sehr grossartig angeordnet. Diese Figurenreihe ist grösser und zwar 10 Zoll hoch.

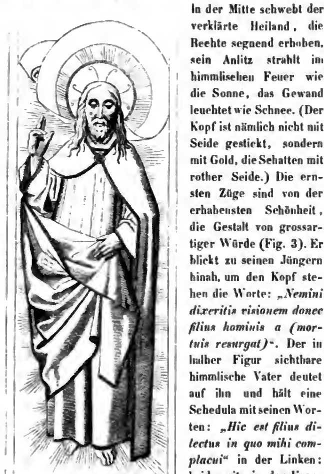
In Beziehung auf Form und Ausdruck sind die Figuren höchst vollendet, besonders entfaltet sich in den anmuthigen Jungfrauen die höchste Fülle von feiner Empfindung in den ätherischen Gestalten, wo das Irdische ganz vergeistigt, im Geistigen aufgelöst erscheint, und in den lieblichen Köpfchen voll Demuth und Unschuld; bei dem überirdischen Ausdruck, der alle verklärt, sind sie dennoch individuell und charakteristisch. Das Costüme ist eine Mischung des burgundischen im XV. Jahrhundert und eines idealen; die Unterkleider sind meist knapp anliegend, die Oberkleider verschieden ausgeschnitten, oft mit sehr weiten herabhängenden Ärmeln, lang, — die scharf gebrochenen Faltenmotive trefflich —, die Mäntel ungeknüpft. Die Säume sind meist mit Perlen verbrämt. Auf dem Kopfe tragen viele Turbane oder turbanähnliche Wulste; die Haare aufgelöst, in Flechten oder in Netzen. — Die Felder, in denen diese Figuren stehen, bilden in die Länge gezogene Sechsecke, unten wegen der concentrischen Anordnung breiter, in geschmackvoller Weise architektonisch verziert, von rothen Sammtstreifen eingefasst; zwischen je zwei Bildfeldern ist oben und unten eine Rose aus Perlen auf blauem Sammt gestickt (s. Fig. 2). Der am Pluviale vorne herablaufende breite Besatz *(praetexta, aurifrisia)* zu beiden Seiten des Capuceums enthält sechs sitzende Figuren von Aposteln und Propheten, von denen Petrus, Paulus und Bartholomäus durch ihre Attribute bezeichnet sind; die drei Propheten mit weiten Oberkleidern, deren lang herabhängende Ärmel Einschnitte für die Arme haben, den Turban oder eine phantastische Mütze auf dem Kopfe, ohne Nimbus, halten ein Schriftband oder Buch in der Hand, sind aber nicht näher bestimmt. Sie sind von schwächerer Arbeit als die übrigen Figuren, offenbar von anderer Hand. Die Architectur ist reich mit Perlen geschmückt.


(Fig. 2.)

Das Messkleid *(casula)* zeigt einen schönen Schnitt; der die Schultern bedeckende Theil ist so breit, dass er etwas über die Ellbogen herabreicht, daher bei der Bewegung der Arme sich hier in Falten legt; der unten abgerundete herabfallende Vordertheil erscheint lyraförmig, der Hintertheil ist breiter und länger. Um die Schultern läuft ein breiter aufgenähter Streifen, vorn und rückwärts der Länge nach ein gerader herab, wodurch ein Kreuz von der Form eines Y entsteht, in und neben welchem eine grössere Darstellung (die Figuren 17 Zoll hoch) gestickt ist. Bedeutsamer Weise sind die beiden Begebenheiten gewählt, wo die Göttlichkeit Christi durch Gott Vater direct bezeugt wird: die Taufe und die Verklärung. Bei der Taufe auf der Vorderseite der Casula steht Christus bis über die Knöchel in den bläulichen Fluthen, das Haupt mit dunkelbraunem Haar, vom Kreuznimbus umgeben, demuthsvoll geneigt, auf den Beschauer herausblickend; gegen die gewöhnliche Darstellungsweise ist er ganz nackt, eine Hand auf die Brust gelegt, mit der andern die Scham bedeckend. Die ganze Figur ist in allen Farbennüancirungen eines Ölgemäldes mit feiner Seide im Pantoffelstich gestickt. Auf dem Ufer zur Linken kniet Johannes, mit der Hand das Wasser über Christi Haupt giessend, eine kräftige Gestalt, von ernstem asceti-

schem Ausdruck, in ein weites Gewand gehüllt von schillernder Farbe (dadurch hervorgebracht, dass zugleich mit einem rothen und einem blauen Faden gestickt wurde). Zur Linken steht ein dienender Engel, ein schöner Jüngling mit wallendem Haar, mit einem reichen Vespermantel angethan: er hält den ungenähten, blass violetten Rock des Heilandes. Ober Christus schwebt der heilige Geist und erscheint Gott Vater in Halbfigur aus den Wolken; sein ehrwürdiges, wunderbar schönes Haupt deckt die gekrönte Mitra (die Vereinigung aller Macht, der irdischen und geistlichen), er blickt auf den geliebten Sohn herab, ihn mit der Rechten segnend, in der Linken hält er das Symbol der Weltherrschaft, den Reichsapfel, um seinen Kopf stehen die Worte, die er spricht: *„Hic est filius dilectus in quo mihi complacui“*. Auf jeder Seite, in den Armen des Ypsilon-Kreuzes schwebt ein anbetender Engel im flatternden rothen Kleide mit langer Stola.

Höchst grossartig und bedeutungsvoll ist die Darstellung der Verklärung auf dem Rückentheile des Gewandes. In der Mitte schwebt der verklärte Heiland, die Rechte segnend erhoben, sein Anlitz strahlt im himmlischen Feuer wie die Sonne, das Gewand leuchtet wie Schnee. (Der Kopf ist nämlich nicht mit Seide gestickt, sondern mit Gold, die Schatten mit rother Seide.) Die ernsten Züge sind von der erhabensten Schönheit, die Gestalt von grossartiger Würde (Fig. 3). Er blickt zu seinen Jüngern hinab, um den Kopf stehen die Worte: *„Nemini dixeritis visionem donec filius hominis a (mortuis resurgat)“*. Der in halber Figur sichtbare himmlische Vater deutet auf ihn und hält eine Schedula mit seinen Worten: *„Hic est filius dilectus in quo mihi complacui“* in der Linken: beiderseits in den Kreuzesarmen schweben Moses und Elias, ersterer mit den Gesetztafeln in der Hand. Unter dem Heilande sieht man die drei Jünger, knieend, in der Mitte Petrus, der voll Liebe, Inbrunst und seliger Freude die Hände hoch zum Herrn emporhebt; ein Spruchband enthält die Worte, die er spricht: *„Domine bonum est nos hic esse, si vis faciamus hic (tria tabernacula)“*. Er allein erträgt den Glanz des himmlischen Lichtes, während Jakobus und Johannes ganz geblendet sind und mit den Händen die Augen vor dessen Strahlen schützen.



(Fig. 3.)

Diese beiden Darstellungen zeigen jene Tiefe der Conception, den kirchlich strengen Charakter, den Ernst, die Energie im Ausdruck, welche den Schöpfungen der Gebrüder van Eyck in so hohem Grade eigen sind, und es ist eine Verwandtschaft mit dem wundervollen Genter Altarwerke unverkennbar.

Den ganzen übrigen Raum der Casula nehmen anbetende Engel, in ähnlicher architektonischer Anordnung, wie auf dem Pluviale ein; sie sind wieder concentrisch gruppirt, gleichsam die himmlischen Heerschaaren um die göttlichen Personen bildend, und dadurch, dass die Bilder am Rande nicht abgeschlossen sind, sondern durchschnitten (man sieht nur halbe Figuren oder blos den Kopf), ist die Idee ausgedrückt, als setzten sie sich auch über das Ende des Gewandes hinaus endlos fort. Derselbe Umstand findet auch beim Pluviale statt, welches gleichsam nur ein Stück des ganzen Himmels darstellt.

Die beiden Levitenkleider sind ebenfalls ganz bedeckt mit himmlischen Gestalten, auf einem männliche, auf dem andern weibliche Heilige, hier aber nicht in concentrischer, sondern in rhythmischer Stellung der Bildfelder. Die beiden Streifen, die auf jedem Gewande der Länge nach herablaufen, enthalten in Capellchen, die mit Perlen bestickt sind, anbetende und lobpreisende Engel in die liturgischen Farben (roth, blau, grün) gekleidet, Ärmel- und Halsbesatz aber Engel in Halbfigur.

Von ausgezeichneter Schönheit sind auch die beiden Antipendien oder Hängeteppiche; eines zeigt als Hauptdarstellung in der Mitte die Dreieinigkeit in ergreifend grossartiger Auffassung: der göttliche Vater hält liebevoll den menschgewordenen Sohn nach überstandenen Leiden auf seinem Schoosse; mit innigster Theilnahme und Liebe sieht er ihn an, der gleichsam gerade vom Kreuze in den Schooss des Vaters zurückgekehrt ist, kraftlos hingesunken, einen Blick des Schmerzes nach der Erde zurücksendend. Mit ausgebreiteten Schwingen sitzt der h. Geist in Taubengestalt, als Tröster auf den Beschauer herausblickend, auf der Schulter Christi, zwischen den Köpfen der beiden anderen göttlichen Personen, von beiden ausgehend.

Die Mittelvorstellung des zweiten Teppiches ist die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesukind. Maria, eine höchst anmuthvolle, schöne Gestalt, hält das mit einem grünen Gewande bekleidete Kind auf dem Schoosse, welches der in Demuth und jungfräulicher Züchtigkeit daneben knienden Katharina den Ring an den Finger steckt; Johannes der Täufer sieht in sinnendem Ernste der Scene zu. Maria hat ein Schreibzeug und Spruchband auf dem Schoosse mit den Worten: *Ego sum mater (pulchra dilectionis)*. — Neben

dieser grösseren Darstellung sind auf jedem Teppiche in zwei Reihen sechs Propheten und sechs Apostel dargestellt, herrliche Gestalten von hoher Schönheit, sehr lebendig und individuell im Ausdruck. Die Propheten halten Spruchbänder oder Bücher, auf denen ein charakteristischer Vers ihrer Schriften steht, die Apostel Schedulen mit dem apostolischen Symbolum (d. i. ein einem jeden Apostel nach der Tradition zukommender Satz des *Credo*). Die Technik ist dieselbe wie an den Kleidern, nur sind die grösseren Figuren für sich gearbeitet und dann aufgenäht.

Schliesslich muss ich noch der sorgfältigen Art des Copirens erwähnen, in welcher die in der Kunstausstellung befindlichen Abbildungen von den trefflichen Künstlern Mögele und Madjera ausgeführt wurden. Die Figuren wurden nämlich auf dem Originale gepaust, die Pausen mit der Feder frei überzeichnet, dann nach dem gegebenen Massstabe photographisch verkleinert und diese Photographien in die von dem Architekten Herrn Zufall genau nach den Massen construirte architektonische Umrahmung gepaust. So hatte man eine höchst getreue, vollkommen genaue Contour erlangt; die sehr detaillirte malerische Ausführung geschah dann nach dem Originale und ist ein wahres Muster von Treue, gepaart mit feiner künstlerischer Empfindung. Nicht leicht wird man ein Object finden, das so die Herausgabe verdient, wie diese wundervollen Gewänder; möchte doch die wissenschaftliche und Kunstwelt recht bald damit erfreut werden, da ja schon so treffliche Vorarbeiten dafür vorliegen!

Die gothische Kirche zu Strassengel in Steiermark[1]).

Beschrieben von Karl Weiss.

(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

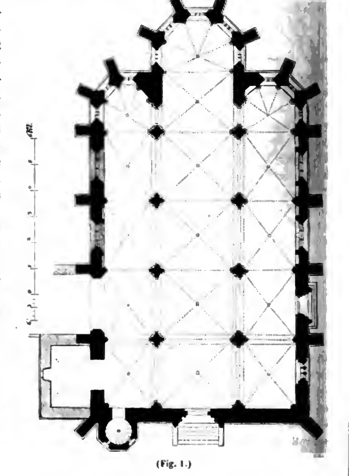
II.

Baubeschreibung.

(Mit einer Tafel.)

Die Marienkirche zu Strassengel gehört in die Reihe der gothischen Hallenbauten und besteht aus einem dreischiffigen Langhause mit drei im Osten angefügten Chorschlüssen. Das Mittelschiff ist in vier quadratischen, jedes der Seitenschiffe in etwas schmäleren Räumen eingewölbt (Fig. 1). Die Gewölbe werden von vier freistehenden Pfeilerpaaren und den von aussen durch Strebepfeiler verstärkten Pfeilern der Abschlusswände getragen. Die Choranlagen stehen mit dem Langhause in unmittelbarer Verbindung, und zwar jene des Mittelschiffes dadurch, dass sich an die vier Quadrate des letzteren ein fünftes mit einer polygonen Apside anfügt, wogegen sich an die Seitenschiffe die Apsiden sogleich, ohne ein Mittelglied anschliessen. Über dem Gewölbe des nördlich gelegenen Chorschlusses erhebt sich der Thurmbau.

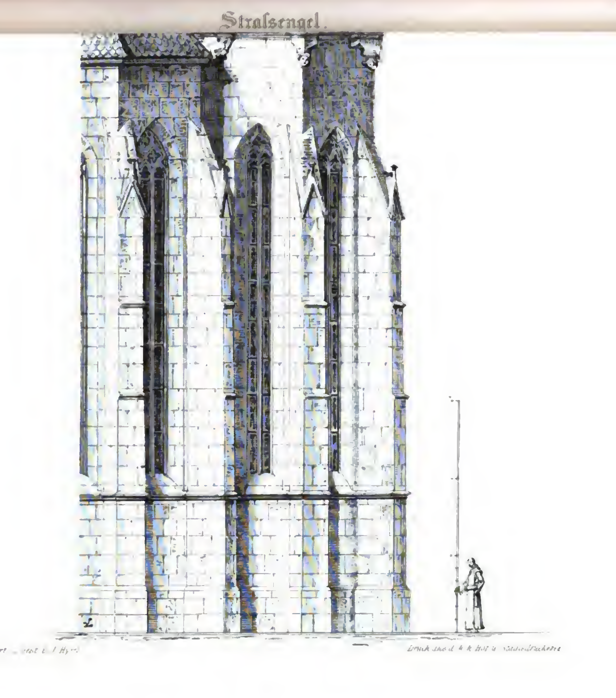
Im Westen ist das Langhaus mit einer flachen Wand abgeschlossen, welche unten nur von dem Hauptportale und über demselben von einem Rundfenster durchbrochen ist. Das südliche Seitenschiff so wie die erwähnten Chorschlüsse erhellen die Kirche durch hohe, schlanke Fenster, und in dem ersteren vermittelt noch ein zweites Portal den Eintritt in das Gotteshaus, während das nördliche Seitenschiff in Folge von späteren Zubauten seiner früheren Lichtöffnungen entbehrt. Zu den Anbauten gehört ein an das letzte westliche Gewölbjoch stossender capellenartiger Raum in zwei Stockwerken, ferner an der westlichen Abschlusswand eine zweite Thurmanlage; dann eine Seitencapelle und die neuere Sacristei.



(Fig. 1.)

[1]) In unserer geschichtlichen Darstellung über die Kirche zu Strassengel haben wir einer Stiftung Erwähnung gethan, welche ein Wiener — Niclas der Ploder — zu Gunsten derselben gemacht hat. Wir bemerkten, dass nach der uns in Abschrift vorgelegenen Urkunde dieselbe in das J. 1300 — mithin vor die Bauzeit der gegenwärtigen Kirche fällt. Nachträglich erhielten wir nun aus Gratz die Berichtigung, dass die Stiftung allerdings dem J. 1349 angehört und die uns eingesendete Abschrift der Urkunde unrichtig gewesen sei. K. W.

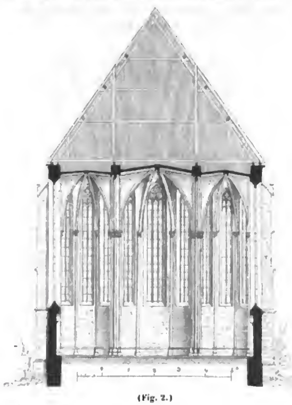
Strassengel.



Am Westende des Langhauses wurde endlich später noch ein Musikchor eingebaut.

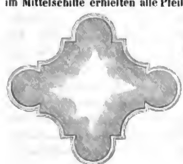
Nachdem wir nun in allgemeinen Umrissen die Anlage dieser Kirche entwickelt haben, wollen wir das System und die einzelnen Theile mit ihren Details näher ins Auge fassen.

Es wurde bereits angegeben, dass die Marienkirche zu Strassengel drei gleich hohe Schiffe besitzt (Fig. 2). Die

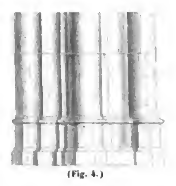

(Fig. 2.)

Höhe des Mittelschiffes beträgt im Lichten 44′ 3″, die Länge 64′ 8″, die Breite des Mittelschiffes 18′ 10″. Die Höhe der Seitenschiffe 42′ 3″; die Länge gleichfalls 64′ 8″ und die Breite 12′ 4″, daher das Mittelschiff um 2′ höher und ein Drittheil breiter als die letzteren sind. Abweichend von vielen Hallenkirchen des XIV. Jahrhunderts in anderen Theilen Deutschlands, wie in Westphalen, besitzt daher Strassengel noch etwas schmälere Seitenschiffe und nicht die gleiche Scheitelhöhe der Gewölbe in allen drei Schiffen.

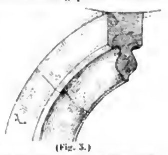
Durch die quadratische Anlage jedes der Gewölbjoche im Mittelschiffe erhielten alle Pfeiler die gleiche Stärke, und durch die Überspannung der Kirche mit einfachen gerippten Kreuzgewölben jeder Pfeiler dieselbe Gliederung.


(Fig. 3.)

Im Grundrisse bildet jeder der freistehenden Pfeiler ein Quadrat von 3′ (Fig. 3). An den Kern der Pfeiler legen sich Halbsäulen mit Laubwerkcapitälen und einem selbstständigen, cannellirten, im halben Achteck gebildeten Basament. Über den Capitälen, welche sich kelchförmig entwickeln, und zwar auf der gemeinsamen Deckplatte des letzteren, setzen die Rippen der Gewölbe und die Gurten der Arcadenbögen ab. Die einfache Gliederung der Pfeiler mit Halbsäulen hätte jedoch noch wenig an die reiche Ausbildung des gothischen Pfeilers erinnert und wenig Leben in die Pfeilermasse gebracht. Um nun derselben jenes schlanke und leichte Ansehen zu geben, wie es in dem ganzen Systeme liegt, wurden die Ecken abgeschnitten und in die Flächen breite Kehlen eingezogen, wodurch für die Auflösung der Pfeiler — ohne eine überflüssige Vermehrung der Glieder — allerdings ein sehr glückliches Auskunftsmittel gewählt wurde (Fig. 4).

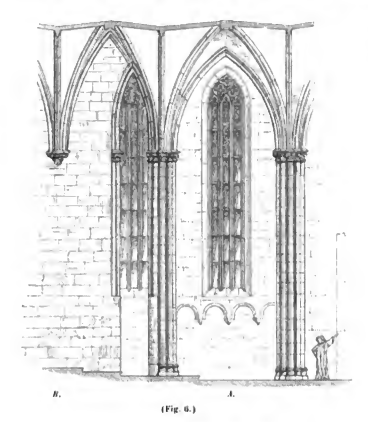

(Fig. 4.)

Das Gewölbe des Mittelschiffes ist in einem stumpfen, jenes der Seitenschiffe in einem etwas schlankeren Spitzbogen gespannt (vergl. Fig. 2), welche letztere Erscheinung durch die gleiche Höhe der Schiffe bedingt war, weil, wie wir schon bemerkt haben, die Seitenschiffe um ein Drittheil schmäler als das Mittelschiff sind, mithin die Überwölbung der ersteren einen steileren Anlauf nehmen musste. Die Kreuz- und Querrippen der Gewölbe des Langhauses setzen an den Kämpfergesimsen der Pfeiler hart und unvermittelt über den Capitälen der Halbsäulen ab und besitzen in den Mittel- und Seitenschiffen das Birnenprofil, tief und schwer herabhängend und mit einer Platte an dem unteren Ende (Fig. 5). An den Durchschneidungspuncten sind die Rippen in den Schiffen mit Schlusssteinen von zart und scharf gearbeitetem Blattwerk versehen. In den Abschlusswänden der Seitenschiffe setzen die Gewölbrippen in gleicher Höhe mit den Ansätzen der Pfeiler des Mittelschiffes auf Consolen ab, die — ein halbes Achteck bildend — ähnlich den Capitälen der ersteren mit einem reichprofilirten Kämpfergesimse bekrönt und gleichfalls mit Laubwerk ornamentirt sind.

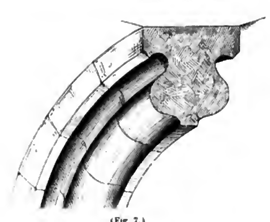

(Fig. 5.)

Die Arcadenbögen des Mittelschiffes sind, nachdem sie aus einem gleichseitigen Dreieck construirt wurden, eben dadurch ziemlich schlank gestaltet und reichen bis zur Höhe der Gewölbung. Die Gurten derselben sind birnenförmig und mit einem weit auslaufenden Wulste, so wie einer Platte am unteren Ende profilirt. Wir geben hier in Fig. 6 *A* das

auf der Südseite dem Chor zunächst liegende Travée des Mittelschiffes, und in Fig. 7 ein Gurtenprofil der Arcaden, wozu wir nur bemerken, dass alle übrigen Gewölbjoche und

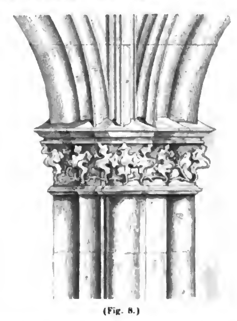


(Fig. 6.)


(Fig. 7.)

Arcadengurten des Langhauses damit vollkommen übereinstimmen.

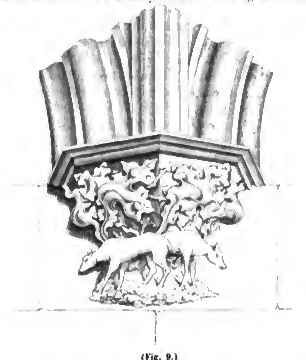
Neben den edlen und sorgfältig gearbeiteten Profilen verdienen die ornamentalen Details der Kirche besondere Aufmerksamkeit. Das Laubwerk an den Capitälen ist zwar strenge stylisirt; das Eichenblatt, welches als Hauptmotiv sich beinahe an allen Capitälen vorfindet, tritt nicht in seiner natürlichen Form, sondern mehr knorrig auf, entsprechend dem Charakter einer schon entwickelten Gothik, aber es ist ungemein zierlich, leicht und elegant behandelt. Auch wie der Schmuck des Laubwerkes an den Capitälen sich entfaltet, erkennt man die von der romanischen Kunstepoche vollständig verschiedene Technik der Meister. Das Ornament wächst nicht wie früher aus dem Innern des Capitäls heraus so wie das Astwerk eines kräftigen Baumes, sondern es scheint nur leicht an den Kern der Pfeiler gelegt, es schliesst sich nicht an jedem der Dienste selbstständig ab, sondern umzieht bandförmig den ganzen Pfeiler (Fig. 8).


(Fig. 8.)

Die Ornamentik ist an den Pfeilern des Mittelschiffes beinahe überall die gleiche. Nur an dem vierten nördlichen Pfeiler dieses Schiffes ist ein schuppenförmiges Ornament mit einem herzförmigen Schilde in der Mitte angebracht. Man würde sich schwer diese fremdartige Erscheinung erklären können, wenn nicht die auf dem erwähnten Schilde ersichtliche Jahreszahl 1597 darauf hinweisen würde, dass an diesem Pfeiler, und zwar in Folge eines Elementarereignisses, das in dieser Zeit die Kirche betroffen, auch an anderen Theilen der Kirche, in späterer Zeit eine Renovation vorgenommen worden ist.

Wie die Pfeiler, so sind auch die Consolen an den Abschlusswänden der Seitenschiffe mit Eichenlaub und am unteren Ende mit figuralischen Darstellungen ornamentirt. So erblickt man im nördlichen Seitenschiffe, gegenüber dem zweiten, dritten und vierten Mittelpfeiler, unter den drei Consolen die Gestalten zweier Hirschkühe, welche sich den Rücken zukehren (Fig. 9), ferner die eines Löwen, der mit seinen Tatzen einen durch Übertünchung unkenntlichen Gegenstand hält, und jene eines Ochsen. Im südlichen Seitenschiffe, gegenüber den Pfeilern derselben Reihenfolge, befindet sich an den Consolen eine Taube, ein männlicher Kopf und ein Engel mit einem Spruchbande in der Hand. Die grobe verunstaltende Tünche lässt aber nur

die Umrisse der Gestalten unterscheiden, daher wir auch zwei der Darstellungen nicht mit Sicherheit zu bezeichnen im Stande sind. Ob eine symbolische Deutung denselben



(Fig. 9.)

zu Grunde liegt, wagen wir nur in sehr beschränktem Sinne zu behaupten. Der Bau der Kirche fällt in eine Zeit, wo der Sinn für jene tiefe christliche Sinnbildnerei, welche in den romanischen Sculpturen dieser Art enthalten ist, kaum mehr lebendig gewesen sein dürfte. Wenn daher den figuralischen Darstellungen in der Kirche zu Strassengel eine symbolische Deutung beizulegen ist, so kann es nur in der Auffassung gelten, dass sie als Reminiscenz an ähnliche Darstellungen in älteren Kirchen von dem Baumeister hier wieder angebracht wurden, ohne damit eine bestimmte Beziehung zur Kirche in Strassengel im Auge gehabt zu haben, und dass nur die vier Darstellungen des Löwen, Ochsen, der Taube und des Engels mit dem Spruchbande vielleicht in symbolischer Beziehung zu den vier Evangelisten stehen. Eine auffallende Ähnlichkeit besitzen aber die Consolen der Kirche zu Strassengel mit jenen im Kreuzgange der Klosterkirche zu Neuberg in Steiermark [1]), und es scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen, dass die Sculpturen von Neuberg eine bedeutende Influenz auf jene in Strassengel ausübten [2]). Nicht nur die Form, sondern auch die Ornamentation der Consolen besitzen das Gepräge einer entschiedenen Ähnlichkeit, und wenn die Sculpturen von der sie verhüllenden Tünche befreit sein werden, dürfte auch die Nachweisung von Interesse sein, ob nicht im Charakter der Ornamente die gleiche künstlerische Behandlung aufzufinden ist.

Dem Bedürfnisse einer Hallenkirche entsprechend, sind auch die Fenster des Langhauses hoch und schlank. Gegenwärtig haben sich aber nur, wie schon bemerkt, jene des südlichen Seitenschiffes erhalten, und von diesem besteht die Beleuchtung des ersten Gewölbjoches im Westen, dort wo der Musikchor eingebaut ist, abweichend von den übrigen, aus zwei über einander gestellten Fenstern, von denen das oberhalb des Musikchors einen Spitzbogen, und jenes unterhalb desselben ein über Eck gestelltes Viereck bildet. Die Anordnung der übrigen Fenster des Langhauses ist sehr einfach. Jedes derselben wird durch zwei Pfosten untertheilt, die in Spitzbogen auslaufen und mit Masswerk ausgefüllt sind. Das Fensterprofil ist einfach, die Pfosten dagegen sind durch Hohlkehlen und Plättchen am äusseren Ende profilirt. Das Masswerk der Fenster ist streng geometrisch und in jedem derselben verschieden eingetheilt. Es löst sich theils in kleine Kreise, theils in Dreiecke, theils in über Eck gestellte Quadrate auf, worin Drei- und Vierpässe eingelassen sind und in deren Zwischenräume scharf eingezogene Nasen gespannt sind, damit jede der geometrischen Figuren sich selbstständig loslöst.

Nur das schon erwähnte Fenster oberhalb des Musikchores weicht in doppelter Beziehung von den übrigen Fenstern des südlichen Seitenschiffes ab. Die kleinen Spitzbögen, in welche die doppelten Pfosten der Untertheilung auslaufen, sind in geschweifter Form und der Platte eines jeden Pfostens ein Rundstab vorgelegt. Aus diesem Grunde drängt sich uns auch die Vermuthung auf, dass an diesem Fenster bei einer späteren Restauration eine Veränderung vorgenommen wurde.

In dem Masswerke der Fenster sind noch Überreste alter Glasmalereien erhalten, ebenso besitzt das viereckige Fenster unter dem Musikchore sogar bis auf wenige Ergänzungen noch vollständig den Schmuck alter Glasmalereien. Die geometrische Eintheilung desselben besteht übrigens aus acht länglichen Feldern, welche in der Mitte in einen Kreis zusammenlaufen, und von denen jedes mit einer figuralischen Darstellung versehen ist.

In der Abschlussmauer der Westfaçade über dem Haupteingange ist auch ein Rosenfenster angebracht, welches eine besondere Schönheit und Zierlichkeit aufweist und den besten Masswerkbildungen französischer und deutscher Kirchen angereiht werden kann (Fig. 10). Die Umrahmung ist so einfach wie an den Fenstern des Seitenschiffes ohne irgend eine Hohlkehle oder einen Rundstab.

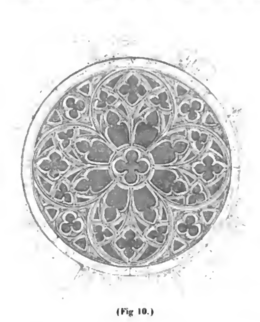
Einer Eigenthümlichkeit des südlichen Seitenschiffes müssen wir noch Erwähnung thun. In die Abschlussmauer des zweiten und dritten Gewölbjoches sind rundbogige Blendnischen eingelassen nach Art eines romanischen Rundbogenfrieses (Fig. 11). Sie treten jedoch weit stärker als diese aus der Mauer hervor, wie dies aus dem Grundrisse

[1]) Vergl. Dr. Heider: Die symbolischen Darstellungen der Klosterkirche zu Neuberg. Mittheilungen 1856, S. 3.

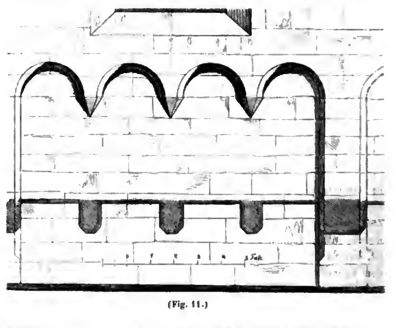
[2]) Der Bau des Kreuzganges in Neuberg fällt in eine etwas frühere Zeit als jener der Kirche zu Strassengel.

der nebenstehenden Abbildung ersehen werden kann, und die Schenkel der profilirten Rundbögen ruhen auf dreiseitig abgestumpften, unten spitz zulaufenden Consolen. Vielfache Vermuthungen sind über das Alter und den Zweck dieser mit dem Style der ganzen Kirche contrastirenden Erscheinung ausgesprochen worden. Da jedoch keine Spuren einer späteren Zuthat wahrzunehmen sind, sondern dieselben organisch mit dem Baue verbunden sind, so fallen sie nach unserer Überzeugung in die Zeit der Erbauung der Kirche. Die Anordnung von Rundbögen darf hiebei nicht irre führen, weil die ganzen Blendnischen offenbar keine andere Bestimmung gehabt haben dürften, als um daselbst Chorstühle anzubringen, und diese, vielleicht aus der älteren Kirche herrührend, bezüglich ihrer Form nur in solche rundbogige selbstständigen, räumlich unterschiedenen Priesterchores, wie es die älteren liturgischen Regeln geboten, nicht leicht ausführbar war. Hallenkirchen konnten überhaupt nur in einer Epoche zur allgemeineren Geltung gelangen, wo man auf eine vollständige Trennung der Räume zwischen der Geistlichkeit und den Laien kein so grosses Gewicht legte, wie im frühen Mittelalter; daher fällt auch ihre häufigere Anwendung, was wohl bemerkenswerth ist, mit einer laueren Observanz der kirchlichen Anordnungen, mit der Verflachung des kirchlichen Geistes zusammen.

Wie aus dem Grundrisse (vergl. Fig. 1) zu ersehen ist, wurden in Strassengel östlich auf einem kaum merklich erhöhten Raume den vier Gewölbjochen des Mittelschiffes ein fünftes mit einem dreiseitig aus dem Zehnecke gebilde-



(Fig 10.)



(Fig. 11.)

Blendnischen getaugt haben mochten. Gewiss ist es jedenfalls, dass eine kleine Capelle mit dem Marienbilde noch im Beginn des verflossenen Jahrhunderts im vierten Quadrate des Mittelschiffes aufgestellt war, so dass diese der Aufstellung der Chorstühle an der südlichen und vielleicht einst auch an der nördlichen Abschlussmauer vollständig entsprochen haben konnte.

Wie es ferner in der Bildung der gothischen Hallenkirchen liegt, nehmen auch die Chöre in Strassengel keine hervorragende Stellung ein, sie schliessen sich unmittelbar an die Schiffe an, und nur eine sehr sanfte Stufenerhöhung accentuirt im Innern den beginnenden Raum des Presbyteriums. Die strenge Trennung zwischen Schiff und Chor, wie wir sie an den romanischen und den gothischen Kirchen mit Querschiffen und erhöhten Chören kennen, musste bei diesem Systeme aufgegeben werden, und aus diesem Grunde konnte dasselbe wohl in Dorf- oder Pfarrkirchen, selten aber bei Kathedralen und grossen Stifts- oder Klosterkirchen mit glücklichem Erfolge in Anwendung gebracht werden, weil in den letzteren die Anordnung eines ten Abschlusse, den Seitenschiffen dagegen unmittelbar polygone Apsiden angefügt. Die Länge des mittleren Chors beträgt daher 25′ 6″ jene der Seitenapsiden nur 11′. Das Gewölbjoch des mittleren Chores ist etwas schmäler als jenes des Mittelschiffes (13′ breit) und zu beiden Seiten die Arcade gegen die Nebenapsiden zu nur zur Hälfte in einem Spitzbogen geöffnet, der aber ungemein steil gebildet werden musste, weil er die gleiche Höhe mit den Arcaden des Mittelschiffes erhielt (vergl. Fig. 6 *B*). In die andere Hälfte der Arcade wurde eine Füllmauer eingezogen, und zwar aus dem Grunde, weil die Seitenapsiden sonst für den Druck des Gewölbeschlusses eines kräftigen Stützpunktes entbehrt hätten, und eine polygone Bildung derselben überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Auf der nördlichen Seite wurde aber diese Füllmauer noch verstärkt, um einerseits die nothwendige Bildung der Strebepfeiler für die eine Seite der Nebenapside und den östlichen Pfeiler des Gewölbjoches zu ersparen, andererseits aber zugleich den schmalen hässlichen Winkel zu beseitigen, der dadurch sonst entstanden wäre.

Die constructiven und ornamentalen Details der Chöre stimmen im Allgemeinen mit jenen des Langhauses überein. Die Rippen des Kreuzgewölbes im Mittelchore setzen auf den gegen das Schiff zu stehenden Pfeilern auf Halbsäulen, auf den gegen den Chorschluss zu aufgeführten Pfeilern dagegen auf Consolen ab. Die Consolen selbst sind mit Laubwerk ornamentirt und jene der Nordseite schmückt überdies ein männlicher Kopf. Die Rippen der Chorschlüsse ruhen auf schlanken Halbsäulen, welche dieselbe Blattwerkverzierung und dieselben cannelirten Sockel besitzen, wie die Halbsäulen an den Pfeilern des Mittelschiffes, und in Schlusssteinen zusammenlaufen, von denen jener des mittleren Presbyteriums einen Christuskopf mit Eichenlaubeinrahmung vorstellt. Nur die Gurten des steilen Spitzbogens haben in der Richtung gegen die Füllmauer gegenwärtig eine abweichende Anordnung (vergl. Fig. 6, *B*). Die Halbsäulen, welche als Gurtenträger vorgelegt sind, wurden nur zur Hälfte des Bogens herabgeführt, und sodann die Füllmauer so wie der freistehende Pfeiler in der Weise verstärkt, dass der Stamm in die Mauermasse sich verliert. Wir sind, da Alles gleichmässig übertüncht ist, nicht im Stande anzugeben, ob dies in dem ursprünglichen Plane lag oder erst später in der Weise umgestaltet wurde. Auffallend ist jedenfalls diese plumpe Anordnung, welche mit der verständigen und geschmackvollen Durchbildung der übrigen Glieder eigenthümlich contrastirt.

Die Profilirung der Rippen und der Fenster ist dieselbe wie im Langhause. Der mittlere Chor wird durch fünf, die Seitenapsiden durch drei hohe schlanke Fenster erhellt, die Fenster sind zweifach untertheilt und das Masswerk der Bogenfüllung in geometrischen Figuren — zwischen dem Drei- und dem Vierpasse wechselnd — gearbeitet. Zwei Fenster des mittleren Chores und je zwei Fenster der Nebenapsiden sind vollständig mit Glasgemälden geschmückt. In der südlichen Mauer des Presbyteriums ist noch eine Piscina erhalten, die im Spitzbogen ausgehöhlt und durch einen zweiten Blendbogen eingerahmt ist. (Schluss folgt.)

Die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach in Kärnthen.

Von Gottlieb Freiherr von Ankershofen.

Die Lage an der grossen Heerstrasse, welche von Aquileja nach Virunum führte, musste der Umgegend von Villach schon zur Zeit der Römerherrschaft eine besondere Bedeutsamkeit geben, und zwar um so mehr, als sich eben an der Stelle der heutigen Stadt Villach von jener Hauptstrasse der Verbindungsweg abzweigte, welcher sich im Drauthale bei Teurnia im heutigen Lurnfelde wieder in die beiden Strassen theilte, wovon die eine nach Juvavium, die andere nach Lontium führte und Noricum eben so mit Rhätien und durch dieses mit den ferneren westlichen Theilen des römischen Reiches verband, wie jene Heerstrasse die Verbindung mit Italien erhielt. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass die Umgebung von Villach schon zur Zeit, als die Römer Noricum beherrschten, bewohnt war und sich schon dazumal am Draußbergange bei Villach eine römische Niederlassung befunden habe. Die grösste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass an der Stelle von Villach oder doch in dessen nächster Umgebung die in dem antoninischen Reisebuche erwähnte Mansion Santicum gestanden habe [1]).

Im Mittelalter wird einer Villacher Brücke zuerst in der Urkunde erwähnt, mit welcher Karlmann, König in Baiern und Italien, am 9. September 878 dem baierischen Benedictiner-Kloster Öttingen sein Treffnergut schenkte, und die Grenzen des geschenkten Gutes bis an die Villacher Brücke reichend bezeichnete [2]). Es muss daher schon dazumal eine Ortschaft Villach bestanden haben, welche der Brücke, die bei ihr den Übergang über die Drau bildete, den Namen gab.

Hundert und ein Jahr später erscheint Villach als ein Hof mit einem Schlosse und einer daselbst erbauten Kirche und sonstigem nicht unbedeutendem Zugehöre. K. Otto hatte denselben dem Bischofe Albuin von Seben zum Fruchtgenusse gegeben und am 15. October 979 die Dauer dieses Besitzthumes für die Lebenszeit des Kaisers dem Bischofe mit dem Beisatze bestätiget, dass selber auch die Gaben und Dienste anzusprechen habe, welche (Herzog) Heinrich vermöge den seinen bewaffneten Dienstmannen verliehenen Beneficien zu beziehen hatte [1]).

Da K. Otto den Hof Villach nur für seine Lebensdauer verlieh, so ist nicht zu verkennen, dass Villach zu den königlichen Fiscalgütern gehört habe, über welche der jeweilige deutsche König nach strengem Rechte nur für die Dauer seines Lebens verfügen konnte und da Herzog Heinrich Güter, welche zu dem Hofe Villach gehörten, seinen bewaffneten Dienstmannen als Beneficien weiter verlieh, so ist nicht zu zweifeln, dass Villach zu den Fiscalgütern gehörte, welche den kärnthnerischen Herzogen für die Dauer ihrer Amtsverwaltung verliehen wurden. So gelangte der Hof Villach an Heinrich, welchen man zum Unterschiede von dem gleichnamigen baierischen Herzoge den Jüngeren nannte, und welchem K. Otto im Anfange des Jahres 976 das Herzogthum Kärnthen verlieh [2]). Herzog Heinrich hielt zwei Jahre später zur Sache des treubrüchigen baierischen Herzogs Heinrich, welchen man den Zänker zu nennen

[1]) Siehe mein Handbuch I, S. 564. Hansiz, *Collectanea pro hist. carinth.* p. 68.

[2]) Siehe mein Handbuch II, Regestenabth. n. 51.

[1]) Resch, *annal. Sab.* III. p. 635.

[2]) Siehe mein Handbuch II, S. 314.

pflegt. Er verlor desshalb sein Herzogthum Kärnthen[1]) und mit diesem auch seine Beneficien in Kärnthen. Diese fielen dem königlichen Fiscus anheim und so kam es, dass Kaiser Otto II. den ebenfalls heimgefallenen Hof Villach über die Verwendung des neuen kärnthnerischen Herzogs Otto dem Bischofe Albuin von Seben für des Kaisers Lebensdauer verlieh. Im Juni des Jahres 983 erlangte Heinrich der Jüngere wieder die Gnade Kaisers Otto II. und wurde nicht nur mit dem Herzogthume Baiern, sondern auch mit dem von Kärnthen belehnt[2]). Als Kaiser Otto II. am 7. December desselben Jahres gestorben war und nach den oben erwähnten urkundlichen Bestimmungen der Hof Villach wieder dem kaiserlichen Fiscus anheimfiel, mag jener mit den übrigen den kärnthnerischen Herzogen zugewiesenen Beneficialgütern wieder an Herzog Heinrich gediehen sein, bei dem er auch dann noch blieb, als H. Heinrich das Herzogthum Baiern an seinen Vetter H. Heinrich dem Zänker im Jahre 985 abtreten musste[3]).

Nach dem im Jahre 989 erfolgten Tode des H. Heinrich des Jüngern wurde das erledigte Kärnthen dem baierischen H. Heinrich dem Zänker verliehen[4]) und so gelangte mit den übrigen Beneficialgütern der kärnthnerischen Herzoge auch der Hof Villach an den neuen Herzog Heinrich dem Zänker, nach dessen Tode (995) Baiern an dessen Sohn, den nachherigen K. Heinrich II., Kärnthen aber an denselben Otto verliehen wurde, welcher schon in den Jahren 979—983 Herzog in Kärnthen war. Allein auch der junge baierische Herzog Heinrich machte Ansprüche auf das seinem Vater verliehen gewesene Kärnthen und trat mit diesen nur unter der Bedingung zurück, dass ihm von Kaiser Otto III. die Gütercomplexe von Wolfsberg und Villach, die die kärnthnerischen Herzoge bisher als Beneficium besassen, zum freien Eigenthume überlassen wurden[5]). So gelangte der Hof Villach an den nachherigen K. Heinrich II., welcher im Jahre 1007 das Bisthum Bamberg gründete und dieses auch mit den Gütern von Wolfsberg und Villach dotirte[6]).

Schon der fünfte Bamberger Bischof Gunther erkannte die für die Handelschaft zwischen Deutschland und Italien bedeutsame Lage von Villach, welches urkundlich eine *villa* genannt wird, somit bereits dadurch eine grössere Ortschaft geworden sein muss, dass sich um den ursprünglichen Hof, das Schloss und die Kirche die Ansiedelungen freier und unfreier Hintersassen gemehrt hatten. Bischof Gunther dachte dem Aufblühen der villa Villach in umfassender Weise vor. Auf seine Bitte ertheilte K. Heinrich IV. über die Verwendung der Kaiserin Mutter Agnes dem Weiler Villach am

[1]) Siehe ebend. S. 577—581.

[2]) Siehe ebend. S. 584.

[3]) Siehe ebend. S. 592—593.

[4]) Siehe ebend. S. 598.

[5]) Siehe ebend. S. 601 u. ff.

[6]) Siehe ebend. S. 362, n. c.

8. Februar 1060 das Marktrecht mit den weiteren wichtigen Bestimmungen, dass nämlich der nunmehrige Markt Villach von allen Eingriffen der Herzoge, Grafen, Richter und anderer Personen frei und sammt dem Banne, der Münze, dem Zolle und allen Nutzungen aus dem Marktrechte nur dem Bischofe von Bamberg unterstehen und eigen sein solle, und dass Alle, welche des Handels wegen nach dem Markte Villach reisen oder von demselben zurückreisen, des sicheren und gewissen Friedens geniessen sollen[1]). In solcher Weise trat der Markt Villach aus der herzoglichen und gräflichen Gerichtsbarkeit in die des Bischofs über und wurde ein bischöflich bambergischer Markt, ein gehörig gefriedeter Handelsplatz und eine bambergische Münzstätte.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass solche Begünstigungen ein schnelles Aufblühen des neuen Marktes Villach durch Ansiedlung neuer Einwohner und durch frequenten Fremdenbesuch gefördert haben. Bischof Otto II. von Bamberg (1177—1196)[2]) befreite den Abt Pilgrim von St. Paul in Lavant[3]) und dessen Stift in Bezug auf alle zur Vorrathskammer *(ad callarium et cameram)* des Klosters gehörigen Lebensmittel und Wirthschaftsgegenstände von der Mauth in *burgo (nostro) Villaci* in der Art, dass künftig alle ihre Träger von Wein, Öl, Käse, Fischen, Pfeffer, Wolle, Pelzen und sonstigen zum Gebrauche des Klosters gehörigen Gegenständen frei durchziehen sollen[4]). Da unter dem *burgum Villaci* nach der ganzen Textirung der Urkunde nicht das Schloss in Villach, sondern die Ortschaft, durch welche der Waarenzug für St. Paul zu gehen hatte, verstanden werden kann, im Mittelalter aber auch befestigte Städte Burgen genannt wurden[5]), so dürfte es nicht zu gewagt sein, anzunehmen, dass Villach in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bereits eine mit Mauern umgebene Stadt war, besonders da für diese Annahme auch eine päpstliche Bulle vom 11. April 1212 spricht, mit welcher Papst Innocenz III. dem Propste von Maria Saal, dann den Archidiakonen von Völkermarkt und Teltsach die Unter-

[1]) *Mon. B. Collectio nova* IV, P. 1, p. 343 n. 183. Hormayr's Archiv für Geschichte u. s. w. 1820, S. 453, n. 33, 1826, S. 602, S. 823.

[2]) *Ussermann Ep. Bamberg* p. 119.

[3]) 1159—1192. P. Trudpert Neugart setzt in seiner *Historia mon. S. Pauli* II, p. 19, den Todestag des Abtes Pilgrim mit dem 11. März 1193 an. Allein nach einer durch Eichhorn in dem Archive des Domstiftes Gurk aufgefundenen und Neugart ohne Zweifel unbekannt gewesenen Urkunde v. 9. Juni 1192 erscheint Pilgrim's Nachfolger Ulrich bereits als *electus ecclesiae S. Pauli.* (Siehe meine Regesten Nr. DLV.)

[4]) T. Neugart a. a. O. S. 18. Die im Archive von St. Paul befindliche Original-Urkunde ist, wenn man der im Archive des kärnthnerischen Geschichtsvereines befindlichen Copie trauen dürfte, undatirt. Neugart setzt das Jahr 1184 an, ohne jedoch den Grund seiner Annahme anzugeben. Ich wäre geneigt das Jahr 1178 anzunehmen, weil sich Bischof Otto II. in diesem Jahre in Kärnthen befand, zu Wolfsberg, wo von ihm ein Streit zwischen Abt Pilgrim und dem bambergischen Ministerialen Otto de S. Maria (Marein im Lavantthale) ausgeglichen wurde und Otto de S. Maria unter den Zeugen der Mauthbefreiungs-Urkunde vorkömmt. (Neugart l. c. p. 16.)

[5]) Joseph Feil's gelehrte Abhandlung in dem I. Berichte des Alterthumsvereines in Wien, S. 24 u. f.

suchung über die von dem Abte und Convente in Victring wider die Burgenses von Villach, welche dem Abte ein Haus in Villach zerstörten und sonstigen Schaden zufügten, geführte Klage auftrug [1]). Jedenfalls lässt obige St. Pauler Urkunde entnehmen, dass, da die Gegenstände, welche für St. Paul mauthfrei Villach passiren durften, durchwegs italienische Handelsartikel waren, Kärnthen hinsichtlich des Bezuges derselben auf die Handelsstrasse gewiesen war, welche aus Italien durch das bambergische Canalthal und durch Villach führte und dass daher schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein bedeutender und somit den Wohlstand der Villacher erhöhender Transito- und Speditionshandel in Villach betrieben worden sein müsse. Auf eine solche erhöhte Verkehrsthätigkeit deutet auch eine andere Urkunde hin, mit welcher K. Friedrich II. im August des Jahres 1225 dem Bischofe Ekbert von Bamberg das Recht ertheilt, in Villach einen Jahrmarkt zu halten, welcher vierzehn Tage vor dem Jakobstage und vierzehn Tage nach demselben zu dauern hätte [2]). Da dem Orte Villach, wie wir gesehen, schon im J. 1060 durch K. Heinrich IV. das Marktrecht ertheilt wurde, so kann die Fridericianische Urkunde nur als ein Privilegium für einen zweiten Jahrmarkt angesehen werden, wie denn Villach auch noch gegenwärtig zwei Jahrmärkte hält.

Lassen uns die so eben angeführten Urkunden auf eine besondere Bedeutung schliessen, welche Villach bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts als befestigte Stadt und durch eine in Folge ihres Handelsbetriebes wohlhabende und zahlreiche Bürgerschaft gehabt hatte, so erscheint uns Villach nicht minder auch in kirchlicher Beziehung von einer besonderen Bedeutung. Villach gehörte vermöge seiner Lage am rechten Drauufer zur Patriarchal-Diöcese von Aquileja. Die weite Ausdehnung der Letzteren und die ferne Lage Kärnthens von dem Patriarchalsitze und das besonders in unseren langdauernden und schneereichen Wintern hervortretende Schwierige der Zureisen durch die Engpässe der julischen Alpen, welche Kärnthen von Friaul trennen, veranlassten die Patriarchen von Aquileja, ebenso wie die Erzbischöfe von Salzburg, für die ihren Diöcesen zugewiesenen Landtheile Kärnthens mehrere Archidiakone aufzustellen. Einen solchen Archidiakon Walter in Villach finden wir nun als Zeugen in Arnoldsteiner, Gurker und Victringer Urkunden vom Jahre 1169 und zwar neben dem Pfarrer Richer von Villach [3]). Da nun nicht angenommen werden kann, dass der Pfarrer Richer und der Archidiakon ohne die ihren Geschäften entsprechende Zahl von Gehilfen gewesen seien, so ist aus dem Vorkommnisse des Archidiakons neben dem Pfarrer in Villach mit Grund zu schliessen, dass sich in Villach schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein zahlreicher Clerus befunden habe, welcher dem Orte nothwendig auch in kirchlicher Hinsicht eine grössere Bedeutung geben musste.

Wenn wir nun aus den bisher angeführten Urkunden entnehmen, dass Villach bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts eine befestigte Stadt, eine bischöfliche Münzstätte [1]) war, dass durch dasselbe Waaren, welche aus Italien, wahrscheinlich aus Venedig, bezogen wurden, befördert worden sind und somit in Villach wohl auch über die Landesgrenzen hinaus ein nicht unbedeutender Transito und Speditionshandel getrieben worden sein dürfte, wenn sich in Villach bereits im Anfange des XIII. Jahrhunderts das Bedürfniss eines zweiten Jahrmarktes bemerkbar machte und dieses Alles auf den Bestand einer durch Handel und Gewerbthätigkeit wohlhabenden Bürgerschaft schliessen lässt, und wenn wir endlich ersehen, dass sich auch schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Villach neben dem Ortspfarrer ein Archidiakon und mit ihm wohl auch ein zahlreicherer Clerus befand, so ist es ganz undenkbar, dass die Kirche, welche schon im X. Jahrhunderte bei dem Hofe Villach bestand und die man sich wohl kaum als ansehnlich denken kann, bis herab in die Zeit der unverkennbaren Bedeutsamkeit der Stadt Villach genügt habe, und dass nicht schon wenigstens im zwölften Jahrhunderte die alte Hofkirche einem den neuen Verhältnissen entsprechenden Kirchenbaue habe weichen müssen.

Wann dieser neue Bau geführt worden sei, kann freilich nicht bestimmt werden [2]), weil die Behelfe für eine Baugeschichte in so früher Zeit gänzlich mangeln und auch die Urkunden, in welchen der Kirche St. Jakob in Villach ausdrücklich Erwähnung geschieht, nur in geringer Zahl auf uns gekommen sind. Am 27. Februar 1136 verglich sich Erzbischof Konrad von Salzburg mit dem Patriarchen von Aquileja und dem Abte Hezelin von Ossiach über die gegenseitigen Zehentrechte. Die Übereinkunft geschah in der St. Jakobskirche zu Villach [3]). Am 24. December des Jahres 1203 bestätigte Papst Innocenz III. dem Bischofe Ekbert die Rechte in Bezug auf die St. Jakobskirche in Villach [4]), und aus einer Urkunde vom 21. December 1244 ersehen wir wieder eine in der St. Jakobskirche von Villach zwischen dem Patriarchen Bertbold von Aquileja und dem erwählten Bischofe von Bamberg Heinrich hinsichtlich der

[1]) *„Data Lateran III. Id. Aprilis Pontificatus anno Quarto decimo."* *Ex parte.* (Original im Archive des kärnthnerischen Geschichtsvereines.)

[2]) *Mon. Boica Collect. nova* IV, P. I, p. 528.

[3]) Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. CCCCXI, CCCCXXIII, CCCCXXVI.

[1]) Im Juni 1242 ertheilte K. Friedrich II. dem Bischofe Heinrich von Bamberg *licenciam ut apud vilacum nouam monetam cudi faciat que frisacensi monete equipollet in pondere.* (Eichhorn's Beit. II. S. 214. Böhmer's Regesten 1198 — 1254, S. 193, Nr. 1030.) Es handelt sich nicht erst um die Verleihung des Münzrechtes, sondern um die Präge einer neuen Münze.

[2]) Nach einer Localsage soll die Einweihung der St. Jakobskirche am zweiten Sonntage nach Ostern des Jahres 1286 durch einen Patriarchen erfolgt sein. Da ich über die Quelle dieser Sage nichts zu erfahren vermochte, so lässt sich ihr Werth nicht bestimmen und noch weniger ermitteln, ob jene Weihe eine erste gewesen sei.

[3]) *Annus Millesimus Ossiac.* p. 62.

[4]) Hormayer's Archiv für Geschichte etc., J. 1828, S. 720.

Patronatsrechte zu den Kirchen St. Peter und St. Martin bei Villach getroffenen Übereinkunft[1]). Am 25. Jänner 1348, als zur Vesperzeit eben viele Leute sich der Andacht wegen in der Kirche befanden, erbebte die Erde mit solcher Gewalt, dass die Kirche einstürzte und Viele in ihr den Tod fanden[2]).

Die Ausdehnung und die Gewalt des Erdbebens können wir darnach ermessen, dass in Folge desselben in der Stadt Villach nur zwei Capellen unverletzt blieben[3]) und von der im Westen von der Stadt befindlichen Alpe Dobratsch sich ein Theil ablöste, in das Gailthal herabstürzte und nebst mehreren Schlössern, siebenzehn Dörfer und neun Kirchen begrub[4]). Bei einer so ausgedehnten und gewaltigen Erschütterung ist es wohl nicht anzunehmen, dass das Unglück in der St. Jakobskirche nur die Folge des Einsturzes des Kirchengewölbes gewesen sei. Es mögen wohl auch die Umfangsmauern eingestürzt oder doch in dem Grade zerrüttet worden sein, dass es sich nicht mehr um eine blosse Ausbesserung und neue Überwölbung, sondern um einen neuen Aufbau der zerstörten Kirche handelte. Da die Häuser eben so wenig verschont blieben als die Kirchen und zu dem Unglücke und Schaden, welche das Erdbeben herbeiführte, auch noch Verheerungen durch eine gleichzeitige Feuersbrunst kamen, so war der Wohlstand der Villacher Bürger und die Zahl der Stadtbewohner in dem Grade herabgekommen, dass Bischof Friedrich von Bamberg die Steuern für zehn Jahre nachsah, zum Aufbaue der Stadtmauern für vier Jahre Geld und die Beistellung von Baumaterial zusicherte und neuen Ansiedlern dieselben Rechte und Begünstigungen in Aussicht stellte, welche den alten Bürgern vermöge Stadt- und Bürgerrecht zustanden[5]). Unter solchen Verhältnissen, wie sie sich noch im J. 1351 als bestehend zeigen, in welchem es sich noch um den Aufbau der zerstörten Häuser, um die Wiederbelebung der Stadt, um die Begründung eines neuen städtischen Wohlstandes handelte, konnte wohl durch viele Jahre hindurch nicht an den Wiederaufbau der zerstörten St. Jakobskirche gedacht werden. Hiezu kam, dass Villach im Jahre 1365 durch die verheerende Pest heimgesucht wurde[1]) und durch die neuen Verluste an Menschenleben die Lust und die Kraft zum Kirchenbaue neuerlich auf eine Reihe von Jahren geschwächt werden musste. So konnte es kommen, dass erst gegen das Ende des vierzehnten, wahrscheinlich aber erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum Neubaue, das ist zum Aufbaue der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche zum heil. Jakob in Villach geschritten werden konnte. Aber auch jetzt scheint der Bau nur langsam fortgeschritten zu sein, besonders da nach allen Anzeichen die Herbeischaffung der für den Bau nöthigen Hilfsmittel immer noch nur von einzelnen, vermöglicheren Wohlthätern, wie solche die Leininger und Weisbriacher, vielleicht auch Katharina, die Witwe des im Jahre 1454 verstorbenen Grafen Heinrich IV. von Görz[2]) gewesen[3]), erwartet werden musste. In dem Jahre 1462 baute und stiftete Gräfin Katharina an der Südostseite der St. Jakobskirche die heil. Dreifaltigkeits-Capelle, welche nun nach dem in derselben befindlichen Siegmund von Dietrichstein'schen Denkmale die Dietrichstein'sche Capelle genannt wird[4]). Im J. 1484 starb Balthasar von Weisbriach, welcher die Empore, d. i. den über der inneren Vorhalle aufgebauten Musikchor stiftete[5]) und am 31. Jänner 1517 starb Georg Leininger zu Hardeck, welcher die dem nordöstlichen Nebenschiffe zur

[1]) *De Rubeis Monum. Eccles. Aquilejensis col. 715. etc.* Unter den Zeugen Magister Holwardus *archidiaconus* *Villacensis*.

[2]) *A. D. 1348 die conversionis beati Pauli hora vesperarum universalis motus terrae terribiliter emersit et in uno loco vehementior et crudelior extitit, sicut in Villaco civitate evidencius fuit ostensum. Nam cum in ecclesia causa devotionis homines ibidem convenissent eadem hora uno impetu mota est terra, structuris que corruentibus simul interierunt.* (Annal. Novimont. in Perz. M. g. H. IX, p. 614.)

[3]) Das Geschlos (Wildenstein im Jaunthale) hat der Erdpidem, der gewesen ist nach Cristi gepurdt tawsent drew hundert und achtvirtzigk Jar an sannd Pauls Bekarung Tag verschut. derselb Erpiden hat die Stat zu Villach zuratt und verschutt, das nur zwo Kapellen ganz beleibn und bestannde und auch an der geill vill geschlos, Turen, Kirchn und dorffer mit Leut und guet verschutt dy man nyndrt merr gesehn hat. (Unrest Chron. v. Kärnthen in Hahn Collect. Manusc. I, p. 530.)

[4]) Geschichte des Klosters Arnoldstein. Handschrift in der Handschriftensammlung des kärnthnerischen Geschichtsvereines.

[5]) Eine Abschrift der am 11. Jänner 1351 ausgefertigten Urkunde aus dem Wolfsberger Copialbuche im Archive des kärnt. Geschichtsvereines.

[1]) Hormayer's Archiv für Gesch. u. s. w. 1827, S. 217

[2]) *Chron. goritiense in Coroninis. Tentamen genealog. etc. p. 409. Edit. prima p. 409, Edit. sec. p. 369.*

[3]) Gräfin Katharina scheint zeitweise in Villach gewohnt zu haben. Vermöge einer Kaufsurkunde v. J. 1467 kaufte sie im genannten Jahre in Villach in der Töpfervorstadt einen Garten um vierzig Goldgulden. *(Chron. gorit. l. c. Edit. I. p. 412, Edit. II. p. 374.)*

[4]) An der äusseren Kirchenmauer neben der Dietrichstein'schen Capelle ist folgende Steinschrift zu lesen: Dise Capell hat gestift und gepavt di hochgeporen Furstin Frev Kathrina pfalzgrävin von Cherndn grävin von Görz und zw tirol herrn heinrichen von Görz und etc. gemahel 1462. Am 23. April 1471 reversirten Peter Frieasler, Erzpriester und Pfarrer zu Villach und Bartlmä Berger, Kirchenmeister der St. Jakobskirche daselbst, die Stiftung einer ewigen Messe in der heil. Dreifaltigkeits-Capelle daselbst, welche Katharina Pfalzgräfin in Kärnthen erbaut und dotirt hatte. (Urkunden-Concept im Archive des Kärnthner'schen Geschichtsvereines.) Der Messstiftung erwähnt auch Coronini in dem Chron. gorit. l. c. Edit. 2, p. 377, aus dem Repert. Austr. P. II, Fol. 523. — In einer Urkunde vom 3. August 1483 wird der Katharina Pfalzgräfin in Kärnthen und Gräfin von Görz, der Stifterin der heil. Dreifaltigkeits-Capelle in der St. Jakobskirche zu Villach, als bereits verstorben erwähnt. (Chron. gorit. l. c. Edit. 1, p. 414, Edit. 2, p. 383.) Über die Grabstätte der Gräfin Katharina und des Siegmund von Dietrichstein ein Mehreres bei der Beschreibung der vorzüglichsten Monumente in der Stadtpfarrkirche von Villach

[5]) Sein Grabstein, welcher sich noch vor einigen zwanzig Jahren in der inneren Vorhalle links am Eingange in die Kirche hinter den dort aufgestellten alten Chorstühlen befand, ist nun rechts neben dem Eintritte in den hohen Chor aufgestellt. Er hat die Umschrift: *anno dni m. CCCC LCCC. IIII.*, ist gestorben vnd hie begraben der Edelherr herr Baltiser von Weisbriach herr zu Kohelsdorf stifter diser porkirche. Die ursprüngliche Stelle des Grabsteines unter der Empor, welche als Musikchor verwendet wird, zeugt deutlich genug, dass dieser Musikchor unter der, durch Balthasar von Weisbriach gestifteten Empore zu verstehen sei. Ueber den aufrecht gestellten Grabstein wurde, wie es scheint in neuester Zeit, ein hölzerner rundbogiger Aufsatz gestellt und in dessen Bogenfeld mit Goldbuchstaben die ganz unrichtige Aufschrift angebracht: Ruhestätte des

Seite des Chores angebaute Allerheiligen-Capelle erbaute [1]) und in welcher sich die Grabsteine des Wolfgang und Hieronymus Leininger befinden, von welchen ersterer am Freitag vor Margarethen (9. Juli) 1490, letzterer aber am Samstag nach Margarethen (14. Juli) 1487 starb. Aus diesen, gleichzeitigen Denkmälern entnommenen Daten scheint nun unzweifelbar hervorzugehen, dass der Aufbau der neuen St. Jakobskirche in Villach, das ist der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche, wenn nicht schon vor dem im Jahre 1462 erfolgten Anbaue der Dreifaltigkeits-Capelle, jedenfalls noch vor dem im Jahre 1484 erfolgten Tode des Balthasar von Weisbriach vollendet worden sein müsse, da dieser der Stifter des über der westlichen inneren Vorhalle sichtlich erst nach Vollendung des Langhauses eingebauten Musikchores genannt wird. Da der Stifter der nun als Musikchor verwendeten Empore höchst wahrscheinlich derselbe Balthasar von Weisbriach, Herr zu Khobelsdorf ist, welcher nach einer Griffner Urkunde im Jahre 1475 als (bambergischer) Hauptmann in Gemeinschaft mit dem Vicedome Georg von Schaumberg einen, zwischen dem Propste Johann von Griffen und dem Christian Ungnad zu Sonnegkh und dem Markte Griffen geschlossenen Grundstückekauf bestätigte, so dürfen wir mit der Zeitbestimmung für die Vollendung der neuen St. Jakobskirche vielleicht noch über das Jahr 1475 zurückgehen. Dass man im Jahre 1464 bereits mit der inneren kirchlichen Einrichtung des hohen Chores beschäftiget war, zeigt ganz ungezweifelt die Jahreszahl 1ᴧ6ᴧ, welche sich auf einem der beiden Chorstühle, die nun in der inneren Vorhalle untergebracht sind, zu lesen ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass der Bau der gegenwärtigen St. Jakobskirche in Villach der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehöre und noch vor dem im Jahre 1462 erfolgten Anbaue der Dreifaltigkeits-Capelle vollendet worden sei.

Bevor zu einer Beschreibung der gegenwärtigen Kirche übergegangen wird, muss ihre Lage und nächste Umgebung besprochen werden. Die Kirche ist nämlich auf einer kleinen, nach Westen sich fortsetzenden Hochebene aufgebaut, zu welcher man im Westen des Hauptplatzes auf einer sechzehnstufigen Stiege gelangt, welche ihrer ganzen Länge nach mit einem breiten Tonnengewölbe überspannt ist. Das über dieses aufgebaute und vorwerkartig sich nach beiden Seiten ausdehnende Gebäude verräth durch seinen Erker und sein Eckthürmchen einen Bau des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts. Nach den Heiligenbildern zu schliessen, welche an der dem Hauptplatze zugekehrten Ostfaçade angebracht sind, dürfte dieser Bau ein kirchliches, vielleicht dem Pfarr- und Archidiakonats-Clerus zur Wohnung dienendes Gebäude gewesen sein.

Der Westfaçade der Kirche gegenüber steht der Glockenthurm, welcher mit der Kirche durch eine, sichtlich später eingebaute, in der Tonne überwölbte, zu beiden Seiten unter offenen, spitzen Scheidebögen zugängliche Vorhalle verbunden ist. Er erhebt sich nun in mehreren Geschossen, von welchen jedoch für unsere Zwecke nur das erste Geschoss zu berücksichtigen kommt. Dasselbe ist ein mächtiger viereckiger, von Quadersteinen auf einem einfach nach oben abgeschrägten Basamente aufgeführter Bau, welchem die weiter aufsteigenden Geschosse erst später und zwar aus Bruchsteinen aufgesetzt wurden. Die heterogene Beschaffenheit dieser weiteren Geschosse hat sich am sichersten dadurch verrathen, dass selbe sowohl bei dem Erdbeben vom Jahre 1348, als auch bei dem am 4. December 1690 statt gehabten Erdbeben herabgestürzt wurden [1]) und nur das erste Geschoss dem einen wie dem andern Erdbeben widerstand.

Unter dem einfachen Gesimse hat dieses erste Geschoss den mit Ecklesenen verbundenen Bogenfries, in welchem jedoch bereits der Spitzbogen bemerkbar ist und daher dieses Ornament nicht mehr der Zeit des reinen romanischen Styles, sondern bereits der Zeit des beginnenden Überganges zum gothischen Style angehören dürfte.

Berücksichtigen wir nun die Massivität des ersten Geschosses des nunmehrigen Glockenthurmes, den erwiesen ganz verschiedenen Bau der höheren Geschosse und den weiteren Umstand, dass der Baugrund, auf welchem der Thurm aufgeführt ist, der Stadtgemeinde gehört, der Baugrund aber, auf welchem die Kirche aufgeführt ist, kirchliches Eigenthum ist, so kann ich nicht weiter zweifeln, dass das erste Geschoss des Glockenthurmes zu einem ganz anderen Zwecke aufgebaut wurde als um den weiteren Geschossen eines Glockenthurmes zum Unterbaue zu dienen. Die Volkssage bezeichnet den unteren Theil des Thurmes als römischen Wartthurm und es lässt sich nicht läugnen, dass diese Angabe durch den Bau und die Lage desselben etwas für sich habe. Allein ich will mit meiner Muthmassung nicht in so ferne Zeit zurück gehen, glaube aber in dem massiven hohen ersten Geschosse des Villacher Glocken-

Herrn Balthasar von Weisbriach, Herrn zu Kobelsdorf und Stifter dieser Pfarrkirche, gestorben 1484. Es ist zu wünschen, dass die gegenwärtige Kirchenvorstehung statt der unrichtigen, nur zu Irrthum veranlassenden Überschrift die eben angegebene Umschrift in das Bogenfeld aufnehmen lassen möge.

[1]) Die Umschrift des Georg Leininger's Grabstein, welcher in neuerer Zeit einem, in der Allerheiligen-Capelle aufgestellten Beichtstuhle an der Capellenwand den Platz einräumen musste, die sich nun an der inneren nordöstlichen Kirchenwand befindet, lautet: *Anno dom M. CCCCC.* und in de XVII An. d. XXXI. tag des Jeners ist gestorben. Der edl ernvest. georg. Leininger zu Hardekh Stifter diser capelle. de got gnad.

[1]) Erst im Jahre 1762 erfolgte der Wiederaufbau des Geschosses bis zum Einschlusse des Wächterganges durch preussische Kriegsgefangene unter der Leitung des Bürgermeisters und Baumeisters Franz Schusterschitz. Der weitere Bau mit dem Helme gehört der Restauration vom J. 1845—1847 an. — In Folge desselben Erdbebens vom 4. December 1690 stürtzten auch die oberen Geschosse des südlichen Glockenthurmes der Stadtpfarrkirche von Völkermarkt herab. (Mittheilungen I, S. 145.)

thurmes das Schloss erkennen zu dürfen, dessen in der oben angeführten Urkunde K. Otto II. vom 15. October 979 erwähnt wird [1]). Eben so scheint es mir klar zu sein, dass wir auch die in dieser Urkunde erwähnte Kirche an keiner anderen Stelle zu suchen haben als auf der kleinen Hochebene, auf welcher noch gegenwärtig die Stadtpfarrkirche hervorragt, und dass das Schloss später, nachdem an der Stelle der kleinen Hofkirche eine grössere Stadtkirche aufgebaut wurde, zum Unterbaue eines Kirchthurmes verwendet wurde. Wohl mag dieser Thurmbau das letzte Werk des Baumeisters gewesen sein und desshalb dessen Vollendung bereits der Periode des Überganges vom romanischen zum gothischen Style angehören, wodurch sich der Spitzbogen im Ornamente des Bogenfrieses erklären lässt, wie dieses Vorkommniss an dem höchst wahrscheinlich letzten Baue wieder in Bezug auf den vorausgegangenen Kirchenbau auf ein höheres Alter, auf einen Bau in der Periode des romanischen Styles zurück schliessen lässt. In wiefern auch der gegenwärtige Kirchenbau noch Reminiscenzen einer in der romanischen Stylperiode an die Stelle der primitiven Hofkirche erbauten neuen Stadtkirche an sich trage, ob er ein blosser Umbau der im Jahre 1348 eingestürzten Kirche, oder ein voller Neubau sei, wird sich vielleicht aus der folgenden Beschreibung der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach von selbst herausstellen.

Die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach ist eine aus Terrain-Rücksichten von Nordwest nach Südost gestellte, durch zwei Reihen von je vier Rundpfeilern in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe getheilte Hallenkirche. Ursprünglich scheint die Theilung des Langhauses in die drei Schiffe durch zwei Reihen von je fünf Rundpfeilern Statt gehabt zu haben; allein bei dem offenbar erst späteren Einbaue der durch Balthasar von Weisbriach gestifteten und nun zum Musikchor verwendeten Empore wurde das erste Paar der Rundpfeiler durch die beiden die Brüstung der Empore stützenden, unregelmässig polygonen Pfeiler umspannt, wie auch durch jenen Einbau die erste Abtheilung des ursprünglichen Langhauses von der Mauer der Hauptfaçade bis zu dem ersten Paare der Rundpfeiler zur inneren, in der Tonne überwölbten Vorhalle umgestaltet wurde. Das Langhaus misst 15° 5′ in der Länge und 11° 3′ in der Breite, von welcher Breite für das nördliche Seitenschiff 3° 2′, für das Mittelschiff 4° 5′ und für das südliche Seitenschiff [2]) 3° 2′ kommen. Das an den Chor sich anschliessende Gewölbjoch ist um drei Stufen höher als die Sohle des Langhauses. Aus diesem tritt in der Breite des Hauptschiffes der Chor mit einer Länge von 9° 2′ hervor, welcher mit drei Seiten eines Achteckes abschliesst. Dem Querschiffe zur Nordseite des Chores ist die Leiningerische Allerheiligen-Capelle und zur Südseite des Chores die Sacristei angebaut. Der südlichen Umfangsmauer des Langhauses sind endlich die von der Gräfin Katharina von Görz gestiftete Dreifaltigkeits- und die Khevenhiller'sche Capelle angebaut.

Die Rundpfeiler haben einen hohen, runden, nach oben abgeschrägten Sockel und von dem schaftringartigen Kämpfer gehen die Zierrippen aus, welche sich unter dem mit eingesetzten Dreiecken flach gespannten Tonnengewölbe in Netz- und Maschenform verzweigen und sich in den Seitenschiffen auf Consolen stützen. Das Gewölbe des Chores und Presbyteriums ist ein Bau aus dem Jahre 1785, nachdem ein Jahr früher das ältere Gewölbe eingestürzt war. Die auf die Empore führende Stiege scheint der späteste Einbau zu sein und dürfte an die Stelle einer älteren hölzernen Stiege getreten sein.

Sowohl in die nördliche, als in die südliche Umfangsmauer scheinen ursprünglich sechs, den Pfeilerabtheilungen entsprechende langgestreckte Fenster eingesetzt gewesen zu sein. Als der Südseite die Dreifaltigkeits- und dann die Khevenhiller'sche Capelle angebaut wurde, mussten die ersten beiden östlichen Fenster den Capellenfenstern weichen, und als das dem Kirchenbaue nicht entsprechende südliche Seitenportal eingesetzt wurde, mag das dritte Fenster vermauert und das der Verschobenheit des Portales entsprechende, einfach verglaste Fenster eingesetzt worden sein. In der nördlichen Umfangsmauer ist die Umstaltung der unteren Hälfte des ersten östlichen Fensters in eine Fensterblende leicht bemerkbar. Die Vermauerung der unteren Hälfte des dritten Fensters war eine Folge der Einsetzung des nördlichen Seitenportales. Das zweite östliche Fenster mag sohin einer vermeintlichen Ebenmässigkeit wegen vermauert worden sein. Über die Zeit dieser Umstaltungen haben wir einige Fingerzeige. Des Anbaues der h. Dreifaltigkeitscapelle im Jahre 1462 habe ich schon oben erwähnt. Die Khevenhiller'sche Capelle gehört ohne Zweifel der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an [1]). Die Thüre des südlichen Seitenportales hat die Umschrift: „Der Erwirdig herr Andree Hasenberger, Abbt zu Ossiach hat dise dihir machen lasse 1552" und über der Thüre des nördlichen Seitenportales ist ebenfalls in Holz geschnitzt zu lesen: „Anno 1551 Jar hat Christ Hasenberger lassen machen das Tor." Nach diesen Andeutungen dürfte wenigstens der grösste Theil der erwähnten Umstaltungen der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angehören. Sie können nur bedauerlich genannt werden und beurkunden die Verfallzeit. Sie mussten den Eindruck beeinträchtigen, welchen das Äussere der Kirche mit den je sechs langgestreckten

[1]) Noch gegenwärtig zeigen die Ruinen unserer ältesten Burgen, dass der in Mitte derselben erhaltene, massive viereckige Burgfril der älteste Bautheil ist und nicht blos zum Schutze oder zur Vertheidigung, sondern auch zum ersten Wohnhause gedient habe.

[2]) Obschon nach der oberwähnten Richtung der Kirche nur von einem nordwestlichen und südöstlichen Seitenschiffe die Rede sein soll, werde ich mich doch, zur Vereinfachung der Bezeichnung nördlich und südlich, westlich und östlich bedienen.

[1]) Hierüber in der Beschreibung der Grabmonumente, welche ich einem späteren Aufsatze vorbehalte.

Fenstern des Langhauses machen musste. Auch die Beobachtungen an den in ihrer ursprünglichen Form belassenen Fenstern und an den Resten der umgestalteten sind nicht ohne Interesse. Die noch erübrigenden drei langgestreckten Fenster der nördlichen Umfangsmauer des Langhauses sind durch Steinpfosten in drei gleich hohe, oben im Rundbogen abgeschlossene Lichtöffnungen getheilt. In der Ausfüllung des Raumes zwischen dem Abschlusse der Lichtöffnungen und den spitzen Umrahmungsbögen ist ein rythmischer Wechsel beobachtet zwischen einer in einem Kreise mit durchschneidenden Dreiecken bestehenden Vergitterung und einem die principirte Anwendung der Fischblase verrathenden Masswerke. Die Wasserschräge der Fenster ist von der des hohen Sockels der Kirche durch einen schmalen Mauerstreifen getrennt. Auch die drei langgestreckten Fenster der südlichen Umfangsmauer sind durch Steinpfosten in drei gleich hohe, oben im Rundbogen abgeschlossene Lichtöffnungen getheilt und der Raum zwischen diesen und dem Umrahmungsbogen ist mit einer Vergitterung ausgefüllt, in welcher sich der Kreis mit den durchscheidenden Dreiecken wiederholt. Ob diese Einfachheit in der Fensterausstattung eine Folge des Geschmackes oder der beschränkten Geldmittel gewesen sei, lässt sich nicht entscheiden, stört keinesfalls den Eindruck durch die zierliche Ausstattung der Fenster der Dreifaltigkeits-Capelle, der Sacristei, des Chores und des Chorabschlusses, dann der Allerheiligen Capelle. Auch in dieser ist die Theilung in drei gleich hohe Lichtöffnungen vorherrschend, nur sind diese im Kleeblattbogen abgeschlossen. Ausnahmsweise sind die Fenster der Sacristei und der Allerheiligen-Capelle in zwei Lichtöffnungen getheilt und in den Chorfenstern ist die mittlere Abtheilung unbedeutend über die benachbarten erhöht. In den Masswerken wiederholen sich die Steinringe mit Vier- und Dreipässen. Wie gewöhnlich wurde auch in der Villacher Kirche dem Mittelfenster des Chorschlusses die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Dasselbe ist durch Stabwerk in vier Lichtöffnungen getheilt, über welchen sich als Masswerk Steinkreise mit eminenter Anwendung der Fischblase befinden. Es besteht die Sage, als habe der Meister das Masswerk in der Art gebildet, dass die Verglasung von innen der Kirche geschehen, den Reichsadler mit Scepter und Schwert präsentiren soll. Ich glaube jedoch, dass es einer nicht wenig schöpferischen Phantasie bedürfe, um sich ein solches Bild zu schaffen. Die eingezogene Wandung ist mit Rundstab und Hohlkehle gegliedert und die beginnende Einschrägung hat zu beiden Seiten des Fensters je eine Console mit einem Baldachine zur Aufstellung einer Heiligenstatuette, welche jedoch fehlt. Auch dieses Mittelfenster hat eine Glasmalerei gehabt, wie überhaupt eine solche nur in dem ersten und zweiten Fenster des nördlichen Nebenschiffes und in dem zweiten des südlichen angebracht ist und je in Einer Reihe viereckiger Scheiben besteht. In dem ersten Fenster des nördlichen Nebenschiffes, und zwar in der dritten Fensterschaar, sind drei Tafeln an einander gereiht: Maria Verkündigung zwischen zwei Wappenschildern. Ebenso sind im zweiten Fenster desselben Nebenschiffes, und zwar ebenfalls in der dritten Fensterschaar, drei Tafeln an einander gereiht: Das Crucifix, dann zur Rechten ein Wappenschild, zur Linken ein knieender Mann und eine knieende Frau mit der Jahreszahl 1551. Das zweite Fenster des südlichen Nebenschiffes hat aber in der dritten Fensterschaar drei Tafeln an einander gereiht: ein Wappenschild, zur Rechten die Vorstellung des den Jonas ausspeienden Delphins und zur Linken das letzte Abendmahl. Das Wappenschild hat die Unterschrift: „Andre Hans Allexander vnd Maximiliann die Hernachbenanntn zwen bei der Römischen, Hungarischen und Bohmischen Ka. Mt. x. Ertzherzogen Ferdinanden x Hofdiener geprueder Weyland anthonien von Egk gelassen Sone haben dieses Kirchenfenster bei Irer altern Begrebnuss hiebey gott zu Lob und Eren machen lassen. anno nach Christ unsern lieben Herrn und Seligmachers gepurt Im 1553.“

Wie bei den Fenstern des Langhauses und denen des Chores ist auch ein Unterschied hinsichtlich der Strebepfeiler des Langhauses und denen des Chores beobachtet. Es setzen zwar sämmtliche Strebepfeiler bis unter die einfach gegliederten Kranzgesimse fort, allein während die Strebepfeiler des Langhauses in drei Geschossen ohne Verzierung aufsteigen und mit einer pultartig aufgelegten Platte als Wasserschräge abschliessen, verjüngen sich die Strebepfeiler des Chores in drei Abstufungen, wovon jede den Schlussstein als Wasserschräge hat.

In der breiten Westfaçade ist das spitzbogige Hauptportal unansehnlich, einfach eingeschrägt mit Rundstab und Hohlkehle zergliedert, ohne Thürsturz und Bogenfeld. Neben demselben sind zwei im gedrückten Spitzbogen überwölbte Fenster und eine ähnliche Fensterblende, über diesen aber ein kleines, schmales, rundbogiges Fenster angebracht.

Wenn man die geschichtlichen Daten berücksichtiget, welche auf den früheren Bestand einer in der romanischen Stylperiode aufgebauten Kirche hindeuten, so findet man sich beim Anblicke des Grundrisses einigermassen veranlasst, in dem langgestreckten hohen Chore, dem abgesonderten Presbyterium und in den Anbauten der Allerheiligen-Capelle und der Sacristei Reminiscenzen an eine romanische Basilica zu finden, deren Hauptapsis bei dem Baue der gegenwärtigen Kirche zum Chorschlusse umstaltet wurde, wie die beiden Nebenapsiden den Gedanken für den Anbau der Capelle und der Sacristei angeben konnten. Allein bei näherer Prüfung des Grundrisses lässt sich die primitive Anlage einer breiten Hallenkirche nicht verkennen und daher ein Aufbau der neuen gegenwärtigen Kirche auf den Grundmauern der alten romanischen Kirche nicht weiter annehmen. Hiernach führen architektonische Beobachtungen zu demselben Resultate, wie die aus den bekannten

geschichtlichen Daten gezogenen Schlüsse, dass nämlich die in der romanischen Stylperiode aufgeführte St. Jakobskirche durch das Erdbeben vom Jahre 1348 in der Art beschädiget wurde, dass ein Neubau nöthig wurde, dieser aber in der zeitgemässen Bauweise geführt worden ist. Auch hinsichtlich der Zeit des Beginnens, Fortschreitens und der Beendigung des neuen Baues scheinen die an diesem gemachten Beobachtungen mit dem, was aus den wenigen historischen Daten gefolgert worden, in der Art übereinzustimmen, dass man sich dahin aussprechen darf, der Bau der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche zum heil. Jakob in Villach sei am Schlusse des vierzehnten, wahrscheinlicher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen, während der ersten Hälfte des letzteren fortgesetzt worden und am Schlusse derselben oder doch nach dem ersten Decennium der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet gewesen, wogegen die bemerkten An- und Einbauten mit den beiden Seitenportalen theils der zweiten Hälfte des fünfzehnten, theils aber dem sechzehnten Jahrhunderte angehören.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Nebst dem, dass hier besonders die mittelalterlichen Baudenkmale in Betracht kommen, wurden auch die Namen jener Ortschaften angeführt, wo Bauten der Renaissance oder des Zopfes vorkommen. Einestheils haften noch an diesen Reste oder Spuren früherer Bauten, oder wenigstens das Andenken vorhergegangener Gebäude. Anderestheils geben sie den besten Beweis für die Geschichte und Statistik der Baudenkmale, aus welchen sich willkommene und sichere Resultate schöpfen lassen für den Stand und die Verhältnisse der Bauthätigkeit der verschiedenen Zeiten.

Eben so habe ich bei dieser Gelegenheit die übrigen Gegenstände der bildenden Kunst angeführt, vorzüglich aber jene, welche für die Archäologie der kirchlichen Kunst von besonderem oder doch einigem kunstgeschichtlichen Werthe sind. Ich habe daher alle mir vorgekommenen bedeutenderen oder doch älteren Geräthe, Gemälde, Glocken, Grabdenkmale zum Gegenstande der Untersuchung gemacht. Das einzige was in dieser Hinsicht diesmal von mir unberücksichtigt gelassen wurde, sind die Gruften. Fast alle hier angeführten Kirchen haben unterirdische Familiengruften älterer adeliger Geschlechter; selbst auch die neueren und überbauten Kirchen, welche gewöhnlich die alte Gruft beibehalten haben; sie sind aber grösstentheils seit der josephinischen Massregel nicht geöffnet worden, ihre Untersuchung ist daher mit vielen Umständen verbunden. Es mag auch sein, dass ich etwa die eine oder andere interessantere Glocke unbesichtigt gelassen habe, wo auf eingeholte Erkundigungen kein solcher Bescheid erfolgte, so dass eine persönliche Besichtigung geboten war oder eine gewünschte Ausbeute in sichere Aussicht gestellt wurde.

Um bei der Bestimmung des Alters der Baudenkmale nicht in Haltlosigkeit und Irrthümer zu verfallen, war es geboten, nebst der Beschreibung und Bestimmung des Styls auch auf die historischen Daten einzugehen, wie dieses die Instruction der k. k. Central-Commission erfordert. Indem aber nur selten der günstige Fall vorkommt, dass von der Zeit der Errichtung eines Baudenkmales eine bestimmte Meldung geschieht, so war es nothwendig auf die Hauptangaben der Localgeschichte Rücksicht zu nehmen. Dem ist, glaube ich, damit Genüge geleistet, wenn überall die erste bekannte geschichtliche oder urkundliche Nennung der Ortschaft angeführt wird [1]). Nebstdem sind auch alle jene Urkunden angegeben, in welchen die Erwähnung einer bereits in der Ortschaft bestehenden Kirche, oder die Benennung eines dortigen Pfarrers vorkommt. Selbstverständlich wurden die seltenen Fälle besonders hervorgehoben, wo eben von der Stiftung oder Dotirung der Kirche eigene Urkunden vorkommen. Von den letzteren sind die wenigen hier vorkommenden noch nicht herausgegeben, und erst von mir aus den Pfarr- und anderen Archiven zum Vorschein gebracht worden. Von besonderer Wichtigkeit war in Betreff dieses Gegenstandes das vom Cardinal-Erzbischof Pázmány im J. 1629 herausgegebene Verzeichniss der älteren Pfarren der Graner Erzdiöcese, wozu auch die Schütt gehört, die er, wie aus der Vor- und Nachrede dieses Verzeichnisses zu ersehen, aus einer älteren, etwa aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert herrührenden Beschreibung ermittelt hat [2]). Es ist daraus auch die frühere Baugeschichte und das Alter der meisten Pfarren und Kirchen der Schütt zu ersehen, indem das Zeugniss grösstentheils für romanische

---

1) Womit freilich nicht das gemeint ist, als wenn die gedachten Ortschaften erst damals entstanden wären, wo wir sie urkundlich genannt vorfinden. Die meisten der hier angeführten urkundlichen Angaben rühren aus dem XIII. Jahrhundert und nur seltener aus dem XII. oder XI. Bekanntlich belaufen sich die ungarischen Urkunden vor dem J. 1241 kaum auf etliche Hundert, indem die meisten Archive bei dem Einfall der Tataren verheert worden sind. Der weit grössere Theil der Ortschaften ist also urkundlich erst aus dem XIII. Jahrhundert bekannt. Doch aus der urkundlichen Nennung ersehen wir, dass alle diese Ortschaften schon längst, seit Jahrhunderten vorhanden waren, indem zu ihrer urkundlichen Nennung gewöhnlich nur Besitzwechsel, Schenkungen, Besitzstreitigkeiten u. s. w. den Anlass geben. Wie aus den Citaten zu ersehen, geschieht die urkundliche Anführung hier nach dem bekannten: *Codex Diplomaticus Hungariae Ecclesiasticus ac Civilis* von Georg. Fejér, mit der kurzen Angabe des Tomus, Volumen und der Pagina-Zahl.

2) Das Verzeichniss ist als Anhang erschienen zu den: „*Acta et Decreta Synodi Strigoniensis, auctoritate P. Pázmány, Archiepiscopi Strigoniensis Celebratae Tyrnariae 1629*". Ich citire es stets kurz mit der Angabe: „das Pázmány'sche Verzeichniss der älteren Pfarren"; nach der Paginazahl der zweiten, vom Erzbischof Szelepchényi veranstalteten Ausgabe vom J. 1667. Hier geben die Pag. 80 und 98 die älteren Quellen an.

Kirchenbauten gelten kann, da dieser Styl auch noch gegen das Ende des XIII. Jahrhunderte in Ungarn theilweise geherrscht hat; die meisten Kirchen aber, mit denen wir hier zu thun haben, der Spätgothik des XV. Jahrhunderts angehören. Die späteren Daten, die Schicksale, Zubauten, Abänderungen u. s. w. unserer Baudenkmale betreffend, sind grösstentheils den Pfarrarchiven, Kirchenvisitationsprotokollen, Pfarrgedenkbüchern und Notizen entnommen, welche gewöhnlich erst aus dem XVII. und den folgenden Jahrhunderten herrühren, die aber in den meisten Fällen doch wenigstens das Andenken und die Beschreibung mancher nicht mehr vorhandener älterer Kirchenbauten oder Bautheile noch aufgezeichnet erhalten haben.

Ich muss darum auch hier noch besonders anerkennend rühmen die ausgezeichnete Liberalität, womit die hochwürdigen Hrn. Pfarrer mich in meinen Forschungen unterstützt haben, indem sie mir nicht nur bei der Besichtigung der Baudenkmale mit besonderer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit Hülfe leisteten; sondern auch alles auf ihre Kirchen bezügliches, wie die Original-Urkunden der Pfarrarchive, die Visitationsprotokolle, Gedenkbücher u. s. w., zur Kenntnissnahme einhändigten, daher ich auch denselben pflichtgemäss hier meinen Dank abstatte.

Rücksichtlich der dieser Beschreibung beigegebenen Karte habe ich zu hemerken[1]): dass ich darauf nur jene Ortschaften, — diese aber vollständig angeführt habe, welche Kirchenbauten, wie auch andere Baudenkmale: Schlösser, Castelle, oder auch nur Ruinen oder ehemalige Standorte der genannten Gegenstände aufzuweisen haben; nicht minder diejenigen, wo heidnische Grabhügel und andere Denkmale des Alterthums vorkommen. Indem ich zur Ermittlung dieses alle älteren und neueren topographischen Werke benutzte, habe ich mich nicht einzig und allein auf sie verlassen, sondern ich habe auch persönlich Erkundigungen eingezogen, und berücksichtigte selbst die älteren und annoch im Volke haftenden Sagen und Überlieferungen. Demnach hatte ich alles persönlich in Augenschein genommen und untersucht, und wo ich keine Spuren mehr der bei älteren oder auch neueren Topographen angeführten Gegenstände, wie Ruinen u. s. w., antreffen konnte, oder wo mit Gewissheit der vormalige Standort nicht zu ermitteln war, habe ich diesen Umstand sowohl in der Schrift, nebst den Quellen, welche diese Angabe erhalten, angemerkt, wie auch auf der Karte den Gegenstand zwar bezeichnet, aber zugleich die Ungewissheit der Angabe mit einem Fragezeichen angedeutet. Das nämliche gilt auch für den Fall, wenn der zweifelhafte Standort eines Baudenkmales, von welchem wir hestimmte Kunde haben, mit Sicherheit nicht zu ermitteln war. Der Beschreibung habe ich auch die deutschen Benennungen jener wenigen Ortschaften beigefügt, wo solche vorkommen, so wie auch das Comitat angegeben, zu welchem sie nach der neueren Eintheilung gehören. Auf der Karte kommen ausser der Schütt nur diejenigen angrenzenden Ortschaften mit der Bezeichnung ihrer Baudenkmale vor, welche ich für die Charakteristik der Baudenkmale der Schütt im Anhange zu dieser Beschreibung aus der Umgebung anzuführen für zweckmässig erachtet habe.

[1]) Die Karte ist nach der „*Mappa Archidioecesis Strigoniensis*“ v. J. Mathes, herausgegeben v. Jordánszky 1822, gezeichnet, welche sowohl im Allgemeinen, wie besonders in Betreff der Angabe der Kirchen die ausführlichste und genaueste ist. (Wir werden diese Karte einem der nächsten Hefte beigeben. D. Red.)

Alistál (Pressburger Comitat). Die katholische Pfarrkirche in spätgothischem Styl auf einem Hügel in der Mitte des Dorfes erbaut. Rund herum sind noch die Reste einer Festungsmauer zu sehen, die an der Westseite gegen den Pfarrhof zu in beträchtlicher Höhe erhalten und mit Schiessscharten versehen ist. Es scheinen diese Mauern noch die Reste eines älteren befestigten Castells zu sein, in dessen Mitte etwa die Kirche zu stehen kam, worauf schon auch der an der Westseite der Kirche stehende und im Verhältniss zu der kleinen Kirche sehr breite und starke, mit Schiessscharten versehene Thurm (18′ 4″ breit und 16′ tief) hinweist, wogegen die Breite der Kirche im Lichten nur 16′ 8″ beträgt. Der in späteren Urkunden vorkommende Name des Ortes: *Stabula regia*[1]), deutet etwa auf ein in der Nähe gewesenes königliches Schloss, oder einen königlichen Weiler; was auch durch die vielen Sagen bekräftigt wird, welche an dem, in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Ortes gelegenen Dorfe Nagy-Mád aus der Zeit des Matthias Corvinus haften, und sowohl von den Topographen des vorigen Jahrhunderts (wie v. Bél Notit. Hung. II, 245) angeführt werden, wie auch noch heute beim Volke sich erhalten haben[2]). Die im Pfarrarchiv vorkommenden Processacten aus dem XVII. Jahrhundert, worin sich die Katholiken und Reformirten den Besitz der Kirche streitig machten, erwähnen in den Zeugenaussagen noch mehrerer Kanonen, welche in dem Thurm gestanden, und gegen die herumstreifenden Türken gebraucht worden sind. Die Visitation vom Jahre 1694 erwähnt noch eine ältere Karnercapelle, die an der Seite der Kirche, in dem die Kirche umgebenden Friedhofe gestanden ist: *antiqua Capella, sub quo adhuc ossarium videtur*. Eben so auch ein Sacramentshäuschen: *tabernaculum in pariete cratibus munitum*.

Das jetzt vorhandene Gebäude ist eine einschiffige kleine, wahrscheinlich im XV. Jahrhundert hergestellte Dorfkirche im spätgothischen Styl. Der Chor hat im Lichten 22′ Länge, 15′ 4″ Breite. Das Schiff im Lichten — ohne der Thurmhalle — nur eine Länge von 24′ und eine Breite von 17′. Ersteres ist dreiseitig aus dem Achteck geschlossen; mit einem Kreuzgewölbe versehen, deren kräftig profilirte Rippen auf einfachen Consolen, ungefähr in der Mitte der Seitenwände angebracht, ruhen. An der Evangeliumseite sind die Spuren eines mit einfacher Gliederung eingefassten viereckig geschlossenen Sacramentshäuschens. Die Kirche so wie die Sacristeithür haben den plattgestürzten Kleeblattbogen. Die entsprechenden Strebepfeiler sind am Äusseren, nebst der stark vorspringenden Base und der schrägen Abdachung zweimal gegliedert. Der erwähnte Thurm an der Westseite ist drei Stock hoch, und setzt über diesen

[1]) Alistál bedeutet wörtlich ungarisch: den unteren Stall; gleich im Zusammenhange mit diesem Ort steht das Dorf Filistál, ursprünglich Felistál, d. h. der obere Stall. Der Name des letzteren kommt in einer Urkunde von 1295 vor (Fejér, Codex Dipl. VI. I, 353): *possessio in Csallóköz nominata Faristár* geschrieben.

[2]) Es ist noch zu bemerken, dass nach einer Urkunde von 1268 (Fejér, Cod. Dipl. IV, III, 447) in dieser Gegend, in dem von Alistál ungefähr eine Stunde entfernten Szakálos auch „*Agazones domini Regis*“, also königliche Stallmeister und Gestüte vorkommen.

aus dem Viereck in einen achtseitigen pyramidalen Thurmhelm über, der an den vier Ecken mit den kleinen Nebenthürmchen flankirt ist. Übrigens wurde die Kirche von innen und aussen ganz modernisirt, und die aus Bruchstein und grösstentheils aus Ziegeln gebauten Mauern sind wiederholt übertüncht. Das Schiff hat, anstatt der wahrscheinlich längst eingestürzten spitzbogigen Wölbung, eine flache stuccaturartige Bedeckung; die neu ausgebrochenen oder verunstalteten Fenster bilden längliche Vierecke, selbst an den oberen Stockwerken des Thurmes, und nur in den unteren sind noch die Schiessscharten geblieben. Bemerkenswerth ist ein älteres Ölgemälde, die ungarische heilige Margaretha, Tochter des Königs Béla IV., darstellend, welches wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert herrührt. Eine zweite Kirche der Reformirten, helvetischer Confession, ist gewöhnlicher neuerer Bedürfnissbau.

Alsó-Bár (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt vom Jahre 1300 (Cod. dipl. VI, II. 298). Neuere katholische Pfarrkirche.

Apácza-Szakálos (Komorner Comitat). Der Ort ist genannt in einer Urkunde von 1221 (Cod. dipl. III, I, 322, s. Jerney. Magy. Nyelvkincsek 5). Sonst urkundlich bekannt als ein ehemaliges Besitzthum der Clarisserinnen-Nonnen, worauf sich auch der erstere Name des Ortes: Apácza (ungarische Nonne) bezieht. Über eine ältere Kirche, die hier eine Urkunde vom Jahre 1268 erwähnt, siehe unter Bálvány-Szakálos und Júri-Szakálos. Jetzt besteht hier nur eine neuere Kirche der Reformirten helvetischer Confession. Bedürfnissbau.

Aranyos (Komorner Comitat). Urkundlich genannt von 1267 und 1268 (Cod. dipl. VII, I, 343 und IV, III, 448). Als alte exempte Pfarre angeführt in dem Pázmányischen Verzeichniss der alten Pfarren (S. 84). Die jetzige hiesige Kirche gehört den Reformirten helvetischer Confession und hat einen in gothischen Formen gebildeten Thurm mit achtseitigem pyramidalem Helm. Angeblich soll aber sowohl die neuere Kirche, wie auch der Thurm erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herrühren.

Bacsfa (Pressburger Comitat) alias auch Szent György-úr, oder Szent György genannt, von der alten dem St. Georg geweihten Kirche. Urkundlich erscheint der Ort von 1205 bis 1235 (nach der Urkunde von 1323 Cod. dipl. VIII, II, 473). Als alte Pfarre in dem Pázmányischen Verzeichniss angeführt (a. O. 95). Im Pfarrarchiv zu Vajka finde ich aus einer Urkunde von 1412 einen Pfarrer dieses Ortes: „Mathias Plebanus Ecclesiae S. Georgii de Csallóköz, tempore Ioannis A. episcopi Strigoniensis" genannt. Noch früher vom Jahre 1390 kommt die Pfarre vor in einer Urkunde (s. Cod. dipl. X, VIII, 313). Vor ungefähr drei Jahren soll, wie die Augenzeugen versichern, hier eine der ältesten gothischen Kirchen der Schütt wegen Baufälligkeit gänzlich niedergerissen worden sein. Das Material wurde zu neueren Bauten verwendet.

Baka (Pressburger Comitat). Urkundlich bekannt von 1274 (Cod. dipl. V, II, 190). Die Kirchenvisitationen aus dem vorigen Jahrhundert erwähnen einer älteren Kirche, deren Gründung unbekannt, und die nach der Beschreibung wahrscheinlich ein gothischer Bau war; indem der Thurm mit achtseitigem pyramidalem Helm gekrönt, der Chor dreiseitig geschlossen u. s. w. angeführt werden. Die jetzige Kirche ist in dem gewöhnlichen Zopfstyl im Jahre 1770 erbaut.

Bálvány-Szakálos (Komorner Comitat). Urkundlich genannt von 1252 und 1268 (Cod. dipl. IV, III, 447, und VII, V, 294). Als alte Pfarre aus dem Pázm. Verzeichniss bekannt (a. O. 94). Nach Fényes (Magy. Orsz. Statist. és Geogr. állapotja I, 141) wäre es noch um 1530 ein bevölkertes Dorf gewesen, und soll damals noch Ruinen ihrer ehemaligen Kirche gehabt haben. Auch die oben bei Apácza-Szakálos und hier angegebene Urkunde vom J. 1268 erwähnt in den drei neben einander liegenden Ortschaften mit Namen Szakálos zweier Kirchen, nämlich eine Ecclesia S. Georgii und eine S. Michaelis; von diesen zwei, wahrscheinlich noch romanischen Kirchen (um das Jahr 1268), ist eine wahrscheinlich hier gestanden. Abgesehen davon, sieht man noch heute abwärts von diesem verödeten Orte einen kleinen Hügel, mit aufgeworfenen Gräben, worin noch jetzt grosse Hausteine und in Menge Bruchstücke von Ziegeln gefunden werden, die den römischen (mit erhabenem Rande ein Rechteck bildend) ähnlich sind.

Es scheint nicht unwahrscheinlich zu sein, dass hier etwa vorgerückte Posten der Römer waren, welche die Strasse zum Übergang der Donau bei dem von hier kaum eine Stunde entfernten Komorn und der am anderen Ufer der Donau entgegenstehenden berühmten römischen Colonie von Bregatio (heute Ó-Szöny und Ács, nach Mannert. Schönwisnee, Möhler und Bischoff. Vergl. Wört. d. Geog.) gedeckt oder bewacht haben. — Der Name des Ortes Bálvány (ung. Götze) und Szakálos (bärtig), deutet eben so, wie der Name Pogány = Heide im Allgemeinen genommen auf Reste der Vorzeit, so wie im Deutschen Heidenmauer, heidnisch Geld u. s. w. für römische Alterthümer gebraucht werden.

Ballony (Komorner Comitat). Urkundlich gen. v. J. 1252 (Cod. dipl. VII, V. 294); eine Urkunde v. J. 1274 (a. O. V, II, 190 u. V, III, 231) nennt es terra pulsatorum de Ballony, nämlich als das Besitzthum der Glöckner oder Messner der Rauber Domkirche. Gegenwärtig besteht hier eine neuere katholische Pfarrkirche.

Béke (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt etwa v. 1252 (Cod. dipl. VII, V, 296). Als alte Pfarre in den Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95) und in einer Urkunde von 1390 (s. Cod. dipl. X, VIII, 313). Jetzt Filiale zu Csütörtök, hat es noch eine alterthümlich aussehende kleine katholische Kirche, deren halbrunder Chorschluss an einen ursprünglich romanischen Bau erinnert. Ob er auch wirklich romanischen Ursprunges ist, will ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Selbst statt des eingestürzten Gewölbes ist der Chor nur nothdürftig flach gedeckt, und die sehr schmalen, von aussen und innen gegen die Mitte sich stark verschrägenden rundbogigen kleinen Fenster, deren noch drei in ursprünglicher Fassung erhalten sind, zeigen etwas Alterthümliches. Auch im Schiffe ist noch die Wandung eines Portals zu sehen, welche von ihrem ursprünglichen Platze an der Südseite der Kirche unlängst erst an die Westfront verlegt wurde, und deren Profilirung sich mit Hohlkehlen, Platten und starken birnförmigen Wulsten darstellt; der obere Theil davon, welcher an dem früheren Platze zurückgelassen wurde, zeigt die Form des gedrückten Spitzbogens. Die übrigen Fenster sind neu ausgebrochen, das Schiff nothdürftig nur mit Holzbalken gedeckt. Das Materiale besteht aus Ziegeln.

Beketfalva (Pressburger Comitat). Stammort der alten Familie Mórócz von Beketfalva, deren ehemaliges mit Thürmen versehenes Castell (s. Bel Notit. Hung. II, 243) bereits modernisirt und theilweise verfallen noch hier besteht.

Benke-Patony (Pressburger Comitat). Oft genannt in den Urkunden des XIII. und XIV. Jahrhunderts als einstige Pfarre, bekannt aus einer Urkunde vom J. 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 313). Jetzt besteht hier eine neuere Kirche der Reformirten h. C. Bedürfnissbau.

Bős (Pressburger Comitat). Ob der gleiche Name in der Urkunde v. 1082 hieher bezogen werden soll (wie bei Jerney a. O. 20. Cod. dipl. I, 457), lasse ich unentschieden. Bestimmter und vielfach wird der Ort genannt in den Urkunden v. 1262 — 1274 (ungedruckte Originalien des hiesigen Archives und Cod. dipl. V, II, 190). Als alte Pfarre bereits im Pázm. Verzeichniss (a. O. 95) angeführt. Von der ursprünglich im gothischen Style erbauten kath. Pfarrkirche ist das Schiff bereits modernisirt. Nur der Chor hat seine ursprüngliche Form mit dreiseitigem Schluss behalten. Es ist auch noch ein älterer Taufstein vorhanden; ein sechsseitiges rohes Sandsteinbecken auf achtseitigem Schaft, der auf einer gleichgeformten breiten Basis steht.

Das ehemalige Castell hier, der Grafen Amadé, eines der ältesten, bereits ausgestorbenen Geschlechter Ungarns, war früher mit Thürmen

und Gräben versehen (Bél Notit. Hung. II. 242. Fényes Magyarország II. 472); jetzt ist es im neueren Styl umgebaut und birgt in seinem reichhaltigen Archive eine Reihe der für die Geschichte Ungarns interessantesten und bis jetzt noch nicht herausgegebenen Urkunden, angefangen v. 1242. Die vorhanden gewesene Bildergallerie, meist aus Ahnenportraits bestehend, ist unter den Erben vertheilt; nur noch etwa 50 Stück Gemälde berühmter ungarischer Staatsmänner, Feldherren und Landtagsmitglieder aus dem J. 1650, sehr werthvoll für die damalige Zeitgeschichte, befinden sich — auf den Boden verlegt.

Csákány (Pressburger Comitat). Seit 1254 urkundlich, und schon früher als Besitzthum des Cistercienser-Stiftes von Pilis bekannt (Cod. dipl. IV. II. 216), wozu hier noch aus dieser Zeit bereits auch die Erwähnung einer Kirche geschieht. In dem Pázm. Verzeichniss als alte Pfarre genannt (a. O. 95), als solche auch in einer Urkunde vom J. 1390 (Cod. dipl. X. VIII. 313) angeführt. Jetzt Filiale zu Csütörtök. Die Schicksale der jetzigen kath. Kirche erzählt die Inschrift auf rothmarmorner Tafel an der inneren Seitenwand des Chores [1]): nämlich, dass sie vom Erzbischof Szelepchényi erbaut und nach verschiedenen Verwüstungen in den Jahren 1712 und 1823 wiederhergestellt wurde. Es ist übrigens ein kleines, der Renaissance-Periode angehöriges Gebäude. Inwendig ist die ganze Kirche al Fresco ausgemalt, mit Darstellungen aus der Legende des Cistercienser-Ordens.

Neben der Kirche steht das Castell, an den Seiten mit viereckigen Thürmen flankirt, übrigens im Zopfgeschmack mit Mansarde u. s. w. modernisirt; es dient jetzt blos als Wirthschaftsgebäude. In den daran anstossenden ebenerdigen, gleichfalls zu Wirthschaftszwecken verwendeten Localitäten sieht man noch das einstige Refectorium, Zellen und Klostergänge.

Nekrolog.

Faustin Ens, Sohn eines Schullehrers, am 15. (nach anderen am 19.) Februar 1782 im Dorfe Rothweil bei Breisach im Breisgau geboren, machte mit seinem Freunde Rosmann seine ersten Studien am ehemaligen Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die philosophischen und juridischen an der Universität zu Freiburg. Er ergriff in jugendlicher Begeisterung mit seinem Freunde für die Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Heere der Revolution als Freiwilliger die Waffen, wurde 1799 gefangen und schmachtete einige Zeit in den Casematten von Breisach. Später begab er sich wie so viele junge Männer der dem Kaiserhause treu ergebenen Vorlande nach Österreich, trat als Erzieher in das Haus des Herrn v. Badenfeld zu Troppau, supplirte im J. 1813 am dortigen Gymnasium die Lehrfächer der Mathematik und Naturgeschichte und ward am 14. Jänner 1814 als wirklicher Lehrer der Geographie und Geschichte daselbst angestellt. Ihm gebührt das grosse Verdienst mit dem Herrn Bürgermeister Joseph Schüssler und dem k. k. Hauptmann und Gymnasial-Vicedirector Herrn Franz Ritter von Mükusch und Buchberg das Troppauer Gymnasial-Museum mitbegründet und zu dessen schnellem Emporblühen durch seine rastlose Obsorge wesentlich beigetragen zu haben. Als dasselbe auf Antrag der Landstände des Fürstenthumes Troppau mit allerhöchster Bewilligung im Jahre 1822 zur Überwachung und Ordnung einen Custos erhielt, ward diese Stelle dem Professor Ens verliehen, welche er zum grossen Nutzen der studirenden Jugend und der Gebildeten Troppau's unter beständiger Vermehrung der Sammlungen bis zu seiner Jubilirung versah. Inzwischen ertheilte er seinen Schülern auch Privatunterricht in der Naturgeschichte und verfasste ausser mehreren Aufsätzen theils im „Hesperus", theils in den vaterländischen Blättern „Das Oppaland, oder der Troppauer Kreis, nach seinen geschichtlichen, naturgeschichtlichen, bürgerlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten." 4 Bde. Wien bei Gerold, 1835—1837.

Nachdem er seine dreissig Jahre in erspriesslicher Thätigkeit gedient hatte, trat er mit Belassung des durch zwei Decennal-Zulagen erhöhten Gehaltes am 22. Juni 1844 in den wohlverdienten Ruhestand und erhielt nach seinem Austritte für seine langen und wesentlichen Verdienste um Troppau das Ehrenbürgerrecht dieser Stadt.

Um seinem unvergesslichen Vaterlande näher zu sein, liess er sich in Bregenz nieder, besuchte von da 1845 den nahen reizend gelegenen Bregenzerwald, über den er in Jurende's mährischem „Wanderer" 1847, S. 383—391 einen längeren Aufsatz ohne genügende historische Unterlage einrücken liess.

Da es wegen der damaligen starken Militär-Besatzung in Bregenz schwer war eine erträgliche Wohnung zu finden, wie im wohlfeileren Constanz, wo er zudem eine öffentliche und zwei Privatbibliotheken zur Benützung, auch einige Jugendfreunde und Verwandte hatte, stellte er an Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. die Bitte seine Pension daselbst geniessen zu dürfen, welche ihm auch am 8. November 1846 gewährt wurde.

Hier beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung der Geschichte der oft schwerbedrängten Stadt Breisach, zu welcher sein Eingangs erwähnter Jugendfreund P. Rosmann, Decan und Stadtpfarrer zu Alt-Breisach, der noch vor Ens aus diesem Leben geschieden ist, mit Mühe und Kosten das Materiale gesammelt hatte, und wir verdanken den vereinten Kräften beider Greise die „Geschichte der Stadt Breisach", welche mit einer Vorrede von Dr. Weiss zu Freiburg im Breisgau 1851 in 8°. erschienen ist.

Nach ein paar Jahren kehrte Professor Ens wieder nach Bregenz zurück, kaufte daselbst ein kleines Haus sammt Gärtchen, das er sorgsam pflegte, supplirte bei Errichtung der Unterrealschule auf kurze Zeit die Naturlehre, sammelte Materiale zu einer Geschichte der durch ihre Lage wichtigen Stadt Bregenz und suchte dasselbe zu verarbeiten. Nach des k. k. Conservators Joseph Sebastian Kögl's Tode [2]) ward er mit dessen Stelle betraut, entwickelte auch in dieser Sphäre eine lobenswerthe Thätigkeit und nahm wesentlichen Antheil an dem im vorigen Jahre zu Bregenz gegründeten Museum, dem er in seinem letzten Willen seine Bücher und Schriften vermachte. Er starb am 5. März 1858 zu Bregenz mit dem Nachrufe eines stillen und anspruchslosen Ehrenmannes, der sich um das Gymnasium und Museum zu Troppau sehr verdient gemacht hat. (Nach Acten des k. k. Unterrichts-Ministeriums und einem Artikel der „Troppauer Zeitung" vom 21. März 1858.)

Joseph Bergmann.

---

[1]) *Haec D. Michaelis aedes a fundamentis erectae sunt Archipraesule Szelepcsényi eodemque Abbate Pilisi. Demum belli iniuriis nudatis parietibus in ruina iacuerunt, donec iure postliminii abbatia Pilissis v. ord. Cistercisium iuris facta, anno MDCCXII Florianus Nezorin abb. Welehr. Pasturien. et Pilisiens. eandem a ruderibus vindicasset. Nunc vero singulari in Deum pietate Philippi de Zuri Abb. Welehr. Past. et Pilis agente et promovente P. Roberto Wiech eiusdem S. Ord. prof. et Administ. Csakaniensi InstaVratae et noVa forMa Donatae reVIXerVnt.*

[2]) Über den Lehrer und Conservator Kögl, der am 30. August 1856 im Bade zu Cannstadt starb, siehe diese „Mittheilungen" 1856, S. 259 ff.

Notizen.

(Elfenbeinhorn im Museum zu Angers.) Zu den selteneren Werken mittelalterlicher Elfenbeinschnitzereien, welche sich noch bis auf unsere Tage erhalten haben, gehören die Jagd- und Trinkhörner. Von den ersteren sind, soviel wir wissen, nur in den Domschätzen zu Aachen und Prag Exemplare aufbewahrt. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, noch ein anderes Elfenbeinhorn kennen zu lernen, welches sich im Museum zu Angers in Frankreich erhalten hat. Das Jänner-Heft der „Revue de l'art chretien" von Abbé Corblet (1858, S. 26) bringt eine Abbildung und Beschreibung dieses merkwürdigen Schnitzwerkes. Godard-Faultrier, der hiezu den Text geliefert, gibt an, dass dasselbe 22³/₄" lang und die Sculptur selbst 2" 8"' hoch ist. Man weiss nicht, woher es gekommen, und es wird nur die Vermuthung ausgesprochen, dass es entweder der Kathedrale zu Angers, oder der Abtei Saint-Florent-le-Keil oder auch der heut zu Tage zerstörten Kirche von Saint-Jean-Baptiste angehört habe. Ursprünglich mag dasselbe zum Signale für die auf Beute Ausziehenden, später aber in den Tagen der Charwoche — wenn die Glocken verstummten — zu kirchlichen Zwecken verwendet worden sein. Auch die Relief-Darstellung beschäftigte vielfach die Archäologen, und während die einen in demselben eine mythische Scene erkennen wollten, gaben andere den darauf angebrachten Figuren eine symbolische Darstellung. Abbé Corblet dagegen glaubt — und zwar mit vollem Rechte — dass sie nichts als eine Jagdscene vorstellt, welche er in folgender Weise erklärt:

„Eine Löwin wurde so eben von einem Pfeil getroffen; drei Hunde verfolgen sie wüthend und wollen sie in Stücke zerreissen; aber ein Jäger hält mit der linken Hand einen dieser wüthenden Hunde zurück und bereitet sich vor, die Löwin mit einem kurzen breiten Messer, das er in der Rechten hält, zu durchstechen. Ein junger nackter Mensch, auf einem in orientalischer Weise gesattelten Kameele sitzend, betrachtet diesen Sieg des Jägers und bläst das Hallali (Jubelruf) auf einem Oliphant. Das Kameel ist an der Koppel von einer ebenfalls nackten Person gehalten, welche ohne Zweifel ein Äthiopier ist. Dieser Triumph muss alle Thiere des Waldes erschrecken. Um diese Idee auszudrücken, hat der Künstler zwei Thiere dargestellt, welche auf der Flucht Bäume und einen armen, gleich ihnen erschreckten Hasen unter die Füsse treten. Die Schweife dieser zwei Thiere endigen sich in Köpfe von bellenden Hunden; ohne Zweifel soll damit angedeutet sein, dass sie von den Hunden verfolgt werden und diese bereits auf dem Nacken sind. Die Flügel sind wahrscheinlich eine Folge der Phantasie des Künstlers, welcher damit naiv anzeigen wollte, dass die Furcht allen Thieren des Waldes Flügel verleiht."

Auch Corblet betrachtet dieses Schnitzwerk als ein Jagdhorn, welches in der Folge zu einer Trompete bestimmt wurde, um während der Charwoche die Glocken zu ersetzen.

(Die goldene Altartafel zu Basel.) Der Streit über die Zeit der Entstehung der goldenen Altartafel zu Basel, der schon wiederholt deutsche und französische Archäologen beschäftigte, ist durch die Herausgabe von Wackernagel's Schrift über dieses Kunstwerk neuerdings angefacht worden. Bekanntlich haben sich Kugler (Berliner Kunstblatt, 1857, Nr. 43) und Heider (Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1857, S. 307) ganz übereinstimmend aus artistischen Gründen veranlasst gesehen, der von Wackernagel festgehaltenen 500jährigen Tradition entgegen zu treten und in Abrede gestellt, dass dieses Kunstwerk in der Zeit Heinrich's II. entstanden ist. An diesen Ausspruch knüpfen nun Otte und v. Quast in dem jüngst erschienenen 2. Hefte der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst" einige Gegenbemerkungen. Otte gibt zu, dass Wackernagel für das hohe Alter der Tafel eigentlich keinen Beweis geführt, sondern sich nur an die Local-Überlieferung gehalten hat; letztere scheint ihm jedoch, da sie durch eine ämtliche Notiz in einem kirchlichen Lectionarium, wenn auch erst des XV. Jahrhunderts, gestützt wird, alle Beachtung zu verdienen. Ferner findet Otte in den Buchstaben der Inschrift mit den notorisch dem XI. Jahrhunderte angehörigen Original-Zeilen auf den Erzthüren des Willigis im Dome zu Mainz mit Ausnahme des sehr ungewöhnlichen eckigen G, Ähnlichkeit; gerade aber dieses finde sich genau in demselben Dictus wieder in dem Worte: „Gaude" auf einer Miniatur in einem jetzt zu München befindlichen Bamberger Missale Kaiser Heinrich's II. Ausserdem biete auch der untere leoninische Hexameter des Antipendiums ein dem mittelalterlichen Latein fremdes griechisches Wort der „*usia*", dessen sich der Dichter in seinem Streben nach sententiöser Dunkelheit und vielleicht auch aus Reimnoth bedient. Das Wort fehle bei Du Cange, aber es finde sich noch einmal auf der Dedications-Inschrift der Kanzel Kaiser Heinrich's II. im Münster zu Aachen in demselben letzten Fusse eines leoninischen Hexameters und mit demselben Fehler gegen die Prosodie, wie auf der Baseler Tafel. — Von Quast bemerkt hingegen, dass die Technik der Sculpturen aus höchst dünnem Goldbleche über einem Holzkörper, und die eben so strenge als sorgsame Behandlung des Figürlichen nicht minder wie des Ornamentalen unzweifelhaft für die Entstehung des Kunstwerkes im XI. Jahrhundert sprechen. Gegen die Thatsache, dass einige Formen, wie die geringelten Säulen, wirklich jünger zu sein scheinen, führt v. Quast an, dass dergleichen in der Architectur die Spätzeit charakterisirende Einzelnheiten in den einzelnen Bildwerken, wie in der Malerei schon früher erst einzeln, dann öfter vorkommen und erst nach und nach Eingang gewinnen, schliesslich auch in der eigentlichen Architectur. Zum Belege führt er an die Thüren von St. Paul in Rom (1070), jene von M. S. Angelo (1076) und die in dem griechischen Menolog des Vatican. Freilich seien dies nur byzantinische Werke „aber es lasse sich der von Byzanz ausgehende Einfluss in Deutschland im X. Jahrhunderte ganz bestimmt nachweisen." Bei diesen, wie uns scheint, etwas schwankenden Ansichten wäre es allerdings am besten, wenn von Paris aus, wo sich das Kunstwerk (Hôtel Cluny) gegenwärtig befindet, neue Untersuchungen — namentlich über die Technik und den Kunstcharakter der Sculpturen — angestellt würden.

Correspondenzen.

Wien. Der k. k. Central-Commission liegen neuerdings eine Reihe sehr werthvoller Schreiben vor, welche Ihre Excellenzen die Herren Minister und andere hohe Würdenträger der kaiserlichen Regierung, ferner Ihre Eminenzen die Herren Cardinäle des Reiches aus Anlass der neuerdings veröffentlichten und Hochdenselben vorgelegten Schriften (II. Band des „Jahrbuches" und II. Jahrgang der „Mittheilungen") an den Herrn Präses und k. k. Sectionschef Karl Freiherrn von Czoernig gerichtet haben. Mit Vergnügen heben wir daraus hervor, dass die Bestrebungen der k. k. Central-Commission unausgesetzt die freundlichste Würdigung finden und dieselbe allseitig der kräftigsten Unterstützung versichert wurde. Auch die competentesten Stimmen des Auslandes lassen sich über die archäologische Bewegung in Österreich fortwährend in den Worten der schmeichelhaftesten Anerkennung vernehmen.

Vor Kurzem wurde in dieser Richtung der Herr Präses der k. k. Central-Commission auch durch zwei Allerhöchste Handschreiben Seiner Majestät des König Johann von Sachsen und Seiner Majestät des König Ludwig von Baiern beglückt, welche wir nach ihrem Wortlaute folgen lassen.

I.

Den mir von Ihnen als Präsident der k. k. Central-Commission zu Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Österreich mittelst Zuschrift vom 10./20. Februar dieses Jahres übersendeten zweiten Band des von der gedachten Commission herausgegebenen Jahrbuches, so wie den zweiten Band der Monatsschrift derselben, habe ich gleich den früheren mir übersendeten Schriften mit Vergnügen entgegen genommen.

Bei dem Interesse, welches ich im Allgemeinen den Gegenständen der historischen Wissenschaften widme, nehme ich auch an den Bestrebungen, welche die genannte Central-Commission unter Ihrem Vorsitze verfolgt, und von deren Resultaten die mir übersendeten Jahrbücher und Monatsschriften sehr erfreuliches Zeugniss geben, den lebhaftesten Antheil, daher es mir eine besonders angenehme Pflicht ist, Ihnen für die Mittheilung dieser Schriften meinen aufrichtigen Dank zu erkennen zu geben. Empfangen Sie übrigens hierbei die Versicherung der besonderen Hochachtung.

Johann.

Dresden, am 1. März 1858.

II.

Lieber Freiherr v. Czoernig! Habe mit Ihrem Schreiben vom 3. dieses Monats zugleich auch ein Exemplar des zweiten Bandes des unter Ihrer Leitung herausgekommenen Werkes über die Erforschung und Erhaltung der Bau-Denkmale classischen und christlichen Alterthums nebst den gedruckten Monatsschriften des zweiten Jahrganges erhalten. Ihrer für die Mir durch deren Übersendung wiederholt bewiesenen Aufmerksamkeit, das sehr Verdienstliche dieses interessanten und lobenswerthen Unternehmens vollkommen anerkennend, Meinen Dank aussprechend, versichert Sie Herr Baron gerne der Gesinnungen seiner Werthschätzung

Ihr Ihnen wohlgeneigter

Ludwig.

München, den 13. März 1858.

Wien. Um die sorgfältigere Erhaltung der in Württemberg vorfindlichen Kunstdenkmale zu sichern, hat auch seine Majestät der König von Württemberg mit Entschliessung vom 2. März 1858 die Aufstellung eines eigenen Beamten für diesen Zweck mit dem Titel eines Conservators genehmigt und diese Stelle dem Prof. Hassler in Ulm als widerrufliches Nebenamt übertragen. Es ist hiebei die Absicht, dass zunächst eine genaue Kenntniss aller jener Denkmale, seien es Bauwerke oder Werke der bildenden Künste, welche öffentlich sichtbar und zugänglich sind und durch ihren Kunstwerth oder die geschichtliche Erinnerung Bedeutung haben, gesammelt und auf deren Eigenthümer dahin eingewirkt werde, dass sie solche Denkmale im würdigen Stande und in ihrem wesentlichen Charakter erhalten.

Wien. Im November verflossenen Jahres war der Herr Vorstand des Bezirksamtes Baden so gefällig, mich von dem sehr schadhaften Zustande der merkwürdigen Ruine Rauheneck bei Baden in Kenntniss zu setzen. Diese Angabe erwies sich nur zu wahr, denn das zu gleicher Zeit eingetretene stürmische Regenwetter hatte zur Folge, dass eine Mauer im Innern der Ruine einstürzte, so dass die Trümmer bis weit auf den Abhang des Hügels herabrollten und leicht ein Unglück hätten anrichten können. In Folge dessen hielt der Herr Bezirksvorstand am 2. December eine Commission, zu der er mich auch geladen hatte.

Die Untersuchung ergab, dass die einen Theil des ehemaligen Wohngebäudes bildende Mauer, nebst einem Theile der Längenmauer eingestürzt sei, erstere desshalb interessant, weil sie der ältesten Bauperiode der gegenwärtigen Burg angehörte und mit einem Giebel versehen war, — einer der wenigen Reste, welcher noch eine Bauform zeigte, die einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung bot.

Es zeigte sich ferner an manchen Theilen der Ruine eine so bedeutende Schadhaftigkeit, dass ein Einsturz in nächster Zeit zu besorgen stand. So war der übrig gebliebene Theil einer Mauer durch die Lösung der eingegangenen Mauerwerke aus der Verbindung gebracht, erschüttert, die Gewölbung der Thüre ausgebrochen, daher das darüberliegende Mauerwerk ohne Stütze und der ganze Theil sehr gefahrdrohend.

Auch die wenigen noch zu einiger Höhe sich erhebenden Theile der Ringmauer erwiesen sich an den unteren Theilen so ausgebrochen, dass ihr Bestand sehr gefährdet ist. Endlich wurde an dem Vorwerke des massiven Hauptthurmes eine breite Öffnung gefunden, die bei der Schwere der aufliegenden Quadern eine Senkung und Abrutschung dieses ganzen Theiles besorgen liess.

Bei dem über den Befund aufgenommenen Protokolle sprach ich mich entschieden dahin aus, dass die Erhaltung der Ruine Rauheneck als eines historisch und archäologisch interessanten Baudenkmals höchst wünschenswerth erscheine, daher die Ausbesserung der schadhaften Theile zur Verhütung eines weiteren Einsturzes, nicht aber die von der Verwaltung der freiherrl. Dobblhoff'schen Herrschaft Weikersdorf, zu welcher Rauheneck gehört, beantragte Abtragung der gefahrdrohenden Mauern vorzunehmen sei, indem letztere ein wahrer Vandalismus und in keiner Weise zu rechtfertigen wäre. Denn Rauheneck ist nicht nur in geschichtlicher Beziehung als ein Besitzthum der einst mächtigen Adelsfamilie der Tursonen merkwürdig, sondern auch wegen seiner Bauformen mit dem dreiseitigen Thurme, der noch wohl erhaltenen Capelle und einzelnen sicher noch aus dem XIV. Jahrhunderte stammenden Theilen des alten Palas oder Wohngebäudes, zu dem die erwähnte eingestürzte Mauer gehörte. Auch für die Sittengeschichte, das Vertheidigungswesen und häusliche

Einrichtung geben die noch erhaltenen Reste manchen lehrreichen Anhaltspunkt und Aufschluss.

Der Hügel, auf dem die Ruine steht, sammt dem Walde ist Eigenthum Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, jedoch verpflichteten sich die Eigenthümer des Gutes Weikersdorf — die freiherrl. von Dobblhoff'sche Familie — beim Verkauf dieses Waldes weder in Gestalt noch Verwendung der Ruine eine Änderung eintreten zu lassen. Sonach fiel das Urtheil des k. k. Bezirksamtes Baden dahin aus, dass die Gutsverwaltung Weikersdorf keineswegs eine Abtragung der schadhaften Theile der Ruine Rauheneck vornehmen dürfe, sondern im Gegentheile dazu verhalten werde, diejenigen Ausbesserungen allsogleich vorzunehmen, welche zur Instandhaltung der Ruine und zur Vermeidung eines weiteren Einsturzes, der die persönliche Sicherheit gefährden würde, sich als unerlässlich herausstellten.

Dem Vernehmen nach ist in dieser Richtung wohl das Nothwendigste veranlasst, jedoch keine genügende und in archäologischer Beziehung entsprechende Ausbesserung vorgenommen worden. Ich werde jedoch in kürzester Zeit nicht ermangeln, den gegenwärtigen Bestand zu untersuchen und der k. k. Central-Commission davon Bericht zu erstatten. Dr. E. Freih. v. Sacken.

Brünn. In den „Mittheilungen" Jahrgang 1857, Monat October, Seite 256 und ff. gibt Herr von Wolfskron unter dem Titel: „Der Bischofstab, dessen liturgisch-symbolische Bedeutung und allmähliche Entwickelung seiner Gestalt", die Abbildung und Beschreibung eines im Benedictinerstifte zu Raygern aufbewahrten Pastorale. Es sei uns gestattet, hieran einige Bemerkungen zu knüpfen. Wenn H. v. W. sagt: „Dass dem Papste, jedoch kaum früher als im XIV. Jahrhunderte, der Stab mit dem dreifachen Kreuze vorgetragen wurde" so hatte er wohl hier blos das heroldische Zeichen des Papstes im Auge, denn in der Wirklichkeit ward und wird ein solches Kreuz dem Papste nie vorgetragen. Eben so scheint es ein einfacher Stylfehler zu sein, wenn er behauptet, dass das Sudarium nur an den Stäben der Äbte und Äbtissinnen befestigt war; sich zu überzeugen, dass dieses Sudarium auch die Bischöfe an ihren Stäben hatten, kann wohl nicht schwer sein; an allen Grabmonumenten der Bischöfe bis tief ins XV. Jahrhundert sieht man solche Sudarien [1]). Vielleicht sind dem H. v. W. die Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, September 1857 zur Hand, dort findet er einen Grabstein abgebildet, welcher die Jahreszahl 1450 trägt, worauf ein bischöfliches Pedum mit dem Sudarium.

Auf die Beschreibung des Raygener Pedums übergehend, sagt S. 261 H. v. W., dass das Pedum, weil es mehrere viereckige Ösen für das Sudarium hat, offenbar für einen Abt bestimmt war und nach seinem Fundorte wohl einem des altehrwürdigen Benedictinerstiftes Raygern gedient haben mag". Nach Wolny's Topographie zeigt sich, dass erst der Probst Cölestin Arlet (1616—1683) vom apostol. Stuhle die Abts-Insignien, Ring, Stab und Mitra etc. erhalten hatte, dass sein Nachfolger „Victorinus" die Taxen hiefür gezahlt, und erst der Propst Placidus Novotny im April 1690 sich derselben, als der erste Vorstand in Raygern, bediente. Nun aus dem XVII. Jahrhundert ist das Pedum wohl nicht, konnte daher auch nicht von einem Raygener Probsten — denn Äbte erhielt Raygern erst seit 1813 — stammen, aber es ist auch nicht aus dem XIV., sondern aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Die Buchstaben, sowie der Engel mit der Laute sind zu markirt, als dass man sie in das XIV. Jahrhundert versetzen könnte. Freilich kommt bei der Bestimmung der Zeit ungemein viel darauf an, zu zeigen, in welchem Lande dieses Pedum gemacht wurde. Es nach Mähren oder Böhmen zu versetzen, dafür hat man wohl gar keinen Anhaltspunkt; wie denn aber, wenn der Spruch: „Christus regnat, Ch. vincit, Ch. imperat" zum Leitstern dienen? Man schreibt diese Worte allgemein Karl dem Grossen zu, ob mit Recht oder mit Unrecht, mag für diesmal dahingestellt bleiben, indess so viel ist gewiss, dass diese Worte hie und da, doch nicht häufig, den Anfang einer Litanei bilden. Beispiele hiefür geben Binterim's Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche. Nun frägt es sich: in welchem Lande haben sich Litaneien mit ähnlichem Anfange am längsten erhalten? So weit meine Forschungen reichen, sind es die Rheingegenden von Strassburg bis Cöln, in denen sich jene Worte in den Kirchenbüchern und Litaneien am längsten erhielten, ja man hatte sie sogar auf Kirchenthüren und auf Thürme einmeisseln lassen. So fand ich sie hoch oben am Thurme des Strassburger Münsters an den vier Seiten ober den Fenstern des Glockenhauses, nur vermehrt mit „Christus donat." Nun was hindert uns, die Fabrication dieses Pedums in eben jene Gegenden zu versetzen? Gerade die Technik daran scheint hinzuweisen, und dann, warum schrieb der Künstler „ivat" statt „ibat"? Nicht die Slaven, wohl aber die Völker der romanischen und germanischen Zunge lassen das *b* wie *v* erklingen. Wenn man nun bedenkt, dass Litaneien hauptsächlich bei Processionen, Kirchenumgängen gesungen wurden, und gerade bei solchen Feierlichkeiten das Pedum dem die Procession führenden Bischof oder Abt zur Stütze diente, dann ist der Zusammenhang der beiden Sprüche auf dem Raygener Pedum mit dem Zwecke selbst einleuchtend. Der Pontificant intonirte, wie aus seinem Choralbuche: Chr. vincit, und erinnerte sich durch den Spruch: „Jesus autem transiens, per medium illorum ibat" an das hohe Vorbild, dem er bei seinen apostolischen Reisen nachahmen sollte. Diese Devisen auf die in der Curve angebrachten schönen Elfenbein-Schnitzwerke zu beziehen, halten wir für gewagt, einmal weil der Spruch: Jesus autem transiens etc. zu dem am Kreuze hängenden Heilande gar nicht passt, und dann, weil das Schnitzwerk uns etwas älter zu sein scheint als die in Kupfer gearbeitete Windung. So viel also für diesmal über das Raygener Pedum, welches hauptsächlich durch Devisen einzig da steht.

Bei dieser Gelegenheit machen wir die Archäologen auf ein Pedum des Cistercienser-Stiftes Zwettel aufmerksam. Dieses ist ganz von Elfenbein, der runde Stab hat unten eine Messingspitze, misst bis zum Knauf 3 Fuss 4⅓ Zoll, besteht aus 19 runden Theilen, die durch vergoldete Metallringe verbunden sind, wodurch 20 weisse Felder entstehen. Der Knauf ist ein Oktogon, dessen mittleres Feld schwarz ist; die anderen weissen Felder sind mit Steinen verziert. Er misst an Höhe 2½ Zoll. Die Curve steigt gerade aus dem Knauf, ist anfangs glatt, wird dann wieder rund wie der Stab und endet in einen Schlangenkopf. Sie hat eine Höhe von 8 Zoll, ihr Durchmesser beträgt 3½ Zoll. In dem innern Raume dieser Curve, welche 14 gleichfalls von Elfenbein geformte Krappen hat und mit 9 Steinen verziert ist, befindet sich, gleichfalls von Elfenbein, die Madonna mit dem Kinde und der h. Bernhard mit den Marterwerkzeugen. Die Sage, so wie eine schon im XIV. Jahrhundert geschriebene und im Stifte aufbewahrte Notiz schreibt dieses Pedum in einigen seinen Theilen dem h. Bernhard zu. Wenn auch nicht von dem Heiligen, so doch gewiss aus der ersten Zeit der Stiftung des Klosters Zwettel stammt theilweise dieses Pedum, das einer näheren Würdigung verdient, weil es wahrscheinlich das älteste in der österreichischen Monarchie ist.

Dr. Dudik

[1]) Bisher galt es aber für eine unbestrittene Thatsache, das die Sudarien ein besonderes Attribut der Stäbe für Äbte und Äbtissinnen bilden und es wäre uns der liturgische Nachweis, dass auch die Bischöfe des Sudariums sich bedienten, von grösster Wichtigkeit. Wenn Herr Dr. Dudik aber behauptet, „dass man auf allen Grabmonumenten der Bischöfe bis tief in das XV. Jahrhundert solche Sudarien sieht", so ist dies entschieden unrichtig. Es gibt eine Reihe von Grabmonumenten der Bischöfe, wo dies nicht der Fall ist. D. Red.

Literarische Anzeigen.

Studien über die Geschichte des christlichen Altars von Fr. Laib und Fr. Joseph Schwarz, leitende Mitglieder des Rottenburger Diöcesan-Vereines für christliche Kunst. Stuttgart, Rümelin's Wittwe, 1857.

So viel ich weiss, hatten wir bisher vieles Einzelne über den Altar und seine Einzelheiten, auch die allmählichen Veränderungen und Verschlimmerungen; aber eine zusammenhängende Geschichte, wahrlich kein leichtes Werk, wird uns durch die geehrten Verfasser zum ersten Male geboten, und Kenner der Schwierigkeiten werden den Ehrenmännern ihren besten Dank abstatten, auch wo sie unvollständig sind; denn jetzt erst ist die feste Grundlage gelegt, und die Ermittelung mancher Einzelheiten bleibt zwar oft noch schwierig, ist aber wesentlich erleichtert. Wenn irgendwo Nachhülfe zur klaren Anschauung durch Abbildungen nöthig, so ist es hier der Fall, und die Zugabe von Lithographien daher eben so erfreulich als praktisch verständig. Aber auch blos auf die Nachhülfe der Anschaulichkeit und der klaren Auffassung willen sind die Bilder berechnet; denn kein theures Bilderbuch sollte geliefert werden, sondern eine Vereinsgabe für den Rottenburger christlichen Kunstverein, und an dieser wohlfeilen Gabe sollen sich auch die übrigen Kunstfreunde erfreuen und betheiligen.

Gehen wir nun in das Buch selber ein, so zerfällt der Stoff nach der Behandlung der Verfasser in drei Perioden: 1) in den ältesten verhüllten Altar bis auf Leo IV., 2) in den Altar mit Reliquiarienaufsatz, 3) in den Flügelaltar, der endlich nach der Kirchenneuerung in die jetzige Unform des Holz- oder Steinungethümes ausartete.

Der erste christliche Altar wird zwar bei den Lateinern wie bei den Heiden *altare (altaria Phoebo. Virgil. Ecl. 5)* genannt; nie aber gebraucht der Grieche den heidnischen Namen βωμός und ἐσχάρα, noch was davon abgeleitet ist. Diese Einheit findet sich schon bei den siebzig Dolmetschern, welche, wenn ich nicht irre, mit einer einzigen Ausnahme das Wort βωμός nur von den Altären Baals und sonstigen Götzen gebrauchen. Auch der Ausdruck ἐπιβώμια ist der christlichen Sprache verhasst, und das Evangelium hat dafür ἄρτον ἐπιούσιον, wie wir zu anderer Zeit besprechen können. Paulus nennt den christlichen Altar θυσιαστήριον, d. i. Opferstätte, oder ganz einfach τράπεζα, d. i. Tisch, und wirklich war er ursprünglich nur ein Tisch für das h. Opfer, und er wurde darum heilig gehalten, und nichts auf ihn gelegt noch gestellt ausser die Evangelien, die ja ebenfalls den Heiland darstellen. Der Begriff Tisch reicht aber wenig hin zur Auffassung des Altars; denn bekanntlich ist seit den Tagen des heil. Johannes, der in der Offenbarung die Blutzeugen unter den Altären sieht, auch der Märtyrer ein nothwendiger Inhalt des Altares. Bekanntlich gehört dazu auch noch der Überbau des Ciboriums auf Säulen nebst den Vorhängen (Tetravelen), dem Kreuze oben auf und dem Peristerium *sub justo titulo crucis.* Alle diese Gegenstände sind von unsern Verfassern vortrefflich abgehandelt. Indessen scheint mir die Behauptung gewagt, dass die erste Christenwelt nur einen Altar in ihrer Kirche hatte. Anastasia, Praxedis u. s. w. sammelten mehrere h. Märtyrerleiber in ihrem Palaste, und der natürliche Aufbewahrungsort war eben der Altar. Zu Jerusalem brachten ebenfalls beim Einweihungsfeste unter Constantin viele Bischöfe das h. Opfer dar, was an einem einzigen Altar um so weniger möglich sein mochte, als die alte Liturgie mehr Zeit als jetzt in Anspruch nahm. Auch scheint mir eine kleine Lücke der Ausfüllung und weiterer Forschung würdig. Die freie Stellung des Altars, so dass nach jetziger Redeweise der Priester hinter ihm auf der Ostseite, das Gesicht den Gläubigen nach Westen zugekehrt, stehen konnte scheint mir nicht so ausgemacht, als gewöhnlich angenommen wird. In den Katakomben wenigstens hat das Begreifen seine Schwierigkeit. Dort ist der Altar der Märtyrer in der Wand, die Katheder also im Osten der Apsis und ebenfalls die Stellung des Opfers auf der Morgenseite eine Unmöglichkeit. Auch sehr viele alte Altäre zeugen für die jetzige Sitte, z. B. der muthmasslich älteste deutsche, gewiss sehr alte Altar zu Regensburg, auf einer einzigen Säule ruhend, weil er an die Wand anlehnte, lässt ebenfalls keine östliche Stellung zu, und so mögen wohl seit den ältesten Zeiten beide Stellungen in Übung gewesen sein, die östliche Stellung vielleicht bei der feierlicheren sogenannten Pontificalmesse, die westliche bei der sogenannten Lesemesse; denn dass Letzteres zur Zeit der Verfolgungen oft eintrat, begreift leicht, wer sich in die Nothlage der Christen versetzt, die schwerlich durch lauten Gesang unnöthiges Aufsehen der Vorübergehenden erregt haben werden.

Indessen wie es immer sei, so viel ist gewiss, dass zur Heidenzeit und noch lange nachher der Grundsatz des Altarbaues die Verhüllung war, und wie das Opfer selbst nach Paulus, dem Kanon, Chrysostomus u. s. w. das Geheimniss des Glaubens heisst und ist, indem wir Brod und Wein sehen, den Leib und das Blut des Herrn wissen, so wurde auch der Altar selbst als Geheimniss behandelt, und vor den Augen der Katechumenen eben so wie der Heiden verborgen. Dieser Grundsatz wurde an einigen Orten bis ans Ende des Mittelalters festgehalten, ja nahe um die Zeit der Kirchenneuerung baute noch St. Stephan in Mainz seinen Ciborienaltar, wie die Inschrift bezeugt und der Augenschein lehrt. Und bemerkenswerth ist hiebei, dass gerade der Frohn- oder Hochaltar das Ciborium hat. Die Steinmetzenhütte des Mittelalters hatte auch die Ciboriumshütte wenigstens an Nebenaltären noch nicht ganz aufgegeben, wie die noch vorhandenen Beispiele zu St. Stephan in Wien, zu Prag in der Teinkirche und im Dome zu Regensburg sattsam beweisen. Hier sehen wir wieder, wie misslich es ist, durch bestimmte Jahreszahlen Perioden abzutheilen, indem an einigen Orten das Alterthümliche mehr oder minder gewissenhaft festgehalten wird, anderwärts und namentlich bei Neubauten mehr oder minder dem neuen Geiste gehuldigt wird und wurde. Im grossen Ganzen aber haben unsere gelehrten Verfasser Recht, dass die Verhüllung des Ciboriums an einigen Orten schon früh durch Märtyrerschreine und ihre öffentliche Aufstellung gefährdet wurde, obgleich man noch himmelweit von der neuern Weise entfernt war, die den Altar und seine Geheimnisse, vor allen Augen blossgelegt wissen wollen.

Über das Material des Altars, ursprünglich aus Holz, seit Papst Evaristus (sass J. 100 bis 109) als Sinnbild des ewigen Felsens Christi, endlich seit dem Concilium Epaonense als Steinbau geboten (wesshalb ehrwürdige Altäre, z. B. der des h. Petrus in Stein eingefasst wurden), ferner über die Confession und die Gewandung *(vestes, vestimenta altaris)*, die Altarstufen, den mystischen Standpunkt des Altares inmitten der vier Säulen (S. 23), das Gefäss der h. Wegzehrung als Taube oder Thurm, nicht minder über das Kreuz, die Altartücher, Leuchter oder Lampen, Cancellen u. s. w., wird viel Gelehrtes, oft Neues, immer wohl Begründetes beigebracht; allein es würde ein neues Büchlein erfordern, wenn wir in jeden dieser Stoffe uns näher einlassen wollten. Der Fleiss und die Tüchtigkeit der Verfasser leuchtet aus jeder Zeile hervor; allein die Hauptsache ist doch die Geschichte des Altars, d. h. seiner Veränderungen, die allmählich die neueste Gestaltung herbeiführten, und

diesen Stoff wollen wir nicht unterbrechen, da wir darauf das grösste Gewicht legen.

Unser Gelehrtenpaar beginnt eine zweite Periode des Altars mit dem Decrete Leo's IV. Dieser sass 847 bis 855 in der karolingischen Zeit. Schon frühe kam die Gewohnheit auf, die heiligen Märtyrerleiber, namentlich an ihren Sterbetagen, oder, wie die Kirche sagt, an ihren Geburtstagen zum Himmel öffentlich auszustellen, und dazu bedurfte es eigener Schreine. Bekanntlich verfertigte schon unter König Dagobert der h. Goldschmied Eligius und sein Schüler Tillo solche Reliquienschreine aus Gold und Edelsteinen; Aachen zeigt noch heute, wie Karl der Grosse und seine Zeit heilige Überbleibsel ehrte, und wir brauchen hier nur auf das treffliche Werk von Floss „Aachen's Heiligthümer" aufmerksam zu machen. Nach dem Spruche der Schrift: „ehret Gott in seinen Heiligen", ist es kein Wunder, dass man auf den Altar zu setzen wagte, was unter den Altar zu setzen seit der ersten Christenheit nicht nur Gewohnheit, sondern Gesetz war. Indessen verstiess dieser Gebrauch gegen die altchristliche Übung, gemäss welcher der Altar als Sieg des h. Leibes und Blutes auf seiner *mensa* nichts anderes trug. Wie weit der Gebrauch, die heiligen Reliquienschreine auf den Altar zu setzen, sich verbreitet haben mag, lassen wir hier unberührt; genug, Papst Leo IV. genehmigte durch sein Decret diesen Gebrauch, der auch in der Kirchenversammlung von Rheims im J. 867 bestätigt wurde. So wurden die Schreinaltäre gesetzlich. Aber wir bemerken hiebei, dass sie dadurch noch lange nicht allgemein wurden; denn erstens werden solche Altäre wohl nur bei Neubauten vorgekommen sein, die meisten Kirchen aber ihren Bestand unverändert gelassen haben. Zweitens ist in dieser Zeit schon das Christenthum ziemlich allgemein verbreitet und es gab keine Märtyrer mehr, also auch keine h. Leiber weder für, auf, noch unter den Altar, also auch im Ganzen keine Heiligenschreine für neue Kirchen, da man schon mit Partikeln sich begnügen musste. Wo indessen der Schreinaltar (dessen Abbild. s. lithogr. Tafel) eintrat, da ist es offenbar, dass zuerst die verhüllenden Vorhänge wegfallen mussten, das Ciboriumsdach mit dem eucharistischen Gefässe ebenfalls hinderlich war, der Altar also nothwendig die Veränderung erfuhr, dass er theilweise aus seiner alten Verhüllung heraustrat; denn Seitenvorhänge (noch zu Münster in Westphalen nachweisbar) blieben noch in Anwendung, dienten sogar zum Lichterschmucke, wie man am besten aus den Abbildungen sehen kann. Was wurde nun aus dem Ciboriumkreuze? Dieses konnte leicht an den Scheidebogen des Chores, den sogenannten Triumphbogen wandern. Was wurde aber aus dem eucharistischen Gefässe, Peristerion oder Pyxis, Taube, Thurm oder Büchse? Dieses wurde vermittelst einer Kette zum Aufziehen und Herablassen an einer Säule angebracht und gestaltete sich schon vor der Einführung des Frohnleichnamsfestes zu einer Art Expositio, in welcher allerdings nur das h. Ciborium-Gefäss, nicht die h. Hostie selber sichtbar war.

Ob diese Art Schreinaltäre im Mittelalter so allgemein wurde, als unsere gelehrten Verfasser anzunehmen scheinen, lassen wir unberührt; genug, der Altar musste sich verändern und einen Hinterbau als Untersatz und Stütze für den länglichen Schrein in der Mitte erhalten, da für die h. Opferhandlung der nöthige Raum freigelassen werden musste. Die sogenannte Predella ergibt sich also von selbst und es liegt im Geiste der Sache sie mit christlichem deutschem Bildwerke zu schmücken, eine Sitte, die um so weniger bezweifelt werden kann, als in den Katakomben schon die freie Altarwand im Angesichte des Priesters Gemälde hat. Dass dieser Bilderaltar wuchs und sich erweiterte, lässt sich begreifen; allein über das Einzelne sind wir dennoch noch nicht so im Klaren, wie wir es wünschten. Wir haben in allen deutschen Landen noch so viele treffliche Flügelaltäre, dass wir nicht darüber in Zweifel sein können, wie sie noch zu Zeiten der Kirchenneuerung beschaffen waren, von mässiger Höhe, ohne die Ostfenster (Luciden) zu verdecken. Wir können sogar urkundlich nachweisen, wie der Altar bis zum sechzehnten Jahrhundert aussah; denn in Nürnberg, Blaubeuren, Soest, Dortmund u. s. w. zog der Protestantismus ein, liess aber Alles in seinem früheren katholischen Bestande, so dass der Beschauer sich sogleich ins Jahr 1523 und weiter zurück versetzt sieht. Indessen, wie sehr wir den Fleiss, die Gelehrsamkeit und die scharfsinnige Auffassung der Verfasser anerkennen, scheint uns doch ein Mittelglied zu fehlen, dessen genaue Forschung zur vollen Lösung des Räthsels führen dürfte, oder vielmehr das Mittelglied ist nicht hinlänglich betont, um klar hervorzutreten. Wir wollen uns darüber offen aussprechen und die Sache dem Ermessen der gelehrten Verfasser bei einer zweiten Ausgabe anheimstellen.

Wenn Mainz noch im sechzehnten Jahrhunderte seinen Ciborien-Altar erbaute, wenn eine so grosse Anzahl von alten Kirchen mit Krypten ihren Bestand nicht änderte und die h. Märtyrerleiber unter dem Altare liess (allerdings auch für ausgezeichnete Festtage sie herausnehmen und wie z. B. den Severinskasten zu Cöln ausstellen konnte), wenn überhaupt reiche Reliquienschreine eben wegen ihrer Kostbarkeit nur für reiche Kirchen in Stiftern und Abteien möglich waren, so möchte, um vieles andere zu übergeben, der Schreinaltar nicht solchen überwiegenden Einfluss gehabt haben, als behauptet wird. Wir finden dagegen ein anderes Ereigniss, in welchem selbst die Nothwendigkeit liegt, dass der Altar sich ändern musste, weil gleichsam der Grundsatz sich änderte.

Welches ist dieses Ereigniss? Einfache Antwort: Die Einführung des Frohnleichnamsfestes. Wie änderte sich der Grundsatz? Früher war der Altar verhüllt, jetzt musste er für die Aussetzung des h. Sacramentes und für die Anbetung der Gläubigen enthüllt werden. Verhüllung, Enthüllung sind doch nicht zu läugnende Gegensätze. Hier aber sagen wir ganz einfach: das Einzelne über die Einführung des Frohnleichnamsfestes mit Allem, was damit zusammenhängt, ist noch nicht hinlänglich erforscht, daher auch die Unklarheit über den Altar. Das Frohnleichnamsfest wurde, wie noch jüngst Corblet (Revue de l'art chrétien 1858 Nr. 2, p. 65) nebst anderen Wissenswürdigkeiten nachweist, bekanntlich von Lüttich aus veranlasst, daselbst auch zum ersten Male im J. 1247 gefeiert. Der h. Leib des Herrn wird öffentlich umhergetragen, durch Stadt und Land, öffentlich und sichtbar ausgestellt auf dem Altare des Herrn. Papst Urban dehnte im Jahre 1264 dieses Fest auf die ganze Christenheit aus. Die französischen Werke von J. B. Thiers (de l'exposition du Saint Sacrement), Pascal (Dict. de liturgie s. Ostensoir) über diesen Gegenstand sind mir nicht bekannt, die um so merkwürdiger sein mögen, als schon früher (Corblet l. c.) ähnliche Einrichtungen bestanden, nicht blos als Gottestracht zu den Kranken, sondern als eigentliche Sacraments-Processionen. So spricht Lanfrank im eilften Jahrhundert vom Palmsonntage, an welchem in einem Schreine nicht sichtbar, zum Andenken an den Einzug des Herrn in Jerusalem, das Sacrament herumgetragen wurde. Matthäus Paris (de vitis Abbat. monaster. S. Albani) erwähnt dasselbe Statut der Kantelberger Kirche. Über die sogenannte Arca Dei (Gottesarche) sind die Gelehrten uneins. Wie aber immer die Sache sich verhalte, so viel leuchtet ein, dass nach der Einführung des Frohnleichnamsfestes zwei Dinge nöthig wurden, erstens ein Gefäss, vom Zeigen (*monstrare, ostendere*) Monstranz, Ostensorium, Venerabel, Sonne, Melchisedech (Corblet p. 65) u. s. w. genannt, mit einem Griffe oder Untersatze, wie am Kelche, um es zeigen zu können; zweitens ein Platz, der auf dem Altare zur Aufstellung des Sacramentes unter würdiger Umgebung von Lichtern u. dgl. ermittelt werden musste. Nun gestehe ich aber offen, dass die Geschichte der Monstranze für mich wenigstens eine dunkle und verworrene ist. Die älteste, welche ich kenne, ist die vortreffliche aus Ratingen bei Düsseldorf auf Kosten des Pfarrers gefertigt im Jahre 1394. Vom Jahre 1264 bis 1394 ist aber ein weiter Weg von 130 Jahren. Eine Pyxis als Monstranze anzusehen, geht nicht an, denn diese ist eben so wenig durchsichtig als ein Ciborium. Die Sichtbarkeit gehört zum Frohnleichnamsfeste und da ist Glas oder Krystall nothwendig, wie zu Marseille, wo vereinst am Frohnleichnams-

faste die Mutter Gottes mit dem Jesukinde umhergetragen wurde und dieses trug in seinen Händen die im Krystalle sichtbare Hostie. Und dennoch scheint es sich so verhalten zu haben, dass eine Pyxis (Büchse) anfangs an vielen Orten die Stelle der Monstranz vertrat, also die ältere Sitte des eucharistischen Gefässes noch beibehalten wurde. Conservator Fr. Bock, der bekannte Verfasser der Geschichte der liturgischen Gewänder, wird zu seiner Zeit über mehrere Gefässe reden aus Horn, also wenig durchsichtig; aus Elfenbein, sogar mit eucharistischem Bildwerk, also gar nicht durchsichtig, die wahrscheinlich zu keinem anderen Zwecke als zur Aufbewahrung des h. Frohnleichnams dienten. Merkwürdig, dass sogar in Cöln und Umgegend sich eine alte Monstranze findet, ausser der genannten in Ratingen, die älter ist als die durch Sighort bekannt gewordene zu Freising. Überhaupt scheint es, dass das Frohnleichnamsfest nicht die schnelle Ausbreitung gefunden hat, die man nach dem Befehle Urban's voraussetzen sollte. Nach der Versicherung Corblet's hatten im siebzehnten Jahrhundert noch nicht alle französischen Kirchen eine durchsichtige Monstranze. Durandus, Bischof von Mende (lebte nach Urban), zählt alle Feste auf, spricht aber vom Frohnleichnamsfeste gar nicht; es wird zuerst im Concil zu Vienne 1311 unter Clemens V. besprochen und erst mit 1321 in Frankreich gefeiert, scheint aber erst im fünfzehnten Jahrhundert zur allgemeinen Anerkennung gekommen zu sein.

Sehen wir nun auf den Platz, der auf dem Altare der Monstranze eingeräumt werden musste, so scheint man anfangs, da die Ausstellung nicht so häufig war wie jetzt, der sacramentalische Segen mit der Monstranze (s. Corblet cet. p. 66) noch jünger ist, sich damit begnügt zu haben, ein eigenes Sacraments-Gehäuse für jedesmal auf den Altar zu stellen, und solcher künstlicher Gehäuse aus übergoldetem Eisen werden noch hier und dort unter alten Kirchengeräthen gefunden, und sie waren bisher ein Räthsel. Dass der Altar selber auf den heil. Frohnleichnam noch keine Rücksicht nahm, beweisen augenscheinlich die vielen Klapp- oder Flügelaltäre des fünfzehnten, ja des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts, bei denen auch nicht eine entfernte Ahnung von der Anlage eines Tabernakels (nach jetzigem beliebten Ausdrucke Sacramentshäuschens) vorliegt. Eben weil es im Altare fehlte, wurde es an den Evangelien angelegt, und die künstlichen Tabernakel zu Nürnberg, Ulm u. s. w. stammen alle aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ja Cöln legte das seine, das früher für sehr alt galt, erst im sechzehnten Jahrhundert an, und genaue Forschungen werden ergeben, dass kein einziges über das fünfzehnte Jahrhundert hinausreicht.

Mit dem Tridentinum fing man ungefähr überall an, das Tabernakel in einen Altar, Frohn- oder Seitenaltar, zu verlegen, und da das Tabernakel selbst schon einer ziemlichen Höhe bedarf, so wurde das frühere Altarbild nothwendig erhöht, und die späteren classischen Einflüsse, das Sinken der Religion und ihrer Wissenschaftlichkeit sammt allen ekelhaften Anhängseln der neuern Kunst- und Geschmacksrichtung thaten das Ihrige, um am Ende aus dem Altare das zu machen, was er ist. Der Stoff ist zu unerfreulich, um ihn weiter auszuführen, zumal unsere gelehrten Verfasser alles Nöthige gesagt haben. Eines jedoch muss ich noch hier berühren. Unsere Altarforscher glauben, die Erfindung der Ölmalerei habe einen sonderlichen Einfluss auf die Veränderungen des Altares ausgeübt. Ich erlaube mir anderer Meinung zu sein, und versetze mich gleich in die Wirklichkeit des Lebens. Bei der frühern Tempera- und Goldgrundmalerei blieb das Gemüth des betenden Beschauers ganz auf sich beschränkt, und wurde durch kein Nebenwerk gestört. Mit der Ölmalerei, welche auch die Schnellmalerei einführte, trat zugleich die Luft- und Landschafts-Fernsicht (Perspective) ein. Man denke sich nun eine Geburt Christi, dabei zum ersten Male die Landschaft von Bethlehem, mit den Hirten und Schäflein auf den grünen Bergen und den Engeln in der blauen Luft. Wie gross mag der Eindruck gewesen sein, der jetzt noch ein äusserst lieblicher ist! Es ist auch kein Wunder, dass jetzt die Schnitzaltäre ausser Gebrauch kamen, die mehr als ein Menschenleben beschäftigen können, und am Ende den lebendigen Eindruck der Malerei doch nicht erreichen. Was aber die Hauptsache ist, durch Luft und Landschaft wurde der Gruppirung sogar überflüssiger Gestalten ein grosser Spielraum gestattet, und in Verbindung mit dem hereingebrochenen classischen Geiste, der Vorliebe für Nacktes, Muskelverzerrung u. s. w. trat jetzt eine Willkür ein, die nicht nur bald auf das ganze Kunstgebiet sich ausdehnte, sondern endlich auch dahin ausartete, dass sie sich um die Christlichkeit der Kunst gar nicht mehr kümmerte, ja nicht einmal mehr die Kirche berücksichtigte, und ohne viele Umstände die christliche Ost- und Lucidenseite für den neuen Pinsel-Golliath verdeckte, vermauerte, veränderte. Es genüge an diesen Andeutungen, denn wir werden hoffentlich noch an anderer Stelle Gelegenheit haben, uns über die Ölmalerei auszusprechen, die wir für keinen Gewinn der Kirche halten. Man sehe sich die Altäre des fünfzehnten Jahrhunderts an, wie frisch ihre Farbengebung noch neben viel jüngern nach- und eingedunkelten Bildern aussieht, und man wird zugeben, dass beide, Christenthum und Farben, haltbarer waren.

Unsere Verfasser besprechen nun noch eine Menge sonstiger Einzelnheiten, die Missstände des Mangels der Vorhänge an Seitenaltären, den Ursprung der Baldachine u. s. w., endlich die jetzige Ausartung des Altars in einen Hochbau, der dem Opfertische seine Bedeutung nehmen würde, wenn es eben möglich und die Kirche eben nicht unverwüstlich wäre. Allein wir haben schon das Mass einer gewöhnlichen Recension überschritten und verweisen den Leser einfach auf die Schrift selbst, die wir ohne Bedenken für eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit halten. Anregen wird sie hoffentlich viel Gutes und zur Ausfüllung einiger Lücken hat sie selbst die Fingerzeige gegeben.

Kreuser.

---

* Professors v. Eitelberger Vortrag: „Über Städtebauten und Städteanlagen", welchen er, so wie mehrere andere junge Gelehrte, vor Kurzem in dem landständischen Saale in Wien gehalten hat, ist (bei Gerold in Wien) im Drucke erschienen.

* In Krakau wird die Herausgabe eines Prachtwerkes „Geschichte und Beschreibung der Krakauer Kathedrale" von dem hochwürdigsten Bischof Letowski vorbereitet. Ein sehr fleissiges Quellenstudium und eine ausführliche kunstgeschichtliche Würdigung seiner Gemälde, Altäre und seiner Schatzkammer, verbunden mit einer vorzüglichen artistischen Ausstattung, sollen dem Werke eine hervorragende Bedeutung geben.

* Die bedeutendsten kirchlichen Stiftungen, welche das Mittelalter in Frankfurt a. M. hinterlassen, ist die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu St. Bartholomae in Frankfurt a. M. und die mannigfachen Erinnerungen, welche die katholische Pfarrkirche Frankfurts hervorruft, müssen auch in den weitesten Kreisen ein ungewöhnliches Interesse erwecken. Aber abgesehen von der grossen historischen Bedeutung dieses Gotteshauses, so gehört der Frankfurter Dom auch in archäologischer Hinsicht zu einem der interessantesten Beispiele der Frühgothik in Deutschland. Er wurde im Jahre 1269 vollendet und von diesem Bau ist noch das gegenwärtige Langhaus des Domes erhalten; 1315 wurde der alte Chor abgebrochen und ein neuer angebaut. Die Kirche besitzt gleich hohe Schiffe mit viereckigen Pfeilern, die an den Ecken abgefasst sind und Dreiviertelsäulen als Gurtträger besitzen. Der Chor ist im reicheren gothischen Styl ausgeführt, das Querschiff ungewöhnlich

ausgedehnt, so dass die Kirche die Form eines griechischen Kreuzes erhält. Von besonderem Werthe sind auch die aus dem J. 1427 ausgeführten und entschieden im Charakter der Cölner Schule ausgeführten Wandgemälde des Chores. Im J. 1855—1856 wurde der Dom einer bedeutenden Restauration unterzogen und es wäre daher ein gerechtfertigter und bei Gelegenheit der Restauration günstiger Anlass gewesen, nicht nur die geschichtlichen sondern auch künstlerischen Verhältnisse der Bartholomäkirche zu Frankfurt a. M. gründlich und ausführlich zu behandeln und durch entsprechende Illustrationen zu verherrlichen. Über dieselbe liegt uns zwar gegenwärtig eine kleine Monographie von Dr. B. J. Römer-Büchner vor, welche im J. 1857 erschienen und den Zweck zu besitzen scheint, die Aufmerksamkeit auf dieses Bauwerk neuerdings hinzulenken; aber wir müssen gestehen, dass diese Monographie uns nur wenig befriedigt hat. Dieselbe mag zwar sehr fleissig und sorgsam in historischer Beziehung gearbeitet sein, dagegen lässt sie vollends unbefriedigt in Bezug auf die kunsthistorische Erläuterung und noch weniger dürften die schlechten Holzschnitte entschädigen, die das Werk zu illustriren bestimmt sind. Wir können desshalb auf dasselbe nicht näher eingehen, da es uns in dem Werke an den entsprechenden Anhaltspunkten mangelt.

* W. Lübke's „Geschichte der Architectur" hat in verhältnissmässig kurzer Zeit einen so erfreulichen Anklang gefunden, dass die erste Auflage derselben schon im J. 1857 vergriffen war. Gegenwärtig erscheint nun eine zweite Auflage dieses sehr empfehlenswerthen Werkes in einzelnen Lieferungen mit einigen wesentlichen Abänderungen und wobei auch die Zahl der Holzschnitt-Illustrationen von 200 auf 400 vermehrt wurden. Wir machen vorläufig auf das Erscheinen dieses neuen Werkes die Freunde der Baukunst aufmerksam.

* Das zweite Heft (J. 1858) der Zeitschrift für christ. Archäologie und Kunst, herausgegeben v. Quast und Otte, bringt die Beschreibung und Abbildung des Elfenbein-Relief auf einem lateinischen Evangelienbuch der Hamburger Stadtbibliothek von Chr. Petersen, einen literarhistorischen Nachtrag zur Erklärung des Werbener Kelches v. J. Zscher und eine Fortsetzung der archäologischen Reiseberichte von Hr. v. Quast, welche diesmal Ammensleben und Hammersleben betrifft. — An kleineren Aufsätzen und Notizen haben wir gefunden: die Urkunde des Bischofs von Hildesheim über die Einweihung der Sct. Michaelskirche im J. 1186, Reisenotizen über alte und neue Kunst, eine Notiz über die goldene Altartafel zu Basel und einen Beitrag zur marianischen Symbolik; ferner: Mittheilungen über Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler und literarische Anzeigen.

* Von dem zweiten Jahrgange der Zeitschrift „Kirchenschmuck", herausgegeben unter der Leitung des christlichen Kunstvereines der Diöcese Rottenburg sind zwei Hefte erschienen. Wir begegnen Nr. 1 einem Aufsatze über die Wahl und Anfertigung von Bildern auf kirchlichen Fahnen, einer Beschreibung der Kunstschätze zu Nieder-Altach in Nieder-Baiern, bestehend aus einer Casula, einem Zingulum und Pastorale des h. Godehard, Bischofs von Hildesheim, welche dem Ende des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts angehören sollen und einem Aufrufe zur Bildung von Paramentenvereinen. Nr. 2 enthält eine Fortsetzung der „Briefe an eine edle Frau" von Prof. Kreuser, worin die Bedeutung und Formen des Nimbus abgehandelt werden; die Beleuchtung einiger praktischer Fragen wegen Anschaffung des „Kirchenschmuckes", und eine Besprechung mehrerer Beispiele über die Darstellung Gott Vaters durch eine aus den Wolken gestreckte segnende Hand, welche sich in dem II. Bande des Jahrbuches der k. k. Central-Commission vorfinden. An artistischen Beilagen bringen beide Hefte zwei Farbentafeln mit romanischen Ornamenten und Zeichnungen zu einer Vesper-Stola, zu einem bischöflichen Handschuh mit aufgesticktem Kreuz, zu einem Chormantel u. s. w.

* Von Viollet le Duc erscheinen bei Bance in Paris nun auch: „Entretiens sur l' architecture" in monatlichen Lieferungen. Für Freunde mittelalterlicher Baukunst dürfte dieses Werk von grossem Interesse werden. Bis jetzt liegen zwei Hefte mit Tafeln und Holzschnitten vor.

* In Paris ist ein Werk von allgemeinem kunsthistorischem Interesse unter dem Titel: „Histoire de l'Art en France" erschienen, das ein kritisches Verzeichniss von allen Schriften über Malerei, Sculptur, Architectur und Kupferstichkunst in Frankreich enthält, welche von den ersten Zeiten bis auf unsere Tage herausgegeben wurden.

* Die Gesellschaft für Untersuchung und Erhaltung der Alterthümer im Grossherzogthume Luxemburg hat der k. k. Central-Commission den jüngsten Band ihrer Publicationen (Bd. XII) vorgelegt und zugleich den Wunsch um ferneren Austausch der Schriften ausgesprochen. Das Werk, dessen Inhalt — der Eigenthümlichkeit des Landes entsprechend — theils französisch, theils deutsch geschrieben ist, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält alle auf den Organismus, die Leistungen und Administration der Gesellschaft bezüglichen Mittheilungen. Die zweite Abtheilung dagegen wissenschaftliche Abhandlungen, worunter wir bemerken eine Abhandlung über die Römergräbnisse mit den Gemarkungen der Gemeinden Waldbillig, Heffingen und Steinfort v. Prof. Joh. Empling; — Essai étymologique sur les noms de lieux du Luxembourg germanique par M. de la Fontaine — und Geschichte der Michaelskirche in Luxemburg, v. N. Breisdorff. — Dem Bande sind drei lithographirte Tafeln, wovon zwei römische Alterthümer und die dritte eine Glocken-Inschrift enthält — beigegeben.

* Das letzte Doppelheft des Jahres 1857 von Didron's „Annales archéologiques" bringt eine Abbildung und Beschreibung des byzantinischen Reliquienschreines zu Limburg, von Abbé Ibach; eine Fortsetzung der Abhandlung über kirchliche Gewänder und zwar über die Bekleidung des Altars, von M. X. Barbier de Montault; Nachträge zur Abhandlung über Glocken mit einer Abbildung von M. Chr. Sauvageot und Baron de Fons Mélicoq, eine Abbildung und Erläuterung der Mosaik in der Kathedrale d'Aosta und die gewöhnliche archäologische Bibliographie.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 6. | **III. Jahrgang.** | **Juni 1858.**

Der romanische Baustyl in Österreich.

Von Dr. Wilhelm Lübke[1]).

In den österreichischen Ländern, mit Ausnahme der italienischen Provinzen, welche ihre eigene Kunstweise entwickeln, stehen alle Gebietstheile unter dem Einfluss deutscher Kunstübung, und selbst auf Slaven, Romanen und Ungarn erstreckt sich die Herrschaft des deutsch-romanischen Styles. Doch scheint keine feste Schultradition sich hierher fortgepflanzt, sondern nur in sporadischer Weise von verschiedenen Punkten eine Einwirkung stattgefunden zu haben. Wir finden in der reiflich gepflegten vorwiegend phantastischen Ornamentation denselben Grundzug, den wir in den Schulen des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz angetroffen hatten, aber wir werden zugleich gelegentlich durch auffallende Anklänge an sächsische Bauten überrascht; daneben mischt sich in den südlichen Gegenden mancher Einfluss der lombardischen Bauweise, besonders in der Anlage und Ausbildung der Portale, ein. Bei der Planform zeigt sich wieder darin etwas Gemeinsames mit süddeutschen Anlagen, dass das Kreuzschiff häufig fortgelassen wird und die drei Schiffe ziemlich in gleicher Linie mit drei Apsiden schliessen. Damit fällt denn auch eine reichere Thurmentfaltung fort, und nur in einer alten Abbildung der ehemaligen Domkirche zu Salzburg erkennen wir ein östliches Kreuzschiff mit zwei Treppenthürmen an den Giebelseiten und einem achteckigen Kuppelthurm auf der Vierung, daneben dann die beiden Westthürme. Mit letzteren müssen sich sogar die bedeutenderen Kirchen in der Regel begnügen. Eine höhere Entwickelung der Achitectur scheint überhaupt erst seit 1150 begonnen zu haben, und diesem späten Anfange entspricht das lange Festhalten an romanischen Formen, das wir in der Umgestaltung des sogenannten Übergangsstyles bis tief in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts verfolgen können. Ohne also im Ganzen und Grossen neue Gedanken und Conceptionen zu entwickeln, nehmen die österreichischen Länder die anderwärts ausgeprägten Formen auf und fügen ihnen lediglich in der bildnerischen Belebung einen Schmuck hinzu, der allerdings eine seltene Fülle und Beweglichkeit der Phantasie verräth und bisweilen Schöpfungen von vollendeter Durchbildung, von unübertroffener Schönheit des Details hervorbringt, welche freilich mit der Rohheit und Phantastik der figürlichen Darstellungen an denselben Werken in schreiendem Gegensatze steht. Diese Wendung lässt sich etwa seit dem Jahre 1200 wahrnehmen und gibt sich auch in der Aufnahme des ganzen im deutschen Übergangsstyl herrschenden Constructions-Systems kund.

Zu den in Österreich sehr seltenen Resten frühromanischer Zeit gehört der interessante, wahrscheinlich noch aus der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. herrührende Kreuzgang des Benedictinerklosters Nonnberg zu Salzburg[1]). Das Düstere des Eindrucks, die sehr schweren, massigen Formen, die abnorme Gestalt der Säulenbasis als umgestürzten Würfelcapitäls, die primitiven Kreuzgewölbe deuten auf eine noch unentwickelte Epoche der Bauthätigkeit.

---

[1]) Wir entnehmen diese Darstellung dem neuesten Hefte der zweiten Auflage von Lübke's Geschichte der Architectur (Cöln 1858, E. A. Seemann's Verlagsexpedition). Zum ersten Male wird darin den Denkmalen des österreichischen Kaiserstaates eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet und der Versuch gemacht, die Lücke auszufüllen, welche bisher in ähnlichen Werken in Bezug auf Österreich vorhanden war. Wie der Herr Verfasser bemerkt, benützte er nebst den Werken von Lichnowsky, dann von Ernst und Oescher, vorzüglich als Quellen „eine Reihe von Publicationen, die hauptsächlich durch die Thätigkeit der k. k. Central-Commission hervorgerufen wurden, und in denen eine umfassendere Durchforschung der österreichischen Denkmäler angestrebt wird“; dann das Prachtwerk: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates von Dr. G. Heider, R. v. Eitelberger und v. J. Hieser. Stuttgart 1856. D. Red.

[1]) Nach Dr. Heider's Annahme (Jahrbuch der Central-Commission II. Bd. p. 17) gehört dieser Kreuzgang in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts. D. Red.

Diese merkwürdige Anlage dürfte unter allen deutschen Kreuzgängen wohl das höchste Alter beanspruchen. Auch das in verwandter Constructionsweise ausgeführte Capitelhaus und die westliche Vorhalle der Kirche sind frühromanische Reste. Die übrigen bis jetzt bekannten rein romanischen Bauten Österreichs gehören ins XII. Jahrhundert, und zwar überwiegend in die zweite Hälfte desselben. Auffallender Weise scheint die Form der Säulenbasilica, die wir im südwestlichen Deutschland so oft trafen, in den österreichischen Ländern gar nicht vorzukommen, und selbst von der gemischten Anordnung wechselnder Säulen und Pfeiler finden sich so vereinzelte Beispiele, dass auch diese Anlage sich als eine fremdartige verräth. Dahin gehört S. Peter in Salzburg, im Wesentlichen vielleicht noch die nach dem Brande von 1127 errichtete Kirche, deren Grundriss trotz späterer Veränderungen den ehemaligen Wechsel von zwei Säulen und einem Pfeiler deutlich erkennen lässt. Das Schiff, ursprünglich flach gedeckt, wird von gewölbten Seitenschiffen eingeschlossen, verbindet sich im Westen mit einem viereckigen Hauptthurme, östlich dagegen mit einem wenig ausladenden Querschiffe, dessen Vierung eine Kuppel trägt, und an welches sich der kurze, später umgestaltete Altarraum mit rechteckigem Schlusse schlicht anfügt. Erinnert hier die Anordnung der Arcaden am meisten an sächsische Vorbilder, so ist dies noch entschiedener bei dem erst nach 1145 erbauten Dom zu Seckau der Fall, dessen Arcaden einen noch reicheren Wechsel in der Gestalt der Stützen zeigen und obendrein mit jener rechtwinkeligen Umrahmung versehen sind, welche wir an S. Godehard in Hildesheim kennen gelernt haben. Doch ist die Basilikenanlage durch Fortlassen des Kreuzschiffes wesentlich vereinfacht, und auch die Detailbehandlung beschränkt sich auf die Formen der attischen Basis mit den Eckknollen des wenig verzierten Würfelcapitäls, und im Äusseren auf den schlichten Rundbogen- und Würfelfries. In diese Reihe gehört sodann noch St. Georg auf dem Hradschin zu Prag, eine stark verbaute kleine Basilica mit Säulenkrypta und ziemlich roher Ausführung, ehemals im Mittelschiff ebenfalls flach gedeckt, über den Seitenschiffen aber mit Emporen versehen, deren halbirte Tonnengewölbe auf gewisse südfranzösische Bauten hinzuweisen scheinen. Die Thürme stehen hier am östlichen Ende neben den Seitenschiffen, gleichsam als Kreuzarme.

In überwiegender Mehrzahl ist die Pfeilerbasilica zur Anwendung gekommen, und zwar zunächst mit flach gedecktem Mittelschiff. So zeigte es ursprünglich der Dom zu Gurk in Kärnthen, dessen Hauptdispositionen in naher Verwandtschaft mit dem Dome zu Seckau stehen, denn auch hier endet das Langhaus ohne Kreuzschiff mit drei Apsiden, auch hier schliessen zwei westliche Thürme eine Vorhalle mit reich gegliedertem innerem Portale ein. Dagegen besitzt dieser einfache Bau an seiner hundertsäuligen Marmorkrypta ein prachtvolles Unicum seiner Art. Die Bauzeit fällt in die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts. Eine höchst normale Anlage ist sodann die Stiftskirche St. Paul im Lavantthal (ebenfalls in Kärnthen), mit zwei Thürmen und Vorhalle, östlichem Kreuzschiff und drei Apsiden, an Pfeilern und Bögen mit vorgelegten Halbsäulen gegliedert. Einfache Pfeilerbasiliken der Kärnthener Baugruppe finden wir ferner in der Prämonstratenserkirche zu Griventhal mit geradlinigem Schluss des Chores und seiner Abseiten; sodann in der Stiftskirche zu Eberndorf mit ausgedehnter Krypta unter Chor und Kreuzschiff, und in der Cistercienserkirche zu Viktring bei Klagenfurt einen Bau mit Kreuzschiff, doch ohne Krypta, der bei entschiedenen Übergangsformen ursprünglich ein flach gedecktes Mittelschiff hatte. So soll auch die Stiftskirche zu Seitenstetten trotz ihrer Modernisirung die Spuren einer Pfeilerbasilica zeigen, und endlich hat Böhmen in der grossen Prämonstratenserkirche zu Mühlhausen (Milevsko) eine ähnliche Anlage aufzuweisen. Unter den ungarischen Kirchen gehören hieher die Kirche zu Felsö-Örs und der Dom zu Fünfkirchen, ein stattlicher Bau mit vier Thürmen, ohne Kreuzschiff, mit drei Apsiden am Ende des dreischiffigen Langhauses und einer Krypta in der ganzen Breite der Anlage.

In der Regel nahm man indess die vollständige Wölbung der drei Schiffe und den damit verbundenen, durch vorgelegte Halbsäulen gegliederten Pfeiler auf. Doch scheint diese vollendete Ausbildung der romanischen Basilica erst um 1200 allgemeiner in Österreich eingedrungen zu sein, wenn gleich hier wie überall die Cistercienser der Bewegung den ersten Impuls gaben, und die grossartige Abteikirche Heiligenkreuz in consequent durchgeführter rundbogiger Wölbung, obschon mit ungemein schlichter, fast nüchterner Formenbehandlung bereits 1187 vollendet war. Die Kirche, deren Gesammtlänge sich auf 255 Fuss beläuft, gehört zu den bedeutendsten österreichischen Bauten dieser Zeit und erhielt nachmals durch die grossartige Erweiterung des Chores eine imposante Innenwirkung. Den Rundbogen haben ferner in allen Theilen die interessante Kirche zu Deutsch-Altenburg vom Jahre 1213. Das Langhaus der Franciscanerkirche zu Salzburg ist dagegen ein ungemein klar entwickelter Bau der entschiedenen Übergangsepoche, der schon in der Pfeilerbildung die consequent durchgeführte Anlage mit reich gegliederten Gurten, spitzbogigen Arcaden und Gewölben anzeigt. Fenster und Portale sind jedoch noch im Rundbogen geschlossen, die Details einfach und selbst plump, mit Ausnahme eines prachtvollen Südportals, wahrscheinlich einem ehemaligen Kreuzschiffe angehörig, in Reichthum und Schönheit der Ornamente, Schlankheit der Verhältnisse, farbigem Wechsel der Steinlagen sich von der übrigen Behandlung so unterscheidend, dass man an italienische Arbeit denken muss. Der Chor ist ein durch Originalität und Grossartigkeit der Anlage ausgezeichnetes Werk der späteren Gothik. Hierher gehört auch die Stiftskirche zu Innichen in Tirol, eine entwickelte

Anlage mit Krypta und Kreuzschiff, mit reicher Ornamentation, namentlich bei ansehnlichen Portalen ausgestattet, darunter das westliche nach lombardischer Bauweise einen Vorbau hatte, dessen Säulen ehemals auf Löwen ruhten. Diese offenbar aus Italien stammende Portalanlage fand sich ehemals auch am Dom zu Salzburg und an der Stiftskirche S. Zeno. Auch in Böhmen gibt es einige bedeutende Bauten dieser Zeit, so die Dechanteikirche zu Eger, welche Anklänge an den Dom zu Bamberg zeigen soll; die grosse, 1197 begonnene Collegiatkirche zu Tepl, 264 Fuss lang, mit zwei Westthürmen, Kreuzschiff und drei Apsiden, die mittlere aus dem Zehneck geschlossen; ähnlich wie es scheint und nicht minder stattlich die Kirche zu Tismitz, ebenfalls mit drei Apsiden und zwei Westthürmen.

Am bedeutendsten ohne Zweifel entfaltete sich dieser Styl in den rein deutschen Provinzen, namentlich Niederösterreich. Hier tritt uns in der grossartigen Cistercienser-Abteikirche zu Lilienfeld eine der glänzendsten Leistungen des deutschen Übergangsstyles entgegen. Von der ausgedehnten Klosteranlage ist die Kirche sammt den Kreuzgängen und dem Capitelsaal aus dieser Zeit erhalten. Erstere, von 1202 bis 1220 erbaut, zeigt schon im Grundriss die originelle Bedeutsamkeit, welche den meisten Bauten dieses Ordens eigen ist. Der Chor, ursprünglich polygon geschlossen, wurde nachmals durch einen imposanten quadratischen Hallenbau erweitert. Die achteckige Pfeilerform dieser Theile so wie die seltsam barocken Consolen an deren oberem Ende, endlich die unorganische Anfügung dieser Theile scheint dafür zu sprechen, dass dieselben erst nach Vollendung des ganzen Baues hinzugefügt worden sind, um die Wirkung des Chores zu steigern. Das Kreuzschiff erhält ebenfalls durch Nebenhallen eine erhöhte Bedeutung. An den Gewölben wie an den Arcaden des Schiffes ist der Spitzbogen consequent durchgeführt, an den Chorarcaden dagegen herrscht noch der Rundbogen, der auch an sämmtlichen Fenstern und Bogenfriesen sich findet. Die Profilirung der Gewölbrippen hat im Schiff bereits gothische Formen, wie denn auch der ganze Grundplan hier mit seinen schmalen Gewölbjochen die quadratische Gliederung der Basilica aufgibt und gothischer Anlage sich zuneigt. Die Dimensionen sind höchst bedeutend, die ganze Kirche 264 Fuss lang, das Mittelschiff, bei 29 Fuss Breite, 78 Fuss hoch, verräth schon die schlank aufstrebende Tendenz. Auch das Äussere überbietet in seiner reichen und klaren Gliederung die sonst so einfache Bauweise dieses Ordens. Ein wahrhaft verschwenderischer Reichthum ist aber an dem Kreuzgange entfaltet, der mit seiner regelmässigen Anlage dem zierlichen, leider modernisirten Brunnenhaus, der reichen Ornamentation, den vollendet schönen Bogenöffnungen sammt dem Schmuck von über 400 Säulen aus rothem Marmor eines der glänzendsten Beispiele klösterlicher Prachtarchitectur bildet. An ihn schliesst sich der kaum minder bedeutende Kreuzgang zu Heiligenkreuz, dessen Bogen- und Gewölbstützen ebenfalls in mannigfaltigster Art mit 390 schlanken Säulen decorirt sind. Eine dritte bedeutende Kreuzgang-Anlage der Übergangszeit aus den Jahren 1205 — 1217 findet sich in dem ebenfalls Nieder-Österreich angehörenden Cistercienserstift Zwettl. In diese Epoche gehören ferner die Collegiatkirche zu Ardacker vom Jahre 1230, deren modernisirtes Schiff die spitzbogigen Arcaden und die abgeschrägten romanischen Pfeiler zeigt; die mehrfach umgebaute Stiftskirche in St. Pölten, ohne Querschiff mit drei Apsiden und zwei Westthürmen; Façade, Querschiff und Chor der Kirche zu Klosterneuburg, welche auch eine reiche und schöne Kreuzganganlage im vollendeten Übergangsstyle besitzt; dann die Stiftskirche zu Neustadt mit Schiff und Thürmen, ein grossartiger Bau dieser Epoche, spitzbogig in den Gewölben bei rundbogigem Schluss der Fenster und Portale; endlich in Wien selbst die durch ungemein edle Ornamentik, klar entwickelte Pfeiler- und Gewölbanlage und ein bedeutsames Querschiff ausgezeichnete Michaelskirche, so wie die Façade und das Westportal (die sogenannte Riesenpforte) am Stephansdome, wo die brillante Decoration in merkwürdigem Contrast mit der ungeschickten Phantastik der figürlichen Darstellungen steht.

Eine geschlossene Gruppe bilden sodann die ungarischen Bauten. Sie folgen in Anlage, Construction und Detailbildung im Wesentlichen dem romanischen Style Deutschlands, haben am Äusseren, an Portalen, Fenstern und Bogenfriesen den Rundbogen; im Inneren dagegen an den Gewölben meistens den Spitzbogen und in der Gestaltung des Grundrisses, übereinstimmend damit, die schmalere Anlage der Gewölbfelder bei gleicher Zahl der Joche im Mittelschiffe und den Abseiten, wie wir sie in Lilienfeld fanden. Das Kreuzschiff ist bis jetzt unter allen ungarischen Bauten romanischer Zeit nur an der Kirche zu Oeza bei Pesth gefunden worden; alle übrigen Anlagen haben den gleichmässigen Schluss der drei Schiffe durch Apsiden, von denen die mittlere bisweilen um ein Geringes vorgeschoben wird. An der Westseite erheben sich in der Regel zwei stattliche Thürme mit steinernen Pyramidendächern, zwischen ihnen öffnet sich die Vorhalle durch einen weiten Bogen gegen das Mittelschiff, dessen geringe Längenausdehnung dadurch etwas vergrössert ist. In der Ornamentation entfalten die ungarischen Bauten den höchsten Reichthum und bisweilen eine seltene Schönheit und Originalität. Zu den wichtigsten Denkmälern dieser Gruppe, die ihre Verbreitung in den Gegenden zwischen Drau und Donau findet, gehört die auf steiler Anhöhe gelegene Benedictinerabtei Martinsberg, im XIII. Jahrhundert neu hergestellt und 1222 eingeweiht, ein Bau in entwickelten Übergangsformen, mit reich gegliederten Pfeilern und Arcaden und consequent durchgeführtem Spitzbogen; der rechtwinklige Schluss des Chores und eine ausgedehnte Kryptenanlage

sind bemerkenswerth. Dahin ferner die Kirche zu Lébeny (Leiden), deren Äusseres eine ansprechend klare Gliederung zeigt, und bei der die Anlage der drei Apsiden nach dem in Ungarn herkömmlichen Brauche durchgeführt erscheint; dahin der Dom von Weszprim, die jetzt zerstörte Kirche von Nagy Károly, und die grösstentheils in Trümmern liegende Kirche zu Zsámbék, deren Grundriss die normale Anlage dieser ungarischen Bauten darlegt, und deren malerische Ansicht eine Anschauung von dem System der Construction gewährt, die hier schon dem Gothischen sich nähert. Den höchsten Glanz entfaltet diese Architecturschule an der Stiftskirche S. Ják, die in der Gliederung des Äusseren und der reichen Decoration alle anderen überbietet, namentlich aber eines der prachtvollsten Portale besitzt, die der romanische Styl hervorgebracht hat.

Im entschiedensten Gegensatz zu der reichen Ausbildung der ungarischen Kirchen stehen die kleinen, schmucklosen, selbst rohen Bauten Siebenbürgens, die indess, wenn gleich mit beträchtlichen Beschränkungen, die wesentlichen Merkmale des romanischen Styles zeigen. So die Kirche zu Michelsberg; sie hat ein flachgedecktes Mittelschiff, tonnengewölbte Abseiten und auf dem Chorquadrat ein Kreuzgewölbe; an der Façade ist eine mit dem Portal verbundene zierliche Flächengliederung durch Blendbögen auf Wandsäulchen bewirkt worden.

Eine im ganzen Bereiche des österreichischen Gebietes häufig vorkommende Anlage kleinerer Art bilden die Rundcapellen, die nur selten als Baptistereien gedient haben, wie die Capelle zu Petronell in Niederösterreich, auch nur ausnahmsweise Pfarrkirchen gewesen sind, wie die Rundbauten zu Scheiblingkirchen und zu S. Lorenzen bei Markersdorf, sondern grösstentheils die Bestimmung eines Karner (Carnarium), d. h. einer Grabcapelle gehabt haben. Sie liegen daher in der unmittelbaren Nähe der Hauptkirchen, in der Regel auf dem Friedhofe, sind meistens kreisförmig angelegt und mit einem Kuppelgewölbe bedeckt, und haben gewöhnlich eine kleine Altarapsis. Vorzüglich charakteristisch ist aber für alle diese Bauten, dass unter dem Hauptraume sich eine Gruft befindet. Reich gegliederte Anlagen dieser Art findet man zu Deutsch-Altenburg, Mödling, Neustadt (achteckig mit Apsis), in Steiermark zu Jahring, Hartberg, S. Lambrecht und Gaisthal (die Apsis auf einer Console), in Ungarn zu Ödenburg (achteckig) und in interessant abweichender Form, mit vier auf der Grundlage eines Kreises nach aussen vorspringenden Halbkreisnischen, zu Pápocz und S. Ják, in Böhmen zu Georgsberg, Plzenec, Schelkowitz und drei kleine Rundbauten zu Prag. Endlich begegnet uns in ganz Österreich eine Menge oft zierlich ausgebildeter einschiffiger Kirchen, die entweder ihren Thurm auf dem Chorraume haben, an den sich dann eine Apsis lehnt, wie die Gertrudskirche zu Klosterneuburg, St. Johann im Dorf und S. Martin in Campill bei Botzen, auch wohl ohne Apsis mit geradlinig schliessendem Chor, wie die Ruprechtskirche zu Völkermarkt, oder es tritt der Thurm an das Westende des Schiffes, wo dann eine Empore sich gegen das Schiff öffnet, so besonders in Böhmen die Kirchen zu Zábor, Tetín (mit geradem Chorschluss), Poric (mit Krypta), S. Jakob (mit reicher Belebung des Äusseren durch grosse Reliefgestalten) und endlich als eleganteste, mit reichem plastischem Schmuck ausgestattete Anlage die Kirche zu Schöngrabern.

Endlich erwähnen wir noch der Doppelcapelle auf dem Schlosse zu Eger. Die untere Capelle ist niedrig und ihre einfachen rundbogigen Gewölbe ruhen auf vier kräftig gedrungenen Säulen mit mannigfach verzierten Capitälen. Die obere Capelle hat dagegen spitzbogige Rippengewölbe auf ungemein schlanken, elegant gebildeten Säulen.

Bericht über eine kunstarchäologische Reise in Böhmen und Mähren.

Von Dr. Erasmus Wocel, k. k. Conservator in Prag [1]).

I.

Třebič.

Sechs Meilen in östlicher Richtung von Brünn liegt im Thale der Iglava die Stadt Třebič (Trebitsch), deren bereits in Urkunden des XII. Jahrhunderts Erwähnung geschieht. Auf der im Westen der Stadt sich erhebenden Anhöhe stand vor Zeiten eine landesfürstliche Burg, welche um das Jahr 1109 die Söhne Konrads, Herzogs von Böhmen, Ulrich und Lipolt, von denen der Erstere über das Brünner, der Zweite über das Znaimer Fürstenthum herrschte, dem Benedictiner-Orden übergaben. Bereits im Jahre 1110 soll die Kirche bei der neu gestifteten Abtei gegründet und von dem Olmützer Bischof Johann II. eingeweiht worden sein. Sowohl die Gründer dieser frommen Stiftung, als auch ihre Söhne Konrad II., Fürst zu Znaim, und Spitihnew, Fürst von Brünn, hatten das Kloster zu Třebič reich dotirt, so zwar dass dasselbe das ansehnlichste Benedictiner-Kloster Mährens wurde. Als erster Abt daselbst wird Kuno angeführt, der im Jahre 1138 starb; demselben folgte Adalbert; im Jahre 1160 erscheint urkundlich Náděj, sodann um 1174 Kuno II., und vom Jahre 1184—1201 Tiburcius, unter

[1]) Der Verfasser hat bekanntlich seine Reise im Auftrage der k. k. Central-Commission unternommen und seinen Bericht im December 1857 an dieselbe eingesendet. Nebst der Beschreibung der Kirche zu Třebič hat er auch jene der Kirche und des Kreuzganges von Tischnowitz geliefert. Letztere werden jedoch in dem „Jahrbuche" der k. k. Central-Commission ausführlich behandelt werden, daher deren Beschreibung hier unterbleibt. Zwar wird auch Třebič im Detail veröffentlicht, jedoch nicht in den Publicationen der k. k. Central-Commission, sondern in den „Mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaates".
D. Red.

dessen Regierung der Brünner Herzog Spitihnew der Abtei nicht allein alle Besitzungen bestätigte, sondern auch dieselbe durch neue Schenkungen bereicherte. Bedeutend für die Baugeschichte der Kirche ist folgende Stelle der zu Brünn im Jahre 1197 vom Herzog Spitihnew ausgestellten Donations- und Bestätigungsurkunde: *Laudabilem devotionem predecessorum meorum, quam erga monasterium Ste Marie in loco, qui vocatur Trebech, quod sumptuosa largitate ab ipsis fundatum esse dinoscitur, omni tempore ostentare videbantur, desiderans omnimode prosequi, — contuli dilecto abbati nostro T. (Tiburtio) sancte Marie villam* X [1]).

Diese Urkunde berichtet ausdrücklich, dass das Marienkloster zu Třebič mit reichem Aufwande von den Vorfahren des Herzogs Spitihnew gegründet worden sei, eine Angabe, die der Anblick der noch bestehenden prachtvoll aufgeführten Kirche rechtfertigt. Von den nachfolgenden Äbten und den Schicksalen des Klosters kann hier füglich nicht gehandelt werden, weil die in Wolny's Topographie Mährens angeführten auf Třebič sich beziehenden Urkunden keine Angaben enthalten, welche zu der Baugeschichte der Kirche in näherer Beziehung stehen. Hervorzuheben ist jedoch, dass das Kloster und die Marienkirche zu Třebič von dem Hussitensturme verschont geblieben war, ein glücklicher Umstand, dem wir die Erhaltung dieses schönsten Baudenkmales der romanischen Periode in Mähren und Böhmen zu verdanken haben. Im Verlaufe des XV. Jahrhunderts sank der Wohlstand des Klosters immer tiefer herab — zumal durch das höchst ungerechte, rechtswidrige Schalten des Königs Matthias Corvinus mit dem Eigenthume der Abtei; ebenso willkürlich verfuhr König Wladislaw mit den noch übrigen Gütern des Klosters, indem er dieselben an Herrn Wilhelm von Pernstein im Jahre 1491 für die Summe von 15.500 ungr. Gulden verpfändete, und zwar auf so lange, bis entweder der König von Böhmen oder der Benedictiner-Convent jene Güter durch Zurückzahlung der Pfandsumme wieder auslösen würde. Da dieses nun nicht geschah — denn der Convent existirte damals nicht mehr, der letzte Abt Tiburcius war verschollen, die Mönche auseinander gegangen — so verblieben die Klostergüter im Besitze der Herren von Pernstein. Im Jahre 1502 erhielt Wilhelm von Pernstein vom Könige die Erlaubniss, den alten, Einsturz drohenden Thurm des Stiftes Třebič abzutragen und das Material desselben zur Ausbesserung der Klostermauern zu verwenden [2]). Endlich wurden die Güter sammt den Gebäuden der Abtei, welche ganz herabgekommen und zerstört, seit langer Zeit weder von einem Abte noch von Ordensmännern bewohnt waren, vom Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1556 erblich dem Wratislaw von Pernstein für dessen wichtigen dem Staate geleisteten Dienste verliehen. — Von den Pernsteinen überging die Herrschaft Třebič durch Kauf an die Familie Osowsky von Doubrawic und von dieser gelangte sie durch Heirath mit der Witwe des Smil von Doubrawic in den Besitz des berühmten Karl von Žerotin. Die Witwe Žerotin's ernannte in ihrem letzten Willen (am 6. Februar 1637) ihren Bruder Adam Grafen von Waldstein zum Haupterben, indem sie zugleich bestimmte, dass der jeweilig lebende Älteste der von Adam von Waldstein abstammenden Linie dieses gräflichen Hauses die Herrschaft Třebič besitzen und benützen sollte. Dieser Bestimmung zu Folge befindet sich Třebič gegenwärtig im Besitze Sr. Excellenz des Grafen Christian von Waldstein-Wartenberg, als des Seniors der gräflich Waldstein'schen Familie.

Die ehemalige Benedictiner-Abtei Třebič — gegenwärtig ein gräflich Waldstein'sches Schloss — erhebt sich am steilen Felsenhügel auf der Westseite der gleichnamigen Stadt. Durch das Einfahrtsthor gelangt man in den weitläufigen Hof, der von den Flügeln des Schlosses, welche die Kanzleien, Beamtenswohnungen u. s. w. umfassen und an der Ostseite von der grossartigen Basilica, an welche der Schlossflügel mit den gräflichen Apartements angrenzt, eingeschlossen wird. Die westliche gegen den Hof gerichtete Façade der Kirche ist von zwei Thürmen flankirt und weiset die deutlichsten Kennzeichen der im vorigen Jahrhunderte bewirkten Modernisirung. Von West nach Ost dehnt sich die Basilica hin und bietet insbesondere an der Nord- und Ostseite einen imposanten Anblick dar, während die Südseite der Kirche durch den sich unmittelbar anschliessenden Schlossflügel grossentheils verdeckt erscheint. Das Mittelschiff steigt zur bedeutenden Höhe über die Seitenschiffe empor, das demselben sich anschliessende Chor stellt sich niedriger als das Mittelschiff dar. Die Seitenschiffe und das Mittelschiff sind von einfachen rohen Strebepfeilern gestützt, welche lediglich zur Festigung des Mauerwerks angebracht scheinen. Das nördliche Seitenschiff zählt 9 Rundbogenfenster; unter dem Gesimse desselben zieht sich der romanische Rundbogenfries und über diesem der Zahnschnitt hin; stellenweise gewahrt man über dem letzteren noch die Spuren einer dritten, aus sich durchflechtenden Dornen gebildeten Verzierung. Auf ähnliche Weise ist der Fries unter dem Dache des Chores ornamentirt. Die nördliche Chorseite hat sechs ziemlich schmale Rundbogenfenster, zwischen welchen sich Lisenen hinziehen, die auf einem wagrechten Wandstreifen aufruhen. Die Fenster des über dem Chore erhöhten Mittelschiffes sind langgestreckt, oben mit einem Spitzbogen geschlossen und durch Lisenen von einander geschieden, welche ebenso wie die Fenster und Lisenen des Chores auf dem Wandstreifen aufruhen, der die Aussenseite des Chores und des Mittelschiffes in horizontaler Linie durchschneidet. Unter dem Dache des Mittelschiffes gewahrt man keine Spur von irgend einer Friesverzierung. Die Ostseite der Kirche gewährt einen interessanten überaus malerischen Anblick. Aus der Rückwand des Altar-

[1]) Erben, Regesta p. 196.
[2]) Wolny's Topograph 6, 532.

hauses tritt die polygone Chornische in zwei Absätzen hervor. Der obere zurückweichende Theil des Chorschlusses hat kleine Rundfenster, und die Polygonalflächen desselben sind unter dem Dache vom Rundbogenfriese eingefasst; die untere viel grössere Abtheilung des Chorpolygons hat unter dem kleinen Pultdache gleichfalls einen kräftig modellirten Rundbogenfries; die Ecken des Polygons sind in ihren unteren Hälften von vortretenden Halbpfeilern gestützt, welche durch Rundbogen mitsammen verbunden sind. Unter dem mittleren Rundbogen ist ein schönes Rundfenster sichtbar. Zu beiden Seiten der polygonen Hauptapsis waren ursprünglich halbrunde Nebenapsiden angebracht, von denen sich blos die auf der Nordseite erhalten hat; die südliche Nebenapsis hatte man aber bereits vor langer Zeit eingerissen und vernichtet. Die reichen Ornamente der noch erhaltenen Seitenapsis lassen die barbarische Vernichtung der andern Chornische um so mehr bedauern, weil das malerische Bild, welches die Nordseite des Chors gewährt, auf der entgegengesetzten Seite ihr Pendant verloren hat. Ungewöhnlich reich geschmückt stellt sich der Fries unter dem Dache der Nebenapsis dar. Die obere Bordure bilden aus Blättern gefügte Bogen; von diesen, durch einige Leisten geschieden, ziehen sich facettirte Würfel hin, und tiefer noch bilden kräftig modellirte Halbkreise den Schluss der breiten Friesbordure. Zwei polygone Halbpfeiler treten aus der Mauerrundung als Stützen des Frieses hervor. Eigenthümlich ist das Capitäl-Ornament dieser Polygonalpfeiler: die drei Flächen des Knaufes sind nämlich mit kleinen Figuren, welche die Hände ausgestreckt halten, ausgefüllt, und über denselben ist die Büste eines Engels sichtbar, dessen Haupt in die Diamantbordure hineinragt. Über der Centralapsis erhebt sich der spitzige Giebel des Chores herüber, dessen Schenkel mit dem Rundbogenfries und dem Zahnschnitte geziert sind. Den flachen Abschluss des Seitenschiffes, an den die runde Apsis angebracht ist, schmückt eine aus Dornengewinden gefügte Friesverzierung. Die Chorseite der Kirche ragt in eine Gartenanlage hinein, und das am Fusse der Apsiden wuchernde Gesträuch vermehrt den malerischen Ausdruck des architektonischen Bildes.

Der interessanteste Theil der Aussenseite des Baues, das herrliche romanische Portal, ist dem Auge des Uneingeweihten gar nicht sichtbar. Im Jahre 1757 hatte man nämlich in das Portal und die Vorhalle desselben die Wohnung des Localseelsorgers hineingebaut, so dass man gegenwärtig in den beiden Zimmern, in der Küche und am Boden der Localistenwohnung die Bestandtheile des Portals mühsam zusammenlesen muss. Das Portal tritt aus der Hauptmauer etwas vor, und senkt sich dann, etwa 6' tief, in starker Verengung in die Mauer hinein. Die grösste Breite desselben beträgt 18', die Höhe 22'; der vermauerte Eingang in die Kirche ist ungewöhnlich eng, indem er blos 4' 7" beträgt. Der untere Theil des Portals, d. i. die Wandung desselben, wird zu beiden Seiten durch sechs Halbpfeiler gebildet, die mit ihren Kanten nach vorne gekehrt sind und mit den zurücktretenden Seitenflächen in der Tiefe zusammenstossen. In den so gebildeten Vertiefungen mochten ehemals schlanke Säulchen gestanden haben, worauf die noch vorhandenen Säulenfüsse und zierliche Blättercapitäle hinweisen. Die vortretenden Kanten der Wandpfeiler sind von reichen Relief-Ornamenten eingefasst, deren eigenthümliche Zierlichkeit nur durch eine treue Zeichnung veranschaulicht werden kann. Hier sei nur erwähnt, dass die Spitze der üppigen Blumenornamente der vierten und sechsten Pfeilerkante zu beiden Seiten zwei Menschenbüsten bilden, welche offene Bücher vor sich halten, durch welche wahrscheinlich der Künstler die vier Evangelisten bezeichnen wollte. Ein Architrav, dessen unterer Theil aus drei durch Hohlkehlen getrennten Rundleisten, der obere aber aus einem flachen Balken gebildet wird, trennt die Wandung von den prachtvollen Bogen des Portals. Die Leibung dieses Bogens ist von sechs breiten Gurtbogen, die durch Rundstäbe von einander geschieden sind, ausgefüllt. Das Ornament eines jeden der sechs Bogen gleicht dem Schmucke der demselben entsprechenden Pfeilerkante in der untern Portalwandung, und stellt sich als von Bändern umschlungene Bündelstäbe, Kränze, die von Rosetten festgehalten werden, schön geformte Blumen und Blättergewinde dar; besonders interessant ist der Schmuck des vierten Bogens, in welchem zwischen Blüthenranken viele Thier- und Menschenfiguren auf phantastische Weise angebracht erscheinen. Ganz oben in der Archivolte des Portalbogens gewahrt man die sitzende Figur eines Engels, und an der untersten Stelle, wo dieser Bogen auf dem Architravbalken aufruht, erblickt man gleichfalls eine Engelsgestalt, die mit dem Finger auf einen runden Schild zu deuten scheint. Das ganze Portal ruht auf einem kräftigen, in drei Absätzen sich erhebenden Sockel. Die Überwölbung des schmalen ehemaligen Eingangs in die Kirche ist aus vier Kreistheilen gebildet, und die Schenkel des so gefügten Vierblattbogens ruhen auf Consolen, die aus dem Architravbalken hervorspringen, und auf ihren unteren Flächen die zierlichen korinthisirenden Capitäle der Säulen tragen, von denen die Schäfte abgebrochen und nur noch die Fussgestelle erhalten sind. Das Portal ist aus hartem Sandstein ausgeführt, während das Material des übrigen Baues ein feinkörniger, grauer Granit ist. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass die interessanten Sculpturen des Portals mit Kalk und Mörtel bedeckt und in Folge der Bestimmung, die man dem letzteren vor einem Jahrhunderte gegeben, theilweise verwüstet sind.

Das Innere der Kirche dehnt sich in der bedeutenden Länge von 208' hin, wovon auf den Chor 90' kommen. Die Breite des Langhauses beträgt 64', von welchem das Mittelschiff die Hälfte und jedes der beiden Seitenschiffe den vierten Theil einnimmt. Das Mittelschiff erhebt sich zu einer Höhe von 61'. Der gewöhnliche Eingang in

die Kirche befindet sich an der Nordseite gleich neben dem Thurme und ward erst in neuerer Zeit durchbrochen; nicht weit von diesem aber deuten zwei vortretende Halbsäulen im nördlichen Seitenschiffe den Ort an, wo der Eingang in die Kirche durch das herrliche gegenwärtig mit so raffiuirter Barbarei versteckte Portal führte.

Der von aussen mordernisirte Haupteingang an der Westseite stellt sich im Innern als ein roher, stark in die Spitze gezogener gothischer Bogen, der in die 9′ dicke Mauer gebrochen ist, dar. Dieser Eingang führt in die Halle, über welcher sich die Empore des Musikchors erhebt. Die Vorhalle nimmt die ersten zwei Travéen des Mittelschiffes ein und wird durch drei Pfeiler und eine romanische Säule in drei Schiffe abgetheilt. Jeder der kurzen stämmigen Pfeiler hat seine eigenthümliche Bildung des Capitäls und der Basis, wiewohl sie alle darin übereinkommen, dass den Pfeilerkern mehrere Flächen und zahlreiche vorragende Kanten von Halbpfeilern umgeben. Auf diesen Stützen ruhen die Quer- und Kreuzrippen des schwerfälligen Gewölbes von sehr geringer Steigung, dessen Kappen aus Bruchsteinen massiv gebildet sind. Die vielen in einem grossen runden Schlusssteine zusammentreffenden Diagonalrippen des Gewölbes sind einfache Rundstäbe, die hier blos eine decorative Bedeutung haben. Die vielen Halbpfeiler, welche als Stützen der Wölbung an den Wänden angebracht sind, haben, zumal in den flachen, unten abgerundeten Schildern ihrer Capitäle, romanische Formen. Zu jeder Seite des Haupteinganges befindet sich ein schmales, in eine scharfe Spitze zulaufendes Fenster, das durch die überaus tiefe Maueröffnung, in welcher es angebracht ist, nur wenig Licht in die Halle entsendet. In diesem an Formen des Übergangsstyls so reichen Hallenraume gewahrt man, wie bereits erwähnt, blos eine Rundsäule und nur einen Rundbogen, welcher die beiden Pfeiler der Nordseite verbindet.

Das Mittelschiff wird durch zwölf Pfeiler von den beiden Seitenschiffen geschieden. Dieselben stellen sich als schmucklose, in vielen Ecken vorspringende Polygonalpfeiler dar, welche durch die gothischen, in scharfe Spitzen zulaufenden Arcadenbogen verbunden werden. Die Pfeiler ruhen auf einfachen, sehr niedrigen Sockeln; in der Höhe des Schlusses der Arcadenbogen werden die Pfeiler durch schmale Deckenplatten nach oben abgeschlossen. Auf der Deckenplatte des ersten, dritten und fünften Pfeilers sind Heiligenstatuen, die aber einer viel späteren Zeit angehören, aufgestellt; in bedeutender Höhe über denselben treten Kragsteine aus der Mauer vor, auf welchen die Rippen der Wölbung des Mittelschiffes aufruhen. Über dem zweiten, vierten und sechsten Pfeiler zu beiden Seiten des Mittelschiffes ziehen sich längs der Scheidemauer halbe Bündelsäulen hin, deren mit Reliefsculpturen gezierten Capitäle die Stützpunkte der Gewölbrippen des Mittelschiffes bilden. Die Structur dieser Deckenwölbung rührt aber aus der späteren gothischen Bauperiode her.

In den beiden Seitenschiffen hat sich die ursprüngliche Deckenwölbung erhalten. Aus den Seitenwänden derselben treten polygonale Halbpfeiler vor, die ein Kämpfergesims tragen, welches den massiven Quer- und Kreuzrippen der niedrig gespannten Wölbung zur Stütze dient.

Der interessanteste Theil des ganzen Baues ist aber der hohe Chor, dessen eigenthümliche Anlage das Auge des Besuchers vor Allem an sich zieht. Der Chor hat die ansehnliche Länge von 90 Fuss, und erstreckt sich, wie es in alten Klosterkirchen häufig erscheint, tief in das Mittelschiff hinein. Die Breite desselben beträgt etwa 29 Fuss. Dieser weitgestreckte, um einige Stufen über dem Boden des Langhauses erhöhte Raum besteht aus drei Abtheilungen. Die erste derselben wird vom Mittelschiffe durch einen hochgespannten Spitzbogen getrennt, dessen Schenkel einige Klafter tief unter der Deckenwölbung zusammenstossen, so dass der Raum zwischen der Öffnung des Bogens und der Deckenwölbung durch eine ausgedehnte Mauerfläche ausgefüllt wird. In jeder der Zwickelflächen zu beiden Seiten des Bogens ist eine ziemlich breite vom Rundbogen überdeckte Öffnung angebracht, welche durch eine romanische Zwergsäule in zwei Theile geschieden wird. In einer Entfernung von 32 Fuss erhebt sich auf kräftigen vorspringenden Kragsteinen ein zweiter, und in einem gleichen Abstande von diesem der dritte Scheidebogen, hinter dem die aus dem Achteck construirte Apsis den östlichen Schluss der Choranlage bildet. In der Mauer des zweiten Scheidebogens sind unter der Deckenwölbung vier schmale Rundbogenfenster und in der Mitte der dritten Scheidewand ist ein ähnliches Fenster angebracht. Merkwürdig ist die Construction der Überwölbung dieser Chorabschnitte. Aus den vier, jede Chorabtheilung oben einschliessenden Mauerflächen springen Kragsteine vor, aus denen sich die Kreuzrippen zum Mittelpunkte der Wölbung hinüberschwingen, während je zwei Querrippen an der Wandfläche selbst in einen spitzigen Bogen zusammenlaufen. Der Architekt hatte jedoch die Absicht, der Wölbung jeder einzelnen Chorabtheilung die Form einer Kuppel zu geben, daher brachte er, um den Übergang von den senkrechten Wänden zur Bedeckung zu vermitteln, in den Ecken Gewölbzwickel an, wodurch sich die Form dieser Deckengewölbe einigermassen der maurischen Kuppelwölbung nähert.

Die Gewölbgurten der polygonalen Apsis ruhen auf acht hochgestreckten Halbsäulen, deren Capitäle reiche Blätterornamente haben. Eine überaus zierliche, von 33 niedrigen, durch Spitzbogen verbundenen Säulen gebildete Colonade zieht sich längs den Wänden dieser Apsis hin. In grosser Mannigfaltigkeit stellen sich die trefflich ausgeführten Capitäle der schlanken Arcadensäulen dar, man gewahrt da Voluten- und Knospencapitäle, ferner Capitäle, die mit Akanthus-, und andere, die mit Distelblättern geziert sind, einige umgeben Vogelgestalten und an anderen ragen

aus Weinblättern Menschenfiguren hervor. Die Deckenplatte der Säulen, so wie die Archivolten der Arcadenbogen sind gleichfalls mit reichem und geschmackvollem Reliefschmuck geziert. Ein schönes von kräftigen Rundstäben eingefasstes Radfenster ist von dem unförmigen Altare verdeckt.

Hohe Beachtung verdient endlich die Thür, welche aus dem Chore in die Sacristei führt. Auf dem kräftigen Sockel steht zu jeder Seite des Sacristeieinganges eine Säule; das Capitäl der linken Portalsäule ist das einfache Knospencapitäl, während der Knauf und Abacus der gegenüber stehenden Säule mit Arabesken überreich geschmückt ist. In der Wandung des kleinen Portals unter dem horizontalen Thürsturze erblickt man ein Reliefbild, das Adam und Eva unter einem Palmbaume darstellt, auf der entgegengesetzten Seite stellen sich zwei mit den Hälsen sich umschlingende Schwäne dar. In den Archivolten der Rundbogen, die sich über dem Eingange spannen, gewahrt man das Diamantornament und eine aus Sternen gefügte Verzierung. Das Thürbogenfeld wird durch fünfblättriges von einer schönen Bordüre umgränztes Ornament ausgefüllt. In der mit kreuzweis gelegten eisernen Streifen beschlagenen Thüre gewahrt man das Wappen der Pernsteine, den Büffelkopf mit dem Ringe, welches andeutet, dass diese Eisenthüre Wilhelm von Pernstein um das Jahr 1505 herstellen liess.

Ein auf ähnliche Weise ausgeführtes Portal stellt sich dem ersteren gegenüber an der Südseite des Chores dar; durch die Thüre desselben, die ehemals in die rechte, vor Jahren abgetragene Seitencapelle führte, gelangt man in den die Ostseite des Chores umgebenden Garten. Unter dem Bogen, welcher den Chor von der Apsis trennt, befinden sich überdies zwei niedrige Thüren; die eine derselben führt zu der engen Wendelstiege, auf welcher man zu dem Oratorium gelangt, die andere aber öffnet den Zugang zu der Treppe, welche in den engen, in der Mauerdicke angebrachten Gang leitet, der rings um das Presbyterium geführt ist, und aus dessen kleinen Rundbogenfenstern sich theils die Aussicht nach Aussen, theils der Einblick in das Innere des Kirchenraumes öffnet.

Ein Gefühl der Bewunderung ergreift selbst den gewöhnlichen Besucher, wenn er, zwischen den Pfeilern der Vorhalle am westlichen Haupteingange stehend, den weiten Kirchenraum überblickt. Es ist die herrliche Perspective, welche durch die Pfeiler des hohen Mittelschiffes, die drei Scheidebogen des langgestreckten Chors mit seiner zellenförmigen Rippenwölbung und die schmuckreiche Wandarcade der Apsis gebildet wird, die einen so überraschenden Anblick gewährt. — Nicht weniger interessant sind die beiden K r y p t e n, die unter dem Chorraume und der halbrunden Seitenapsis angelegt sind. Die Hauptkrypta zieht sich in einer Länge von 81 Fuss unter dem Chore hin; die Breite derselben beträgt 27 Fuss, die Höhe 12 Fuss. Durch sechzehn in zwei Reihen stehende Pfeiler wird dieser unterirdische Raum in drei Schiffe getheilt, und aus den Wänden treten überdies 24 Halbpfeiler vor. Die an den Kanten abgeschrägten Pfeiler stehen auf breiten, in den Ecken mit Blättern gezierten Unterlagen; die kelchförmigen Pfeilercapitäle sind mit mannigfachen kräftig modellirten Blätterornamenten versehen. Auf diesen Pfeilern und Halbpfeilern ruhen gothische Gewölbrippen auf; der Raum zwischen denselben wird aber nicht durch Gewölbkappen, sondern blos durch lose Bretter ausgefüllt. Zwei niedrige Rundbogenfenster entsenden durch schlauchförmige, in die wohl 13 Fuss dicke Mauer sich hinabsenkende Öffnungen ein spärliches Licht in die dunkle weitgedehnte Unterkirche. Sowohl der Eingang, der aus dem Kloster in die Krypta führte, als auch jener, durch den man in die Kirche gelangte, ist seit langer Zeit vermauert. Gegenwärtig gelangt man durch einen in der südlichen Mauer durchbrochenen Eingang aus dem Garten in die Krypta. Aus der Hauptkrypta führt eine Öffnung in die viel kleinere unter der halbrunden Nebenapsis angelegte Seitenkrypta. Dieselbe ist im Rundbogen überwölbt und hat keine Pfeiler.

Schliesslich noch einige allgemeine Bemerkungen über die Bauart dieses Gotteshauses. Aus den geschichtlichen Andeutungen und dem in der Kirche angebrachten Pernsteinischen Wappen ergibt es sich, dass die Kirche am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von Wilhelm von Pernstein restaurirt worden war. Aus dieser Periode rührt höchst wahrscheinlich die Erhöhung des Mittelschiffes und die dadurch bedingten Veränderungen im oberen Theile desselben her. Über dem Scheidebogen, der den Chor vom Langhause trennt, liest man aber die Aufschrift: *„Honori Dei et B. V. Mariae ex profanatis ruderibus restituit Joannes Josephus S. R. I. comes de Waldstein Anno 1703.* Diese Herstellung aus profanirten Trümmern kann unmöglich auf die Hauptbestandtheile des Baues bezogen werden. Das Gebäude mochte wohl wüste und baufällig gewesen sein, doch hatte die damals erfolgte Herstellung der Kirche ganz gewiss sich blos auf die Dachung, das Gewölbe, die Festigung der Mauern und das Ausweissen des Innern erstreckt. Vom Baustyle und dem Geschmacke der Zopfperiode gewahrt man am Organismus dieses Bauwerkes keine Spur; wohl aber stehen die auf alten Grund- und Hauptmauern aufgeführten Thürme als deutliche Wahrzeichen des im achtzehnten Jahrhundert herrschenden Baustyles dar, wie denn auch eine Aufschrift über der kleinen Thür unter dem Chorbogen berichtet, dass im Jahre 1756 eine Fürstin von Fürstenberg, geborne Gräfin von Waldstein, jene Thürme hatte erbauen lassen. Die Kirche aber stellt sich in ihrer Gesammtanlage als ein Werk der Übergangsperiode dar. Der östliche Theil derselben, wo der Anfang des Baues stattgefunden, hat durchaus romanische Formen; jedoch weiset der Polygonalschluss der Hauptapsis, das schöne Radfenster und das Spitzbogenornament der Wandarcade auf die Periode des Übergangsstyles hin.

dessen Typus im Langhause und in der Halle unter der westlichen Empore noch deutlicher ausgeprägt erscheint. Auch die den Übergang von den senkrechten Wänden zu der Wölbung vermittelnden Zackenbogen kommen zuweilen, wiewohl selten, an Kirchenbauten vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vor. Die Spitzbogenwölbung der Seitenschiffe und der Vorhalle ist massiv, schwerfällig, und hat eine sehr geringe Steigung; die Gewölbstützen haben zumeist das romanische Gepräge. An der Aussenseite des Baues walten aber die romanischen Formen vor, insbesondere mahnt das herrliche Portal mit seinem reichen Schmucke an die Blüthenperiode des romanischen Styles, wobei aber der Vierblatt-Bogen über dem Eingange als ein Kennzeichen der späteren Zeit sich darstellt. — Durch diese Umstände und überdies durch die Analogie mit ähnlichen Bauwerken Deutschlands und Frankreichs wird man bemüssigt, die Erbauung der Benedictinerkirche zu Třebič gegen den Schluss des XII. Jahrhunderts zu setzen. Erwägt man nun, dass in der oben angeführten Urkunde vom Jahre 1197 Herzog Spitihnew erwähnt, das Kloster sei bereits von seinen Vorfahren mit reichem Aufwande *(sumptuosa longitate)* gegründet worden, so wird man genöthigt, anzunehmen, dass sich dieser Ausdruck blos auf die Gründung und Dotirung der Abtei beziehe, dass jedoch die Kirche selbst, wie sie in ihren Hauptformen gegenwärtig sich darstellt, im Verlaufe der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts und am Anfange des XIII. Jahrhunderts ausgebaut worden sei.

Die gothische Kirche zu Strassengel in Steiermark.

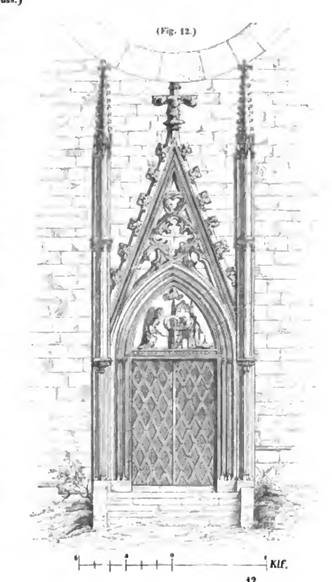
Beschrieben von Karl Weiss.

(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

(Schluss.)

Indem wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Äusseren der Kirche zuwenden, sind es zwei Portale, welche hiebei zunächst in Betracht kommen.

Das westlich gelegene Hauptportal (Fig. 12) öffnet sich in einem breiten Spitzbogen mit einer nach innen in mehrfacher Gliederung verjüngten und aus einem Wechsel von fünf Rundstäben und Hohlkehlen bestehenden Laibung. Drei stärker hervortretende Rundstäbe gliedern sich zu beiden Seiten als dünne Halbsäulchen mit Laubcapitälen und cannelirten Säulenfüssen, die jedoch auf dem gemeinsamen Portalsockel ruhen. Über dem Spitzbogen baut sich ein hoher breiter Giebel auf, dessen Füllung mit Masswerk verziert und dessen Seiten mit Knorren der verschiedensten Form und strengsten Stylisirung bedeckt sind. Den Abschluss des Giebels bildet eine Kreuzblume. Als äusserste Einrahmung des Portals ist auf jeder Seite eine ziemlich starke Säule mit reichem Laubwerkcapitäl angebracht und auf der Deckplatte desselben erhebt sich eine äuserst langgestreckte Fiale, die in der Mitte durch ein Gesims untertheilt ist und deren Flächen mit Halbsäulen gegliedert sind. Die Kante der Fiale ist mit Knorren und Wimpergen geschmückt; die Kreuzblume, welche dieselbe bekrönt hat, fehlt. Von grossem Interesse ist die Sculptur des Tympanon mit der Darstellung der Maria Verkündigung. Maria knieet in einem weiten faltenreichen Mantel mit aufgelöstem, über die Schultern tief herabhängendem Haare und einer Krone auf dem Haupte — unter einem Spitzbogen mit Fialen — vor dem Betschämel und hält die rechte Hand gegen die Brust zugewendet, links neben dem Betschämel steht eine Blumenvase mit der Lilie; auf dem ersteren liegt ein Buch aufgeschlagen und der Gestalt Maria's gegenüber erblickt man den Engel mit etwas gebeugtem Knie und dem ihr entgegenhaltenden Spruchbande. Ganz nahe der Stirne Maria's die Gestalt einer Taube und hoch oben in der



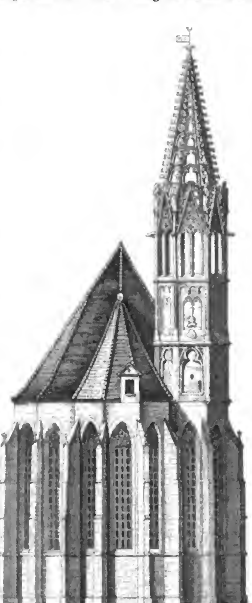
12

Mitte der ganzen Gruppe, halb in Wolken gehüllt, das Brustbild des Gottvaters mit langem gescheitelten Haare. Am Saume der Wolken hängt in der Richtung der Taube ein kleines nacktes Figürchen mit gestrecktem Körper.

Etwas verschieden von dem Portale der Westseite ist jenes des südlichen Einganges. Der Spitzbogen erscheint nach aussen hin geschweift und innen etwas gedrückt. Die Profilirung der sich verjüngenden Laibung besteht zwar gleichfalls aus mehreren Rundstäben, dieselben setzen jedoch nicht auf Halbsäulen ab, sondern reichen bis auf den Boden herab, wo sie auf achteckigen cannelirten Säulenfüssen ruhen. Die Rundstäbe wechseln ferner zwischen stärkeren und schwächeren und sind durch einen gemeinsamen Sockel mit einander verbunden.

Die äusserste Linie des Spitzbogens ist mit Knorren geschmückt und eine Kreuzblume bekrönt den Bogen; der Spitzbogen des Portals wird von zwei dreiseitigen, über Eck gestellten Fialen gestützt, jede der Fialen ist wie jene des Westportals durch eine Gesimsung in zwei Theile geschieden und an den Ecken durch schlanke, flach anliegende Halbsäulen gegliedert, auf denen sich kleine Giebelverzierungen erheben.

Auch dieses Portal hat im Bogenfelde eine figuralische Darstellung, nämlich die Kreuzabnahme Christi in einem eigenthümlichen Charakter. Christus liegt mit steifem langgestrecktem Körper, die Dornenkrone auf dem Haupte, im Schoosse der auf einer Bank sitzenden Maria. Zu beiden Seiten des Kreuzes, welches die Gestalt eines zweiästigen Baumes hat, steht Johannes und Magdalena — beide in ihrer typischen Stellung, links erblickt man noch eine betende Frau und zu den Füssen vor Christus einen der Jünger, welcher die Füsse mit einem Tuche trocknet. Unter dem Kreuze ist der Todtenschädel angebracht und über der Gruppe schweben halb in Wolken gehüllt drei Engel, von denen der eine ein Rauchfass hält und ein zweiter sich mit einem Tuche das Antlitz verhüllt.



(Fig. 13.)

Was die Architectur beider Portale anbelangt, so verdient jenes der Südseite den Vorzug. Das decorative Element tritt hier nicht so störend wie bei dem Hauptportale auf. Die Überhöhung des Spitzbogens durch den hohen breiten Giebel gibt dem letzteren eine etwas unförmliche Gestalt und steht mit der ganzen Anordnung in keiner organischen Verbindung. Es hat fast den Anschein, als wäre dieser Giebel nur desshalb angebracht worden, um die todte, sonst nur durch das Rosenfenster unterbrochene Mauerfläche der Westfaçade zu beleben. Beide Portale zeigen dagegen in ihren ornamentalen Details eine tüchtige Durchbildung, so wie Geschmack und Reinheit in den einzelnen Formen. Die Sculpturen der Bogenfelder weisen indess auf ein typisches Festhalten an damals schon vorhandenen Mustern und älteren Darstellungen. Die Körper der Figuren sind etwas steif, der Ausdruck in den Köpfen — wiewohl nicht ohne Charakteristik — ist doch ohne inneres Leben und Wärme; die Gewandung dagegen reich und schön gefaltet und mit künstlerischer Freiheit behandelt. Beide Compositionen tragen das Gepräge einer naiven, aber tiefen religiösen Empfindung an sich.

An den freistehenden Theilen der Kirche werden die Mauern durch stark hervortretende Strebepfeiler verstärkt. Diese, dreifach abgestuft, sind oben mit einem Giebel abgeschlossen, welcher einst durch eine Kreuzblume bekrönt war. Um die ganze Kirche läuft in der Höhe der Fensterbrüstung ein Kaffgesimse und unter den Ansätzen des Pultdaches schliessen die Mauern mit einer ganz einfachen, aus einer Deckplatte bestehenden Gesimsung. — Diese schmucklose Anordnung der äusseren Theile der Kirche beeinträchtigt jedoch nicht den Gesammteindruck, da die schlanken Verhältnisse des Baues hier von überwiegender Wirkung sind. Insbesonders in der Richtung nach Osten mit den drei, nur in sanften Linien sich brechenden Chorschlüssen und dem hoch emporragenden, prachtvollen Thurmbaue steigert sich dieselbe zu einem äusserst glücklichen Effecte (Fig. 13).

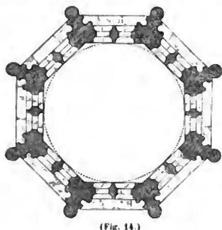
Wir gelangen nun zur Beschreibung des Thurmes von Strassengel. Derselbe ist, wie bekannt, ein Meisterwerk kühnen und verwegenen Aufbaues, zarter und lebendiger Gliederung, und es ist bis jetzt in Österreich aus dieser Periode kein Thurmbau bekannt, welcher in Hinsicht der Eleganz, Zierlichkeit und technischen Gewandtheit mit dem in Frage stehenden verglichen werden kann (vgl. Taf. IV).

Er baut sich im Achteck auf dem Gewölbe der nördlichen Seitenapside in drei durch ein Kranzgesimse untertheilten Stockwerken und einem durchbrochenen Helme auf. Acht Pfeiler, grösstentheils auf den Gewölbstützen des Chorschlusses ruhend, bilden die Hauptträger des ganzen kunstvollen Steingerüstes; jeder der Pfeiler beginnt unten in einer Dicke von 2′ 6″, ist nach innen und aussen profilirt, verjüngt sich im zweiten Stockwerke auf 2′ und erhält erst beim Abschlusse des dritten Stockwerkes durch den Umstand, dass jeder der Pfeiler nach aussen die horizontale Linie beibehält, während der Thurm nach innen zu sich verjüngt, wieder eine Verstärkung bis 5′.

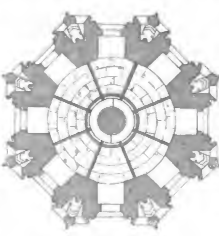
Nach den Messungen des Architekten Lippert hat der Thurm von dem Gesimse des Kirchendaches an bis zur obersten Spitze eine Höhe von 16° 2′ 3″, wovon die Höhe des ersten Stockwerkes 2° 1′ 4″; jene des zweiten Stockwerkes 2° 4′ jene des dritten Stockwerkes (bis zu den Wasserspeiern gerechnet) 2° 1′ 3″ beträgt. Von hier bis an die äusserste Bekrönung haben die Giebel eine Höhe von 2° 3′ und von dem Abschlusse der Giebel bis zur obersten Spitze misst der durchbrochene Thurmhelm 6° 4′ 8″.

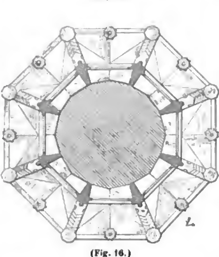
Die Kernmauer des Thurmes hat im ersten Stocke eine Dicke von 2′ 6″; in der zweiten Etage verjüngt sich dieselbe auf 2′ Dicke und verbleibt in dieser Stärke bis zum Abschlusse dieses Stockwerkes.

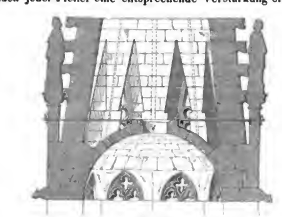
Die Helmrippen sind 9″ dick und 1′ 8″ tief mit Hinzurechnung des vorgelegten Rundstabes. Die Steinplatten des Masswerkes haben eine Dicke von 5″ und die Knorren eine Höhe von 11″, eine Breite von 9″ und eine Länge von 10″.


(Fig. 14.)

Fassen wir nun zuerst die constructiven Verhältnisse des Thurmes ins Auge, zu dessen näherem Verständnisse wir drei Grundrisse (Fig. 14, 15 und 16) und einen Durchschnitt (Fig. 17) folgen lassen. (Fig. 14 ist der Grundriss des Thurmes in der Mitte des dritten Stockwerkes; Fig. 15 jener in der Mitte der Giebel und zwar beim Beginne des kleinen Kreises; Fig. 16 der Grundriss in der Höhe des Kranzgesimses der Giebel und Säulen-Capitäle und Fig. 17 der Durchschnitt des Kuppelgewölbes.) Ein Achteck, wovon nur fünf Seiten geschlossen und die übrigen drei Seiten offen sind, so dass die Stützpunkte in der Gewölbung des sich anschliessenden Seitenschiffes gesucht werden mussten, bilden die Grundlage des Aufbaues. Acht Pfeiler von 2′ 6″ Dicke mit einer Kernmauer von 2′ Dicke erheben sich auf demselben bis zu einer Höhe von mehr als 7° frei und in senkrechter Linie, ohne eine Widerlage im Innern zu haben. Erst am Abschluss des dritten Stockwerkes fängt sich der innere Raum des Thurmes zu verjüngen an, wodurch auch jeder Pfeiler eine entsprechende Verstärkung erhalten musste. Von dort ist sodann im Innern zur Verstärkung der Widerlagskraft ein kleines Kuppelgewölbe eingespannt, um


(Fig. 15.)


(Fig. 16.)


(Fig. 17.)

einen nothwendigen Vermittlungspunkt für die Solidität der Construction zu erhalten. Dieses Kuppelgewölbe hat eine 2′ weite Öffnung, wodurch man in den durchbrochenen Thurmhelm gelangt, und unmittelbar oberhalb dieser Öffnung schwebt ein zwei Zoll dicker eiserner Ring (vergl. Fig. 16), an welchen in der Richtung der acht Säulen, die aussen zwischen den Giebeln sich erheben, acht Eisenschlüssen mit Haken angebracht sind, um die äussern freistehenden Säulen mit den Engelstatuen festzuhalten. Sie geben durch die ganze Füllung der Säulen, und sind nach aussen mit einem Keile angespannt, wie aus dem Durchschnitte in Fig. 18 deutlicher ersehen werden kann.

Dieselbe im Holzschitte gegebene constructive Anordnung zeigt auch, dass bei den Anläufen der Giebel, wo schon, wie bemerkt, das Kuppelgewölbe eingespannt ist, auch die Rippen des Thurmhelmes beginnen. Da jedoch jede der acht Mauerflächen bis zum Abschlusse der Giebel voll gehalten ist, so treten auch dort erst die Rippen frei hervor, was übrigens die Ursache ist, dass der Thurmhelm scheinbar verkürzt ist und nicht ganz im Verhältnisse zu der Höhe der Stockwerke steht. Die Rippen selbst vereinigen sich in eine glatte Spitze, die mit einem breiten Kranzgesimse abgeschlossen ist.

Was die äussere, decorative Anordnung des Thürme anbelangt, so bemerkt man, dass im ersten Stockwerke die Pfeiler im halben Achteck vortreten und unten von Consolen gestützt werden, welche Köpfe von entschiedenem, sehr charakteristischem Gepräge bilden. Jede der Flächen ist in einem Spitzbogen gegliedert, in dessen Bogenfüllung ein Dreipass mit scharf bervortretenden Nasen eingelassen wurde.

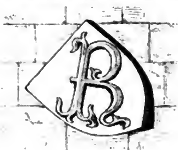
Im zweiten Stockwerke sind den Pfeilern Halbsäulen mit cannelirten Sockeln vorgelegt, welche bis in das dritte Stockwerk reichen und von diesem nur durch das Abtheilungssims getrennt sind. Jede Fläche ist hier oben mit einem profilirten Rundbogenfriese verziert, dessen mittlere, gemeinsame Schenkel auf Consolenträger mit Köpfen gestützt sind, und dessen äusserste Schenkel lesenenartig sich in der ganzen Länge der Fläche fortsetzen. Um ferner die mittleren leeren Theile jeder Fläche noch besser zu beleben, ohne dieselben durchbrechen zu müssen, wurden doppelte Spitzbögen mit Dreipässen in den Bogenfüllungen eingefügt und auch hier Köpfe als Consolenträger der gemeinsamen Schenkel angebracht. Die charakteristische Auffassung jeder dieser Köpfe lässt vermuthen, dass hier Portraits von Persönlichkeiten angebracht wurden, welche entweder mit dem Stifte Rein oder speciell mit der Erbauung der Kirche im Zusammenhange stehen. An den Flächen der östlichen Seiten dieses Stockwerkes erblickt man endlich auch drei Wappen, von denen das rechts befindliche den steirischen Panther (Fig. 18), das mittlere den österreichischen Bindenschild (Fig. 19) und das linke einen Schild mit dem Buchstaben R (Fig. 20), wahrscheinlich eine Beziehung auf das Stift Rein vorstellt.

Was nun insbesonders die hier auftauchende Reminiscenz des Rundbogenfrieses anbelangt, so wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass derselbe bei einer späteren Restauration enstanden ist. Eine genaue Untersuchung hat jedoch erwiesen, dass dieses Ornament organisch mit dem Baue des Thurmes verbunden ist, und das Ganze aus Werksteinen herausgearbeitet ist, von denen keine Spur aufgefunden werden kann, dass sie in einer späteren Periode ausgewechselt wurden. Bei dem Charakter der Frühgothik, den der polygone Aufbau der ersten zwei Stockwerke des Thurmes besitzt, kann auch die Reminiscenz des Rundbogenfrieses nicht so besonders auffallen.

(Fig. 18.)



(Fig. 19.)



(Fig. 20.)

Im dritten Stockwerke sind an den Pfeilern die Halbsäulen des zweiten fortgesetzt. Aus den Pfeilern entwickeln sich hier in den Flächen etwas gedrückte und profilirte Spitzbögen, die zu Fensteröffnungen durchbrochen sind. Jedes dieser Fenster wird durch einen Pfosten untertheilt, welcher in zwei kleineren Spitzbogen endigt. In der Bogenfüllung der Fenster ist ein Vierpass als Masswerk angebracht.

Über jedem Fester baut sich ein in Dreipässen durchbrochener, steil emporstrebender Giebel mit reicher Profi-

lirung und verschieden gearbeiteten Knorren auf. Zwischen jedem Giebel ist ein Wasserspeier, der die Anläufe desselben mit einander verbindet und über den Wasserspeiern erheben sich auf den Pfeilern freistehende Säulen, welche mit einem reichen Blätterkranze und einer profilirten achteckigen Deckplatte abschliessen, und die auf 10″ hohen quadratischen Basen die Träger von 5′ hohen Engelstatuen bilden. Von diesen Figuren ist jede in einer andern Stellung, die Gewandung derselben reich und frei drappirt und die Köpfe von einem zarten und edlen Ausdruck. Einige der Engel tragen in den Händen Spruchbänder.

Von der Stelle an, wo die Rippen des Thurmhelmes frei hervortreten, ist in gleichen Theilen spitzbogiges Masswerk eingesetzt, welches in der Profilirung zierlich und leicht gehalten ist. Die Rippen sind überaus reich mit Knorren überdeckt, so dass sie beinahe den Eindruck des schlank aufstrebenden Helmes schwächen.

In der äussersten Spitze des Thurmes ist eine 2″ dicke Eisenstange eingesetzt, welche bis 4° in das Innere des Thurmhelmes herabreicht und in eine Wetterfahne mit der Darstellung des englischen Grusses ausmündet.

Nachdem wir nun alle Theile der Kirche, welche dem primitiven Baue angehören, beschrieben haben, müssen wir noch auf jene Zubauten Rücksicht nehmen, die in spätere Epochen fallen und auch der Restaurationen erwähnen, die, wie wir aus der geschichtlichen Darstellung wissen, durch Elementarereignisse nothwendig gewesen sind.

Zu den Anbauten der Kirche gehört jene Capelle, welche Abt Hermann im Jahre 1455 erbaut hat, die späterhin zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes genannt und worin das heilige Grab aufgerichtet wurde; ferner die Sacristei und der zweite Thurm, welchen derselbe über dieser Capelle errichtet hatte.

Die Capelle so wie die Sacristei sind noch heute in ihrem ursprünglichen baulichen Charakter erhalten. Sie liegen am westlichen Ende des südlichen Seitenschiffes. Erstere ist tonnenförmig eingewölbt und ohne jede weitere architektonische Verzierung; das obere Stockwerk getheilt in zwei kleine Quadrate mit spitzbogigen Kreuzgewölben. Die Rippen, welche aber, wie einzelne Beschädigungen zeigen, nur Zierrippen sind, sitzen an den Wänden auf Consolen auf. Zwei spitzbogige Fenster, durch einen Pfosten untertheilt und mit dem Dreipasse in der Bogenfüllung, erhellen den Raum. Oberhalb demselben erhebt sich der zweite Thurm im Vierecke. Aus der Zeit seiner Erbauung ist jedoch nur mehr der untere Theil vorhanden. Die obere Hälfte so wie der zwiebelförmige Thurmhelm gehört der Zopfzeit an, wie dies schon daraus hervorgeht, dass der untere Theil aus Werksteinen, der obere dagegen aus Ziegel gebaut ist.

An diesen Zubau stosst sodann eine zweite Capelle, die mit der neueren Sacristei in Verbindung steht. Erstere wurde in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von dem Abte Placidus erbaut und ist der heiligen Anna geweiht.

Im Innern der Kirche ist endlich am Westende ein Musikchor in der ganzen Breite des Langhauses errichtet, der auf drei Kreuzgewölben ruht, aber jedes architektonischen Schmuckes entbehrt.

Die innere Einrichtung der Kirche gehört insgesammt der neueren Zeit an. Sämmtliche Altäre sind modernisirt, und nur hinter der Mensa des Hauptaltars sind noch zwei romanische Säulen aufgestellt, die ohne Zweifel jenem Altartische angehörten, der einst in der Capelle stand, an deren Stelle die gegenwärtige Kirche erbaut wurde. Wir geben hier eine der Säulen im Holzschnitte (Fig. 21). Sie hat keine Sockelgliederung, dagegen ein abgestumpftes Würfelcapitäl.



(Fig. 21.)

In der Mitte der Kirche stand noch im verflossenen Jahrhundert eine kleine Capelle mit dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Maria. Dieselbe wurde abgebrochen als die Kirche geschlossen werden musste, und das Gnadenbild ober dem Hauptaltar angebracht.

Die zwei Seitenaltäre besitzen schöne Altarbilder, von dem Kremser Maler Schmid ausgeführt, wovon das eine den heiligen Sebastian, das zweite den Märtyrer Johann von Nepomuk vorstellt.

Über die an der Kirche vorgenommenen Restaurationen wissen wir nur, dass zwei derselben durch Elementar-Ereignisse nothwendig wurden. In welchem Umfange aber dieselben stattgefunden, darüber sind uns keine näheren Nachrichten bekannt geworden.

Deutliche Spuren dieser Restaurationen lassen sich aber an dem Baue selbst nachweisen. So haben wir bereits angedeutet, dass das Capitäl eines der Pfeiler, dann das nördlich gelegene Fenster unter dem Musikchore mit dem den Pfosten und dem Masswerke vorgelegten Rundstabe auf eine spätere Umgestaltung hinweisen. Noch deutlicher zeigen sich dieselben an dem alten Thurme, wo eine von dem Architekten Lippert vorgenommene nähere Untersuchung ergeben hat, dass Theile von Helmrippen und deren Knorren, sowie mehrere Glieder des Masswerkes ganz neu eingesetzt wurden. Und während die älteren Theile rein und kräftig gearbeitet sind, ist nicht nur die Zeichnung sowie auch die angewandte Technik der neueren roh und nachlässig, auch das Materiale ist verschieden. Während die ganze Kirche und der Thurm

aus Kalktuff erbaut wurde, hat man bei den Restaurationen Sandstein angewandt, der bereits Spuren starker Verwitterung zeigt und in nächster Zeit eine neue durchgreifende Restauration des Thurmes unbedingt nothwendig macht.

Wenn wir nun einen Blick auf den Gesammtcharakter der Kirche werfen, so finden wir an ihr die Elemente der Blüthezeit des gothischen Styles in allen ihren Einzelnheiten klar und bestimmt ausgesprochen. Schlank und straff streben alle Theile empor, die Last der Gewölbe wurde vermindert durch die Anwendung der spitzbogigen Einwölbung, der Schub der Ersteren durch die Bildung starker Diagonalrippen auf die Pfeiler vertheilt und nirgends der Entwickelung von Massen oder unbelebten Flächen Raum gelassen.

Die Pfeiler selbst sind zart gegliedert und die Profile rein und scharf gearbeitet, bei den Capitälen ist noch die Kelchform angewendet, das Ornament strenge stylisirt, jedes der Fenster hoch und breit durchbrochen und das Masswerk streng geometrisch eingetheilt. In beinahe allem macht sich aber noch Einfachheit und Mässigung geltend, nirgends ist von Überladenheit und Geziertheit eine Spur, nirgends noch das Streben zu erkennen, das decorative Element in den Vordergrund zu stellen.

Unter den gothischen Kirchenbauten dieser Periode nimmt daher Strassengel mit seinem prachtvollen Thurme in Steiermark unbedingt den ersten Rang ein. Freilich haben sich aus dieser Zeit dort überhaupt wenig Kirchen erhalten, und die meisten gehören dem 15. Jahrhundert an, aber selbst jene, die dahin zu rechnen sind, wie die Pfarrkirche zu Pettau, St. Magdalena zu Judenburg, St. Nikolaus in Obergeyring und St. Agatha in Wenk, Leechkirche in Gratz u. s. w., können nicht im Entferntesten mit Strassengel in Vergleich gezogen werden [1]. Nur die Wallfahrtskirche Maria-Neutift bei Pettau, die dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts angehört, ist desshalb besonders erwähnenswerth, weil sie dieselben Formen der Anlage und nur mehr ausgebildetere Details wie Strassengel hat. Im Grundrisse fast gleich mit der Letzteren, entbehrt sie aber des Thurmbaues und hat nur den Vorzug einer reicheren Ornamentik.

Was insbesonders den Thurm anbelangt, so ist, abgesehen von seiner ganz eigenthümlichen Anlage, die einfache Anordnung der ersten zwei Stockwerke, welche, wie schon erwähnt, ganz den Charakter der Frühgothik besitzen, bemerkenswerth. Erst von dem dritten Stockwerke an entfaltet sich ein reicherer Styl, eine feinere Durchbildung der Formen, und es dringt sich uns daher auch die Vermuthung auf, dass nur die unteren zwei Stockwerke unmittelbar in die Bauperiode der Kirche selbst fallen und vielleicht ein Zeitraum von 30—40 Jahren verflossen ist, bis der Bau desselben vollständig zum Abschlusse gekommen ist.

[1] Vergl. im II. Bande des „Jahrbuches" die Abhandlung: „Kunstdenkmale des Mittelalters in Steiermark" von Karl Haas, welche einen trefflichen Überblick gewährt.

Wiederholt ist natürlich auch die Frage aufgetaucht, wer die Kirche zu Strassengel gebaut hat. Hierüber schweigen alle uns bekannten Quellen. Die Nichtigkeit der Vermuthung, dass Hanns Puxbaum, der Baumeister des unausgebauten Thurmes von St. Stephan in Wien, dabei betheiligt war, hat bereits Haas in der obenerwähnten Abhandlung dargethan. Die Ähnlichkeit der Grundrissanlage des Chores von St. Stephan mit jenem der Kirche Strassengel kann übrigens nur denjenigen überraschen, der nicht berücksichtigt, dass das System der gothischen Hallenbauten im Allgemeinen eine gewisse Gleichmässigkeit der Formen bedingt.

III.

Beschreibung der Glasmalereien.

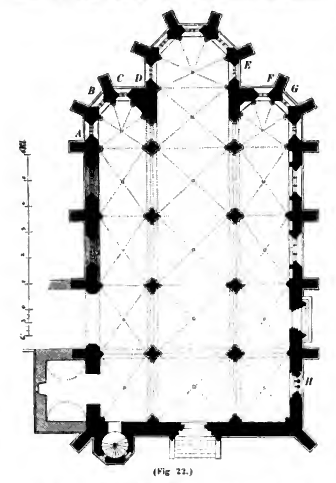
Es wurde bereits wiederholt bemerkt, dass in der Kirche von Strassengel auch alte Glasmalereien erhalten sind, und in den geschichtlichen Nachrichten über dieses Bauwerk (p. 98) haben wir die Vermuthung ausgesprochen, dass die letzteren möglicher Weise aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, das ist vor der Zeit der Erbauung der gegenwärtigen Kirche herrühren können. So interessant nun auch dieselben sind, weil im Allgemeinen wenig Beispiele dieses im Mittelalter mit unübertroffener technischer Gewandtheit geübten Kunstzweiges vorhanden sind, so rühren sie doch nicht aus so früher Zeit, wie wir ursprünglich angenommen haben. Eine nähere Untersuchung, die wir inzwischen an Ort und Stelle veranlasst und wobei uns der Conservator in Wien, Herr Albert Camesina, und der Landesarchäologe für Steiermark, Herr Karl Haas, freundlichst unterstützt haben, führte zur Überzeugung, dass die Glasmalereien in Strassengel — mit Ausnahme der vorgenommenen Erneuerungen — nicht der ersten, sondern dem Schlusse der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. angehören.

Im Nachfolgenden lassen wir eine Beschreibung der erwähnten Glasmalereien folgen. Im Voraus muss jedoch angeführt werden, dass ein Theil derselben im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen ist, vielfache Beschädigungen erst in jüngster Zeit eine Restauration derselben nothwendig machten, und bei diesem Anlasse auch die alte Reihenfolge der Darstellungen aufgegeben, Ergänzungen vorgenommen und eine neue Zusammenstellung versucht wurde, wodurch jedoch der Cyklus der ersteren gänzlich zerstört und eine ganz willkürliche Aneinanderreihung befolgt wurde. Einer späteren Restauration bleibt es vorbehalten, diesen Fehler zu beseitigen und vielleicht auch die Bruchstücke der neuen Ergänzungen durch solche zu ersetzen, die sich mehr dem Charakter der alten Glasmalereien anschliessen [1])

[1] Über die alten Anordnungen der Darstellungen gibt ein Büchlein: „Die Kirche zu Strassengel in Steiermark" (Gratz 1858, Ferstl's Buchhandlung) Aufschluss, welches das Stift Rein aus Anlass der siebenhundertjährigen Jubiläumsfeier herausgegeben hat. Es heisst hierüber: „Die Scheiben im Chorumgange entfalteten Hauptzüge aus dem Leben unseres Herrn

Was den Cyklus der Darstellungen anbelangt, so lässt sich indess aus den vorhandenen Theilen noch immer mit Sicherheit bestimmen, dass, so wie die Kirche in Verherrlichung des Mariencultus erbaut und der Hauptaltar „in Ern des heiligen und kostbaren Gottes Leichnam unseres Herrn Jesu Christi" geweiht wurde, auch die wichtigsten Momente aus dem Leben der heiligen Maria und ihres göttlichen Sohnes auf den Glasfenstern dargestellt waren. Darunter kehren am häufigsten Maria Verkündigung und die Kreuzigung Christi wieder, zwei Darstellungen, denen man auch bereits an den Eingängen der Kirche begegnet.

Im Ganzen sind acht Fenster, welche mit Glasmalereien ausgefüllt sind; sieben derselben gehören den Chorschüssen und nur eines derselben dem südlichen Seitenschiffe



(Fig. 22.)

an. Bei den übrigen Fenstern der Kirche haben sich blos in dem Masswerke Überreste erhalten. Wir wollen in dem beigefügten Grundrisse (Fig. 22) die Fenster mit den Buchstaben *A* bis *G* bezeichnen, worin sich Glasmalereien befinden, und noch darauf hinweisen, dass die Fenster in *A*, *D* und *E* durch zwei Pfosten in drei Theile und jene in *B*, *C*, *F* und *G* je einmal untertheilt sind.

Endlich haben wir uns bei der Beschreibung nur auf die Darstellungen beschränkt; was den ornamentalen Theil — der hier nicht, wie bei romanischen Glasfenstern Hauptsache ist — anbelangt, so dürfte im Allgemeinen die Andeutung genügen, dass Rundbögen und Spitzbögen, letztere mit Fialen, Baldachine und Giebel, welche die Localität der dargestellten Scene andeuten oder blos den leeren Raum ausfüllen sollen, beinahe überall angebracht sind.

Fenster *A*. Im Masswerke der Bogenfüllung ein Vogel in rothen, dann ein zweiter in blauen Farben und ein Löwe, welcher seine Jungen bewacht.

1. Reihe. *a)* Anna mit dem Kinde, erstere in liegender Stellung mit blauem Oberkleide. Vor ihr steht eine zweite weibliche Gestalt ohne Nimbus und im grünen Kleide. *b)* Ein Apostel mit blauem Nimbus und im violetten Unterkleide; ohne charakteristisches Merkmal. *c)* Anna mit Maria im Tempel vor dem hohen Priester. Anna, ohne Nimbus, trägt ein blaues und grünes Oberkleid; Maria ist mit blauem Nimbus versehen. Der Oberpriester, im gelben Oberkleide und gelber Mitra, steht vor einem Tische, welcher einer Altarmensa nicht unähnlich ist.

2. Reihe. *a)* der Vater des Johannes, wie er plötzlich die Sprache verliert, ist dargestellt als Greis im rothen Kleide und mit violetter Mütze, vor einem Tische stehend. In der Mitte und zur Seite desselben stehen unter einem Baldachin zwei Priestergestalten. *b)* Joseph und Maria auf dem Wege nach Bethlehem. *c)* Anna im Tempel vor dem Priester, bekennend dass sie guter Hoffnung ist, indem sie ihre Hand in die des hohen Priesters legt. Anna im violetten Unter- und grünen Oberkleide. Der hohe Priester im grünen Unter- und violetten Oberkleide.

3. Reihe. *a)* Maria von ihrer Mutter Anna in den Tempel vor dem Priester geführt. Maria mit blauem Nimbus und im grünen Unterkleide. Anna im gelben Unter- und blauen Oberkleide. Die Gestalt des Priesters mit gelber Mitra im Hintergrunde, so dass nur dessen Oberkörper sichtbar ist. *b)* Flucht nach Ägypten. Maria mit gelbem Nimbus, rothem Oberkleide und violettem Mantel, sitzt auf einem Esel in violetter Farbe. Das Christuskind ist nackt mit violettem Nimbus und Joseph nur zur Hälfte sichtbar im blauen Unter- und violettem Oberkleide dargestellt. *c)* Ein Engel verkündet Anna die Geburt Mariens. Anna im grünen Kleide, der Engel mit violettem Nimbus und blauem Kleide und einem Spruchbande: *„Noli fiere Anna, paries filiam nomine Marie"*.

4. Reihe. *a)* Zwei der heiligen drei Könige, wovon der eine ein violettes Unter- und rothes Oberkleid, der zweite ein rothes Unter- und grünes Oberkleid und in der Hand einen Becher trägt. *b)* Der Evangelist Matthäus, im

und der heiligen Jungfrau oder übersetzten die geheimnissvollen Glaubenslehren in symbolische Zeichen. Im Mittelfenster des Sanctuariums sah man gewöhnlich die Kreuzigung Christi und zu oberst das letzte Gericht dargestellt. Die Chorfenster waren den Passionsscenen, den Aposteln und vornehmsten Bekennern und Blutzeugen vorbehalten; die Fenster im Schiffe der Kirche den Patriarchen, Königen oder Propheten des alten Bundes und Heiligen beiderlei Geschlechtes aus dem neuen Bunde gewidmet. Nahe beim Eingange waren die Stammältern und der Sündenfall vorgestellt".

grünen Unter- und violetten Oberkleide. *c)* Der englische Gruss. Anna im rothen Unter- und grünen Oberkleide. Der Engel mit violettem Nimbus und blauem Oberkleide, dann einem Spruchbande: *„Anna in pomorio oravit ad dominum.“*

5. Reibe. *a)* Der heilige Stephanus im Priestergewande, mit den Steinen und einer Palme. *b)* Ein Ritter mit der Fahne in der Hand, neben ihm rechts ein Schild mit einem weissen Kreuze im rothen Felde. Der Schild oben abgerundet und länglich, unten spitz zulaufend. Er hat einen violetten Nimbus, trägt ein Kettengeflecht und gelben Lendner; dann einen grünen mit Hermelin gefütterten Mantel. *c)* Der heilige Bernard mit violettem Nimbus, weissem Ordensgewand und dem Stabe.

6. Reihe. *a)* Maria das Christuskind säugend, über ihr ein Engel; Maria mit violettem Nimbus, grünem Unter- und rothem Oberkleide; das Kind nackt und mit gelbem Nimbus. Der Engel hat gelben Nimbus, grünes Gewand und rothe Flügel. *b)* Ein Abt (Fragment) mit grünem Nimbus, schwarzer Cuculla und dem Stabe. *c)* Ein Engel verkündet Simeon, dass ihm eine Tochter geboren werden wird. Simeon mit grüner Herzogsmütze, grünem Unterkleide und violettem Mantel. Der Engel mit gelbem Nimbus, rothem Gewande und einem Spruchbande: *„Vade in domum tuam, Anna pariet tibi filiam.“*

7. Reihe. *a)* Ein Bischof mit grünem Nimbus, weisser Alba, grüner Dalmatica und blauer Casel. *b)* Der heil. Franz Seraph. (neu). *c)* Katharina (Fragment). Sie ist gekrönt, mit dem Rade und einer Palme, dann einem violetten Nimbus, grünem Unter- und rothem Obergewande dargestellt.

Fenster B. 1. Reihe. *a)* Petrus mit Buch und Schlüssel, violettem Nimbus, blauem Gewande und grünem Mantel. *b)* Der heilige Paulus, barfuss, mit Schwert und Gefäss, blauem Nimbus, grünem Unter- und rothem Obergewande.

2. Reihe. *a)* Andreas mit dem Kreuze, barfuss, mit gelbem Nimbus, grünem Gewand und blauen Mantel. *b)* Jakobus mit den Muscheln am Hut, in der Linken ein Buch und in der Rechten einen Stab haltend. Nimbus roth, Untergewand gelb, Mantel grün, die Mütze grünlich-blau und die Muscheln weiss.

3. Reihe. *a)* Johannes mit dem Kelch, grünem Gewande, braun-violettem Mantel und gelbem Futter. Eine Umschrift bezeichnet diesen Apostel fälschlich mit Matthäus. *b)* Ein Apostel, die rechte Hand auf die Brust und in der Linken ein Buch haltend. Ohne nähere Charakteristik, mit lack-rothem Nimbus, gelbem Gewande und rothem weiss gefütterten Mantel.

4. Reihe. *a)* Bartholomäus mit dem Messer, violettem Nimbus und blauem Mantel.

(Die übrigen Darstellungen sind durch den Aufbau des Altars verdeckt.)

Fenster C. 1. Reihe. *a)* Die heilige Dreifaltigkeit. Gott Vater auf einem Throne sitzend mit grünem Nimbus, rothem Kleide nnd violettem Mantel. *b)* Maria mit dem Kinde. Sie sitzt auf einer Bank und ist dargestellt mit rothem Nimbus, gelber Krone, blauem Kleide und rothem Mantel. Jesus nackt mit grünem Nimbus.

2. Reihe. *a)* Erzengel Michael auf einem Drachen stehend und die Füsse mit Panzerschuhen bedeckt. Michael mit violettem Kleide, grünem Mantel und Flügeln. *b)* Erzengel Gabriel mit dem Lilienstab. Er ist dargestellt mit grünem Nimbus, gelbem Gewande, rothem Mantel, violetten Flügeln und gelber Lilie.

(Die übrigen Darstellungen sind durch den Altar verdeckt.)

Fenster D. 1. Reihe. Masswerk. Im Vierpass das Osterlamm, in den beiden Dreipässen Propheten mit Spruchbändern. Das Osterlamm weiss mit blauem Nimbus und mit grüner Fahne. Der Hintergrund damascirt. *a)* Adam und Eva. Adam im violetten Gewande bearbeitet mit einer Hacke das Feld. Eva spinnt und hält in ihrem Schoosse ein kleines Kind (Kain). Das Kind ist in ein weisses Gewand gehüllt. *b)* Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese. Adam und Eva nackt. Der Engel in blauer Tunica und mit blauem Nimbus. *c)* Adam und Eva im Paradiese, beide nackt; die Schlange gekrönt und mit einem Menschenkopf. Das Laub an dem Baume ist nicht charakterisirt.

2. Reihe. *a)* Englischer Gruss. Maria knieend und mit einem Buche. Oben Gott Vater, wovon jedoch nur der Kopf sichtbar ist; gegen die Stirne Mariens zu die Taube. Der Engel knieend und einen Lilienstengel in der Linken haltend. Maria mit rothem Nimbus, rothem Gewande und grünem Überwurfe; die Taube mit kreuzförmigem Nimbus. Der Engel mit violettem Nimbus, grünem Gewande, rothem Mantel und gelben Flügeln. *b)* Anna verkündigt ein Engel, dass sie Maria gebären werde. Anna sitzt auf einer gelben Bank mit weissem Kissen und ist dargestellt in violettem Gewande und grünem Mantel; der Engel in blauem Nimbus, gelbem Gewand und mit weissen Flügeln. *c)* Maria im Tempel, mit rothem Nimbus und gelbem Gewand. Der hohe Priester mit rother Tiara, rothem und grünem Gewande. Im Hintergrunde Männer mit spitzen Mützen.

3. Reihe. *a)* Die heiligen drei Könige. Maria auf einer Bank hält das Kind im Schoosse, ihr gegenüber knieend die heiligen drei Könige. Über der Gruppe der Stern. Maria mit gelbem Nimbus, grünem Gewande, blauem Mantel und der Krone auf dem Haupte. Der erste König ohne Krone mit rothem Gewande und grünem Mantel, in der Hand ein kelchartiges Gefäss haltend, die übrigen mit Kronen, dann mit violetten und grünen Gewändern. *b)* Die Geburt Christi. Maria in liegender Stellung, neben sich in einer Krippe das Christuskind. Joseph mit dem Judenhut. Ochs und Esel aus einem runden Gefässe fressend. Maria mit grünem Gewande und blauem Mantel. Joseph mit violettem Gewande und weissem Mantel. Der Esel in blauer und der Ochs in rother Farbe.

c) Simeon und Anna um eine Nachkommenschaft bittend. Simeon barfuss mit gelbem Gewande und grünem Mantel. Anna mit blauem Gewande und gelbem Mantel.

4. Reihe. *a)* Jesus als Knabe unter den Schriftgelehrten. Jesus mit gelbem Nimbus, grünem Gewande und violettem Mantel. Die Schriftgelehrten mit spitzen Hüten, und violetten, blauen, gelben und grünen Gewändern. *b)* Marien's Opferung im Tempel. Maria gekrönt und eine Kerze haltend, mit gelbem Nimbus, violettem Gewand und grünem Mantel. Jesus mit gelbem Nimbus und violettem Gewande. Der hohe Priester mit blauem Gewand, gelbem Überwurf und blauer Mütze. *c)* Beschneidung Christi (Kopf der Maria neu). Christus steht auf einem Tische. Maria mit gelbem Nimbus und violettem Mantel. Joseph mit grünem Nimbus und rothem Gewande.

5. Reihe. *a)* Die Gefangennehmung Jesu im Garten. Christus mit rothem kreuzförmigem Nimbus, grünem Gewande und violettem Mantel. Judas mit rothen Haaren, gelbem Gewande und rothem Mantel. Von den Kriegsknechten ist der eine dargestellt mit einer Fackel, Eisenhut, Drathkapuze, gelben Ärmeln und röthlichem Wams; der zweite mit einem Judenhut, grünem Kleide und einer Waffe in der Rechten haltend; der Kriegsknecht vor dem Erlöser in einem Panzerhemd, mit Ärmeln von blau-grüner Farbe, Panzerkapuze, blauer Blechkappe, Waffenrock, gelben Lederhosen und aufgeschnittenen Schuhen. *b)* Die Jungfrau im Tempel mit der Spindel; der Webstuhl aufrechtstehend, das Untergewand grün. *c)* Christoph, im Wasser stehend und einen ausgerissenen Baum in der Linken haltend. Christoph mit grünem Gewande und rothbraunem Mantel.

6. Reihe. *a)* Ein Bischof mit einem Kirchenmodelle in der Hand. Neben ihm eine Heilige auf einem Drachen stehend, welcher am Halse mit einem Stricke gebunden ist, dessen Ende Erstere in den Händen hält. Die Heilige hat rothen Nimbus, gelbes Gewand und braunen Mantel; der Bischof eine weisse Alba, grüne Dalmatica, rothe Casula und eine rothe in der Form niedrige Mitra mit schwarzem Kreuz. Der Drache ist von grüner Farbe. *b)* Katharina. Neben ihr ein Mönch, um ihren Beistand anflehend. Katharina mit gelbem Nimbus und gelber Krone, gelbem Gewande und rothem Mantel. Der Mönch in schwarzem Talar. *c)* Ein Ritter als Donator. Derselbe ist knieend, nach links gewendet. Er trägt auf dem Kopfe einen Beckenhelm mit daran befestigtem Halsschurz als Ringwerk, kurzen Panzenhosen und Ärmeln. Seinen Leib bedeckt ein lederner Lendner, der in der Mitte durch Schnüre zusammengeflochten ist. Er ist ferner heraldisch mit den Farben seines Wappens bemalt. Bein- und Fussbekleidung ist aus geschlagenem Eisen, an den Knieen und Ellbogen sind Buckeln von Gold, die Handschuhe geschoben. Vor ihm lehnt sein dreieckiges Wappenschild, das viermal in Schwarz und Silber getheilt ist. Hinter ihm ist sein Stechhelm angebracht. Als Helmkleinod erscheint ein bärtiger Kopf mit einer weissen, unten schwarz besetzten kegelförmigen Mütze, die durch eine Schwungfeder verziert ist. Die Helmdecke ist schwarz und silbern. Um den Leib trägt der Ritter einen gelben Gürtel mit Rosetten, rechts einen Kelch, links ein Schwert.

7. Reihe. *a)* Neu. *b)* Zwei der heiligen 3 Könige. Zeichnung und Technik weisen jedoch darauf hin, dass diese Tafel später und zwar im Anfange des XVI. Jahrhunderts angefertigt wurde. *c)* Die Gemahlin des früher beschriebenen Donators. Mit grünem Gewand, rothem Hermelin gefütterten Mantel, goldenem Besatz und goldener Spange, und der Kopf mit einer Haube bedeckt.

Fenster E. Im Masswerke Sonne, Mond und Sterne in rothen und gelben Farben. 1. Reihe. *a)* Kreuztragung Christi. Christus mit blauem kreuzförmigem Nimbus, violettes Gewand. Das Kreuz hat die Form eines Baumes und die Farbe desselben ist grün. Die Juden sind mit Spitzhüten bekleidet. Rückwärts von Christus erblickt man Maria mit grünem Mantel, gelbem Nimbus und weissem Kopftuch. *b)* Dornenkrönung. Christus, gelbes Gewand, blosse Füsse. Einer der Knechte grünes Gewand, rothe Hose und gelbes Wamms; der zweite rothes Wamms, violette Hose und grüne Kapuze. *c)* Christus vor dem hohen Priester. Christus mit rothem kreuzförmigem Nimbus und violettem Kleide. Pilatus in grünem roth gefütterten Mantel mit blauem Kragen. Auf einer Bank die Häscher mit spitzen Hüten, grünen und gelben Gewändern.

2. Reihe *a)* Grablegung. Ein blauer Sarkophag vorn mit Leuchter und Kerzen und einer kauernden Figur in rothem Mantel. Nikodemus in blauem Mantel mit gelbem Spitzhute. Maria rothes Kleid mit blauem Nimbus und Johannes mit gelbem Nimbus und violettem Kleide. *b)* Kreuzabnahme. Das Kreuz ist grün, ästig und mit der Schrifttafel versehen. Maria mit rothem Nimbus, violettem Kleide und blauem Mantel. Johannes mit weissem Nimbus, grünem Kleide und rothem Mantel. Magdalena mit gelbem Nimbus, grünem Gewande und rothem Mantel. Ein Jünger mit violettem Gewande und gelbem ärmellosen Überwurf, die Füsse Christi werden von einer kleinen Figur in gelbem Nimbus, grünem Gewand, lackrothem Mantel gehalten. *c)* Christus am Kreuz. Einer der Engel das Blut in einem Kelche auffangend, der zweite knieend. Christus auf gelbem Kreuze mit der Schrifttafel und übereinander gehaltenen Füssen. Christus einen grünen Nimbus mit gelben Kreuzesarmen. Die Engel mit braunen und grünen Nimbus, blauen und violetten Gewändern.

3. Reihe. *a)* Christus dem Thomas die Wundenmale zeigend. Christus mit einer strahlenförmigen Aureole und kreuzförmigem Nimbus und grünem, roth-gelb gefütterten Mantel. Thomas mit weissem Nimbus, gelbem Mantel und violetten Gewändern. *b)* Die Frauen mit dem Engel am Grabe. Der Engel mit einem Spruchbande versehen in gelbem Nimbus, grünem Gewande und blauem roth gefütterten Mantel. Die Frauen in gelben, weissen

und blauen Nimbus und grünen Gewändern und weissen Kopftüchern. *c)* Auferstehung Christi. Christus mit violettem kreuzförmigen Nimbus, grünem Gewande und rothem, gelb gefütterten Mantel. Die Fahnenstange gelb mit einem Kleeblattkreuz und rothem Fahnentuch. Die rückwärts stehenden Krieger mit dem Speer und Eisenhut, der vordere einen Beckenhelm mit Drathgeflecht und Lendner.

4. Reihe. *a)* Maria als Beschützerin der Gläubigen in einer Aureole von vier Engeln getragen (Kopf neu). Maria mit gelbem Nimbus und einer Krone auf dem Haupte, einem grünem Kleide, einem blauen mit Hermelin besetzten Leibchen und gelben, weiss gefütterten Mantel. Unter ihrem Mantel verschiedene Figürchen. *b)* Maria umgeben von vier Engeln, die Hände in den Schooss gelegt (theilweise erneuert). *c)* Tod Mariens oder Anna's. Ein kleines Figürchen, die entschwindende Seele der Sterbenden vorstellend, steigt vom Krankenlager auf.

5. Reihe. *a)* Ein Apostel mit einem Buche und der falschen Umschrift Lucas. Violettes Gewand und grünem, blau gefütterten Mantel. *b)* Ein Apostel mit violettem Nimbus, gelbem Kleide und rothem, grün gefütterten Mantel. In einer Hand ein Buch haltend und mit der anderen segnend. *c)* Apostel. Kopf und Umschrift neu.

6. Reihe. *a)* Die Todten werden durch Posaunen aus den Gräbern erweckt. Ein Engel mit gelber Posaune. *b)* Christus als Weltrichter in einer Mandola auf einem Regenbogen sitzend und mit zwei Schwertern im Munde. Christus nur theilweise bekleidet, mit blauem Nimbus, die Mandola grün und roth. *c)* Die Todten werden durch Posaunen aus den Gräbern erweckt. Die Gestalten sind hier mit weissen Tüchern bekleidet, die Gräber in gelber Farbe.

7. Reihe. *a)* Die Ungerechten werden von dem Engel mit dem feurigen Schwerte verjagt und in den Rachen der Hölle getrieben. Der Engel im grünen Gewande und kreuzweise geschlungener Stola. Die Verdammten, nur durch Krone und Tiara gekennzeichnet, sind nackt dargestellt und sind von einer Kette umschlungen, die ein blauer zottenartiger Teufel hält. *b)* Joseph der Nährvater Christi auf einem Phalistorium sitzend mit gelber Mütze, grünem Gewande und rothem lilagefütterten Mantel. *c)* Die Belohnung der Gerechten. Ein Engel führt einen König und einen Bischof in das Himmelreich (theilweise erneuert). Der Engel ist in rother Dalmatica und blauem Nimbus, der König mit Krone und Hermelin, der Bischof in der Mütze und einem grünen Gewande dargestellt.

Fenster F. Im Masswerk Christus als Osterlamm und sechs eckige Sterne.

1. Reihe. *a)* Geburt Christi. Maria in liegender Stellung mit weissem Kopftuch, grünem Gewand und blauem Mantel. Christuskind nackt mit violettem Nimbus. Joseph mit violettem Gewande. *b)* Maria mit dem Kinde. Ein Abt mit einem violetten Kleide und einem Spruchband, um Hilfe flehend. Jesus mit gelbem Nimbus, grünem Gewande, Maria mit rothem Nimbus und blauem Gewande. Der Abt mit violettem Gewande und dem Pastorale.

2. Reihe. *a)* Englischer Gruss. Maria gekrönt. Die Taube fliegend. Maria in blauem Mantel. Der Engel in violettem Gewand und grünem Mantel. *b)* Ein König mit einer Aureole, neben ihm eine weibliche Gestalt mit dem Heiligenschein.

(Die nächsten Vorstellungen sind durch den Altar verdeckt.)

Fenster G. Die Malerei des Masswerkes nicht zu erkennen.

1. Reihe. *a)* Maria gekrönt und auf einem Halbmonde stehend. Um den Leib schlingt sich ein Ornament, das drachenförmig gestaltet ist. Maria mit violettem Nimbus und grünem Oberkleide. *b)* Krönung Mariens. Christus gekrönt, mit gelbem Nimbus, violettem Kleide und blauem Mantel. Maria sitzend und die Hände gefaltet, in violettem Kleide und grünem Mantel.

2. Reihe. *a)* Maria mit dem Jesuskinde. Maria gekrönt, mit blauem Nimbus, violettem Kleide und blauem Überwurf. Im Hintergrunde grünes Blattwerk. *b)* Maria als Beschützerin der Gläubigen. Unter ihren Armen zwei Gestalten. Maria mit rothem Gewande, grünem mit Pelz besetztem Wamms und blauem Mantel.

3. Reihe. *a)* Mariens Begräbniss. Je drei Aposteln tragen den Sarg. Dem Letzeren wird ein Kreuz und eine Kerze vorgetragen. *b)* Tod Mariens. Christus nimmt die Seele in Gestalt eines kleinen Figürchens in Empfang. Maria mumienhaft in ein violettes Tuch geschlagen und mit grauem Nimbus liegt im Sarge. Um sie herum Apostel. Christus mit gelbem kreuzförmigen Nimbus, violettem Gewande und blauem Mantel. Das Figürchen in gelber Farbe.

Fenster H, im südlichen Seitenschiffe unter dem Musikchore. Das Fenster hat, wie schon angeführt, die Form eines über Eck gestellten Viereckes, welches rosettenartig in sieben Felder mit einem Kreise in der Mitte eingetheilt ist. In dem Kreise ist die Darstellung des Ecce homo. Im ersten Felde Maria, das Christuskind segnend; in drei Feldern die heiligen drei Könige; im fünften erblickt man eine weibliche gekrönte Gestalt mit einem Buche; im sechsten einen Mönch in ein Leichentuch gehüllt, im siebenten die Gestalten zweier Cistercienser in ihrem Habit, rückwärts zwei Kreuze; im achten Felde Joseph, auf seinen Stab sich stützend. In den übrigen Theilen des Viereckes ist Masswerk mit Arabesken.

Wir schliessen mit dieser Beschreibung, die keinen andern Zweck hat, als im Allgemeinen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf diese werthvollen Überreste mittelalterlicher Kunsttechnik hinzulenken. Welcher Technik sich diese Glasmalereien anschliessen, in welchem Zusammenhange die einzelnen Darstellungen gestanden und wie die letzteren behandelt sind, dies zu erörtern reicht weit

über die uns gestellte einfache Aufgabe. Zur Charakteristik der Glasfenster wollen wir nur anführen, dass dieselben in jedem Falle der zweiten Blüthezeit dieses Kunstzweiges angehören, dass im figürlichen Theile schon eine grössere Selbstständigkeit herrscht, derselbe von Rücksichten auf eine mehr malerische Behandlung geleitet ist, aber auch jene ruhige harmonische Farbenwirkung vermisst wird, welche an Glasgemälden der früheren Periode anzutreffen ist.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Csicsó. (Komorn. Com.). Urkundlich bekannt von 1252 (Cod. Dip. VII, V. 294. u. v. 1268 IV, III. 452). Die jetzige katholische Pfarrkirche im Jahre 1660 errichtet von einem Grafen Zichy. Nebstdem befindet sich hier ein älteres, geschichtlich berühmtes Castell, das aber modernisirt wurde.

Csölle (Pressburger Comitat). Deutsch Waltersdorf. Filiale zu Misérd. Eine kleine katholische Kirche, obwohl mit pyramidalem Thurmhelme und rundem Thorschlusse.

Csöllesztő (Pressburger Comitat). Deutsch Kledern. Urkundlich genannt v. 1287 (Cod. Dip. V, III. 143). In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt (a. O. 95); jetzt Filiale zu Somorja ohne Kirche.

Csütörtök (Markt, Pressburger Comitat). Deutsch Loipersdorf. Mit dem ungarischen Namen genannt in den Urkunden vom Jahre 1206, 1216 u. s. w. (Cod. Dipl. III, I. 173, III, II, 464 u. V, III. 203). Als alte Pfarre bereits in dem Pázm. Verzeichnisse und in der Urkunde von 1390 (Cod. Dip. X, VIII. 313) unter dem Namen Villa Liupoldi angeführt. Die jetzige katholische Pfarrkirche, dem Anscheine nach ein spätgothischer Bau des XV. Jahrhunderts, dreischiffig und zweithürmig, mit rohen abnormen Formen und einigen Spuren des Romanismus.

Das, dem dreiseitig geschlossenen Chor entsprechende Schiff ist durch zwei runde Pfeiler in zwei gleich hohe und breite Schiffe abgetheilt. Die runden Pfeiler sind schlank, glatt und hoch, mit runden etwas breiteren Basen aus gehauenem Sandsteine, welche sich gegen den Schaft zu etwas abschrägen; übrigens ohne Vermittlung der Capitäle und Kämpfer ruht das neuere rundbogige Gewölbe unmittelbar auf ihnen. Zu diesen zwei mittleren Schiffen schliesst sich von der Nordseite ein drittes Schiff an, welches aber eine um etwas niedrigere Abseite bildet und durch zwei breite und niedrige Bogenöffnungen, arcadenartig, mit den anderen Schiffen in Verbindung tritt. Die Arcadenpfeiler sind ganz glatt; an der obern Seite springt die Mauer durch den Anbau der Sacristei nur unbedeutend aus der Scheidewand des Chores vor, und an der unteren Seite setzt sie sich als breitere Wand fort. Über den Arcaden erhebt sich eine hohe kahle Wand, welche das Seitenschiff scheidet. Nach unserer Ansicht gehört der Bau dieses Seitenschiffes in die Zeit der Reformation, wo die Kirche durch die Aufführung einer Scheidemauer zwischen den Katholiken und Protestanten getheilt gewesen (wie der Fall sehr oft in Ungarn und auch anderswo vorkam, und wir ihm noch bei Nagy-Magyar u. s. w. begegnen werden). Später bemächtigten sich die Letzteren der Kirche gänzlich, bis sie wieder von den Katholiken zurückerobert wurde. In diese Zeiten fallen auch, wie die Pfarrgedenkbücher erzählen, andere Veränderungen an der Kirche, wie die Beseitigung zweier mit der Kirche zusammenhängender Capellenbauten. An der Westseite ist die doppelte Thurmanlage, in der Mitte wahrscheinlich einstens der jetzt vermauerte Eingang. Bemerkenswerth sind an den zwei im Viereck sich aufbauenden Thürmen romanische gekuppelte Rundbogenfenster. Im Zusammenhange mit dem schweren, massigen Aufbaue der beiden Thürme ist die Annahme wohl gerechtfertigt, dass letztere die Überreste einer alten romanischen Kirche bilden. An den Thurm lehnt sich noch von der Südseite ein stockhoher Anbau, als die vormalige Schatzkammer der Kirche bezeichnet (s. weiter unten), so wie an der Nordseite des Chores die Sacristei. Ziemlich plump und roh gestaltete Strebepfeiler, zweimal gegliedert, umfassen das ganze Gebäude; von denen aber jene, welche die Thürme unterstützen, sich durch ihre breite, schräge, ungegliederte, rohe Anlage als neuere Anbauten ankündigen. Im übrigen ist die Kirche modernisirt. Von den Fenstern sind nur einige im Chore und mit einfachem aus dem Dreipass gebildeten Masswerk versehen. An der Stelle der älteren Portale sind neue Thüröffnungen angebracht; das Sacramentshäuschen ist erst unlängst abgebrochen. An der den Fenstern entgegengesetzten Seite der Chorwand sind breitere mit Rundbogen überwölbte Nischen angebracht, die Sitzbänke enthalten.

An der nördlichen Chorwand befindet sich das Grabdenkmal des Propalatinus Mérey und seiner Familie vom Jahre 1572 [1]), aus röthlichem Marmorstein in Renaissance-Form. Auf der Tumba ist in Basreliefs die Familie des Verstorbenen ersichtlich, was für das Studium der Costümkunde von Interesse ist, weil eine Anzahl Erwachsener und Kinder beider Geschlechter in verschiedenen charakteristischen Trachten des XVI. Jahrhunderts dargestellt sind. Am oberen Gesimse sind Verse angebracht [2]). An das postamentartige untere Gesims, welches von zwei Ungeheuerköpfen getragen wird, schliesst sich noch eine halbrund abschliessende Tafel mit einer Inschrift [3]) und zwei Wappen: rechts (heraldisch), im Felde des am Schenkel ausgebogenen Schildes: aus einer dreispitzigen Krone hervorwachsend

---

[1]) Als berühmter Staatsmann und Jurist bekannt, einer jener sieben, durch welche K. Ferdinand I. im Jahre 1552 das *„Quadripartitum Opus Juris Consuet. Reg. Hung.“* gegen das berühmte *„Tripartitum“* des Verböczy verfassen liess. Doch erlangte das Werk nie eine rechtskräftige Geltung, wurde aber wegen seines wissenschaftlichen Werthes in vielen Abschriften benützt und endlich auch im J. 1798 herausgegeben.

[2]) Sie lauten:

Vir pietate ingens et servantissimus aequi,
Pannonicae Lumen iuris honorque fori,
Hic situs est Michael Merinae gloria stirpis,
Nostra cui nullum saecla tulere parem.
Quem licet extrema confectum aetate senectae
Abstulit ingratis livida mors manibus,
Hunc tamen ut nimis properato funere raptum,
Deplorat tristi patria cum gemitu.
At tibi sancte senex sit humo levis, et tua virtus
Te iungat magnis inclita coelitibus.

[3]) *Magnifico D. Michaeli de Mere ex provincia Sigiensi* (lese *Simegiensi*) *oriundo, qui Ferdinando et Maximiliano Romanis imperatoribus, Ungariae regibus, dum vixit, fidelem constantemque operam navavit, et ab iis propalatinatus honore donatus fuit, et in iure dicendo patriam ornavit. Viro integerrimo, et seni probitatis eximiae, Emericus, Michael, Anna, Sophia et Catharina liberi superstites, hoc monumentum coniugi et parenti pientissimo posuerunt. Vixit annis 72. Fato functus est 26 Febr. Anno Chri. MDLXXII. Non longo post tempore simili fato eum secuti sunt Juliana coniux et Stephanus filius, qui vixerat annos 32, itaque simul hic sunt humati. Vivite superstites mortalitatis memores.* Es ist zu vermuthen, dass die Inschrift von seinem späteren Nachfolger im Propalatinate, dem in der Nachbarschaft zu Fölső-Bár wohnenden berühmten ungarischen Geschichtschreiber Istvánffy verfasst wurde.

ein Pelikan, seine Jungen fütternd. Wiederholt als Helmzeichen. Im Felde des zweiten gleichen Schildes: eine aus einer Krone hervorwachsende weibliche Figur mit fliegenden Haaren und gekröntem Haupte: zu beiden Seiten der Halbmond.

In der Kirche befindet sich noch ein altes, rothmarmornes, achtseitiges Becken auf gewundenem Säulenfuss, das jetzt zum Weihwasserkessel und wahrscheinlich früher als Taufstein gedient haben mag. Auch besitzt die Kirche einen Kelch älterer Form, mit der Inschrift: „C.(omes) Andreas Camerarius Imperatoris MCCCCCLXXXIII." Ein anderer mit goldenem Wappen und der Inschrift: „Anna Mere nupta C. Andreae Balassa" ist abhanden gekommen und wird blos in dem Kirchenprotokolle beschrieben.

Betreffend die Geschichte der Kirche berichten die Pfarrgedenkbücher noch manchen interessanten Umstand (geschrieben 1676). Unter andern, dass die Kirche einstens der Sitz eines aus 6 Domherren und einem Propste bestehenden Stiftes war; der Propst und Pfarrer zugleich hatte das Collationsrecht fünf anderer Pfarren der Nachbarörter: Örzsébet, Csákány, Gomba, Beke, Tél, die jetzt Filialen dieser Pfarre sind; auch das Gebäude neben dem Thurme soll noch aus dieser Zeit als Schatzkammer des Capitels herstammen. Meines Wissens befindet sich in der Kirchengeschichte Ungarns keine Erwähnung dieses Capitels. Eine Urkunde vom Jahre 1254 (Cod. Dip. IV, II. 216) besagt aber, dass ein Theil der Einkünfte dieses Ortes den Cistereiensern von Csúkány gehörte. Eben so erwähnt die Pfarrgeschichte jener im Eingange gemeldeten Sage: dass auch diese Kirche eine jener vom hl. Stephan zu Ehren der 12 Apostel errichteten sei; indem sie auch heute noch dem h. Apostel Jacobus geweiht ist. Es wird weiter eben so unverbürgt gemeldet — was aber für unseren Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ist — dass in der unmittelbaren Nähe der Kirche eine Ruine zu sehen war, von der die Sage ging, dass es ein heidnischer oder römischer Tempel gewesen und unter dem Namen Fanum Jovis bekannt war; es sollen die Baumaterialien davon erst in neuerer Zeit zur Errichtung des jetzigen Pfarrhauses gedient haben. Die ältere Topographie Ungarns weiss nichts davon; wie es auch schwer mit der bekannten Lage der römischen Colonien in Pannonien und ihrer Grenze in Einklang zu bringen wäre [1]). Es ist aber ein Grund mehr, hier einen romanischen etwa runden Karner- oder Baptisterium-Bau zu vermuthen, und zwar das erstere um so mehr, da er nicht nur in dem die Kirche umschliessenden Friedhofe gestanden, sondern nach der Aussage der Augenzeugen auch ein mit Menschengebein gefülltes unterirdisches Gewölbe unter sich hatte. Übrigens hatte der einst blühende Ort, durch eingewanderte Deutsche bevölkert [2]), einen regen Handel und viele Zünfte (wovon noch die alten Zunftfahnen in der Kirche Zeugen sind); und dieser Umstand mag auch seine bedeutendere Kirchenanlage begründen.

Unweit von hier kommt ein Hügel mit Namen Szölöhalom vor, mit der bekannten konischen Form der Grabhügel der Vorzeit. Bei den Ausgrabungen kommen oft neben Menschengebein Pfeilspitzen, eiserne Gewehrbruchstücke u. s. w. vor. Weiter hin gegen Misérd zu erstrecken sich noch mehrere, etwa fünf solcher Hügel, nur von etwas kleinerer Dimension.

Dienesdi (Pressburger Comitat). Deutsch Schildern; mit dem ersteren Namen seit 1252 als das Besitzthum des Benedictiner-Ordens urkundlich genannt (Cod. Dipl. VII, I. 304 u. 309 die Verschreibung). Ein Kloster dieses Namens Dienes Monastora, bekannt nur aus älteren Urkunden (Cod. Dipl. IV, II. 461 und VII, V. 120 und 259) kann nicht hieher bezogen werden. Die jetzige katholische Kirche (Filiale zu Misérd) ist im Renaissance-Style erbaut. Ein leidliches Hauptaltarblatt, „Christus am Kreuze" darstellend, und ein Theil eines älteren Teppichgewebes mit Bildern aus dem alten Testamente ist das einzige Sehenswürdige.

Deresika (Pressburger Comitat), ursprünglich Györgysoka, in den Urkunden vom Jahre 1253 u. s. w. genannt (s. Gerney Magy nyelvkinesek 47). Der Name mit interessanten Sagen aus der Zeit des Matthias Corvinus begleitet. Eine Urkunde in dem Bakaer Pfarrarchive, wozu es einst Filiale war, bezeuget die Consecration der hiesigen Kirche im Jahre 1519 durch den Bischof Epiphanius, als dem Vicar des Graner Erzbischofes Cardinals Bakács. Zu diesem älteren Baue, der aber keine besonderen Merkmale seines Alters mehr aufzuweisen hat, wurde die neuere Kirche im vorigen Jahrhunderte zugebaut. Eben so haben sich keine Spuren von dem Castelle erhalten, welches dieser Stammort berühmter ungarischer Geschlechter gehabt hat.

Doborgáz (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt zwischen den Jahren 1205—1235 (nach einer Urkunde von 1323 Cod. Dipl. VIII, II. 475). Es kommt hier eine grosse Anzahl sich an einander reihender kleinerer Grabhügel auf einer ausgedehnten Fläche vor, die äusserlich ungefähr das Ansehen haben, wie z. B. die von Bähr beschriebenen und im Bilde dargestellten Gräber der Liven bei Segewalde (siehe Bähr's genanntes Werk Tafel I, 7). Indessen warten sie noch auf eine Untersuchung, die nächstens erfolgen soll, indem sich eben Unternehmer gefunden haben, welche den Landstrich zu bebauen willens sind. Ich habe Vorkehrungen getroffen, dass ich von den in Vorschein kommenden Gegenständen benachrichtigt werde. Das Volk bezeichnet diese früher in der Schütt an den Donauufern häufiger vorkommenden kleinen, hügelartigen Erdaufwürfe auch hier mit dem Namen Tatárülés oder Tatárhalom (Tartarenniederlassungen, -Sitze, oder -Hügel); was im Allgemeinen die Sitze oder Grabhügel der Völker der Vorzeit bedeutet, eben so, wie z. B. im Deutschen die Hünengräber. Bél sagt (Notit. II, 219), von den Hunnoavaren als vormaligen Bewohnern der Insel Schütt sprechend: „istius aetatis crebra illa castrorum vestigia, quae a tartaris relicta credit vulgus, ideoque Tatárüles vocitat, fuisse existimaverim: quippe quod multum habeant ruditatis iam non parum adobrutae." (Siehe auch Ipolyi Magy. Mythol. 128.)

Duna-Szerdahely (Pressburger Comitat). Urkundlich bekannt etwa v. 1283 (Gerney, a. O. 129); vom Jahre 1341 kommt bereits die Erwähnung eines Presbyter Ecclesiae S. Georgii de Szerdahely vor (Cod. dipl. VIII, IV. 782, VIII, 485, u. IX. V, 315). In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt (s. O. 95). Die jetzige zweischiffige katholische Pfarrkirche ist ein spätgothischer Bau des XV. Jahrhunderts, theilweise etwa auch aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, wie dies noch der dreiseitige Chorschluss, die zweimal gegliederten Strebepfeiler, der oben mit achtseitigem pyramidalen Helm und den vier kleineren Seitenthürmchen gekrönte Thurm zeigt. Auch ist noch in der Thurmhalle, die zugleich die Vorhalle der Kirche bildet, das kräftig profilirte Rippenwerk des Kreuzgewölbes erhalten, so wie das einfache spitzbogige Portal und die Fenster des obern Stockwerkes mit kräftig gearbeitetem Dreipassmasswerk. Im übrigen

[1]) Bél (Notit. Hung. II, 230) sagt: *Diem Jovis eo vocabulo hungari appellant* (es ist gemeint der Name des Ortes Csütörtök); *ad imitationem veterum Fanum Jovis posset vocari* (vielleicht entstand daher der Name, jener für eine römische gehaltenen Ruine). *Germani Leopersdorf* (richtiger Loipersdorf, Thiele Königr. Ungarn I. 71 hat Loibersdorf), *diplomata quae legimus Leopoldsdorf.* (Es müssen die letzteren aus einer späteren Zeit gewesen sein, alle früheren nennen den Ort nur mit dem ungarischen Namen, und nur die einzige oben angeführte v. 1390 hat *Villa Liupoldi.* Doch erwähnt hier eine Urkunde v. J. 1206 neben diesem Orte eine *terra Loyp*, s. Cod. Dipl. III, I. 173.) *Non plane nihil dicunt* — sagt weiter Bél — *qui a Jove arcessunt vocabulum, quasi Jupitersdorf fuerit, quod postea imperitum vulgus ob pronunciationis difficultatem in Gepordsdorf ac tandem Leopoldsdorf detorserit. Sed diplomata aliter.*

[2]) Bél (a. a. O.) sagt: *Ante cladem Mohacsianam a Germanis colebatur* — jetzt sind die Einwohner Ungarn — *quod nos Anni 1488 protocollum docuit.* Siehe auch Korabinszky hist.-topogr. Lexikon 101.

ist die Kirche vollends modernisirt. Der Chor und das Hauptschiff sind anstatt des spitzbogigen Gewölbes mit neueren rundbogigen versehen; die Stelle der vormaligen Dienste haben renaissanceartige Wandlesenen eingenommen. Nur an dem zweiten Schiffe, welches ebenso eine nördliche schmälere Abseite bildet, wie das oben besprochene dritte Schiff zu Csütörtök, hat sich noch theilweise das einfache Kreuzgewölbe mit Rippen erhalten. Die unsymmetrische Anlage dieser Abseite will man auch hier damit begründet haben, dass sie aus der Reformationszeit herrühre, wo die ausgeschiedenen Mitglieder sich eine neue Kirche an die ältere zugebaut haben. Es ist aber unzweifelhaft, dass es hier auch eine ursprüngliche zweischiffige Anlage ist (?); und wahrscheinlich wurde auch hier dieser Theil der Kirche für die Anhänger der neuen Lehre durch die Aufführung einer Scheidemauer abgesondert, welche später bei der Zurücknahme, durch Bogenstellungen geöffnet, mit der übrigen Kirche in Verbindung gebracht wurde. — An der äusseren Nordseite der Kirche sind zwei aus Sandstein gemeisselte Köpfe angebracht, welche wahrscheinlich zu dem früheren bildnerischen Schmucke der Kirche gehörten; beide fast gleich gehalten, mit langem Bart- und Haupthaare, ganz unter dem Dachgesimse an die Mauer mit der Rückseite angebracht, und mit dem Barte bis zur Spitze der zwei äussersten Strebepfeiler des Schiffes reichend. Die Bilder sehen der bekannten Darstellung Gottvaters gleich; weniger dürfte darunter etwa das Bild des Baumeisters zu suchen sein, schon auch wegen der zweimaligen Darstellung derselben Figur. Vielleicht gehörten sie zu dem früheren bildhauerischen Schmucke der Kirche, welcher jetzt ganz fehlt. Unweit von einer dieser Figuren liest man die Jahreszahl 1515 oder 1518; es ist wahrscheinlich das Jahr, wo dieser späteste Theil der Kirche vollendet wurde. — Hier ist noch eine kleine Kirche der Evangelischen A. C. unbedeutender Bedürfnissbau.

Eberhard (Pressburger Comitat). Urkundlich seit 1209 bekannt (Cod. dipl. III, I. 73). In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre genannt (a. O. 95), als solche auch in einer Urkunde von 1390 (Cod. dipl. X, VIII. 313) angeführt, jetzt Filiale zu Fél, blos mit einer Schlosscapelle. Das alte hiesige Schloss soll nach Korabinszky (a. O. 136) und Thiele (a. O. I. 10) den Templern gehört haben. Bonbardi (Topogr. Hung. 2. Ausg. 350) und Bél (Notit. II, 221) beschreiben es als eine ehemalige feste Burg, mit Wällen, Gräben, Thürmen, wovon noch heute die Spuren zu sehen an dem modernisirten Schlösschen, welches an dem Platze des vorigen steht. Früher das Besitzthum der berühmten Dynasten Grafen von Bazin und Sz. György, von denen es auch den Namen haben mag, indem mehrere mit dem Namen Eberhard vorkommen — kam es später an verschiedene Herren und war im Besitze des Erzbischofes und Reichsstatthalters Selepchényi Staatsgefängniss geworden. Die jetzige Schlosscapelle ist von dem Letztgenannten im Renaissance-Style erbaut, wie die Inschrift besagt: „Georgius Selepchényi Archiepiscopus Strigoniensis F. F. A. D. MDCLXXVII"; nebst seinem in Stein geschnittenen Wappen (im Felde eines ovalen Schildes, gekrönter zweischweifiger Löwe gegen ein Felsengebirg vorschreitend; in der rechten Branke die Sonne, in der linken einen Stern haltend).

Egyház-Gellye (Pressburger Comitat). Urkundlich finde ich es erst vom Jahre 1303 (Cod. dipl. VIII, I. 150). Doch gibt schon eine Urkunde vom Jahre 1320 (das Original im hiesigen Pfarrarchive) Zeugniss von den bedeutenden Schenkungen, die an diese alte Pfarrkirche geschehen sind. Eine andere Urkunde vom Jahre 1324 (Cod. dipl. VIII, II. 576) nennt auch einen Plebanus de Gellye, der zugleich Pressburger Domherr war. Die katholische Pfarrkirche hier ist eines der bedeutendsten Baudenkmale der Schütt, indem sowohl ihre Anlage besonders massvoll erscheint im Vergleich zu den übrigen meist plumpen Bauten der Spätgothik, wie auch noch an ihr die unverkennbaren Merkmale des Übergangsstyles wahrzunehmen sind. Die Westfront der Kirche bildet eine hohe Thurmanlage, die mit zwei Thürmen aus dem Viereck oben in die achtseitige pyramidale Helmkrönung übergeht. Am unteren Stockwerke, längs der ganzen Front zieht sich eine Art Rundbogenfriesgesims, das an romanische Elemente erinnert, und jener Zeit des romanischen und Übergangsstyles angehört, wo dessen Formen und Anwendung vielfältiger geworden.

Es zeigt dieses, wie die ganze Anlage der Façade manche Ähnlichkeit mit jener der romanischen Kirche zu Lébény (siehe Mittheilungen der k. k. Central-Commission für 1857, Jännerheft): nur dass sich an unserem Baudenkmale der Rundbogenfries auch über die mittlere Frontmauer fortsetzt, welche die zwei Thürme verbindet, und dass die Anlage eines romanischen Portales hier fehlt; wenigstens ist der jetzige niedere Notheingang in die Thurmhalle kaum mehr als die Spur des letzteren. Selbst die Thurmfenster haben ihre ursprüngliche Form eingebüsst, obzwar auch hier, wie an der Kirche in Lébény, noch auch ein mittleres rundes Fenster ober dem Portale erkenntlich ist. Die mittlere Mauer zwischen den Thürmen ist jetzt wagerecht abgeschlossen, wahrscheinlich statt des ehemaligen Giebels. Bemerkenswerth ist es noch, wie die Ecklesenen an den Thürmen organisch von jeder Seite mit den vier kleinen Nebenthürmchen endigen, in welche sie fortgesetzt übergehen, obzwar auch diese von unten ausgebrochen und durch die später angebauten Nothstreben verbaut worden sind.

Übrigens sind auch in dem durch die Restaurationen fast vollständig vernichteten Innern noch einzelne weitere Merkmale des Übergangsstyles zu erkennen in den vorhandenen Halbsäulen, welche als Gurtenträger des Kreuzgewölbes dienen. Diese Halbsäulchen, welche erst in der Höhe von 8 oder 10 Fuss aus der Wandfläche des Chores hervorspringen, und unten einfach abgefasst, eigentlich wie abgebrochen vorkommen, scheinen noch das im Romanischen übliche gerollte Blattornament (Doppelumreihung mit abgeneigten Knospen) an ihren kleinen Capitälen zu haben, in wie fern sich dieses hie und da noch unter der vielfachen Tünche erkennen lässt. Der erhaltene grössere Theil des ursprünglichen Kreuzgewölbes des Chores mit Kreuz- und Scheidegurten zeigt auch den gedrückten Spitzbogen. Theilweise, wie gesagt, ist die Wölbung mit einer neueren ergänzt, was im Langhause gänzlich der Fall ist. Hie und da sind auch Reste einzelner Consolen zu sehen. Im übrigen walten ausgesprochene gothische Formen vor, wie an dem ausgebildeten Spitzbogen des Triumphbogens und an den schmalen langen spitzbogigen Fenstern, die nur hie und da etliche einfache Masswerksformen bewahrt haben. Auch der Chorschluss ist dreiseitig aus dem Achteck gebildet, am Äusseren scheinen die mit hervorspringender Base dreimal gegliederten Strebepfeiler den ehemaligen Gurtträgern im Innern zu entsprechen. Diesen Formen schliesst sich noch das bedeutendere Sacramentshaus an, welches an der gewöhnlichen Stelle in einer Höhe von etwa 4 Klaftern sich an die Wand lehnt, und ziemlich reich und fein aus röthlichem Sandsteine gearbeitet, noch manche gute Motive der Gothik aufweist; nur leider hat es durch den nagenden Zahn der Zeit und der Verwahrlosung vieles von seiner ursprünglichen Schönheit eingebüsst.

An der gegenüber stehenden Epistelseite des Chores befinden sich wieder rundbogige Nischen mit Sitzbänken angebracht, an den Seiten und in der Mitte mit Halbsäulchen gekuppelt und abgefasst, gleich jenen zu Csütörtök. Sie sollen, nach den Pfarrgedenkbüchern, die ehemaligen Chorstühle des Raaber Capitels vorstellen, indem es zeitweise, während der Belagerung Raabs u. s. w. hier seinen Sitz gehabt hätte. Die Thatsache kann ich sonst geschichtlich nicht verbürgen; dagegen haben wir aus der oben angeführten Urkunde entnommen, dass hiesige Pfarrer zugleich Pressburger Domherren waren, und es scheint bemerkenswerth, dass eben die einzigen zweithürmigen Kirchen der Schütt, diese nämlich und jene zu Csütörtök, als ehemalige Domherrnsitze angegeben werden. Es würde sich dadurch auch hier die Richtigkeit der Annalen herausstellen, dass ursprünglich nur die Kathedralkirchen — hier wenigstens Domstifte, sogenannte Collegiat-Capitel — in der romanischen und gothischen

Bauzeit mit zwei Thürmen vorkommen. Nebstdem bemerkt man noch in der Kirche auch andere Nischen oder Scrinien. Das gegenwärtige einschiffige Langhaus ist wie gesagt durch Restauration ganz verunstaltet. Die Flächen-Maasse sind folgende: Länge des Chores im Lichten: 35' 6", Breite 18' 10", Länge des Schiffes 44' 6", Breite 25' 3". Zwischen der späteren Einrichtung, meist aus dem XVII. Jahrhunderte befinden sich noch ein älteres Taufbecken aus einem Stücke Sandstein gehauen 3' hoch und 2' im Durchschnitt und zwei Weihwasserbecken.

Es sind auch mehrere Votivgemälde aus dem XVII. Jahrhunderte vorhanden, die aber von keinem besonderen Kunstwerthe und mehr etwa von geschichtlichem und heraldischem Interesse sind. Die älteste Glocke hat die Inschrift: Belthasar Herold het mich gossen. Aus Feuer und Hiez bin ich geflosen 1648. An der linken Chorwand ist ein Grabdenkmal aus rothem Marmor angebracht, blos mit Inschrift und Wappen ausgestattet. Es ist von dem Palatin der erzbischöflichen Praedial-Adeligen und Kanzler des berühmten Cardinals Pázmány, Johann Förös seiner Gemahlin errichtet worden [1]).

Egyház-Karcsa (Pressburger Comitat). Urkundlich bekannt von 1243 (Gerney a. O. 65). Kraft einer Urkunde des Graner Erzbischofes vom Jahre 1308 (des bis jetzt ungedruckte Original im Pfarrarchive) wurde hier der Bau einer Kirche gestattet. In der Urkunde von 1339 (Cod. dipl. VIII, IV. 404) wird auch ein Pfarrer genannt: Michael Rector Ecclesiae S. Bartholomaei de Karcha. Die früheren Pfarrvisitationsprotokolle beschreiben noch die ältere Kirche mit einer daneben stehenden Capelle, die auch mit einer Gruft versehen war (etwa Karner?). Die jetzige katholische Pfarrkirche wurde am Platze dieser älteren gestürzten Kirche erst im Jahre 1820 in dem erwähnten nüchternen Styl erbaut. Hier ist auch die Filiale Kulcsár-Keresa mit einer neueren Capelle.

Ekecs (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 450). Die katholische Pfarrkirche im Jahre 1789 erbaut, in dem dürftigen Style jener Zeit. Auch eine neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnissbau.

Ekel (Komorner Comitat). Urkundlich bekannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 449). Als ältere Pfarre angeführt im Pázm. Verzeichnisse (a. O. 94). Die jetzige Pfarrkirche an der Stelle einer älteren im Jahre 1816 erbaut. Eine Kirche der Reformirten H. C. im Jahre 1801 errichtet, so wie auch ein Bethaus der Israeliten sind Bedürfnissbauten.

Das eiserne Sacramentshäuschen in der Pfarrkirche zu Feldkirch in Tirol.

(Gezeichnet von dem k. k. Baueleven Ph. Schöch.)

(Mit einer Tafel.)

An der südlichen Wand des Langhauses der im Jahre 1478 von dem Baumeister Hanns Sturm erbauten gothischen Pfarrkirche zu Feldkirch steht eine Kanzel, welche aus den Bestandtheilen eines Sacramentshäuschens zusammengesetzt wurde. Zu diesem Zwecke wurde das auf einer eisernen Säule ruhende Gehäuse als Kanzelempore benützt, eine Treppe hinzugefügt, der thurmartige Aufsatz von dem ersteren durch eine Bretterverschalung getrennt und sodann als Baldachin für die Kanzel verwendet. Ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Styl des Werkes wurden jene Bestandtheile, welche zur Benützung der Kanzel erforderlich waren, im Geschmacke der Zopfzeit gestaltet und glücklicher Weise an den einzelnen Theilen des Sacramentshäuschens nichts geändert, so dass es noch jetzt — abgerechnet die Zerstörungen des Rostes — in seiner ursprünglichen Form zusammengesetzt werden kann. In seiner Gestalt als Sacramentshäuschen wurde es in derselben Kirche unter dem Frohnbogen im Jahre 1509 (oder 1520), wie eine nicht mehr ganz deutliche Inschrift am unteren Rande des Gehäuses bezeugt, aufgerichtet und schon im Jahre 1655 von dem Pfarrherrn Christoph von Grenzing mit Erlaubniss des bischöflichen Ordinariates in Chur in die gegenwärtige Kanzel verwandelt.

Auf Veranlassung des k. k. Landes-Baudirectors von Tirol und Vorarlberg, Herrn Liebener, wurden schon vor längerer Zeit durch den k. k. Baueleven Herrn Ph. Schöch äusserst gelungene und sachverständige Zeichnungen dieses merkwürdigen kirchlichen Mobilars für die Zwecke der k. k. Central-Commission angefertigt; jedoch hiebei der gegenwärtige Bestand im Auge behalten und nur darauf hingewiesen, dass es zweckmässiger sein dürfte, dasselbe in Form eines Sacramentshäuschens mit Hinweglasssung aller späteren Zuthaten zu veröffentlichen.

Dies ist auch von uns geschehen, und indem wir daher in Tafel V eine Abbildung des nun als Kanzel verwendeten eisernen Sacramentshäuschens zu Feldkirch bringen, glauben wir damit einen seltenen und interessanten Beitrag gewerblicher Technik des XVI. Jahrhunderts zu liefern.

Professor Vonbank in Feldkirch lieferte übrigens hiezu folgende Beschreibung:

„Der steinerne Sockel, im Sechseck gebildet (Fig. 1), stellt den Wurzelstock von einem Baume mit allem Geflechte und Gewinde der Wurzel dar. Auf ihm steht die eiserne, cannelirte Säule, deren Grundriss aus Fig. 1 ersichtlich ist. Einfach und ohne Basis steigt sie empor und hat ringsherum ein üppiges Ranken- und Laubwerk als Zierath. Sie war übrigens ehedem, wie alles Folgende, im schönsten Blau gemalt und reich vergoldet.



(Fig. 1.)

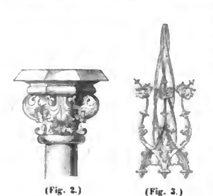
[1]) Die Inschrift: *Nascimur et morimur. D. O. M. Monumentum hoc dilectissimae suae consorti Susannae Móròcz de Beketfalva in hoc Gelida marmoris brevitate hospitantis, Generosus Dominus Joannes Förös S. C. R. Maiestatis Aulae familiaris. Nob. praed. Sedium de Vajka et Érsekùjvár Palatinus. Eminentissimi Principis ac D. Cardinalis Pázmány etc. Cancellarius, moestus posuit. A. D. MDCXXXIII.*

Feldkirch.

Gez. v. Ph. Schach. Gest. v. Buitemayer

Druck aus der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei

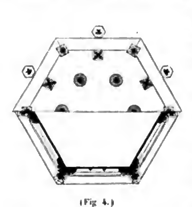
Das Kästchen (des ehemaligen Sacramentshäuschens), jetzt Kanzel-Parapet, ist ein Sechseck von Eisen; die Flächen bestehen aus dem zierlichsten Gitterwerk; die sechs Pfeiler an den Ecken waren ursprünglich blau und vergoldet, tragen unten kleine Piedestale mit Capitälen und oben zart durchbrochene Baldachine (Fig. 2 u. 3). Die holzgeschnittenen Standfiguren fehlen.

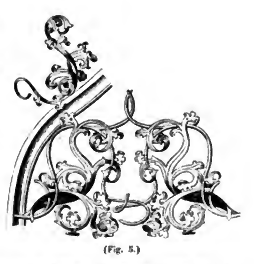

(Fig. 2.) (Fig. 3.)

Der Haupttheil ist der thurmartige Aufsatz. Er ist in seiner Arbeit ein Meisterwerk der Gothik und es ist an ihm wohl weniger wie an der Kirche der sinkende Geschmack des XV. Jahrhunderts bemerkbar.

Der durchbrochene, durchsichtige Bau, der ihm das Leichte, Luftige und Schwunghafte gibt, und die sorgsame, zarte Vollendung und Ausarbeitung des Einzelnen bis ins Kleine und Kleinste hinaus, sind noch Zeichen des geläuterten Geschmackes.

Im Einzelnen erhebt sich der Thurm zuvörderst in drei Absätzen, wovon, wie der Grundriss zeigt (Fig. 4), der unterste das Sechseck, der mittlere als Übergang ein Viereck und endlich der dritte die Pyramide ist. Die kleinen Dimensionen sind wohl der Grund, dass das Sechs- und Viereck gewählt ist. Das Viereck bildet hier den natürlichen, allmählichen Übergang vom Sechseck zur Pyramide. Der erste Absatz ist nun zunächst ein doppeltes Sechseck: ein inneres und engeres, aus sechs runden Säulen von Eisen (Eisenblech wie alles Übrige); eine jede Säule hat Basis und Capitäl, der Schaft misst 6 Fuss Höhe, die Basis 1 Fuss. Sodann ein äusseres und weiteres Sechseck, die Umgebung und gleichsam das Gehäuse des ersteren; es besteht aus sechs eisernen Pfeilern mit pyramidalen Fialen und Bossen. Sehen wir diese erste Abtheilung des Thurmes unten, oben und nach innen an, so hat der Fuss wieder eine Umgebung von reichem Ornamentenwerk. Gegenüber den sechs Flächen steigen sechs Fialen bis zur Höhe von $2^1/_2$ Fuss auf, die gleichsam Fortsetzungen der sechs Pfeiler des darunterstehenden Kästchens sind und durch Laubwerk - Geschosse oder Sprossen mit einander verbunden sind. Oben gehen von jedem Pfeiler nach jeder der beiden Seiten je zwei Zweige aus; die zwei niederen von je zwei Pfeilern kommen in der Mitte zusammen und krümmen sich zur Ranke, die an der Spitze ein Laub trägt; die höheren Zweige, von je zwei Pfeilern ausgehend, streben hinüber zu den Säulen des inneren Sechseckes, verflechten sich dort, wachsen daran fort und bilden so alle zusammen den Knotenpunkt zwischen dem ersten und nächsten Absatz, gehen dann wieder aus einander und steigen endlich abermals vereiniget als sechs Fialen auf, den Fuss des nächsten Absatzes mit Ornamentenwerk umzierend. Im Holzschnitte Fig. 5 folgt ein Detail jenes Rankengeflechtes, welches zusammenstösst und sich verschlingt.


(Fig. 4.)


(Fig. 5.)

Die Pfeiler und Säulen des ersten Absatzes stehen auf einer Kuppel oder mässigen Wölbung von Kupfer, welche nach innen die gewölbte Decke des Kästchens bildet. Innerhalb dieses untersten Sechseckes stehen rings herum in den Nischen holzgeschnitzte Figuren: Weiber, Männer, Mütter mit Kindern, in der Mitte und etwas höher als die Übrigen Moses, der noch das eine Horn hat; sie halten Schalen, Tücher und blosse Hände nach der Höhe, wo Gott Vater ist; der Mannaregen ist es wohl, das alttestamentliche Vorbild der Communion oder des neutestamentlichen Manna, entsprechend der ursprünglichen Bestimmung eines Sacramentshäuschens. Die 9 Personen (Figuren) sind etwas unbeholfene, doch charakteristische und immerhin interessante Gebilde. Der zweite Absatz, gleichsam das zweite Stockwerk des Thürmleins, ist nun ein Viereck, durch vier einfache Säulen gebildet, jedoch so, dass noch zwei Pfeiler von den früheren die Flanken bilden. Die Nische in der Mitte enthält das holzgeschnitzte Bild des auferstandenen Christus, der die Erfüllung jenes vorbildlichen Manna ist. Der dritte Absatz endlich ist die Pyramide. Die vier Säulen erscheinen hier nämlich zusammengewachsen und gehen sodann über in die Spitze, welche an der Decke sich krümmt, als wollte sie noch fortwachsen, und zu äusserst die grosse Blume trägt (Fig. 6). So erhebt sich dieses Prachtwerk mittelalterlicher Kunst und Religiosität. Eine Inschrift am unteren Rande des Kästchens herum, nur theilweise noch lesbar, lautet: „Statt Veldkirch anno dm. 1520 jar ist das Werch ufgesetzt und gemacht“. Der gegenwärtige Anblick der Kanzel bietet

nun freilich nichts mehr von dem dar, was dieser Anblick ehedem gewesen sein mag; denn vom Golde und der Farbe ist nichts mehr sichtbar, das Laubwerk ist zum Theil zer-



(Fig. 6.)

trümmert, die Figuren und auch die Säulen wanken und weichen aus der geraden Richtung; das Schlimmste ist, dass der Rost das Eisenblech (die ganze Kanzel ist aus Eisenblech und nicht massiv) bald durchfressen haben wird.

Liesse sich dem Allem nun vorbeugen durch etwas mehr Sorgfalt, die man auf die Erhaltung des Kunstdenkmales verwenden sollte, so ist dagegen einem anderen Übelstande wohl nicht mehr abzuhelfen: das Werk stand ehedem als Sacramentshäuschen unter dem sogenannten Frohnbogen frei und frank, in günstigem Lichte, mit einfachem, schönem Hintergrund; und jetzt steht es im Dunkel, an die Wand gelehnt, nicht einmal mehr frei und allseitig sichtbar."

Von welchem Künstler hiezu die Zeichnung entworfen wurde und welcher Meister sie ausgeführt, darüber fehlen verlässliche Nachrichten, und es wird nur die Vermuthung ausgesprochen, dass der Entwurf zu diesem Sacramentshäuschen von Wolfgang Hueber von Feldkirch geliefert ist.

Schliesslich können wir aber auch nicht den Wunsch unterdrücken, dass für eine bessere Erhaltung desselben Sorge getragen werden wolle, da Feldkirch an demselben einen ganz eigenthümlichen Schatz mittelalterlichen Kunstfleisses besitzt, der gewiss die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde in Anspruch nehmen wird.

D. Red.

Notizen.

(Ostung der Kirche.) Der Heiland hing am Kreuze mit dem Angesichte nach Westen. Wollen wir auf den Heiland sehen, müssen wir also nach Osten gewandt sein. So dachte das Christenthum seit seinen ersten Tagen, und um nicht die vielen bekannten symbolischen Gründe von Christus auf Sonnen-Aufgang, Sonne der Gerechtigkeit u. s. w. zu wiederholen, erwähnen wir nur, dass die apostolischen Constitutionen und Tertullian schon die kirchliche Ostung beobachtet wissen wollen. Über diesen Gegenstand ist eben eine beachtenswerthe Schrift von J. A. Alberdingk Thijm zu Amsterdam bei van Langenhuysen erschienen, und wir empfehlen sie den gelehrten Kunstforschern. So viel wir verstehen, hat das Buch eine Seite, von welcher der angeregte Gegenstand bisher noch nicht besprochen worden ist. Es wird nämlich nachgewiesen, dass, wenn die Ostung nicht beobachtet wird, alle kirchlichen Baugesetze umgekehrt werden, und von einer christlichen Symbolik bei verständigen Leuten, die keinen Unsinn wollen, eben so wenig die Rede sein kann, als von einem gerade gebauten Menschen ohne Rückgrat. Einige Beispiele werden bald die Sache klar machen. *Adorate ad ortum solis*, verlangt der weise Mann. Wie nun, wenn der weisere Baumeister *ad ocasum, meridiem, septentrionem* baut! Auf der östlichen Kirchenachse beruht die Abtheilung der Geschlechter und eine Menge anderer Dinge. Wie nun, wenn die Achse anders liegt? Der Vorleser des Evangeliums muss sich nach Norden wenden, um das Reich der sinnbildlichen Nacht und Finsterniss zu zerstören. Wie nun, wenn der Kirchenbau ihm die Stellung nach Süden zuweiset? Der Opferpriester hat beim *Gloria* u. s. w. die Verpflichtung, sich nach Sonnenaufgang zu wenden, wesshalb er bei der Volksbegrüssung *Dominus vobiscum* sich umdrehen muss. Wie aber, wenn der Altar im Norden oder in jeder anderen Richtung steht? Bei der Weihe der Kirchen schreibt der Bischof das griechische und lateinische Alphabet in vorgeschriebener Richtung der vier Weltgegenden. Die Richtung verändert, und alle Bedeutung hört auf, ist wenigstens etwas, was in der Kirche nie genannt noch gedacht werden darf, — unwahr. Jedoch ich glaube hinlänglich schon angedeutet zu haben, dass das Buch kein unbedeutendes ist, zumal für unsere Zeit, in welcher sich die Künstler für so souveräne Herren halten, dass sie es nicht für nöthig erachten frühere Gesetze zu beobachten, oder die Örtlichkeit vorschützen. Wie der h. Gregor Thaumaturgos oder vielmehr Ponticos das Hinderniss eines im Wege stehenden Berges überwand, so denke ich, könnens auch andere Leute.

Kreuser.

(Baurechnungen des Regensburger Domes.) Herr Schuegraf, der bekannte Verfasser des braven Werkes über den Dom zu Regensburg, hat Nachträge herausgegeben, d. h. Baurechnungen, aus welchen er eine Menge kleiner Wissenswürdigkeiten ermittelte, und uns gleichsam in das Tagesleben der mittelalterlichen Bauhütte versetzt. Bekanntlich versteht nichts in der Welt so gut die Poesie in die wirkliche und geschichtliche Welt zu versetzen, als eine Rechnung schwarz auf weiss. Diese Rechnungen führten aber auch zu anderen Dingen, die Niemand ahnen konnte, und so hat der fleissige Forscher herausgebracht, dass die Regensburger Bauhüttenversammlung in Deutschland 1459 nicht den Einfluss geübt hat, an den Einige glauben. Der Rath der genannten Reichsstadt wenigstens gab keine besondere Steinmetzen-Brüderschaft zu, sondern hielt fest an den alten Bauordnungen und duldete keine Steuerung. Zu den früheren Rechnungen hat Herr Schuegraf jetzt einen neuen Nachtrag geliefert: nämlich: „Drei Rechnungen über den Regensburger Dom aus den Jahren 1487, 1488 und 1489. Regensburg 1857, bei

J. Reitmayer (auch abgedruckt in den Verhandlungen des historischen Vereines für die Oberpfalz und von Regensburg). Dieser Nachtrag erläutert nicht nur mehrere Punkte der früheren Rechnungen, sondern bringt auch neue und nicht unwichtige Aufschlüsse. Das Bauführeramt ruht noch in der Hand eines Geistlichen, Magister fabricae war der Domherr Johannes Geginger, und die von ihm aufgestellten Rechnungen zeigen, dass und wie er den Bauhaushalt führte. Auch Matthäus Roritzer, Thumbmeister, tritt in ein helleres Licht, und früher unbekannte Namen treten aus dem Dunkel, wie der Glasmaler Leonhard Zauner u. s. w. — Die Sammlung solcher Namen wirft oft ein helles Licht auf ganze Kunstperioden, zumal die Kunst in vielen Familien des Mittelalters erblich erscheint, natürlich weil das Kind unwillkürlich zum Thun des Vaters leicht hinneigt und erzogen wird. Dass an den Dombauten ein besonderer Bauschreiber angestellt war, erhellt auch aus den Rechnungen, nicht minder, dass man dem Meister bei besonderer Mühewaltung zur Ehrung einen Rock gab, den Domgesellen am Martini-Tag eine Gans u. dgl., und so werden wir oft durch kleine Nachweisungen recht lebendig in das mittelalterliche Leben zurück versetzt. Wir machen daher auch anderwärts auf derlei Rechnungen, die oft allein von allem Raube übrig geblieben, aufmerksam, indem der verdienstvolle Schuegraf zeigt, dass aus ihnen manches zu lernen ist, was vergebens auf anderen Wegen gesucht werden möchte.

(Die Fresco-Malerei in der Capelle des gräfl. Thun'schen Schlosses Brughiero in Nonsberg in Tirol.) Diese Capelle wurde von Ritter Simon von Thun 1456—1458 ohne besondere Zier- und Bauformen mit Benützung von schon bestehenden Mauern errichtet, auf einer Area von ungefähr 16 Quadratklaftern und 3 Klafter Höhe, worüber eine Kreuzkugel gespannt wurde.

In den Jahren 1636—1638 wurde sie um die Hälfte verlängert, wobei die alten Dimensionen wiederholt wurden.

Der erste Bau wurde auf Kosten obengenannten Inhabers des Schlosses mit schönen Fresken geziert, was folgende an der Wand angebrachte Inschrift darlegt:

„In den eren des almechtigen Gotts und des leidens „unsers lieben hrn yhesu cristi hatt lassen malen und zieren „dise Kappell der edle und gestrenge Herr Symon von Thunn, „und ist das Gemælde volpracht worden da man zelt nach „Christi geburt: M.CCCC.LXI . ✝ . An Sant Gallen abend?"

Von welchem Meister sind aber diese Bilder?

Darüber konnte bisher weder an der Malerei selbst noch aus Schriften etwas entdeckt werden.

Berichterstatter, dem die berühmten Gemälde im Kreuzgange der Kathedrale von Brixen von Jugend auf gut eingeprägt sind, fand schon beim ersten Anblicke dieser Capelle auffallende Ähnlichkeit in der Malerei mit den Darstellungen des Leidens Christi aus dem 15. Jahrhunderte in obengenanntem Kreuzgange. Bei seiner Durchreise in Brixen im August 1857 stellte er den Vergleich näher an, und kann mit Sicherheit sagen, dass die nämlichen Concepte, Gruppirungen in gleicher Behandlung sich im Kreuzgange von Brixen wiederholen, ja dass viele Figuren sogar von den nämlichen Cartons gezogen zu sein scheinen. Wie froh war er zu hören vom Hochw. Herrn Conservator Tinkhauser, dass diese Bilder in Brixen von Jakob Sunter (1462) herrühren. Also wurden die Fresken von Brughiero nur um ein Jahr früher gemalt. — Zu Brixen regierte damals der berühmte Gelehrte Cardinal Nikolaus von Busa. Mit ihm stand als bekannter tirolischer Ritter Simon v. Thun in näherer Verbindung. Dieser erbat sich vom Cardinale für seine neuerbaute Capelle verschiedene Ablässe aus, die ihm der Cardinal mit Urkunde, Insigel und Unterschrift verlieh. — Aus allen diesen inneren und äusseren Prämissen kann man wohl einstweilig die Behauptung aufstellen: Die Fresken von Castel Brughiero seien von Jakob Sunter, angeblichen Vater des Lucas v. Kranach.

Die Bekanntgebung der Werke solcher Meister könnte für die Geschichte der Kunst wichtig sein.

Die Bilder übrigens sammt der Capelle sind in sehr gutem Zustande.

Die Malereien sind angebracht an drei Seitenwänden und in den vier Dreiecken der Kreuzkugel.

Wand gegen Norden. Im Fensterraume oben: Gott Vater sendet seinen Sohn aus als kleines Kind, zwei Engeln schweben ihm voran mit Leidenswerkzeugen; rechts im Fensterraume: Maria an ihrem Betstuhle; links der Erzengel, hinaufweisend auf den obern Fensterraum oder vielmehr auf dessen Vorstellung.

Links vom Fenster. Der Ölgarten, Christus im Blutschweisse; der Engel mit dem Kelche, die Landschaft etwas getrennt durch Felsensprünge, mehr links die 3 schlafenden Jünger und dabei Christus. Im Hintergrunde Judas, mit grässlichem Rothbarte und Blick, zeigt der Turba nach Christum.

Wand gegen Osten. Hinter dem Altare: Die Gefangennehmung Christi, Petrus mit dem Schwerte; Malchus ist beim Ausschlagen einer Chorthüre hinter dem Altare verschwunden. Dieses Bild ist durch Feuchtigkeit etwas verletzt. — Rechts von dieser Thüre: Christus vor Pilatus, der sich die Hände wäscht. — Unter der Thüre: Veronica, das Schweisstuch getragen von zwei schwebenden Engeln.

Wand gegen Süden. Links: Die Geisselung; rechts die Krönung, mitten zwischen beiden im Fensterraume Pilatus mit Christus, als *Ecce homo*; gegenüber das Volk mit dem Spruchbande: *Crucifige*. Oben im Fensterraum das Osterlamm mit Fahnen, sieht dem Wappen des Bisthums Brixen gleich.

Im Gewölbe. Westliches Dreieck: Die Kreuztragung, voran die zwei Schächer in weissen Unterkleidern; sie schielen verstohlen unter der weissen Augenbinde hervor; Schergen mit Fahnen; eine weisse mit 5 Skorpionen; die weinenden Frauen; Veronica; Simon von Cyrene. In den zwei Winkeln tief Jeremias und Daniel (mit Spruchbändern).

Im nördl. Dreiecke: Christus am Kreuze, Darreichung des Schwammes; Longinus stosst die Seitenwunde auf; die Frauen; Maria fällt dem Johannes in den Arm; zwei Berittene, einer mit dem Spruchzettel: *„vere filius dei erat iste"*, der andere: *„si filius Dei est, descendat de cruce"*; rechts die Gruppe der Looswerfenden über das Kleid; — diese Scene überwacht vom Meister Henker, der gravitätisch sich auf sein Richtschwert lehnt. Die Schächer, scheussliche Klumpen auf ihren Kreuzen, mit zerschlagenen Beinen, hauchen ihre Seelen aus, die von Engel und Teufel aufgefangen werden.

Im östl. Dreiecke über dem Altare: Die Kreuzabnahme, links die Frauen bei Maria und Johannes; die Landschaft rechts etwas geschieden: Christus im Schoosse Mariens; die Freunde Jesu Joseph v. Arimathaea und Nikodemus halten Rath wegen des Begräbnisses.

Im südl. Dreiecke rechts: Die Grablegung, zwei Engel schweben über der Scene. Die Landschaft getrennt; links die Auferstehung und die schlafenden Wächter.

Im Gürtel des Gewölbes am Übergange zum Hauptschiffe: Mitten Christus, rechts und links zu sechs und sechs die Apostel in Medaillonen; rechts am Bogenansatze dieses Gürtels obige Inschrift und links eine andere: *„Domine dilexi decorem domus tuae"* etc.

Die in diesem Cyklus von Bildern wiederkehrenden Personen sind sich in jeder Vorstellung getreu im Costüme und Typus, auch bei verschiedenen Affecten. Der Gottmensch ist wohl grösser gehalten als die übrigen Figuren; die Hauptmomente sind alle mit Spruchzetteln versehen.

Die grösste Ähnlichkeit mit denen zu Brixen haben die Kreuztragung, Christus am Kreuze, dann die Geisselung und die Krönung.

Pr. Cyprian Pescasta.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben den Conservator für Wien, Herrn Albert Camesina, aus Anlass der Überreichung des von ihm in neun Blättern ausgeführten Wolmuth'schen Planes der Stadt Wien die grosse goldene Gelehrtenmedaille allergnädigst zu verleihen geruht.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben zur Restauration des Domes in Trient einen jährlichen Beitrag von 2000 fl. auf die Dauer von fünf Jahren aus dem Staatsschatze zu bewilligen geruht.

Melk. Über die in meinem Bezirke während des Jahres 1857 vorgekommenen Geschäftsgegenstände habe ich Folgendes zu berichten: bedeutende Restaurationen sind nicht vorgefallen, aber andere Vorkommnisse verdienen besonders angeführt zu werden.

Im ehemaligen Collegiatstifte Ardagger, wo der würdige Herr Pfarrer Ferdinand Huomer eifrig fortfährt im Sinne und nach dem Wunsche der hochlöblichen Central-Commission zu wirken, musste man sich, aus Mangel der erforderlichen Geldmittel, auf einige kleinere Restaurationen, namentlich der vor hundert Jahren gemalten Kreuzwegbilder im Kreuzgange beschränken, welche letztere auf Verlangen und durch die Beiträge der frommen Pfarrgemeinde theils vom nahen Untergange gerettet, theils neu gemalt wurden. Der Errichtung eines neuen Hochaltares, welcher zur bessern Sichtbarmachung der herrlichen Glasgemälde hinter demselben in Vorschlag gebracht wurde, stehen nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen, worüber ich, nach gepflogener Untersuchung an Ort und Stelle, weiter berichten werde.

Die zwei interessanten Grabsteine neben der Pfarrkirche zu Yps wurden, weil in der Kirche selbst kein passender Platz für sie auszumitteln war, an derselben von Aussen so befestigt, dass sie vor Beschädigung hinlänglich gesichert sind.

Im aufgelassenen Cistercienser-Stifte Seissenstein entdeckten der Herr Custos der kaiserlichen Hof-Bibliothek, Ernst Birk und ich bei einem Besuche daselbst einen merkwürdigen Grabstein, welcher vormals in der abgebrochenen Stiftskirche lag, in der neuesten Zeit an einer Mauer des jetzigen Schlossgebäudes, und zwar mit der Schriftseite der Wand zugekehrt, aufgestellt wurde.

Dieser Grabstein, ein grosser rother Marmor, enthält die Inschrift:

Hie.ligt.begraben.der.Edl.vnd.
Vest.Hanns.von.streytwesen.
Johanns.sein.Hausfraw.vnd.Jr.
geslacht.den.got.genadt.1.3.81.

Unter der Aufschrift: In einem, von einem Kreise umschlossenen Dreiblatte, ein quergetheilter Schild — oben zwei aus den oberen Schildeswinkeln entspringende, sich an den Händen fassende bekleidete Arme; die Ärmel mit Aufschlägen sind an der auswendigen Seite von oben bis unten mit Knöpfchen geziert; die untere Hälfte des Schildes ist schachförmig getheilt.

Dieses Wappen, sonst nur unvollkommen aus Siegeln bekannt und noch im Wappen des Marktes Weiten (Kreis O. M. B.), einst den Herren von Streitwiesen gehörig, fortlebend, ist auf diesem Grabsteine am deutlichsten zu erkennen, und daher die Erhaltung dieses Steines als ein wahrer Gewinn für die vaterländische Heraldik zu betrachten. Die gegenwärtige Gutsbesitzerin, Frau Baronin von Lichtenfels, welche selbst an den wenigen artistischen Überbleibseln der ehemaligen Abtei Seissenstein grosses Interesse nimmt, versprach den gedachten Grabstein durch Übertragung in die, erst 1855 restaurirte und mit einem hölzernen Thürmchen und mit einer Glocke versehene Loretto-Capelle vor jeder Beschädigung schützen zu wollen. Diese Capelle, einst an den Chor der Stiftskirche angebaut, ist allein von der alten Kirche noch übrig und wird zeitweise zur Feier der h. Messe gebraucht. Übrigens ist noch zu bemerken, dass der besprochene Stein nicht in das Jahr 1381 hinaufreicht, sondern erst von dem thätigen Abte Johann Adam von Vilsbiburg (von 1525—1539) dem Andenken der gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts erloschenen Ritterfamilie Streitwiesen gewidmet wurde. Die zerstreut vorkommenden Nachrichten über dieselbe, grösstentheils von mir gesammelt und mitgetheilt, sind in Reil's „Donauländchen der kais. kön. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg", Wien 1835, Seite 414—420 zu finden; das Siegel des Marktes Weiten ist in Chmel's „österreichischem Geschichtsforscher", II. Band, S. 198—200 beschrieben.

Durch die nicht genug zu lobende Fürsorge des gelehrten Benedictiners von Seitenstätten Wolfgang Mitter (gest. 1829), welcher vom 17. August 1808 bis 28. December 1809 die Pfarre Seissenstein und hernach die nahe gelegene Pfarre Persenbeug verwaltete, und durch die gefällige Mitwirkung des Hofrichters Joseph Blum wurden die merkwürdigsten Denkmale aus der im Jahre 1801 von den Franzosen in Brand gesteckten und hierauf dem Verfalle überlassenen Stiftskirche in die anstatt derselben zur Pfarrkirche bestimmtes St. Donati-Kirche übersetzt, wo sie bestens erhalten zu sehen sind. Von dem grössten Interesse ist der Grabstein des Reinprecht von Walsee, gestorben 1451, auf welchem die Insignien des Drachenordens, des Adlerordens, des Ordens von der Stole und Kandel (Kanne), des Greifen und *de la Escama* (Squama) so vortrefflich abgebildet sind, wie sie, meines Wissens, sonst nirgends erscheinen. Der gegenwärtige Hr. Pfarrer M. Schnabl, Dilettant in der Malerkunst und von grosser Vorliebe für alterthümliche Kunst, arbeitet an einer getreuen Copie dieses Denkmales für Herrn Custos Birk's nächstens zu erwartende Regesten von Seissenstein, durch welche Copie die ungenaue und daher nicht genügende ältere Abbildung in Hanthaler's „Fastis Campililiensibus", Tom. II, p. I entbehrlich gemacht wird.

Auf dem Gange vor der Wohnung des Herrn Pfarrers befindet sich eine steinerne, mit Farben bemalte Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde, eine Arbeit des XV. Jahrhunderts, leider schon beschädigt.

Was den Theil des gewesenen Stiftsgebäudes, welcher wahrscheinlich heuer der Eisenbahnlinie weichen wird, betrifft, so ist derselbe hinsichtlich seines Alters und seiner Bauformen so beschaffen, dass er keine weitere Beachtung verdient.

Da bisher keine Bestimmung, was mit den baufälligen Bestandtheilen der ehemaligen Karthause und des jetzigen Schlosses zu Aggsbach geschehen soll, erfolgt ist, so wird, sobald ich die Entscheidung hierüber erfahre, der umständliche Bericht folgen.

Zu Loosdorf, an der Strasse eine Stunde unterhalb Melk gelegen, wurde schon vor einiger Zeit der Grabstein des Ritters Leonhard Enenkel von Albrechtsberg an der Pielach (gest. 1584) durch den Herrn Pfarrer Franz König von der gänzlichen Zerstörung dadurch gerettet, dass er ihn vom Eingange in den Friedhof, wo er seit undenklicher Zeit als Pflasterstein diente, wegschaffen und in eine entweihte Nebencapelle bringen liess. Leider ist der Stein, welcher das Bildniss und Wappen des genannten Ritters mit einer Umschrift zeigt, trotz aller angewandten Mühe beim Aufheben von der Erde in mehrere Stücke gebrochen!

In der Nähe des Schlosses Schallaburg, an der Strasse nach Loosdorf, entdeckte man zufällig in einem herrschaftlichen Acker vier mit Bruchsteinen ausgemauerte Gräber, welche mit Stücken von Steinplatten bedeckt, jedes für einen Leichnam Raum hatten, aber ohne alle inschriftliche Bezeichnung oder sonstige Merkwürdigkeit waren, ausser den Scherben von zwei gläsernen Thränenfläschchen in zwei Gräbern, und (in einem andern Grabe) einer kleinen Fibula von Bronze und einem kupfernen schlangenförmigen Armringe, welche Stücke sich im Besitze des Herrn Gutsbesitzers Frhrn. Karl v. Tinti befinden. Die in den Gräbern gefundenen Gebeine wurden auf Veranstaltung des Herrn Cooperators Andreas Detler in den Gottesacker nach Loosdorf gebracht: wahrscheinlich weil die einem Kreuze (eher einem Schwerte) ähnliche Gestalt der Fibule ihn verleitete, diese Gebeine für die ehrwürdigen Reste von Christen zu halten. Die leeren Grabstätten wurden, bevor mir ihre Besichtigung möglich war, wieder mit Erde zugedeckt; der Herr Gutsbesitzer ist aber Willens, im Frühjahre die Aufgrabungen fortzusetzen, bei denen ich auf seine Einladung zugegen sein werde, um von den Ergebnissen umständliche Nachrichten geben zu können, woraus man dann vielleicht geschichtliche Folgerungen über die einstigen Bewohner dieser Gegend, denen diese Gräber gehörten, zu ziehen im Stande sein wird.

Obwohl seit den (wie leicht vorauszusehen) verunglückten Versuchen in neuester Zeit das angeblich in der Habsburger Gruft zu Tuln beigesetzte Herz K. Rudolph's I. wieder aufzufinden, das Interesse des Publicums an den Überresten des aufgehobenen Frauenklosters daselbst sich bedeutend vermindert hat, so dürfte es doch den Alterthumsfreunden willkommen sein, von der „älteren Ansicht des Klosters mit allen seinen Gebäuden und Plätzen, aus der Vogelperspective aufgenommen" (die, nach Herrn Meynert's Versicherung, gegenwärtig Herr Beyer, Fabrikant zu Tuln, besitzt), bevor dieses Gemälde, gleich vielen anderen, verschleppt wird oder zu Grunde geht, eine Copie in kleinerem Massstabe verfertigen zu lassen, was am leichtesten durch einen in Wien zur Verfügung stehenden Künstler ausgeführt werden könnte.

Keiblinger.

Literarische Anzeigen.

Bonifaz Wolmuth's Grundriss der Stadt Wien vom Jahre 1547 Gezeichnet und lithographirt von Albert Camesina. Herausgegeben durch den Alterthumsverein zu Wien im Jahre 1857 und 1858. Druck aus der k. k. Staatsdruckerei in Wien.

Vorstehende Publication, welche nun zum Abschlusse gelangt ist, konnte nicht erwünschter kommen, als in einem Augenblicke, wo man mit Spannung dem grossartigen Plane entgegensieht, welcher Wien neugestalten soll. — Als gegenwärtiger Grundriss von Bonifaz Wolmuth — einem der Baumeister des St. Stephansdomes — 1547 entworfen wurde, war die innere Stadt gleichfalls in einer Umgestaltung begriffen, und man kann sogar behaupten, dass die Umrisse zu ihrer heutigen Configuration entstanden sind. Der Drang zu diesen Änderungen ging freilich in beiden Epochen von verschiedenen Ursachen aus. Vor drei Jahrhunderten hatte man eben wenige Jahre vorher mit unsäglichen Gefahren in Drangsalen die erste Türkenbelagerung (1529) überstanden und durch die fortwährenden Einfälle der Türken die Nothwendigkeit erkannt, die Befestigung Wiens nach den neuesten Regeln der Kriegskunst in Angriff zu nehmen. An die Stelle der früheren fortificatorischen Werke, welche durch die Belagerung vom J. 1529 grösstentheils zerstört wurden, erhob sich ein Kranz grossartiger Basteien um die innere Stadt, die Stadtgräben wurden tiefer gelegt und durch einen kaiserlichen Befehl strenge verboten, dass Niemand unter fünfzig Klafter weit von dem Stadtgraben ein Gebäude aufführen dürfe; auf den dadurch gebildeten Flächenraum entstanden dann die heutigen Glacis. Man war daher damals fest bestrebt die innere Stadt zu einem festen Bollwerk der von Aussen anstürmenden Feinde zu gestalten, sie mit kolossalen Steinmassen und Vorwerken zu umgürten und es entsprach dies auch ganz dem Begriffe einer mittelalterlichen Stadtanlage, die man sich in der Regel nicht anders als befestigt denken konnte. — Heute sind die Gefahren von Türkeneinfällen vorüber; nach den neuesten Regeln der Kriegskunst legt man nur auf die Befestigung jener Städte einen Werth, die zugleich in strategischer Beziehung von grosser Wichtigkeit sind, und für Wien scheint nicht mehr die Nothwendigkeit zu einer befestigten Stadt vorhanden zu sein. Dagegen ist die Stellung der Kaiserstadt eine solche geworden, welche eine möglichst freie und unbehinderte Communication zwischen dem Weichbilde und den dasselbe umschliessenden Vorstädten verlangt. Das Netz der Eisenbahnen haben Wien zu einem Verkehrspunkte ersten Ranges erhoben, die wieder aufgesuchten alten Handelswege nach dem Oriente scheinen die Stadt zu einem der wichtigsten Stapelplätze zwischen dem Westen und Osten Europa's zu erheben, und seine erhöhte Bedeutung als Residenz des Kaisers und Sitz der Centralstellen der Regierung haben einen Aufschwung des geistigen und materiellen Lebens, eine Bewegung des Handels und des Verkehres hervorgerufen, welcher seit Langem die räumlichen Verhältnisse der inneren Stadt nicht mehr genügten und das Bedürfniss zu einer Erweiterung hervorriefen. So wie vor drei Jahrhunderten die Nothwendigkeit vorhanden war, die innere Stadt fest abzuschliessen und zu befestigen, so ist heute aus anderen Gründen der Drang entstanden, den Gürtel des Weichbildes zu sprengen und Wien in eine offene Stadt zu verwandeln.

Wenn wir nun den Wolmuth'schen Plan näher betrachten, so werden wir finden, dass die Gestalt der inneren Stadt durch beinahe drei Jahrhunderte keine wesentliche Abänderung erlitten, dass zwar einzelne Gassen und Häusergruppen verschwunden, die Hauptverkehrsadern und mithin auch die Hauptgruppirung seit dem XVI. Jahrhundert aber im Allgemeinen dieselbe geblieben ist. Welche grossartigen Veränderungen haben sich aber während dieser Zeit in dem äusseren und inneren Leben Wiens ergeben? Wie gewaltig ist der Unterschied zwischen beiden Epochen, welche Wendepunkte in der Umgestaltung der grossen Donaustadt bilden?

Was die Befestigungen anbelangt, so sind auf dem Wolmuth'schen Plane jene wohl zu unterscheiden, welche schon zur Ausführung gebracht und welche nur projectirt waren und erst später factisch in Angriff genommen wurden. So war zur Zeit der Anfertigung des Planes von den vorspringenden Cavalieren nur einer (der Dominicaner Cavalier) fertig, die übrigen wurden nach und nach und zwar erst in den Jahren 1552, 1554, 1555, 1561, 1646, 1659 und 1664

gebaut, aber dessenungeachtet hier als bestehend eingezeichnet. — Welchen Rayon die Stadt zur Zeit der ersten Türkenbelagerung gehabt haben mochte und wie die alten Festungswerke angelegt waren, darüber gibt uns die roth eingezeichnete Umfassungs-Linie verlässliche Anhaltspunkte. Von den alten Thoren der Stadt bemerken wir noch das Werderthor, welches später zugemacht und an dessen Stelle das neue Thor errichtet wurde, so wie das Thor beim Salzthurm, welches gleichfalls nicht mehr besteht. Alle übrigen Eingänge der Stadt (das Rothenthurmthor ausgenommen) sind heute noch unverändert an ihrem Platze und es sind auch gegenwärtig nicht mehr Verbindungspunkte zwischen der Stadt und den Vorstädten, als vor Jahrhunderten waren. Welche Bedeutung besitzen aber heute die Vorstädte Wiens? Und wie unbedeutend waren sie noch in der Mitte des XVI. Jahrhunderts? — Bezüglich der Stadtgräben ist zu beachten, dass dieselben auf dem Wolmuth'schen Plane in einer Tiefe und Breite angegeben sind, wie sie angelegt werden sollten, nicht wie sie damals wirklich schon bestanden.

Verfolgen wir nun die Anlage der Strassen und Plätze im Innern der Stadt, so bemerken wir an verhältnissmässig wenigen Punkten bedeutende Abänderungen von der heutigen Gruppirung. In der k. k. Hofburg besteht noch der Cillierhof, worin später theilweise der Amalienhof eingebaut wurde, der Schweizerhof ist isolirt und umgeben von dem Zier- und Irrgarten, der bis an das Augustinerkloster sich anlehnte; an dem Platze der neueren Reichskanzlei ist noch die alte Gruppirung der Häuser vorhanden; dort wo die heutige Stallburg sich befindet, ist der Grundriss einer Kirche eingezeichnet, welche auch nie über die Fundamente hinaus gebaut und worauf die heutige Stallburg aufgeführt wurde; in der Nähe der Stallburg treffen wir das Haus der Grafen v. Salm (heute Pallavicini), das gegenwärtig noch in seinen Hauptmauern besteht und nur in neuerer Zeit adaptirt wurde. Am Graben begegnen wir dem alten Peilerthor mit seinem Thurm; die Seilergasse mündet noch bis auf den Schweinmarkt (den Lobkowitzplatz) aus, was sich erst zu der Zeit verändert hat, als das Kapuzinerkloster entstand; ebenso verlängert sich die Riemerstrasse noch bis in das alte Auwinkel und wir bemerken daher die Anlage dieses Stadttheiles, bevor die Jesuiten die Universität erhielten und die bedeutenden Umbauten führten. Bei St. Ruprecht besteht noch die alte Fischerstiege, die bei Erbauung des Klosters der Karmeliterinnen aufgelassen wurde; im Elend der alte Judenthurm und die Physiognomie dieser ganzen Gruppe, worauf sich später das k. k. Arsenal erhob, welches in jener Zeit sich noch auf einer Insel der Donau in der Nähe des oberen Werds befand. Am St. Stephansplatze erblickt man den alten Freithof mit der Häuserreihe vor der Kirche mit den Heilthumsstuhl und der Magdalenencapelle in der Ecke, dann das kleine Rabergässchen, welches gegenwärtig verschwunden ist. Die Brandstätte, wo die Wechsler ihren Sitz gehabt, ist noch unverbaut; am Petersplatz besteht der Pranger und die alte Kirche; am Hof ist hier die genaue Lage der St. Pangrazcapelle ersichtlich, worüber einst so viel gestritten wurde; am Michaelsplatze die Kirche frei und ohne Anbauten mit dem Freithofe und den Fleischbänken, und bei dem Minoritenkloster haben sich noch einige Weingärten erhalten. Von den Klöstern und Capellen, die heute nicht mehr vorhanden sind, aber damals noch bestanden, erwähnen wir das St. Clarakloster, welches nach der türkischen Belagerung zum Bürgerspitale einbezogen wurde, im Eck die St. Paulcapelle, das Kloster der Himmelspforte, das Hieronymuskloster der Büsserinnen (heute Franciscaner), das St. Niklas- und St. Laurenzkloster, und an der Stelle des gegenwärtigen protestantischen Bethauses das Königinkloster.

Werfen wir nun einen Blick auf die Vorstädte und Glacis — insoweit sie auf dem Wolmuth'schen Plane berührt sind, so begegnen wir vor dem Kärnthnerthore noch dem Gottesacker, wo einst die Colomanskirche stand, von hier bis zum Stubenthore ist die Stadt mit Gärten und Landhäusern umgeben und ein künstlich gebauter und von der Wien abgeleiteter Mühlbach, welcher vier Mühlen treibt, ergiesst sich in die Donau. Vor dem Stubenthore, diesseits des Mühlbaches, steht eine Häuserreihe und längs den Ufern des Mühlbaches bis zu dem letztgenannten Thore zieht sich der Ochsengries hin. Vor dem rothen Thurmthore sieht man die alte Schlagbrücke mit den Fleischbänken, zwei Inseln, die Schütt und das Arsenal, im oberen Werd das einstige St. Johann und in der Gegend der heutigen Rossau den Büchsen- und Stachelschiesstadl. Vor dem Schottenthore mündet eine Strasse gerade gegen die Siechenals aus und die Als ergiesst sich künstlich hereingeleitet in die Stadtgräben. Vor dem Burgthore werden die Gärten von dem Ottakringerbach und den nach St. Ulrich und der Laimgrube führenden Strassen durchschnitten. Gegenüber dem Burgthore ist ein Safrangarten und in der Gegend des heutigen Getreidemarktes die Marteascapelle ersichtlich.

Das Original dieses Planes ist im Besitze des Wiener Stadtarchives. Zu welchem Zwecke Bonifazius Wolmuth, Bau- und Steinmetzmeister, denselben angefertigt, lässt sich schwer bestimmen und es ist nur bekannt, dass Wolmuth bei den Festungsbauten viel beschäftigt war. Der Werth desselben beruht nebst dem gleichzeitig entstandenen Plane des August Hirschvogel darin, dass der Rayon der Stadt und Vorstädte, die Strassen, Plätze und einzelnen Gebäude mit grosser Genauigkeit und Sorgfalt vermessen und eingezeichnet sind und derselbe mithin ein verlässliches Bild der damaligen Physiognomie von Wien liefert. — Eine Reproduction dieses Planes war nicht ohne Schwierigkeiten. Er ist auf Leinwand aufgezogen, eine grosse Anzahl von Details sind jedoch so schwer erkennbar, dass nur ein mit der Geschichte Wiens und seiner historischen Entwickelung ganz vertrauter Mann, ein so ausgezeichneter Kenner der ältesten Pläne Wien's wie Herr A. Camesina, daran gehen konnte, denselben so genau zu zeichnen, wie es der Gegenstand erforderte. Seinen Kenntnissen und seinem Fleisse gelang daher auch ein Werk, welches nur wenige Städte aufzuweisen im Stande sind, und dem Wiener Alterthumsvereine gebührt das schöne Verdienst dasselbe nach all seinen Kräften gefördert zu haben. Was die Ausführung des Farbendruckes in Blättern von so grossem Formate anbelangt, so hat die k. k. Staatsdruckerei damit einen neuen Beleg ihrer vollendeten Leistungen geliefert.

K. Weiss.

* Von neuen archäologischen Werken in Frankreich sind zu bemerken: Esquisse historique sur l'ivoire par L. N. Barbier. — Histoire de l'ornementation des manuscrits par Ferdinand Denis. — Pavage des églises dans le pays de Bray par M. l'abbé Decorde. — Catalogue général et raisonné des camées et pierres gravées de la bibliothèque impériale, suivi de la description des autres monuments exposés dans le cabinet des médailles et antiques par M. Chabouillet. — Des cloches et de leur usage par Alexandre Schaepkens. — Monuments inédits sur l'apostolat de sainte Marie Madeleine en Provence et sur les autres Apôtres de cette contrée: saint Lazare, saint Maximin, saint Marthe etc. par M. Fallon.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 7. III. Jahrgang. Juli 1858.

Bericht über eine kunstarchäologische Reise in Böhmen und Mähren.

Von Dr. Erasmus Wocel, k. k. Conservator in Prag.

II.

Neuhaus.

Die altberühmte Herrenburg zu *Neuhaus* bewahrt ein Kunstdenkmal, welches zu den in seiner Art bedeutendsten in Böhmen gehört, nämlich die Wandmalereien, welche in neuerer Zeit in einem Gemache jenes Theiles der Burg, dessen Erbauung man dem Rosenberger Heinrich I. zuschreibt, entdeckt wurden.

Im Jahre 1838 war es, wo Se. Excellenz Graf Eugen Czernin an einer Stelle des übertünchten Gemaches, wo die Kalkschichte sich abgelöst hatte, Farbenspuren gewahrte. Unter der Leitung des kunstsinnigen Grafen wurde nun die Kalkschichte mit möglichster Sorgfalt entfernt und es kamen rings an den Wandflächen Malereien zum Vorschein, welche unverkennbar den Charakter einer sehr frühen Kunstperiode weisen. Als ich im September dieses Jahres Neuhaus besucht hatte, beschäftigte ich mich damit, diese Malereien zu studiren und so weit es mir möglich war, zu pausen und abzuzeichnen. — Die vier Wände des gothischen Gemaches, welches mit einer aus Backsteinen gefügten Wölbung neuerer Construction überdeckt ist, waren mit Fresken geziert, deren grösserer Theil durch Ablösung der Kalktünche aufgedeckt wurde. Es konnte allerdings trotz aller Sorgfalt, mit der das Ablösen der Tünche vor sich ging, die Beschädigung einzelner Partien nicht vermieden werden; an andern Stellen, namentlich an der östlichen Wand haftet der Anwurf allzufest an der Mauerfläche, so dass die Aufdeckung der darunter befindlichen Bilder kaum mehr thunlich ist, und in dem westlichen Winkel wurde bei der Aufführung einer kleinen Quermauer die Malerei ringsumher mit Mörtelverputz überdeckt und gänzlich vernichtet. Dessenungeachtet stellt sich noch eine so bedeutende Anzahl von Bildwerken dem Auge dar, dass der Freund der Kunst und des Alterthums mit Überraschung gewahrt, wie dieser enge Raum einen reichen höchst interessanten Stoff der Forschung einschliesst. Zwei fortlaufende Reihen bildlicher Darstellungen fesseln vor Allem die Aufmerksamkeit. In einer Höhe von etwa 2 Klaftern zieht sich die obere Gemäldereihe hin; durch einen Wandstreif von dieser geschieden, stellt sich der untere Bildercyklus dar; der Inhalt sämmtlicher Darstellungen ist der Legende vom heiligen Georg entlehnt. Die Malereien der oberen Reihe mögen gegen 3 Fuss Höhe betragen, während die tiefere Reihe etwas niedriger erscheint. Diese untere Reihe ist durch eine gelbe und schwarze Bordüre unten abgeschlossen, unter welcher sich Wappenschilde hinzogen, auf denen die Wappen der altböhmischen Familien Rosenberg, Cimburg, Riesenberg, Lichtenburg, Krawař, Michalowic u. a. mehr oder weniger deutlich sich darstellen. An der westlichen Wand befindet sich in bedeutender Höhe die Minuskel-Aufschrift: Anno dni trecentes. XXXI fuerant hic baliste XVIII.

Der Wortlaut dieser Aufschrift besagt, dass im Jahre 1331 daselbst 18 Wurfgeschosse sich befanden. Der um die Localgeschichte von Neuhaus verdiente P. Joseph Claudius war der Meinung, dass sich jene Aufschrift auf die Anwesenheit von 18 Ballivi des deutschen Ritterordens zu Neuhaus im Jahre 1331 bezieht. Aber davon abgesehen, dass das Wort baliste nur durch eine höchst barbarische Alterirung anstatt ballivi gesetzt werden konnte, so ist es bekannt, dass der deutsche Orden in Böhmen und Mähren nur eine Ballei hatte, welcher viele Comthureien untergeordnet waren. Unhaltbar aus wichtigen Gründen, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann, ist ferner die Behauptung des P. Claudius, dass dieses mit Fresken gezierte Gemach die Capelle des heiligen Dionysius gewesen sei, welche Ulrich I. von Neuhaus im Jahre 1293 gegründet und dem deutschen Ritterorden eingeräumt

hatte. Die Meinung desselben Localhistorikers, dass der Inhalt der Wandmalereien der Legende des heiligen Dionysius entnommen sei, wird durch den blossen Anblick der Bilder und schlagender noch durch die Aufschriften derselben widerlegt. Nahe liegt allerdings die Vermuthung, dass jene Wappen zur Erinnerung an die Familienverwandtschaft der Herrn von Neuhaus hingemalt wurden; doch dürfte auch die Meinung einige Berechtigung haben, dass der Gemäldeschmuck dieses Gemaches — denn die Construction desselben hat mit der einer Capelle nichts gemein — in naher Beziehung zu dem deutschen Ritterorden steht. Durch Documente ist es nämlich erwiesen, dass Ulrich I. von Neuhaus ein Freund und Gönner jenes Ordens gewesen und am Kreuzzuge gegen die heidnischen Preussen unter Otakar I. Theil genommen hatte. Bedeutsam ist ferner der Umstand, dass die meisten der noch wahrnehmbaren unter dem Gemäldecyklus dargestellten Wappen böhmischen Herrenfamilien angehören, deren Mitglieder in der zweiten Hälfte des XIII. und im XIV. Jahrhunderte Ritter des deutschen Ordens waren oder am Kreuzzuge im Bunde mit den deutschen Ordensrittern sich betheiligt hatten.

Möglich ist es daher, dass im XIV. Jahrhundert, in der Regierungsperiode König Johanns von Luxemburg, ein Dynast von Neuhaus jenes Gemach mit den Darstellungen aus der Legende des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Ritterschaft, hatte schmücken lassen, und dass ein späterer Burgherr (denn die Malerei der Wappenschilde ist offenbar späteren Ursprungs) die Wappen der böhmischen Herren, die im Interesse des deutschen Ordens gewirkt und gekämpft, zum dauernden Gedächtniss daselbst hatte hinmalen lassen. Nicht zu übersehen dürfte endlich der Umstand sein, dass der Schild und das Gewand des heiligen Georg, so oft sich dessen Gestalt im Gemäldecyklus darstellt, mit einem *schwarzen* Kreuze, dem Abzeichen des deutschen Ritterordens, bezeichnet erscheint [1]).

Die Bedeutung der einzelnen Bilder des Gemäldecyklus ist durch *altdeutsche Überschriften* näher bezeichnet; leider ist ein grosser Theil derselben zerstört, und von den ursprünglichen etwa sechzig Darstellungen haben sich beiläufig 35 mehr oder weniger beschädigte Bilder erhalten. Die Farben dieser Jahrhunderte lang unter dem Kalkanwurfe begrabenen Fresken sind matt und verblasst, blos das Zinnoberroth tritt kräftig hervor. Die Umrisse der Figuren sind mit fester, sicherer Hand gezogen und wiewohl die Kenntniss des Nackten sehr mangelhaft und die Darstellung der Gestalten conventionell gehalten ist, so gewahrt man an denselben doch das Streben nach Charakteristik und Ausdruck. Die wechselnden, höchst mannigfaltigen Gruppen sind sinnig geordnet, und obgleich die Extremitäten zumeist verzeichnet und die Bewegungen steif erscheinen, so macht die naive Kindlichkeit und eine gewisse Innigkeit des Gefühles, die in diesen Kunstresten sich ausspricht, einen befriedigenden Eindruck.

Das Costüm des zum Kampf mit dem Drachen gerüsteten heil. Ritters Georg ist das der früheren Zeit des Mittelalters, nämlich die Kettenrüstung, über welche der Wappenrock angezogen ist. Der in den Kampf ausziehende Ritter sitzt zu Pferde auf einem Sattel mit hoher Lehne; sein Schild ist klein und am untern Ende in eine Spitze auslaufend. Eben so stellen sich die Ritter in gleichzeitigen Miniaturwerken, z. B. in der Casseler Handschrift des Wilhelm von Oranse vom Jahre 1334, im Passional der Äbtissin Kunigunde vom Jahre 1314 (in der Universitätsbibliothek zu Prag), in dem *Scriptum super Apocalypsin* vom Anfange des XIV. Jahrhunderts (im Prager Domschatze) und in den zahlreichen französischen und englischen Miniaturen des XIII. Jahrhunderts dar. Interessant ist aber die Wahrnehmung, dass die Kleidertracht der auf den Wandgemälden vorkommenden Männer und Frauen dem Costüme des XII. und des XIII. Jahrhunderts entspricht. Das Gewand der Männer ist die spätrömische Ärmeltunica, welche nach Stand und Würde bald kürzer, bald länger ist; dieselbe schliesst fest an den Hals und ist um die Hüfte mit einem schmalen Bande gegürtet. Die Bekleidung der Füsse ist das enganschliessende Beinkleid. Das Untergewand des Königs reicht bis an die Knöchel, über dieses wallt der weite, an der rechten Schulter mit einer Schnalle festgehaltene Purpurmantel herab. Die Kopfbedeckung königlicher Personen, die in diesen Darstellungen häufig vorkommen, ist ein breites, mit lilienförmigen Zinken geschmücktes Diadem. Mit der böhmischen Königskrone Karl's IV. hat dieser Kopfschmuck keine Ähnlichkeit; hingegen gleicht derselbe durchaus der Krone, die man in französischen Miniaturen vom Schlusse des XII. und aus dem XIII. Jahrhundert gewahrt; insbesondere findet man in der Miniaturhandschrift des französischen Romans von Alexander dem Grossen vom Jahre 1195 Kronen, deren Form die auffallendste Ähnlichkeit mit jener der Königskronen unserer Wandgemälde hat, wie denn das Costüm, zumal der Könige, in der erwähnten Miniaturhandschrift mit der Tracht, wie sie auf den Bildern der St. Georgslegende zu Neuhaus sich darstellt, genau übereinstimmt. Die Felsen, Bäume und Pflanzen sind auf unseren Wandgemälden auf conventionelle Weise stylisirt; die Bäume gleichen Pfauenschweifen, die auf Pfähle aufgesteckt sind. Die wenigen Architecturen, die in den noch erhaltenen Bildern vorkommen, tragen das Gepräge des romanischen Styles; weder in den Bauformen, noch an den Ornamenten gewahrt man irgend eine Spur gothi-

[1]) Herr Gymnasiallehrer Maloch hatte bei einer später angestellten Untersuchung der über den Wandgemälden angebrachten Aufschriften folgende merkwürdige Inscription entdeckt: Dies gemel li (lies) vlr (Ulricus) von dem neien hause hier ne.....nach cristus geburt dreuzehn C. derl ier im acht und dreisigste ier. Der Gemäldecyklus wurde somit auf Anordnung Ulrich's III. von Neuhaus im Jahre 1338 ausgeführt, wodurch die Meinung Dr. Wocel's, dass die Entstehung dieser Bilder in die Regierungszeit König Johanns von Luxemburg fällt, bestätigt wird. H.

scher Motivirung. Würden nicht einzelne Figuren, namentlich die viermal wiederkehrende Gestalt des heil. Georgs in voller Rüstung und dessen prächtig geschmücktes und für jene Zeit vortrefflich dargestelltes Ross, vorzüglich aber die Sprache und die Schriftzüge der deutschen Überschriften an den Anfang des XIV. Jahrhunderts mahnen, so wäre man genöthiget, die Ausführung dieser Gemälde in eine viel frühere Periode zu setzen. Wahrscheinlich ist es, dass der Künstler nach einem älteren Originale sein Werk ausgeführt, und blos einzelne Züge aus seiner Gegenwart, namentlich bei der Darstellung des heil. Ritters zu Pferde, hinzugethan hatte.

Die Wandgemälde zu Neuhaus gehören ohne Zweifel zu den interessantesten Kunstdenkmalen Böhmens; denn mit vollem Rechte kann man behaupten, dass dieselben sich als die ältesten bis auf unsere Zeit erhaltenen Frescogemälde in diesem Lande darstellen. Die bekannten Wandgemälde zu Karlstein und in der St. Wenzelscapelle des Prager Domes mögen beinahe um ein halbes Jahrhundert jünger sein; überdies wurden dieselben in späterer Zeit mehr oder weniger übermalt, während sich die Darstellungen der Georgslegende zu Neuhaus in ihrem ursprünglichen Typus und Charakter — wenn auch verblichen und stark beschädigt — erhalten haben [1]). Das kunsthistorische Interesse dieser Fresken wird noch durch die altdeutschen Überschriften derselben gesteigert, wodurch eine bisher wenig beachtete Seite der Culturverhältnisse, wie sich dieselben namentlich in den Herrenburgen Böhmens am Anfange des XIV. Jahrhunderts gestaltet haben, auf eigenthümliche Weise beleuchtet wird. Aber nicht blos die Sprache und die Schriftzüge, sondern auch der Inhalt der Darstellung, die Art und Weise der Auffassung des durch die Legende gegebenen Stoffes ist geeignet die Aufmerksamkeit zu fesseln, indem eben dadurch der naive, kindlich gläubige Sinn, von dem in jener ferner Zeit die höchste und mächtigste Classe der Gesellschaft durchdrungen war, auf bedeutsame Weise sich ausspricht. Um nun die culturgeschichtliche Bedeutung dieser Malereien näher würdigen zu können, habe ich die ältesten lateinischen und griechischen Enkomien des Megalo-Martyrs St. Georg, welche die *Acta sanctorum* der Bolandisten enthalten, mit den altdeutschen und altbömischen St. Georgslegenden verglichen, worauf ich zu entwickeln versuchte, auf welche Weise der Künstler den bunten Legendenstoff in den Bildern zu Neuhaus zur Anschauung brachte.

Die diesen Gegenstand betreffende ausführliche Abhandlung, die ich in der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 30. November l. J. vorgelesen, gedenke ich später herauszugeben.

Da die Burg zu Neuhaus häufig, insbesondere in Heber's Burgen Böhmens 6. Band, sehr ausführlich beschrieben wurde, so will ich mich auf die Schilderung derselben nicht einlassen. Nicht umhin kann ich aber eines schönen, aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts herrührenden Bildes zu erwähnen, welches bisher wenig beachtet in einem Gemache der Burg aufgestellt ist. Dasselbe soll, wie mir der Schlossinspector H. See mittheilte, aus der sogenannten Tuchmachercapelle, von der weiterhin erwähnt werden soll, hieher übertragen worden sein. Es stellt eine gekrönte Madonna mit dem Jesuskinde auf Goldgrunde dar. Das Bild ist trefflich mit Gefühl und Zartheit auf einer Blechtafel ausgeführt. Die Haupttafel ist von einer Holzbordure eingefasst, welche mit Darstellungen aus der Lebensgeschichte Christi ausgefüllt ist. Der Charakter und die Darstellungsweise dieser Bilder erinnert lebhaft an die Miniaturen des Zbyšek von Trotina im *Liber viaticus* (im böhm. Museum), und meiner Meinung nach dürfte dieses bedeutende Bild ein Werk der böhmischen Malerschule aus der Periode Karl's IV. sein.

Als interessante Baudenkmale der Stadt Neuhaus sind zu bezeichnen:

Die Stadtpfarrkirche zur Himmelfahrt Mariä. Ein schöner dreischiffiger Bau des XV. Jahrh.; die beiden Seitenschiffe sind zwar etwas niedriger als das Mittelschiff; der hohe und sehr lichte gothische Bau gewährt aber den Eindruck einer Hallenkirche. In einer mit kunstreichem Netzgewölbe gedeckten Seitencapelle befindet sich ein altes, trefflich geschnitzes Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, welches aber in neuerer Zeit sehr bunt staffirt wurde. Dieses Denkmal der einheimischen Holzschneidekunst gehörte ohne Zweifel zu dem Altare, welchen Hermann von Neuhaus im J. 1397 zur Ehre der Mutter Gottes in der Pfarrkirche zu Neuhaus errichten liess. *(Libri Erectionum*, Vol. IV, H. 7.*)*

Die Spitalskirche zum heil. Johann dem Täufer. Ein interessantes, bisher wenig beachtetes Baudenkmal des XIV. Jahrhunderts. Die Kirche stellt sich gegenwärtig zweischiffig dar, weil das linke Seitenschiff in den daranstossenden Klosterkreuzgang in späterer Zeit einbezogen wurde. Die Länge des inneren Raumes beträgt 62 Schritte, wovon auf das Presbyterium 29 kommen. Die Breite des Hauptschiffes beträgt 11, die des Seitenschiffes 6 Schritte. Drei Pfeiler und zwei eigenthümlich gebildete Säulen trennen das Seitenschiff vom Hauptschiffe. Die eine dieser Säulen versuche ich hier darzustellen und lenke die Aufmerksamkeit auf den kleinen Säulenfuss, dessen scheinbar abgebrochener Schaft die Stelle eines Dienstes vertreten sollte, während doch der obere Theil der Säule in reicher, allerdings unorganischer Gliederung abgeschlossen erscheint. Ein schmaler, sehr

[1]) Aus der oben angeführten Inscription ergibt sich, dass die Neuhauser Fresken um beiläufig 30 Jahre älter sind als die Karlsteiner Gemälde. Es wird aber jeder, der mit dem Wesen solcher Forschungen vertraut ist, zugestehen, dass in diesem Falle der Unterschied zwischen der in unserem Texte angedeuteten, blos auf kunstarchäologische Kriterien basirten Zeitangabe und jener durch die von Herrn Maloch entdeckte Aufschrift sicher gestellten Jahreszahl von untergeordneter Bedeutung ist.

massiver Triumphbogen trennt das Langhaus vom Chore; die Kirche hat hohe, mit schönem Masswerk ornamentirte Fenster und die Wölbung ist durch ein Rippenwerk eigenthümlicher Form gebildet. Auf der rechten Seite des Presbyteriums befindet sich der Eingang in die sogenannte Todtencapelle, welche einen Raum von 12 Schritten Länge und eben so viel Breite einschliesst, den ein schönes, gothisches Netzgewölbe überspannt. In derselben befindet sich an der westlichen Mauer der ornamentirte Grabstein der Gemahlin Heinrich's IV. von Neuhaus, Margaretha, gebornen Gräfin von Gleichen (†1499). — Über dieser Kirche erhebt sich, als besondere Zierde der Stadt, ein schlanker, polygoner, mit einem steinernen Helme gekrönter Thurm. An die Nordseite der St. Johanniskirche schliesst sich der wohlerhaltene, gothische Kreuzgang an, und weiterhin dehnt sich der weitläufige Bau des ehemaligen Minoritenklosters, welches späterhin in ein Armenspital verwandelt wurde. Am äussersten nördlichen Flügel des Spitalgebäudes gewahrt man den Überrest der sogenannten *Tuchmachercapelle*, eines gothischen Baudenkmals, das durch seine Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit fesselt. Es ist ein Raum von 13 Schritt Länge und 11 Schritt Breite, der in der Mitte durch eine Säule von ungewöhnlicher Bildung gestützt wird. Die an der Stelle des Capitäls sich kelchförmig ausweitende Säule ist oben durch aufgesetzte Rippen geziert. Dieselbe Rippenverzierung haben die Kragsteine, welche die Bogen der Wölbung stützen, wie auch die Tragsteine, die auf den schlanken Wandsäulen aufruhen, welche die beiden von Spitzbögen überhöhten Nischen im Hintergrunde flankiren. Der Vordertheil der Capelle wurde vor nicht langer Zeit abgebrochen.

Die Capelle der heil. Maria Magdalena bei Wittingau.

Etwa eine Stunde südöstlich von Wittingau steht am Waldesrande ein aus dem XIV. Jahrh. herrührendes Kirchlein von einfacher ziemlich roher Construction. Dasselbe wurde im Jahre 1844 renovirt und mit vielen unbedeutenden Bildern ausgeschmückt; doch hatte man mehrere alte Bilder, auf welche Dr. Anton Beck in der Museumszeitschrift im Jahre 1843 die Aufmerksamkeit gelenkt, daselbst belassen und ihnen den Platz unter dem Musikchore angewiesen. Die zwei Bilder an den beiden Seitenwänden des Raumes unter der Empore stellen sich als Seitenflügel eines grossen Flügelaltars dar. An der Vorderseite der einen Tafel sind drei heilige Jungfrauen in den Bogen einer Arcade abgebildet. Die Gesichter derselben sind wunderschön und ausdrucksvoll, die Gestalten *à la tempera* recht gut gemalt, blos die Hände sind steif gezeichnet. Die Rückseite der 4' hohen und 3' breiten Tafel stellt Christum am Ölberge und rings die schlafenden Apostel dar. Die Figur Christi ist natürlich bewegt, gut gezeichnet, und im Gesichte liegt ein tiefer ergreifender Ausdruck. Über der Scene ist der Himmel geöffnet, mit goldenen Sternen besäet, und ein Engel blickt, die Hände mit gefühlvoller Geberde an die Brust drückend, herab.

Das zweite Bild stellt drei Heilige im Goldgrunde, von gothischen Ornamenten umgeben, dar. Die Darstellung dieser Figuren ist würdig, die Gesichtszüge derselben ausdrucksvoll. Auf der Rückseite dieser Tafel ist die Auferstehung Christi abgebildet, welche aber bedeutend schwächer als die Vorderseite ausgeführt erscheint. In dieser Vorhalle hängt ferner eine die Kreuzigung Christi darstellende Tafel von 4 ½' Höhe und 3' Breite. Die sehr zahlreichen Figuren des Bildes sind gut gemalt; in den mannigfach bewegten Gestalten gibt sich ein Streben nach origineller, individueller Auffassung der leidenschaftlich bewegten Scene kund; die Anordnung und Perspective ist aber schlecht. Diese drei Bilder sind offenbar Werke des XV. Jahrhunderts.

An der Brüstungsmauer der Empore ist endlich ein Bild befestigt, welches höchst wahrscheinlich aus dem XIV. Jahrhunderte herrührt. Die Mitte dieses Mittelaltares wird von der Darstellung der Madonna auf gemustertem Goldgrunde eingenommen; das Mittelbild ist von einer breiten Bordüre eingefasst, in deren Ecken die Symbole der vier Evangelisten sichtbar sind. Auf dem einen Seitenflügel ist die heil. Jungfrau Maria knieend dargestellt, auf dem entgegengesetzten Flügel gewahrt man den Erzengel Gabriel. Während das Mittelbild den strengen byzantinischen Typus hat, scheinen die Seitenflügel und die Bordüre einer späteren Zeit anzugehören. Da dieser Flügelaltar hoch oben aufgehängt ist, so konnte ich eine genauere Untersuchung desselben nicht vornehmen.

III.

Wittingau.

Die Decanatskirche zum h. Egidius. Ein ansehnliches, in seiner ursprünglichen Form wohlerhaltenes Bauwerk des XIV. Jahrh. Die Kirche misst im Innern 58 Schritte, von denen 22 auf das Presbyterium kommen. Das letztere ist aus dem Achteck geschlossen und bedeutend schmäler als das Langhaus, welches 25 Schritte in der Breite zählt. Dieses Langhaus ist durch vier in der mittleren Durchschnittslinie der Kirche aufgestellte Säulen in zwei Schiffe getheilt. Das Capitäl der schlanken Rundsäulen weitet sich kelchförmig aus, ist mit zierlichen Akanthusblättern geziert und mit einem polygonen Abacus bedeckt, auf welchem die Rippen des Kreuzgewölbes aufruhen. An der Südseite der Halle unter dem Musikchor schliesst sich eine Capelle mit einem zierlich gefügten Netzgewölbe an. — Das bedeutendste Baudenkmal dieser Stadt, und eines der interessantesten in Böhmen ist aber der schöne gothische Klosterkreuzgang, der sich an die Decanatskirche anschliesst. Dieser Bestandtheil des ehemaligen Augustiner-Klosters stellt sich als ein Werk der Blüthenperiode des gothischen Styles dar.

und seine prächtigen Arcaden mit ihrem reichen, wohl erhaltenen Masswerk gewähren einen imposanten Anblick.

In dem grossartigen Archive zu Wittingau befinden sich blos zwei minirte Codices, und zwar eine lateinische Bibel aus dem Anfange des XV. Jahrh., deren letztes Blatt die Worte enthält: *Anno domini milesimo quadringentesimo decimo quarto finita est biblia per Mathiam de Praga in die S. Apolonie feria sexta*, und ferner ein Missale aus der ersten Hälfte des XV. Jahrh., worin aber nur ein die ganze Seite ausfüllendes Miniaturbild vorkommt, welches Christum am Kreuze und ihm zur Seite die Mutter des Heilands und Johannes darstellt; das Bild hat aber keinen besonderen Kunstwerth.

IV.
Kamenic.

Durch die Angabe in Sommer's Topographie über das hohe Alter „der ansehnlichen, solid gebauten" Dechanteikirche zu Kamenic an der Linde (7 Stunden südlich von Tabor) fand ich mich bestimmt, die Stadt Kamenic zu besuchen, und das um so mehr, da Sommer's Angabe durch die Berichte, die ich über jene Kirche eingezogen, bestätigt wurde. An Ort und Stelle angelangt, fand ich jedoch einen allerdings alten, aber in neuerer und neuester Zeit so arg renovirten und verunstalteten Bau, dass die Bedeutung desselben für den Alterthumsforscher eine sehr untergeordnete ist. Nur das verwüstete Portal des ehemaligen Haupteinganges stellt sich als ein Denkmal des frühgothischen Styles dar. Als ein Beitrag zur Geschichte des Kunstvandalismus muss hervorgehoben werden, dass man unmittelbar vor den ansehnlichen, mannigfach gegliederten Portalbogen im vorigen Jahrhunderte einen unförmigen Thurm hingebaut und so das alte Kunstdenkmal durch den neuen rohen Bau vollständig maskirt hatte. Übrigens befinden sich sowohl im Innern als an der Aussenseite der Kirche mehrere Grabsteine aus dem XVI. und XVII. Jahrh., welche mit bedeutenden Reliefsculpturen geziert sind.

V.
Goldenkron.

Etwas über eine Stunde nordöstlich von Krumau am linken Ufer der Moldau liegt in malerisch schöner Umgebung die Ortschaft Goldenkron mit der Pfarrkirche zur Himmelfahrt Mariä und den Gebäuden des ehemaligen Cistercienser-Klosters, welche in neuerer Zeit in Fabriken umgewandelt wurden. Das Kloster und die Kirche wurde bekanntlich vom Přemysl Otakar im J. 1260 zum Danke für den in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen die Ungarn erfochtenen Sieg gegründet. Im Hussitenkriege wurde zwar die Kirche und das Kloster verwüstet und theilweise zerstört, doch betraf die Zerstörung nur den Holzbau, das Dach; das Mauerwerk hat sich aber grösstentheils in seiner ursprünglichen Form bis auf unsere Tage erhalten. Die Kirche zu Goldenkron gehört ohne Zweifel zu den grossartigsten Baudenkmalen Böhmens. Es ist ein gothischer Bau von 90 Schritt Länge und 24 Schritt Breite im Schiffe; ein Querschiff trennt das Presbyterium vom Langhause. Das Presbyterium ist aus dem Zwölfeck geschlossen und misst 42' Länge und 22' Breite; dasselbe wurde jedoch im vorigen Jahrh. durchaus modernisirt und im Zopfstyle sehr reich ausgeschmückt; das Langhaus hat sich aber in seiner imposanten gothischen Structur unverletzt erhalten. Achtzehn massive einfach gegliederte Pfeiler sondern das sehr breite und hohe Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen ab; das Gewölbe des rechten Seitenschiffes ist das ursprüngliche alte Kreuzgewölbe, die Wölbung des Mittelschiffes und die des linken Seitenschiffes rührt aber von der Restaurirung im J. 1609 her. In der über den Arcaden des Mittelschiffes sich erhebenden Mauer sind, wie es in frühgothischen Kirchen häufig vorkommt, schmale Fenster paarweise angebracht; die weite Wandfläche wird überdies durch Halbsäulen, die als Fortsetzung der Dienste der Arcadenpfeiler sich zu dem Deckengewölbe hoch emporstrecken, belebt. — Ein brillantes Radfenster ziert die rechte Kreuzvorlage; ein hohes Spitzbogenfenster mit schönem Maasswerk erhebt sich über dem westlichen Hauptringange.

In dem weitläufigen, gegenwärtig zu Wohnungen und Fabrikzwecken verwendeten Klostergebäude findet man noch viele Spuren der ehemaligen architektonischen Pracht dieses Baues. Namentlich hat sich daselbst das schöne gothische Betzimmer des Abtes, ferner die Reste des Kreuzganges, in dessen Arcaden dir frühgothische Ornamentik in reichster Fülle sich darstellt, und der alte Capitelsaal erhalten, der insbesondere die Aufmerksamkeit zu fesseln geeignet ist. Derselbe stellt sich als ein oblonger Raum von mässiger Dimension dar, dessen reichgegliederte gothische Wölbung von zwei cannelirten mit schön geformten korinthischen Capitälen gekrönten Säulen gestützt ist. In diesem Saale, der eine bedeutende Menge der interessantesten Kunstformen umschliesst, befindet sich gegenwärtig eine Eisengiesserei!

Die Architecturdenkmäle zu Goldenkron, an die sich grosse historische Erinnerungen knüpfen, sind allerdings werth, dass ihnen die k. k. Central-Commission ihre Aufmerksamkeit zuwende und ihre immer mehr gefährdete Existenz durch genaue Aufnahmen und Zeichnungen im Andenken der Nachwelt bewahre.

VI.
Krumau.

Die Erzdechantei-Kirche. Ein schöner gothischer Bau, dessen Gründung und ursprüngliche Anlage zwar aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. herrührt, der aber im Anfange des XV. Jahrh. umgestaltet und in seiner gegenwärtigen Form ausgeführt worden war. Bemerkenswerth ist es, dass wir nicht blos über die Zeit der Erbauung, sondern auch

über die Baumeister dieser Kirche genaue Nachrichten besitzen. Im Krumauer Archive befindet sich nämlich eine Urkunde, welche besagt, dass Johann, der Sohn des Meisters Staněk [1]), mit dem Pfarrer zu Krumau einen Vergleich geschlossen habe, in welchem der erstere sich verbindlich macht, den Chor nach Art der Kirche im Kloster Milewsk zu wölben, die beiden Kirchenmauern bis unter das Dach auszugleichen u. s. w. Die Kirche soll er auf acht runde Säulen wölben und auf der einen Seite (gegen die Schule) fünf Fenster und auf der andern (gegen die Stadt) vier Fenster sammt der Capelle ober dem Eingange herstellen und die beiden Seiten zuwölben. Das Gewölbe des Mittelschiffes soll von gehauenen Steinen, jenes der Seiten von Ziegeln sein. Ober dem Eingang der Kirche soll er endlich den Chor bauen. Diese Arbeiten sollen innerhalb drei Jahren vollendet sein. Dafür soll der Baumeister 310 Schock Groschen erhalten und als Darangeld 3 Schock. Für die richtige Herstellung dieses Gebäudes verbürgt sich für den Fall des Todes des Baumeisters dessen Bruder Meister Kříž (Kriz) [2]). Auf dieser Urkunde ist angemerkt, dass sie fünf Jahre vor dem Tode des II. Heinrich von Rosenberg, der im J. 1412 starb, somit im J. 1407 abgefasst worden, und ferner dass die Kirche vom II. Peter v. Rosenberg, Heinrich's Urgrossvater, der im J. 1348 verstorben war, angelegt worden sei.

Diese historische Notiz ist von besonderer Wichtigkeit für die Festsetzung der Entstehungszeit und für die Angabe der Kunstrichtung vieler bedeutender Kirchenbauten im südlichen Böhmen. Von der älteren Anlage des II. Peter v. Rosenberg mögen blos die unteren Partien des Baues herrühren; der bei weitem bedeutendere Theil der Kirche stellt sich als das Werk des Meisters Staněk dar. Die Länge des inneren Raumes beträgt etwa 125', von welchen 45' auf den Chor entfallen; der letztere hat eine Breite von 12½ Schritt und eben so breit ist das Mittelschiff, welches durch acht Pfeiler von den beiden Seitenschiffen, deren jedes die halbe Breite des Mittelschiffes hat, getrennt ist. Der Chor, von dem die Urkunde sagt, dass er nach Art der Kirche im Kloster Milewsk (Mühlhausen) gewölbt werden solle, ist aus dem Achteck geschlossen und mit einer feingegliederten Sternwölbung überdeckt. Unter der angedeuteten Musterkirche zu Mühlhausen kann aber, wie ich mich durch den Augenschein überzeugte, nicht die Basilica des Klosters, von der später die Rede sein wird, sondern die nahe bei derselben befindliche Kirche des heil. Eligius verstanden werden. Das herrliche Sterngewölbe der St. Eligiuskirche zu Milewsk hat dieselben Constructionsformen wie jenes zu Krumau, nur dass ersteres viel weiter gespannt und kühner ausgeführt ist. Das Mittelschiff der Dechanteikirche zu Krumau ziert jedoch ein schönes und kunstreiches Netzgewölbe, welches sich gleichsam als Prototyp der reichgegliederten Netzwölbungen der Rosenberg'schen Kirchenbauten darstellt; die Seitenschiffe sind mit einfachen Kreuzgewölben überdeckt, erheben sich jedoch zur Höhe des Mittelschiffes, so dass sich der ganze Bau als eine Hallenkirche darstellt. Zwei Pfeiler in jeder Längenstellung des Langhauses haben achteckige Grundformen, an denen man aber die Eigenthümlichkeit gewahrt, dass dieselben sich in drei immer mehr sich verengenden Absätzen darstellen; an den Kern der beiden übrigen Pfeiler schliessen sich vier kräftige Halbsäulen an, so dass der Durchschnitt derselben eine aus vier Halbkreisen gefügte Form bildet. Schön und reich gegliedert ist das Gewölbe in der Eingangshalle unter dem Musikchore; von besonders eleganter Ausführung aber die Einfassung der Thür, welche zum Aufgange in den Chor leitet. Von der künstlerischen Begabung des Meisters Staněk geben die zahlreichen Ornamente des Baues, vorzüglich aber das schöne Masswerk der Fenster ein glänzendes Zeugniss. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass auf der Evangelienseite des Hochaltars ein schönes gothisches Sacramentshaus sich erhebt.

Die Minoritenkirche zu Krumau. Ein einfacher gothischer Bau aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh., der in späteren Zeiten sehr bedeutende Veränderungen erlitten hat. Den Kirchenraum deckt ein massives Tonnengewölbe; die weite Empore, der ehemalige Chor der Clarissinnen, zieht sich an der Westseite hin und setzt sich noch an der Südseite der Kirche fort. Hinter dem Hochaltar dehnt sich der Chor der Minoritenmönche aus, welche gemeinschaftlich mit den Nonnen am Gottesdienste in diesem geweihten Raume Theil nahmen. Die Halle unter dem Chore deckt ein schönes Netzgewölbe.

Diese Kirche besitzt ein bisher unbeachtetes Kunstwerk von hohem Werthe, nämlich ein schönes Madonnenbild aus dem XIV. Jahrh., welches an der nördlichen Mauer nahe an der westlichen Empore hängt. Die Gestalt der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde ist auf Goldgrund trefflich gemalt; eine Bordüre umgibt das grosse Mittelbild; auf derselben ist oben ein Engel mit Spruchbande und ringsherum sind die Heiligen: Franciscus, Ludovicus, Bonaventura, Antonius und Clara dargestellt. Dieses Bild ist in derselben Weise und wahrscheinlich von demselben Meister gemalt, wie das vielbewunderte Madonnenbild zu Hohenfurt, dem es am Kunstwerthe wenig nachsteht. An die Südseite der Minoritenkirche schliesst sich der wohlerhaltene Klosterkreuzgang an, dessen Fenster mit gothischem Masswerk verziert sind.

Eine Schilderung der Burg zu Krumau wird man hier nicht erwarten, da dieser grossartige Bau häufig genug, am ausführlichsten aber in Heber's Burgen (2. Band) beschrieben wurde. Nicht unerwähnt darf aber bleiben, dass sich in diesem ausgedehnten Bauwerke, welches die auffallendsten

[1]) Staněk = Stanislaus.

[2]) Kříž kommt als altböhmischer Taufname vor.

Spuren vieler, sehr divergirender Bautendenzen einschliesst, zwei Räume erhalten haben, welche für die comparative Architecturgeschichte wichtig sind. Es ist die alte kleine Burgcapelle, welche man neben der grossen, prunkvoll renovirten Schlosscapelle in ihrer ursprünglichen Form belassen hatte, und ferner die kleine sogenannte Schatzkammer der Burg. Beide Räume sind von einem künstlichen Netzgewölbe mit tief einschneidenden Kappen bedeckt, in den Ecken sind aber, ebenso wie in der Třebičer Basilica, Gewölbzwickel angebracht, durch welche der Übergang von den senkrechten Wänden zur Bedeckung vermittelt wird.

VII.

Rosenberg.

Acht Stunden südlich von Budweis liegt am linken Ufer der Moldau in romantischer Umgebung die Stadt Rosenberg. Die beiden die Stadt dominirenden Schlösser und der alte runde Wartthurm, der dieselben hoch überragt, erhöhen den imposanten Eindruck des von malerischen Waldhöhen eingerahmten Bildes. Auf die Schilderung des alten Schlosses der Rosenberge, dessen Räume der gegenwärtige Besitzer Herr Graf v. Buquoy mit grossem Aufwande und dem feinen Tacte eines Kenners im Style des Mittelalters herstellen und ausschmücken lies, will ich mich nicht einlassen und beschränke mich blos darauf, die Aufmerksamkeit auf die schöne gothische Kirche der Stadt zu richten.

Dieses Gotteshaus zählt blos 40 Schritte in der Länge, wovon auf das Presbyterium 20 Schritte kommen, so dass dasselbe eben so lang wie das Langhaus sich darstellt; die Breite des letzteren beträgt aber 17, die des Presbyteriums 11 Schritte. Das Gewölbe des aus dem Achteck geschlossenen Altarhauses stellt sich als ein aus tief einschneidenden Kappen kunstvoll gefügtes Sterngewölbe dar, welches durch die lebhafte Licht- und Schattenwirkung seiner phantastischen Formen das Auge lebhaft fesselt. Eben so eigenthümlich ist das prachtvolle Netzwerk der Wölbung des Langhauses. Sechs Polygonalpfeiler sondern das Mittelschiff, welches dieselbe Breite wie das Presbyterium hat, von den Seitenschiffen ab. In der Deckenwölbung der Pfarrkirche zu Rosenberg erscheint die eigenthümliche Construction der Kappenwölbung, welche die meisten Bauten der Rosenberge im südlichen Böhmen charakterisirt, in ihrer brillantesten Entwickelung.

VIII.

Hohenfurt.

Das in der südlichsten Spitze Böhmens am linken Ufer der Moldau liegende, von waldigen Berghöhen umgebene Cistercienser-Stift Hohenfurt bietet dem Freunde der Kunst und des Alterthums einen reichen Stoff der Forschung dar.

Am Klostergebäude, das mehrmal überbaut wurde, haben sich zwar nur wenige Reste der ursprünglichen Construction erhalten, die Stiftskirche aber, welche von der Wuth des Hussitensturmes verschont geblieben, stellt sich in ihrer alterthümlichen Form beinahe völlig unverletzt dar. Es ist eine ansehnliche dreischiffige Hallenkirche von 70 Schritt Länge, von denen das aus dem Achteck construirte Presbyterium 16 einnimmt. Ein Querschiff, dessen Seitencapellen einen zweiseitigen Schluss (aus dem Dreieck) haben, scheidet das letztere vom Langhause, welches durch zehn hochgestreckte Polygonalpfeiler in das 10 Schritt breite Mittelschiff, und zwei Abseiten, welche zusammen der Breite des mittleren Schiffes gleichkommen, gesondert erscheint. An den Pfeilern wiederholt sich die Eigenthümlichkeit, die man an den Pfeilern der Krumauer Dechanteikirche gewahrt, dass dieselben in ihrem oberen Theile eine Abstufung bilden, worauf sie sich in schmälerer Dimension bis zu dem Punkte fortsetzen, wo ihre Deckplatten die Rippen der einfachen Kreuzwölbung aufnehmen. Die Decke des Querschiffes und des Presbyteriums bilden gleichfalls einfache Kreuzgewölbe. Die langgestreckten Fenster der Kirche sind mit schönem Masswerk versehen, besonders prachtvoll stellt sich das Masswerk in dem grossen Fenster über dem westlichen Eingange dar. Die Construction des hohen und überaus lichten Langhauses hat den Charakter des XIV. Jahrhunderts. Hingegen gewahrt man in der geräumigen Sacristei und insbesondere an der Thüre, welche in die rechte Kreuzvorlage führt, Motive, die an den romanischen Styl erinnern. Im Bogenfelde über dieser Thür stellt sich nämlich eine alterthümliche Sculptur, die segnende Hand von Weinranken umgeben, dar. Auch der Eingang aus dem Kreuzgange in die Sacristei lässt den romanischen Typus nicht verkennen. Nahe liegt die Vermuthung, dass das Presbyterium und das Querschiff sammt dem Sacristeireste der ursprünglichen nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts von Wok I. von Rosenberg erbaute Kirche sind, an welche etwa hundert Jahre später das Langhaus angebaut wurde. — In der Capelle der rechten Kreuzvorlage der Kirche befindet sich auf einem gothischen in neuester Zeit ausgeführten Altare die Kunstperle des Stiftes, das berühmte Madonnenbild, zu welchem nach dem Zeugnisse der noch vorhandenen Urkunden bereits am Anfange des XV. Jahrh. fromme Wallfahrer zogen. Ergreifend ist die Wirkung des seelenvollen Antlitzes der Madonna und der lieblichen Züge des Jesuskindes, wiewohl die Extremitäten der Figuren steif erscheinen. Das Gemälde ist auf Goldgrunde und ringsum von kleineren Gemälden eingerahmt, gleich dem Madonnenbilde der Minoritenkirche zu Krumau, mit welchem es, wie bereits erwähnt wurde, die grösste Ähnlichkeit in der Conception, im Style und in der Ausführung hat und durch seine zarte, innige, fromme Auffassung an die Werke des Angelico da Fiesole erinnert — Die Fenster im Kreuzgange des Klosters haben grösstentheils noch ihr gothisches Masswerk bewahrt.

Die Architectur des alten Capitelsaales hat die unverkennbaren Kennzeichen des Übergangsstyles und rührt ohne Zweifel aus der Gründungszeit des Stiftes her. Er bildet ein Quadrat von mässiger Dimension; in der Mitte desselben erhebt sich eine cannelirte, mit dem Akanthus-Capitäl geschmückte Säule, deren Form an die Säulen im Capitelsaale zu Goldenkron erinnert. Ein schönes Netzgewölbe bildet die Decke des Capitelsaales zu Hohenfurt, an dessen linker Seitenmauer man den Ort weiset, wo das Haupt des Záwiš von Rosenberg eingemauert sein soll. — Die Gemäldegallerie des Klosters enthält manches interessante Bild der deutschen, niederländischen und der italienischen Malerschulen; meine Aufmerksamkeit wurde aber durch neun Bilder auf Goldgrunde gefesselt, welche unbedingt zu den schönsten alten Denkmalen der einheimischen Kunst gehören, welche Böhmen besitzt. Diese Bilder sind *à la' tempera* auf Holz gemalt; jedes derselben ist $2^1/_2$' lang und eben so breit. Dieselben stellen Scenen aus dem Leben Christi dar, und zwar: 1. der englische Gruss. Maria in demüthiger Anmuth im Gebete hingegossen; der Engel voll Lieblichkeit; ein Spruchband zwischen dem Engel und Maria enthält mit gothischer Minuskel die Worte: *Ave Maria gratia plena.* Oben Gott Vater segnend, von einem Kreise umschlossen. Darauf folgt 2. die Geburt Christi, 3. die heiligen drei Könige (unlängst restaurirt). 4. Christus am Kreuze. Das Angesicht des gekreuzigten Heilands voll göttlicher Ruhe; Maria ist in Ohnmacht hingesunken und wird von zwei Frauen gehalten; ferner Johannes, in dessen schönem Antlitze sich der innigste gefühlvollste Ausdruck spiegelt. Dieses Bild, das in der Zeichnung und Ausführung vortrefflich ist, kann als Vorbild der innig frommen Auffassung religiöser Darstellungen den Künstlern unserer Tage dienen. 6. Die Kreuzabnahme, ein herrliches Bild, in in welchem der Schmerz der zahlreichen naturwahr bewegten Gestalten auf ergreifende Weise ausgedrückt erscheint. 7. Die Auferstehung Christi. 8. Marias Himmelfahrt. Grosse Mannigfaltigkeit in den Zügen der in freudiger Verwunderung emporblickenden Apostel. 9. Sendung des heiligen Geistes (restaurirt).

Die Umrisse der Figuren dieser Bilder sind mit schwarzen Linien gezogen; die Farben kräftig mit feinen Lasuren. Wiewohl die Farben vom Temperagrunde an vielen Stellen sich abgelöst haben, so stellen sich die Bilder im Ganzen ziemlich gut erhalten dar, und es wäre sehr zu bedauern, wenn man die Restaurirung derselben, wie man bereits vor einigen Jahren angefangen, fortsetzen sollte. Diese Bilder befanden sich ehemals in der Stiftskirche und mussten den Bildwerken der Renaissanceperiode, mit denen man später die Kirche ausgestattet, Platz machen. — Im Klosterschatze wird unter anderen Kostbarkeiten ein prachtvolles goldenes Kreuz von 3' Höhe bewahrt, welches ich als eines der bedeutendsten byzantinischen Kunstdenkmale in Europa bezeichne. Es ist ein Doppelkreuz mit eingelegten Reliquien und Emailbildern von Heiligen, deren Ausführung sowohl als auch die beigefügten griechischen Aufschriften den byzantinischen Ursprung kennzeichnen. Überdies ist das Kreuz auf das Reichste mit Perlen und Edelsteinen ausgeziert. Nicht aber die Kostbarkeit des Materials und des Schmuckes, sondern das überaus zart und kunstvoll ciselirte Arabeskenornament, das gleich einem durchsichtigen Schleier das ganze Kreuz überdeckt, verleihen diesem Meisterwerke der byzantinischen Kunst einen unschätzbaren Werth. Der Fuss des Kreuzes rührt jedoch aus der Renaissanceperiode her. Dieses kostbare Geschenk wurde von Heinrich von Rosenberg im J. 1412 (wie urkundlich nachgewiesen werden kann) dem Kloster übergeben.

Im Depositorium des Klosters befinden sich zwei Flügelaltäre aus dem XVI. Jahrh., deren Vorderseite mit vielen Hautrelief-Figuren, die Rückseite aber mit Malereien geziert ist.

Die Stiftsbibliothek besitzt mehrere Miniaturwerke, und zwar: ein Pontificale romanum aus dem XIV. Jahrh., sodann einen Liber precatorius (XIV. Jahrh.) mit lieblichen Bildern in den Initialen; die zarten Randverzierungen verrathen den französischen Miniaturstyl; ferner einen grossen Codex aus dem XIV. Jahrh., der einen Theil der heil. Schrift enthält, und endlich ein Antiphonale aus dem XV. Jahrh., dessen Miniaturen zwar keinen besonderen Werth haben, aber die Randverzierungen erinnern mit ihren Architecturen, Genien, Arabesken u. s. w. lebhaft an die Pompejanischen Wandmalereien.

IX.

Budweis.

Das einzige alterthümliche Baudenkmal von einiger Bedeutung in dieser Stadt ist die Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters, welche von Přemysl Otakar II. gegründet wurde. Das Presbyterium der Kirche hat sich in seiner ursprünglichen Form erhalten; das dreischiffige Langhaus ist aber in seinen oberen Partien im Renaissancestyle überbaut. Auf dem Hochaltare befindet sich ein altes, trefflich ausgeführtes Marienbild von etwa 2' Höhe. Im Antlitze der Madonna, welche innigfromm die Hände faltet, spiegelt sich hohe Anmuth und Würde. Auf einem Seitenaltare steht ferner eine Art von Reliquiar, auf welchem zwei Gestalten von Heiligen auf Goldgrunde dargestellt sind, deren strenger byzantinischer Typus auf das hohe Alter des Bildes hinweiset. An diese Kirche grenzt der Kreuzgang des Klosters, dessen schönes, auf ornamentirten Kragsteinen ruhendes Gewölbe, wie auch das reiche Masswerk in zwei Arcadenöffnungen der Restaurationswuth entgangen und wohl erhalten ist. Am Chore, der im XVI. Jahrh. durchaus modernisirten Kathedralkirche wird ein Graduale bewahrt, dessen Miniaturbilder aber bis auf zwei

ausgeschnitten wurden, deren Trefflichkeit die Vernichtung der übrigen sehr bedauern lässt.

X.

Prachatic.

Acht Stunden in westlicher Richtung von der Kreisstadt Budweis entfernt, liegt am Fusse der hohen waldigen Ausläufer des Böhmerwaldes Prachatitz, eine Stadt, die den mittelalterlichen Architecturcharakter trotz der Verwüstungsstürme, die sie betrafen, besser bewahrt hat als irgend eine Stadt Böhmens. Einen eigenthümlichen romantischen Anblick gewährt diese Stadt, wenn man sich derselben auf der von Netolic führenden Strasse nähert. Aus der alten Umwallung tritt das gothische Stadtthor hervor, dessen weitgespannter Bogen den Durchblick auf ein zweites gothisches Thor darbietet. Über die Häusergiebel ragt die vom Alter geschwärzte Dechanteikirche mit ihren zwei Thürmen hoch empor und bildet in ihrer düsteren Grösse einen eigenthümlichen Contrast mit dem frischen Waldesgrün des nahen Gebirges, das den Hintergrund bildet. Die Stadt Prachatitz wurde im J. 1420 von Žižka niedergebrannt; sodann wieder aufgebaut, ward sie im Jahre 1507 durch Feuer verwüstet und endlich im Jahre 1832 durch einen grossen Brand verheert. Dessen ungeachtet hat sich an den Gebäuden derselben, wie bereits erwähnt wurde, der mittelalterliche Typus grossen Theils erhalten. Bis zum Jahre 1832 waren alle Häuser des Marktplatzes mit Aufschriften, Wappen und Malereien (aus dem XVI. Jahrh.) geziert. Durch den Brand jenes Jahres wurde dieser Schmuck aber zerstört bis auf einige Bürgerhäuser und das ansehnliche, im Style des XVI. Jahrh. ziemlich wohlerhaltene Rathhaus, dessen Façade mit zahlreichen alten Bildwerken und Aufschriften theils in lateinischer, theils in böhmischer Sprache prangt. Das bedeutendste Baudenkmal des Ortes ist die Dechanteikirche. Die Aussenseite derselben hat den Charakter des frühgothischen Styles. Ihre Façade ist durch zwei mächtige Thürme flankirt, von denen jedoch der nördliche nicht ausgebaut und ohne Bedachung sich darstellt, während der südliche bedeutend höhere mit dem conventionellen Zwiebeldache bedeckt ist. In der Mitte der Façade öffnet sich das schmucklose Portal in mächtiger Spitzbogenform. Der innere Kirchenraum stellt sich als eine dreischiffige Hallenkirche dar, deren Länge 47 Schritte beträgt, von denen 7 auf die Halle unter der westlichen Empore (dem Musikchore), 20 auf das Schiff, und eben so viel auf das aus dem Achteck geschlossene Presbyterium entfallen. Das Presbyterium, welches 12 Schritte in der Breite zählt, ist mit einer einfachen Kreuzwölbung bedeckt, welche ohne Zweifel aus der ersten Bauperiode der Kirche, dem Anfange des XIV. Jahrh., herrührt. Das Langhaus wird durch sechs Polygonalpfeiler in drei Schiffe getheilt, von denen das mittlere dieselbe Breite wie das Presbyterium hat, während auf jedes Seitenschiff nur die Hälfte dieser Breitedimension (6 Schritte) kommt. Die Wölbung des Langhauses fesselt vor Allem die Aufmerksamkeit; dieselbe stellt sich nämlich als ein aus unzähligen, ohne Rippenverbindung an einander gefügten Kappen gebildetes Sterngewölbe dar. In kunstreichen Combinationen entsenden die Sterne der drei Gewölbjoche des Mittelschiffes und die neun Travéen der beiden Seitenschiffe ihre zahlreichen Strahlen nach allen Richtungen; einen besonders lebhaften Eindruck macht aber die niedrige Sternenwölbung unter der Empore, wo die kunstvolle Construction des Strahlengeflechtes dem Auge näher gerückt erscheint. Dieses phantastische Gewölbsystem, das insbesondere im südlichen Böhmen in der zweiten Hälfte des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhundert sehr beliebt war, stellt sich als einen der letzten Ausläufer des gothischen Styles dar, und dieser Umstand allein ist hinreichend, die Überzeugung zu wecken, dass die Wölbung der Dechanteikirche zu Prachatitz aus dieser späten Periode herrührt. Diese Ansicht wird durch den Anblick der Pfeiler des Langhauses zur Gewissheit. Denn man gewahrt an denselben in einer Höhe von etwa dritthalb Klaftern die Reste von Ansätzen der Bogen, welche sich ursprünglich über den niedrigen Seitenschiffen spannten. Wahrscheinlich wurden nach dem Brande vom Jahre 1507 die Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes, welches damals die neue Wölbung erhielt, erhöht, wodurch das Gotteshaus in eine Hallenkirche umgewandelt wurde.

Da mir früher von mehreren Seiten berichtet ward, dass zu Prachatitz Miniaturhandschriften vorhanden sind, so stellte ich daselbst die entsprechenden Nachforschungen an. Bereitwillig wurden mir sowohl auf der Dechantei, als auch im Rathhause der Stadt die noch vorhandenen alten Schriftdenkmale und Bücher vorgewiesen, aber ich fand unter denselben eben so wenig irgend eine bedeutendere Miniaturhandschrift als in dem Archive der daselbst noch bestehenden uralten Literaten-Gesellschaft, dessen Einsicht mir der greise Vorsteher derselben mit freundlicher Zuvorkommenheit gestattete.

XI.

Soběslau.

Diese im nördlichsten Winkel des Budweiser Kreises an der Poststrasse gelegene Stadt besitzt in ihrer Dechanteikirche ein interessantes Baudenkmal des gothischen Styles. Dieses in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. gegründete Gotteshaus wurde, nachdem es im Jahre 1432 niedergebrannt war, um das Jahr 1493 durch die Herren von Rosenberg neu hergestellt. Das Presbyterium der Kirche ist aus dem Viereck construirt und hat einen geraden Schluss, das Langhaus ist durch zwei polygone Pfeiler in zwei Schiffe geschieden; dieser Bau bildet somit in Betreff seiner Anlage eine merkwürdige Anomalie unter den Kirchen Böhmens. Die Länge des inneren Kirchenraumes

beträgt 47 Schritte, von denen auf das Presbyterium 19, auf die Schiffe 20, und auf die Halle unter der Empore 6 Schritte kommen. Das Langhaus misst in der Breite 20, das Presbyterium aber blos etwa 12 Schritte. Über dem Kirchenraume spannt sich ein Sterngewölbe, welches ebenso wie jenes der Kirche zu Prachatitz aus tief einschneidenden Kappen ohne Gewölbgurte gefügt ist. Einen interessanten Anblick gewährt besonders die weitgespannte Decke des Langhauses, welche blos von zwei Pfeilern in der Mitte gestützt, in einer Flucht über den weiten Raum sich hindehnt und den Eindruck einer aus zahllosen Bienenzellen geformten Wölbung macht.

In der Nähe des Hochaltars befindet sich ein mit einem Gitter verschlossener, tabernakelartig gekrönter, zur Aufbewahrung des hochwürdigsten Gutes bestimmter Wandschrank, dessen Anordnung, Verzierung und Aufschrift auf die erste Bauperiode dieser Kirche hinweisen. In einer Seitencapelle, deren Gewölbschlussstein die fünfblättrige Rose der Rosenberge ziert, steht ein aus dem XV. Jahrhundert herrührender schön ornamentirter Taufkessel mit böhmischen Aufschriften.

Nicht unerwähnt darf bleiben ein zweites interessantes Baudenkmal zu Soběslau, nämlich die aufgehobene St. Veits-Kirche, welche vor etwa 20 Jahren an einen Bürger um 400 fl. verkauft wurde. Der Raum des ehemaligen Gotteshauses ist durch Quermauern in Wohnstuben und Kammern abgetheilt und im Erdgeschosse befindet sich eine Färberei. Ich scheute die Mühe nicht in den verschiedenen Abtheilungen des Wohnhauses und am Boden desselben die Details des interessanten gothischen Baues zusammenzulesen und den Grundriss desselben zu entwerfen. Es war eine durch zwei Mittelpfeiler in zwei Schiffe getheilte Kirche mit einem aus dem Achteck geschlossenen Presbyterium und einer Empore, die sich nicht blos an der Westseite, sondern auch zu beiden Seiten bis in die Mitte der nördlichen und der südlichen Seitenmauer hinzog. Die reich gegliederten Gewölberippen ruhen auf Tragsteinen von zierlicher Bildung, deren unterer Theil einen Menschenkopf darstellt. Ein schöner schlanker Thurm mit hohem Helme erhebt sich noch immer über dem Baue, dürfte aber in Kurzem, — wie ich leider vernommen — verschwinden.

Bemerkenswerth ist endlich das alte Schloss der Rosenberge, ein einfacher, gegenwärtig in ein Bräuhaus umgewandelter Bau, der in seinem defecten Zustande viele Reste seiner gothischen Structur weiset. Besonders merkwürdig ist der alte Schlossthurm, indem die eine Hälfte desselben einen Halbkreis, die andere aber einen stumpfen Winkel bildet eine Anordnung, die man an mehreren alten Burgthürmen in Böhmen gewahrt.

XII.

Mühlhausen (böhm. Milewsk).

In einer Entfernung von zwei starken Meilen von der Kreisstadt Tabor in westlicher Richtung liegt die kleine Landstadt Mühlhausen mit dem ehemaligen Kloster und der Kirche der Prämonstratenser-Chorherrn. Das in neuerer Zeit völlig umgebaute Kloster umschliesst gegenwärtig die Dechantei und die Wohnungen der Beamten; die ehemalige Stiftskirche ist aber die Dechanteikirche der Stadt. Aus der Chronik des ersten Abtes zu Mühlhausen, Gerlach, geht hervor, dass das Kloster und die Kirche zu Milewsk um das Jahr 1180 gegründet worden sei. Eine Marginalnote der im Prämonstratenser Stifte Strahow bewahrten Originalhandschrift des Gerlach berichtet, dass das Kloster im Jahre 1190 abgebrannt sei. Im Jahre 1420 zerstörten die Hussiten unter Žižka's Anführung Kirche und Kloster, worauf die Herrschaft Mühlhausen in weltliche Hände kam, bis der Abt Kaspar von Questenberg das seit der Hussitenzeit in Ruinen liegende Kloster und die Kirche ankaufte, dieselben herstellte, und ein eigenes, dem Strahower Prälaten untergeordnetes Stift daselbst gründete.

Als ich mich der imposanten Klosterbasilica zu Mühlhausen näherte, war ich mächtig überrascht durch die Grossartigkeit des wohlerhaltenen alten Baudenkmals, von dessen hoher Bedeutung für die Architecturgeschichte Böhmens man im Lande selbst kaum eine Ahnung hatte. An jeder Seite der allerdings modernisirten Façade erhebt sich ein mächtiger hoher Thurm, der bis auf das unvermeidliche Zwiebeldach seine ursprünglichen Formen bewahrt hat. Drei über einander angeordnete Reihen von Schallöffnungen, von denen die unterste durch ein romanisches Säulchen in zwei, die beiden oberen aber durch zwei Säulen in drei Abtheilungen geschieden sind, stellen sich auf allen vier Mauerflächen der beiden Thürme dar. Die Fenster des weitgestreckten Mittelschiffes und der Seitenschiffe sind in streng romanischen Formen angeordnet; ein gegliedertes Rundbogenportal, das aber, wie es scheint, unvollendet geblieben war, ist in das nördliche Seitenschiff eingelassen. Die Kreuzvorlage jedoch und das Presbyterium hat gothische Formen.

Der innere Raum der Kirche dehnt sich zu einer Länge von 72 Schritten aus; das hohe Mittelschiff wird durch zwei Pfeiler und zehn Rundsäulen von den beiden niedrigen Seitenschiffen geschieden. Die Apsis bildet ein Polygon, der Chor setzt sich jenseits des mit dem Mittelschiffe gleich hohen Querschiffes im Mittelschiffe in einer Tiefe von 18 Schritten fort, und ist daselbst durch eine bis zur Decke emporgeführte Mauer von den Seitenschiffen getrennt. Die niedrigen Säulen des Langhauses ruhen unmittelbar mit ihren Schäften auf dem Boden auf; das Capitäl derselben wird durch einen einfachen mit einer Platte bedeckten Wulst gebildet, an dem vier aus Kreissegmenten gefügte, einfache Ornamente hervorragen. Diese Capitäle der Rundsäulen, welche durch niedrige Rundbogen verbunden sind, haben eine auffallende Ähnlichkeit mit der Capitälbildung der Säulen in der St. Georgs-Kirche zu Prag. Die Pfeiler im Presbyterium und im Quer-

schiffe weisen aber Formen der früheren Gothik, insbesondere gewahrt man an den Eckpfeilern der Apsis Capitälbildungen, welche dem Knospenornamente in der Kirche zu Tischnowitz völlig entsprechen. An den nördlichen Thurm ist eine kleine Capelle im frühgothischen Style angebaut, deren Empore von einer schön ornamentirten Säule von eigenthümlicher Form gestützt wird.

Meiner Ansicht nach rührt das Langhaus der Basilica aus der ersten Gründungsperiode, dem Schlusse des XII. Jahrhunderts her; das Presbyterium und das Querschiff aber, welche von dem im Jahre 1190 ausgebrochenen Feuer verwüstet sein mochten, wurden im Anfange des XIII. Jahrh. im Style der frühen Gothik ausgeführt.

In der nächsten Nähe der Klosterbasilica erhebt sich aus der Mitte des Gottesackers die alte ehemalige Pfarrkirche zum heil. Egidius, ein schönes Baudenkmal aus der Blüthenzeit des gothischen Styles. Das Langhaus, ein oblonges Parallelogramm von 30 Schritt Länge bildend, ist nicht gewölbt, sondern mit flachem bemaltem Täfelwerk gedeckt, das aber, stellenweise zerstört, den Einsturz droht. Das aus dem Achteck geschlossene Presbyterium ist 20 Schritte lang, und mit einem wunderschönen streng gothischen Sterngewölbe überspannt. Die zierlich profilirten Rippen des Gewölbes ruhen auf reich ornamentirten Kämpfern auf, die von schlanken Halbsäulen gestützt werden. Auf dieses Gewölbe bezieht sich ohne Zweifel die Stelle der bereits oben angeführten Krumauer Urkunde vom Jahre 1407, worin der Meister Johann sich verbindlich macht, den Chor der Pfarrkirche zu Krumau nach Art des Chores in der Kirche des Klosters Milewsk auszuführen. Nicht blos die Sternformen, sondern auch die Profilirung der Rippen, Kämpfer und Halbsäulen sind in den Chören beider Kirchen einander ähnlich; jedoch stellt sich der Chor zu Mühlhausen viel zierlicher dar und ist aus vier Sternen gefügt, die in vier Schlusssteinen ihre Mittelpunkte haben, während die Wölbung des Krumauer Gotteshauses beinahe dieselbe Länge wie die der St. Egidiuskirche, aber blos drei Gewölbsterne hat. Am Thurme der St. Egidiuskirche gewahrt man in den Schallöffnungen Säulchen von streng romanischer Bildung. Auch die Mauern der Nord- und Westseite des Langhauses stellen sich deutlich als Reste eines romanischen Baues dar, und berechtigen zu dem Schlusse, dass das ursprüngliche im romanischen Style aufgeführte Gotteshaus erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts seine gegenwärtige Form erhielt. Das Innere dieser Kirche ist jedes Schmuckes beraubt und arg verwüstet, doch hat sich das sehr zierliche Masswerk in den Fenstern noch ziemlich wohl erhalten. Die Restaurirung dieses schönen Baudenkmales wäre sehr wünschenswerth und könnte ohne besonders bedeutende Kosten bewerkstelliget werden.

Die Baudenkmale zu Mühlhausen, die ich hier blos flüchtig skizzirte, verdienen es im vollen Masse, dass die k. k. Central-Commission denselben ihre besondere Aufmerksamkeit zuwende und eine genaue Aufnahme derselben veranstalte.

XIII.

Tabor.

Auf die Beschreibung der zahlreichen mittelalterlichen Bauwerke dieser historisch-denkwürdigen Stadt, die grossen Theils vom Wasser umflossen, auf einer steilen Bergzunge malerisch sich erheben, kann ich hier nicht eingehen und beschränke mich blos auf die Anführung einiger Denkmale, die einer besonderen Aufmerksamkeit würdig sind. Die erste Stelle unter denselben verdient die Dechanteikirche, ein gothischer Bau, der 55 Schritte in der Länge misst, wovon 23 auf das aus dem Achteck construirte Presbyterium entfallen. Das Langhaus, dessen Breite 31 Schritte beträgt, ist durch drei Polygonalpfeiler in drei Schiffe getheilt; das Mittelschiff ist von einem Netzgewölbe, die Seitenschiffe von einfachen Kreuzgewölben überspannt. Über dem Presbyterium fügen kräftige, weitgestreckte Kappen ein Sterngewölbe, dessen Structur auf die spätgothische Periode seiner Ausführung, das sechzehnte Jahrhundert, hinweiset. Dieser Bau wurde bald nach der Gründung Tabors durch die Hussiten in der ersten Hälfte des XV. Jahrh. als eine Kirche mit zwei niedrigen Seitenschiffen aufgeführt. Etwa hundert Jahre später hatte aber die Kirche durch Brände so sehr gelitten, dass man dieselbe umbauen musste. Man befolgte dabei dasselbe Verfahren, welches bereits bei anderen Kirchenbauten in dieser Schrift erwähnt wurde, indem man nämlich die Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes emporführte. Die noch vorhandenen Ansätze von Arcadenbögen an den Pfeilern, welche die Empore tragen, gewähren einen deutlichen Beweis dieser Thatsache. — Die Kirche bewahrt ein interessantes Alterthumsdenkmal, nämlich einen zinnernen Taufkessel, der aus der von den Hussiten zerstörten Stadt Austí herrühren soll.

Im Rathhause der Stadt, einem im XV. Jahrhundert aufgeführten Gebäude, befindet sich eine schöne gothische Halle, deren Netzgewölbe von schlanken Polygonalpfeilern gestützt sind. Dieser herrliche Saal wurde aber in neuerer Zeit durch Quermauern in mehrere Abtheilungen, welche zu Kanzleien verwendet wurden, geschieden, so dass sich nur ein Theil desselben, der als Vorhalle dient, in seiner ursprünglichen Structur darstellt.

Einen höchst malerischen Anblick gewähren die ansehnlichen Reste der alten Burg Kotnow, welche, hart am Bechyner Thore sich erhebend, den äussersten Vorsprung der Stadt gegen Südwesten bilden. — Das Prager Thor am entgegengesetzten Ende der Stadt stellt sich als ein Doppelthor dar; der vordere Theil desselben, dessen Abtragung bekanntlich beantragt wurde, ist ein unschönes Bauwerk, dem blos die historische Erinnerung einigen Werth verleiht; viel ansehnlicher und architektonisch wichtiger erscheint hingegen die zweite, innere Abtheilung des Thorbaues.

XIV.
Selčan.

Eine etwa vier Stunden von der Poststation Wotic entlegene Landstadt. Die Dechanteikirche dieses Ortes wurde bereits im XIII. Jahrhundert aufgeführt und stellt sich in ihrer ursprünglichen Bauform ziemlich wohlerhalten dar. Es ist ein einfacher gothischer Bau von 34 Schritt Länge, von denen das Presbyterium 15 zählt; die Breite des mit einer flachen Decke überdeckten Langhauses beträgt 12 Schritte; das von einem Kreuzgewölbe überspannte, mit geradem Schluss versehene Presbyterium ist um beinahe 2 Schritte schmäler. Über der Eingangsthüre wölbt sich ein spitziger Kleeblattbogen, wie er nicht selten an den Bauten des Übergangsstyles vorkommt; die Laibung des so gebildeten einfachen Portals ist durch Wulststäbe, die mit den Bogencontouren parallel laufen, ausgefüllt. Die Ausführung dieses Portals muss als ziemlich roh und primitiv bezeichnet werden. Die kurzen Polygonalpfeiler, welche die westliche Empore stützen, wie auch die Gewölberippen und die einfachen Tragsteine derselben haben gleichfalls das Gepräge der frühesten Gothik. Das Masswerk der Fenster, das sich ziemlich wohl erhalten hat, ist einfach, aber solid aus Drei- und Vierpässen gebildet. — Die Kirche bewahrt ein gutes Madonnenbild auf Gypsgrunde vom Jahre 1552. Ein mit Zinnen bekrönter massiver Thurm erhebt sich an der Nordseite der Façade. Die Kirche ist von einer starken, mit mächtigen Streben gefestigten Mauer umgeben.

Zwei grosse Cantionale, die mir von dem Bürgermeister der Stadt vorgewiesen wurden, enthalten zahlreiche schöne Initialen, und das eine derselben trefflich ausgeführte Randverzierungen; aber blos ein einziges, Christum mit dem Kelche in der Hand darstellendes Bild hat sich in dem letzteren erhalten. Hingegen befinden sich in der Kirche am Literaten-Chore zwei mit Miniaturen geschmückte Pergamentbücher von bedeutendem Werthe. Das eine ist ein lateinisches Cantional aus dem XV. Jahrhundert mit prächtigen Initialen und Arabeskenverzierungen; die Heiligenbilder desselben sind aber, bis auf wenige, ausgeschnitten worden. Viel besser hat sich das zweite böhmische Cantional aus dem XVI. Jahrh. erhalten. Dasselbe enthält viele, trefflich ausgeführte Bilder, von denen einige die ganze Folioseite, andere die Hälfte derselben einnehmen. Die Namen, Wappen und zuweilen auch die Porträte der Adeligen und Bürger, auf deren Kosten die einzelnen Pergamentblätter ausgeschmückt wurden, sind den Bildwerken beigefügt. Insbesondere wird die Aufmerksamkeit durch ein Blatt gefesselt, welches, wie die Abzeichen des Bauernstandes in der oberen Blattfläche andeuten, die Landleute, — wahrscheinlich der nächsten Dörfer — haben ausführen lassen. Die untere Hälfte des Blattes nimmt die Darstellung der Scene ein, wo Přemysl vom Pfluge auf den Herzogsstuhl Böhmens berufen wird. Der Vorgang ist, so wie er von der Sage und dem Chronisten geschildert wird, mit grossem Geschick und ungemeiner Kunsttechnik ausgeführt. Die Zeichnung ist, bis auf die Perspective, correct, die Gestalten sind kräftig individualisirt, die Pferde richtig gezeichnet, die Farbe überaus lebhaft, und vor allem das altböhmische Costüm der zahlreichen Figuren beachtenswerth. Dieses Cantional reiht sich an die böhmischen Miniaturwerke aus der zweiten Hälfte des XV. und XVI. Jahrhunderts an, die in grosser Anzahl in den Landstädten Böhmens zerstreut, den schlagenden Beweis liefern, dass damals die Kunst in Böhmen und Mähren, zumal in der Regierungperiode Königs Wladislaw's, einen mächtigen Aufschwung genommen und Werke hervorgebracht habe, die mit denen der gepriesenen Kunstepoche Karl's IV. würdig verglichen werden können. Ist doch die St. Barbarakirche zu Kuttenberg, eines der glänzensten Bauwerke des spätgothischen Styles, mit Ausnahme des Unterbaues, welcher der Karolinischen Zeit angehört, das Werk eines Meisters der Wladislaw'schen Periode, des böhmischen Bakalaureus, der nach gleichzeitigen Berichten, weil er überaus schön zu zeichnen *(raisowali)* verstand, den Namen Raisek erhielt.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Érseklél (Komorner Comitat). Der jetzt verödete Ort war früher der Hauptort der sogenannten Sedes praedialis da Érseklél, der erzbischöflichen Adeligen oder Lehensmänner. Die kleine kath. Pfarrkirche ist dem Anscheine nach ein alter Bau, hat einen halbrunden Chorschluss, ebenso auch zwei halbrunde, an die Nordseite der Kirche angebaute Capellen. Da sie aber sonst gar keine charakteristischen Merkmale mehr aufzuweisen hat — (die Kirche wurde öfters renovirt und dadurch auch modernisirt), — so ist es gewagt, den halbrunden Chorschluss für eine romanische Apsis zu erklären. Übrigens soll die baufällige Kirche jetzt restaurirt werden.

Fél (Pressburger Comitat). Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95), wie auch in der Urkunde v. 1390 (Cod. dip. X, VIII, 313). Die jetzige katholische Pfarrkirche wurde zu Ende des XVII. Jahrhunderts vom Primas-Erzbischof Szelepcsény erbaut, oder wenigstens umgebaut.

Fölsö-Bár (Pressburger Comitat). Mir kommt es erst in einer Urkunde vom Jahre 1300 vor (Cod. dipl. VI, II, 298): als alte Pfarre im Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95). Die jetzige katholische Pfarrkirche im Jahre 1778 am Orte einer älteren gothischen Kirche errichtet (wie die Pfarrgedenkbücher berichten, siehe auch Korabinsky a. O. 31), welche im XVI. Jahrhundert in den Besitz der Protestanten kam, und erst im Jahre 1630 von den Katholiken wieder zurückgenommen wurde. Aus der älteren Kirche sind noch manche Denkmale und Geräthe erhalten worden. Auch zwei neuere Grabsteine sind bemerkenswerth. Der eine dieser, an der nördlichen Seitenwand des Langhauses angebracht, ist eine weissmarmorne Gedenktafel


OESTERREICH
INSEL SCHÜTT
OEDENBURGER DISTRICT
Pressburg
Donau
Zeichen Erklärung
Komorn
Raab
Karte der Baudenkmale
der Insel Schütt (Csallóköz)
im Ungarn, Pressburger District
Entworfen u. zusammengestellt
vom Conservator Arnold v. Ipolyi. November 1856.

(mit rothmarmorner Rahmeinfassung etwa 3 Fuss hoch) des einzigen Sohnes des berühmten ungarischen Geschichtschreibers Nicol. Istvánffy [1]). Darüber sind zwei Genien im Hautrelief mit Sanduhr und Todtenkopf angebracht. Unter die Familien-Wappen, rechts (herald.) das des Vaters: Schild quadrirt. 1. und 4. aus einer dreispitzigen Krone hervorwachsender gekrönter Adler. 2. Stern und Mond. 3. Lilien. Links der Mutter (Familie Bóth de Bojna) gekrönter und geharnischter Arm, mit blankem Schwert; darüber rechts Halbmond. (S. Bonbardi Topogr. Magni R. Hung. 2. Ausg. 352. Bél Notit. Hung. II. 247. Horányi Memoria Hung. II, 252.) Der zweite Grabstein aus rothem Marmor, mit dem Epitaphium des Joh. Lipcsey vom J. 1606, liegt am Pflaster des Chores [2]); das Basrelief darauf zeigt das Familienwappen: vom oberen rechten Eck zum unteren linken schräg gezogener Balken, worauf ein schreitender leopardirter Löwe in der etwas aufgehobenen rechten Branke eine Kugel hält. Darunter am Fusse des Schildes eine birnförmige Blume. Auf dem gekrönten Helm, als Helmzeichen, die Figur des Löwen aufrechtstehend. — Auch ein alterthümlich aussehendes Taufbecken aus Sandstein, mit achtseitigem Becken und Säulenfuss, unterwärts mit Wulsten gegliedert, jetzt auf vierseitiger Base ruhend, mag noch aus der früheren Kirche herrühren. In neuerer Zeit wurde er mit marmorartigem Anstrich bekleckst, und hat auch einen vergoldeten hölzernen Deckel erhalten. Nebstdem werden noch mehrere Geräthe mit interessanten Inschriften und Darstellungen aufbewahrt. So kommen zwei ältere Kelche vor; beide haben die einfache spätmittelalterliche Form, mit länglichem, trichterartigem Obertheil und blattartig ausgeschnittenem Untertheil. Der eine, wahrscheinlich noch aus dem XIII. Jahrhundert nach der gezierten mehr römischen als gothischen Majuskelschrift geurtheilt, welche sich um die Mitte des Beckens herumzieht (Fig. 1).

Dürfte man es als ein Wort nehmen, so könnte man mit Annahme von Abkürzungen und Ausstossungen etwa Haritas (Charitas) lesen, — indem der Anfang beliebig gestellt ist —; und es würde sich etwa auf die in dem Opfer sich äussernde göttliche Liebe beziehen? — An dem zweiten Kelche ist ebenso am Buckel des Schaftes in hervorragenden fünf rautenartigen Medaillons das folgende Bild mit vier Buchstaben emaillirt angebracht. (Fig. 2.)

Ohne Zweifel bedeuten die vier Buchstaben J. N. R. J. den Kreuztitulus Jesus Nazarenus Rex Judaeorum; während die symbolische Figur der segnenden oder schwörenden Hand, mit dem Kreuznimbus, sich auf Gottvater beziehen dürfte [1]). Ein dritter sogenannter Speisekelch (Ciborium), bereits neuerer Form, hat am Deckel die Inschrift: Reverend. Pat. Szent-Györgyi dedit pro Ecclesia Bariensi. Wahrscheinlich ist der Donator Pfarrer zu Bár gewesen, obzwar mir der Name in dem seit dem XVI. Jahrhundert geführten Namensverzeichnisse der hiesigen Pfarre nicht vorkommt. Eine ältere hübsche silberne Lampe in durchgebrochener Arbeit hat die ungarische Inschrift: Csinaltatta Selyem-Telki Nemes Selyem Imre. (Es liess machen der Edle Emerich Selyem von Selyem-Telki.)

Bemerkenswerth sind auch noch zwei ältere Glocken. Die erstere hat oben unter der Krone die folgende Inschrift, in neugothischen Minuskeln ohne Jahreszahl: † Maria hilf mir in den hmel (sic) zu dir [2]). Zwischen den Worten kommen als Trennungszeichen Thierfiguren vor, welche sich etwa auch symbolisch anlassen dürften, indem sie gleich gebildet sind den Bibergestalten des von Karajan herausgegebenen Physiologus (deutsche Sprachdenkmale des XII. Jahrhunderts, Tafel 21). In wie fern sich die dort gegebene Deutung mit unserem Bilde etwa im Einklang bringen liesse, lasse ich dahingestellt. In der Mitte der Glocke,



(Fig. 1.)

(Fig. 2.)

Calix S. Stephani in Por (d. h. Bár, der Name des Ortes), indem nämlich die Kirche dem heiligen Stephan geweiht ist. Räthselhafter erscheinen die weiteren Buchstaben, welche nur einfacher gehalten, sonst mit der zweigetheilten Spitze (apices bifurci) dem Obigen gleichkommen, und an dem mittleren als Handgriff hervorragenden Buckel des Kelchschaftes angebracht sind; und zwar in einzelnen rautenartigen Medaillons emaillirt eingelegt: J. A. S. H. A. R. Wahrscheinlich sind es die Anfangsbuchstaben eben so vieler Wörter.

die übrigens bereits die gewöhnliche spätere Form hat, ist das Bild des gekreuzigten Heilands — ohne das Kreuz — dargestellt, mit Maria und Johannes an den Seiten. Der strahlenartige Nimbus — bei Christus anstatt des ursprünglichen kreuzartigen mit

[1]) Die vom Vater verfasste Inschrift lautet: *Palcont unico filio eidemque longe amantissimo, in tenella aetate proh dolor! vita functo. Nicol. Istvánffyus, Pauli F. et Elisab. Both, Parentes moestissimi, Posuer. Vixit. ann. III. Mensib. VII. Dieb. XVII. O, Mense Martio. Anno Xti MDLXXXI. Tecum amor et charitas, spes et solatia nostra,*

Palco iacent! Sed sic tulit imperiosa potestas
Fatorum, ut quae te nobis pia solvere iusta
Fas erat, haec moesti tibi reddimus ecce parentes.

I. H. S. eine Kleeblattfigur *XPS. Fiat voluntas Tua, sicut in Coelo et in Terra.*

[2]) Die Inschrift hat: *Hic iacet generosus Dnus Joannes Lipchey de Nagy-Luchie* (Lucse) *liber dominus in Sasko, qui obiit in Domino aetatis suae trigesimo septimo Anno vero Xti. MDCVI.*

[1]) Sonst kommt die Hand gewöhnlich aus den Wolken hervorragend vor. Siehe Didron Iconogr. 56 u. a. a. O. Menzel Symbolik. 369. Bei Caumont Abecédaire archéologique 170 kommt auch diese Abbildung vor, das Kreuz in den Nimbus ist aber mehr krückenkreuzartig gebildet. Nach der Beschreibung von Eitelberger (Jahrbuch der k. k. Central-Commission 1856, 114) scheint die Darstellung unserer gleich, ohne Wolken, im Basrelief auf einer Rosette der Quergurten an der Decke der berühmten Gisela-Capelle zu Veszprim in Ungarn vorzukommen.

[2]) Der erste Theil der Inschrift, mit der Anrufung Marias, scheint auf Glocken sehr oft vorzukommen. Eine Glocke in Niedervintl (Mitth. der k. k. Centr.-Com. Juniheft 140) hat: Maria hilf uns aus aller Noth. Die Glocke zu Nadesch in Siebenbürgen (a. a. O. 39) in sächsischer Mundart: helf Got Maria berot 1470. Zwischen den 44 Merseburger Glockeninschriften die einzige deutsche ruft: O Maria cum czu trost (Quast u. Otte, Zeitschrift für christl. Archäologie I, 81). Auch sonst in der kirchlichen Epigraphik sehr gebräuchlich, hat es eine mit gothischen Schriften besetzte Thür der Rudobányaer Kirche in Ungarn aus dem XIV. oder XV. Jahrhundert: O Maria hilf (s. Budapesti Viszhang 1856, 35).

Bündeln gebildet — so wie die ganze Vorstellung und die Inschrift weisen auf das Ende des XV., oder den Anfang des XVI. Jahrhunderts. Die zweite noch spätere Glocke, die aber auch aus einer früheren umgegossen wurde, zeigt diesen Umstand und das Jahr mit der Inschrift an: † *Fracta et refusa per Gregorium Berki. Franciscum Nagi* (Nagy) *et Joha* † *Sarfoii* (Sárfői) *ceterosque nobiles in Bar Par* (ochus) *Gregor-Mohácsi 1632.*

Hier befinden sich noch mehrere alte Bauten, ehemalige Stammhäuser berühmter Familien. Und zwar das Castell der Grafen Amadé, einst mit vier Thürmen ein Viereck bildend, jetzt gänzlich umgestaltet. So auch die castellartige Wohnung des Propalatins Nic. Isthvánffy, der seine berühmte Geschichte hier verfasst haben soll (siehe Bél a. O. 244, Bonbardi 352), ist jetzt zu einem Kornspeicher geworden. Die anderen halbverfallenen Häuser der Grafen Illyésházy, Bobokl, Mészáros von Bodó-Bár (auch ein namhafter ungarischer Schriftsteller und Dichter) sind eben so zu profanen Zwecken, als Wirthshäuser und Branntweinbrennereien verwendet, wie die Grabsteine ihrer Ahnen in der Kirche zu Thürschwellen und Treppenstufen. Ein Statue des heil. Johann von Nep. hat eine sinnreiche, längere, im vorigen Jahrhundert von dem Grafen Ladislaus von Amadé, einem der berühmtesten ungarischen Dichter, verfasste Inschrift, der auch zeitweilig hier gewohnt hat. Aus diesem Orte ist uns bereits aus dem XIII. Jahrhundert ein gelehrter Pressburger Domherr Joannes Literatus bekannt. (Siehe die oben angeführte Urkunde.)

Fölső-Gellér (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 452), jetzt eine neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnissbau.

Füss (Comorner Comitat). Urkundlich bekannt vom J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 452). Seit 1383 Prädial-Sitz der adeligen Lehensmänner des Benedictiner-Stiftes zu Martinsberg und Pfarre dieses Ordens. Die jetzige Pfarrkirche, ein kleines Gebäude im Style des vorigen Jahrhunderts, ist wahrscheinlich aus derselben Zeit, welches die ziemlich guten Fresco-Bilder der Altarwand, sammt dem Namen des Malers angeben, nämlich: 1762. St. Schaller pinxit.

Gomba (Pressburger Comitat). Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (a. O. 95), als solche auch in der Urkunde von 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 313) genannt; jetzt Filiale zu Csütörtök. Die kleine kath. Kirche ein ursprünglich spätgothischer Bau, etwa des XV. Jahrhunderts, der aber bereits theilweise modernisirt wurde. Man bemerkt noch an der Eingangs- wie an der Sacristeithür den platt gestürzten Kleeblattbogen, mit kräftigen Hohlkehlen- und Kreuzstockeinfassung. Äusserlich sind um den Chor noch einige plump gestaltete zweimal gegliederte Strebepfeiler zurückgeblieben, so wie auch der viereckige Thurm mit dem achtseitigen pyramidalen Helm und den vier Nebenthürmchen gekrönt ist. Übrigens ist der Chor, wie es scheint, schon ursprünglich platt geschlossen gewesen; neu ist aber dessen Tonnengewölbe, so wie die flache Decke des Schiffes, welche erst statt des spitzbogigen Gewölbes angebracht worden sind. Die Länge dieser kleinen Kirche im Lichten — und ohne die ziemlich weite Vorhalle des Thurmes — beträgt nur 35 Fuss 5 Zoll, die Breite des Chores 12 Fuss 15 Zoll, des Schiffes 18 Fuss 3 Zoll.

Das hiesige Schloss ist bekannt als das Stammhaus der im XIII. Jahrhundert berühmten Familie Gomba. Der Name kommt urkundlich seit 1138 vor (s. Jernay a. O. 49 und Thiele a. O. I, 11) Später noch als ein vierthürmiges Castell, war es im Besitze des Primas und Reichsstatthalters Szelepesényi, der darin auch eine namhafte holländische Tuchfabrik im XVII. Jahrhundert eingerichtet hat. Nachmals kam es in den Besitz des Cistercienser-Ordens, später in den der Barone von Maholányi; jetzt ist es eine im neueren Geschmacke umgebaute prächtige Landwohnung der Herren v. Udvarnoky, mit einer ausgezeichneten werthvollen Bildergallerie in mehreren grossen Sälen, nebst Raritäten und Kunstsammlungen vaterländischer und römischer Alterthümer, Vasen, Gegenständen aus Pompeji und Herculanum u. s. w.

Gutor (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt von 1287 (Cod. dip. V, III, 343, VIII, IV, 661, X, I, 146, 461); als alte Pfarre im Pázm. Verzeichniss und in der Urkunde von 1390 angeführt; jetzt Filiale zu Somorja. Die kath. Kirche, ein kleiner gothischer Bau. Der bedeutend niedrigere Chor, so wie das Schiff sind jetzt zwar anstatt des ursprünglichen Spitzgewölbes neu überwölbt und theilweise nur mit Dielen gedeckt. Auch die anscheinend ursprünglichen schmalen Fenster schliessen mit Rundbogen. Doch ist noch mancher von dem früheren Schmuck erhalten; so zieht sich um den Chor noch ein mit Zickzack und darüber mit Zahnornament geschmücktes Gesims; und an den Ecken des aus dem Achteck dreiseitig geschlossenen Chores laufen halbrunde Säulchen herab. Die Strebepfeiler sind mit Sockeln zweimal gegliedert. An der Westfront hebt sich in drei Stockwerken der viereckige Thurm, oben mit achtseitiger pyramidaler Helmkrönung. In dem obersten Stockwerke sind mit Säulchen gekuppelte Fenster, in den mittleren theilweise mit plattem Kleeblattbogensturz, welchen auch die Kirchenthür hat. Am Giebel der Chorbedachung ist anstatt des Kreuzes noch der eherne Hahn erhalten. In der Kirche sind die Bruchstücke eines älteren Taufbeckens aus Sandstein und ältere Bilder ex voto mit Wappen und Jahreszahl, sonst ohne Kunstwerth, vorhanden.

Guta (Komorner Comitat). Urkundlich vom Jahre 1268 genannt (Cod. dip. IV, III, 450); als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt. Die kath. Pfarrkirche an der Stelle einer früheren wurde im Jahre 1724 errichtet.

Im Friedhof eine aus der nämlichen Zeit errichtete Capelle.

Unmittelbar in der Nähe des Ortes, zwischen den Zusammenfluss der Vág und des Pressburger Donauarmes, waren die Ruinen des Schlosses Békevára (d. h. Friedesburg) sichtbar (s. Thiele a. O. II, 205 und Fényes Magyarország állapotja I, 137), die aber durch die Überschwemmungen grösstentheils weggerissen, jetzt nur noch die Gräben und Erdaufwürfe aufzuweisen haben.

Hodos (Pressburger Comitat). Etwa unter villa Hodos (Cod. dip. II, 94) schon v. J. 1138 genannt. Bestimmter vom J. 1245 (Cod. dip. IV, I, 381 u. V, III, 345). Jetzt nur eine neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnissbau.

Illyésháza (Pressburger Comitat). Urkundlich bekannt vom Jahre 1238 (Cod. dip. VII, III, 24) als der Stammort des bereits ausgestorbenen berühmten Geschlechtes des Grafen von Illyésháza; mit dem kleinen Orte Szent-Péter verbunden; auch unter diesen letzteren Namen gewöhnlich genannt, und damit als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (a. O. 95). Von der hiesigen alten Kirche sagt Bél (Not. II, 239) das von mir bereits bei der Cistercienser-Besitzung Csákány berührte, dass hier eine ältere verfallene Kirche nebst Einsiedlerei gewesen [1]. Seitdem (die Angabe des Bél ist von 1736) wurde hier im J. 1780 eine neue Pfarre gestiftet und zu der alten Kirche, oder damals schon blos Capelle, mit dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, und den heil. Aposteln Peter und Paul geweiht, eine neuere zugebaut. Diese ältere Capelle, oder eigentlich der Chor einer älteren Kirche, bildet auch jetzt den Chor des zugebauten Langhauses, und ist ein kleiner, niederer, spätgothischer Bau, bereits mit neuerem Gewölbe und Fenstern versehen, schliesst dreiseitig aus dem Achteck, und hat nebst den Strebepfeilern am Äussern auch das Sacramenthäuschen im Innern erhalten, eine viereckige Nische, mit Hohlkehlen, Plättchen und Kreuzstäben eingefasst. Die letzteren, etwas mehr hervorstehend, ruhen unten säulenartig auf breiteren gewundenen Basen; der obere Theil des Viereckes ist mit

---

[1]) *Proxime hinc templum S. Petro dedicatum abest, summorum virorum Epitaphiis, Illyésházyanorum inprimis insigne. Jam fere in vastitatem abiit, frequentatur tamen singulis diebus veneris, qui novilunium excipiunt, magna religione; praebet eremitae perfugium.*

Zinnen gekrönt. Auf dem neueren Altar steht im gläsernen Kasten das Gnadenbild der Mutter Gottes, eine gewöhnliche aus Holz geschnitzte Statue, bekleidet mit kirchlichen Paramenten, und mit der Inschrift: Facta 1458. Renovata 1744. Das Schiff der Kirche im gefälligen Renaissance-Style, mit stark hervortretenden pfeilerartigen Lesenen. Am Bodenpflaster, unmittelbar vor dem Chore, liegt der rothmarmorne Grabstein des Siebenbürger Dompropstes von Weissenburg, Matthias von Illyésházy, der im vollen Ornate, mit der alterthümlichen Casula „inter brachia plicata" angethan, den Kelch in der Hand dargestellt ist.

Die an allen vier Seiten des Grabsteines fortlaufende Inschrift mit vielen Abkürzungen in neugothischer Minuskelschrift lautet: Anno Dom. 1510. 20ma mensis Augusti hic sepultus est Reverendus Dnus Mathias Illyés de Illyésháza, olim prepositus et canonicus in Ecclesia catedrali Sancti Michaelis Archangeli in Alba gula (Alba-Gyula Gyula Fejérvár, jetzt Karlweissenburg) Transilvanea. Eius anima Deo vivat. Die Kirchenvisitations-Protokolle haben noch die Inschrift eines zweiten Grabsteines aufbewahrt, der bei der Gelegenheit der letzten Neubauten beseitigt, jetzt nicht mehr vorhanden ist. Er gehörte der Mutter des berühmten Palatins Grafen Stephan von Illyésházy. Das sind die einzigen Reste der vielen Grabsteine, deren Bél noch aus dem vorigen Jahrhundert Erwähnung macht. Nur noch ein neueres Denkmal des letzten der Illyésházy's (des Grafen Stephan, Ritter des goldenen Vliesses, Erbobergespan, Dapifer des Reiches u. s. w. † 1838) befindet sich an der Südwand des Langhauses.

Hier stand auch das ehemalige Schloss der Illyésházy's (siehe die oben angeführte Urkunde), erneuert von dem Palatin Stephan Illyésházy; welches aber Kaiser Rudolf aus geschichtlich genügend bekannten Ursachen zerstören liess (s. Bél Notit. II, 222), und von dessen Trümmern jetzt kaum mehr etwas zu bemerken ist.

In der unmittelbaren Nachbarschaft steht die kleine Ortschaft Szerház; nur durch einen Weg von dem Besitzthume der Illyésházy's abgeschieden, die aber jetzt ein kaum mehr dem Namen nach bekannter Weiler geworden ist, und einstens der Stammort des berühmten Geschlechtes der Fürsten und Grafen von Esterházy war, früher Szerházy genannt, und gleicher Abstammung mit jenem der Illyésházy's (s. die Urkunde vom Jahre 1238. Cod. dip. VII, III, 24 und Bél a. O.).

Izsap (Komorner Comitat). Eine neuere Kirche der Reformirten H. C., die aber aus den Haupt- und Grundmauern einer ehemaligen, schon im XVI. Jahrhundert gestandenen kath. Kirche bestehen soll, wie es die Pfarrgedenkbücher zu Nagy-Megyer angeben, wozu der Ort als Filiale gehört.

Keszegfalva (Komorner Comitat). Ruinen einer älteren Kirche an dem anderen Ufer der Donau, indem ein Theil des Ortes in früheren Zeiten von der Donau weggerissen wurde. (S. Thiele a. O. II, 207.)

Keszölczés (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt vom 1205—1235 (s. die Urkunde von 1323 Cod. dip VIII, II, 475). Filiale zu Vajka (s. dieses), mit einer unbedeutenden Capelle.

Kis- u. Nagy-Lucse (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt von 1301 (Cod. dip. VIII, I, 83). Stammort des aus der Zeit des Matthias Corvinus berühmten Geschlechtes: Döczi von Lucse, mit einem modernisirten älteren Castell.

Kolos-Néma (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom J. 1268 (Cod. dip. VI, III, 453) [1]), im Pázm. Verzeichniss als alte Pfarre angeführt. Der Name dieser Ortschaft würde im Ungarischen: stummes Kloster bedeuten, und darauf hinweisen, dass hier etwa die Karthäuser (ungarisch Néma barátok — stumme Mönche genannt) ein Kloster gehabt haben. Die Geschichte berichtet nichts davon. Auf einem erhöhten Hügel, ausserhalb des Dorfes, in der Mitte des Friedhofes stehen hier zwei kleine Kirchen, eine den Katholiken, die andere den Reformirten H. C. angehörend, beide Bedürfnissbauten neuerer Zeit.

Kulcsod (Komorner Comitat). Urkundlich genannt v. J. 1268 (Cod. dip. IV, III, 450), neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnissbau.

Kürth (Pressburger Comitat). Etwa schon in einer Urkunde von 1138 (Cod. dip. II, 101) dieser Ort gemeint. Bestimmter genannt v. J. 1245 (Cod. dip. IV, I, 381 u. VIII, IV, 485); vormals Pfarre, angeführt im Pázm. Verzeichniss unter Egyház-Kürt s. 95), jetzt Filiale zu Vásárut. Die alte kleine katholische Kirche, im XVI. Jahrhundert von den Protestanten in Besitz genommen, später von den Katholiken zurückgenommen, ist ein gothischer Bau, etwa aus dem XV. Jahrhundert. Der Chor ist aus dem Achteck dreiseitig geschlossen, aber bereits hat er, so wie die ganze Kirche, das ursprüngliche Spitzgewölbe eingebüsst. Die äusserst schmalen, lanzettartigen Spitzbogenfenster haben hie und da noch das einfache Dreiblatt-Masswerk. Eines dieser Fenster — da nicht alle von gleicher Breite sind — hat nur 6 Zoll Lichtbreite. Nebst zwei spitzbogigen Thüren hat die Sacristei wieder den plattgestürzten Kleeblattbogen. Man bemerkt noch eine aus der Südwand des Langhauses hervorspringende achtseitige schlanke Halbsäule, so wie auch im Chor einzelne einfach gegliederte Kragsteine, welche die einstmaligen Gewölbträger und Dienste vorstellen. Die ganze Länge im Lichten, ohne die Vorhalle unter dem Thurm, beträgt nur 50 Fuss 10 Zoll, die Breite 22 Fuss 9 Zoll. Am Äusseren sind die Strebepfeiler den ehemaligen Gewölbträgern entsprechend, mit vorspringender Base, zweimal gegliedert angebracht. An der Westseite erhebt sich der viereckige Thurm drei Stock hoch, mit sechsseitiger pyramidaler Helmkrönung; einer jeden dieser Seiten correspondirte ein kleineres Nebenthürmchen, welche aber jetzt durch die Renovirung zu barocken Zinnen verunstaltet worden sind. In der Kirche sind auch die Bruchstücke eines bedeutend grossen, aus Sandstein gearbeiteten achtseitigen Taufbeckens zu sehen.

Bemerkenswerth ist noch eine Glocke von älterer Form, nämlich unterwärts weniger ausgeschweift, am Rande bereits an mehreren Stellen ausgebrochen; sonst ohne alle figürliche Darstellung, hat sie oben an der Krone die rund herum laufende Inschrift in neugothischen Minuskeln.

Aus der übrigens gut erhaltenen Inschrift ist nur das Wort vin schwer zu lesen und etwas zweifelhaft, indem es auch fast wie en vorkommt [1]). Der Name Magister Thomas wäre kaum für den des Glockengiessermeisters anzunehmen. Otte macht schon darauf aufmerksam (Handbuch der christ. Kunst-Archäol. 3. Aufl. 256), dass selbst dann, wenn das Wort fecit in lateinischen Glockeninschriften neben einem Namen vorkommt, es noch zweifelhaft bleibt, ob der Giesser oder der Donator gemeint sei. Wir haben oben bei Fölsö-Bár das Beispiel gehabt, dass selbst mit der Formel *„refusa per Gregorium Berki etc. ceterosque Nobiles in Bár"* nicht der Übergiesser, sondern die Donatoren angegeben werden. Bekanntlich bezeichnete der Titel Magister in Ungarn besondere Würden.

---

1) Siehe auch Cod. dipl. VII, I, 134: *vestigium diplomatis S. Ladislai sine A. circa 1094*, über eine Grenzstreitigkeit *inter possessionem Monasterii de Bakonbél et Lovász Patony Hieronymi Kolus de Néma.*

1) Der erste Theil dieser Glockeninschrift, wie bekannt, war sehr beliebt, und kommt häufig vor (s. Otte Handbuch der k. Archäologie 246 u. 256); wie sie auch bei uns schon öfter nachgewiesen wurde; so werden neuestens von Dr. Haas (Mittheil. d. C. C. Aprilheft 64) nebst einer Glocke in Seeligenstadt auch drei Glocken aus Ungarn, zwei im Neograder, eine im Eisenburger Comitate aus dem XIV. und XV. Jahrhundert angeführt. Doch scheint überall der zweite, hier vorkommende Theil zu fehlen. Eine zweite Glocke hier hat die Inschrift. *„Fudit me Joan. Ernest. Christelli Anno 1754 ad Vásárut Ecclesiae kürthensis"* (mit dem Bilde der Mutter Gottes und Johannes v. Nep.); da von der Siebener Zahl der obere Theil abgebrochen ist, gab sie den Anlass dazu, dass sie trotz der Schrift und arabischen Ziffern für eine Glocke aus dem Jahre 1159 (!) gehalten wurde.

Fejér (Cod. dip. V, III. Vorrede 5—6) sagt: magistrorum nomen baronibus regni secundariis fuit proprium, und später: magistrorum axioma filiis comitum factum est commune. Hier kann man beides anwenden, indem es urkundlich bekannt ist, dass um diese Zeit der Ort das Besitzthum der Grafen von Bazin und Szent-György war, unter welchen aus dem Jahre 1493 ein Graf Thomas dieses Namens vorkommt; (S. Magyar Academiai értesitő 1847, S. 372 und Bél Notit. I, 248). Die Grafen von Bazin waren eben Barones regni secundarii, und somit ist kaum zu zweifeln, dass wir hier den Namen des Donators haben. Wahrscheinlich ist daher, dass sowohl die Kirche um das auf der Glocke angegebene Jahr herum, wenn auch vielleicht um etwas früher errichtet wurde, wie auch, dass der Gründer und Erbauer der Kirche selbst der genannte Graf Thomas gewesen, der sie mit besonderer Pracht ausgestattet hat. Das Materiale der Kirche besteht auch hier grösstentheils aus Ziegeln, und nur theilweise aus Bruch- und Haustein. Das alles aber, was wir von dieser Kirche jetzt noch sehen, sind nur eigentlich diejenigen Reste, welche die Ungunst der Zeiten und Menschen überdauert haben, die aber kaum ahnen lassen die Schönheit und künstlerische Ausschmückung dieser kleinen Kirche, welche mit prächtigen Wandmalereien ausgestattet, mit einem auf schlanken Säulen ruhenden Spitzgewölbe überdeckt, mit marmornen und vergoldeten Altären so herrlich geziert war, dass noch diejenigen, welche die Kirche im XVII. und dem vorigen Jahrhundert, nach mehrmaliger Verwüstung und in ihrem gänzlichen Ruin betrachtet und beschrieben haben, von ihrem künstlerischen Werth und ihrer Schönheit entzückt waren [1]. (Fortsetzung folgt.)

Über einige kirchliche Alterthümer des Unter- und Oberinnthales in Tirol.

Von P. Bertrand Schöpf, Correspondenten in Innsbruck.

Obwohl mein Bericht über die kirchlichen Alterthümer in diesem Theile Tirols in vieler Beziehung mangelhaft sein wird, so will ich es doch versuchen, dieselben, in so weit sie zu meiner Kenntniss kommen, darzustellen, um so wenigstens auch öffentlich auf sie aufmerksam zu machen. Ich beginne mit einigen der ältesten kirchlichen Gebäude des Oberinnthales.

Von Baulichkeiten, welche noch die Formen des romanischen Styles an sich tragen, sind mir nur aus dem Unter- und Oberinnthale wenige bekannt.

In Telfs, 6 Stunden ober Innsbruck, steht im Gottesacker eine alte, unbeachtete Doppelcapelle. Sie heisst jetzt „zur schmerzhaften Gottesmutter", mag aber früher wohl „Michaelskirchlein" geheissen haben, wie so viele ähnliche Gebäude. Solche Michaelskirchlein gibt es z. B. im Gottesacker zu Imst und zu Schwaz, welches auch beide Doppelkirchlein sind im zierlichen gothischen Style erbaut. Man weihte diese Gottesacker-Kirchlein dem hl. Michael, als dem Patron der abgeschiedenen Seelen. Was nun dies Doppelkirchlein in Telfs betrifft, so besteht das untere, in das man über einige Stufen hinabsteigt, aus einem einfachen, düsteren Gewölbe. Ein Bildniss der Schmerzhaften wird da fromm verehrt. In die darauf gebaute obere Capelle steigt man über eine von Aussen angebrachte, hölzerne Stiege hinauf. Der Eingang ist am westlichen Ende der Nordseite angebracht. Der zopfige Altar steht im Osten in einer wohl erst später dafür ausgebrochenen Mauernische. Dieses Kirchlein ist im Viereck gebaut (wie auch das Michaelskirchlein in Imst) 15' 3" lang und 18' 5" im Lichten breit. Durch halbe Wandsäulen und zwei freistehenden Säulen zerfällt es in sechs durch Gurten getrennte Kreuzgewölbe oder drei Schiffe, von denen das mittlere um einen Fuss breiter ist als die beiden abseitigen. Die Säulen, aus Stein gehauen, bis zum Capitäl hinauf 5' 4" hoch, haben runde Schäfte, an der etwas steilen attischen Basis die romanischen Knollen oder Eckblätter und verschieden geformte Capitäle, die theilweise mit etwas flachen Vögel- und Pflanzenornamenten geziert sind. Die Fenster, deren gegen Norden keines angebracht ist, erhielten später einen unschön gearbeiteten Spitzbogen. Über die Entstehungszeit dieses Kirchleins, das einzige in hiesiger Gegend mit dem Gepräge des romanischen Styles, erfuhr ich nichts Näheres.

Übrigens steht dasselbe in Gefahr, wegen des vorzunehmenden Neubaues der Pfarrkirche, abgetragen zu werden. Da nämlich die im gothischen Style erbaute, aber von Innen im vorigen Jahrhunderte modernisirte Pfarrkirche viel zu klein ist, so geht man mit dem Gedanken eines Neubaues um, wozu bereits durch den k. k. Ingenieur von Claricini, einen sehr begabten Architekten, ein Plan im romanischen Style entworfen wurde. Die Erhaltung des alten Kirchthurmes, die man aus Sparsamkeitsrücksichten beantragen muss, fordert eine solche Stellung der Kirche, dass dadurch die Entfernung dieses alten Kirchleins nothwendig wird.

Im Cistercienser-Stifte Stams bemerkte ich nur im Vorbeigehen (aus Mangel an Zeit konnte ich mich nicht aufhalten) am östlichen, geradlinigen, aber mit drei tiefen, schmalen Absiden gezierten Abschlusse der sehr lang gestreckten Kirche ein Fenster romanischen Styles mit einer Mittelsäule.

Im Dorfe Prutz, 20 Stunden ober Innsbruck, fand ich, dass der Mauerstock des Kirchthumes unzweifelhaft aus der romanischen Periode herrührt. Die Wandflächen sind nämlich durch flache Nischen, wie sie an romanischen Bauten durch die flach hervortretenden Lesenen an den Ecken und durch den oben zwischen denselben befindlichen Rundbogenfries gebildet werden, belebt. Über diesen Rundbogenfriesen ist in den zwei obersten Etagen, welche die durch Mittelsäulen getheilten Schallöffnungen enthalten, auch noch ein Fries angebracht, welcher ein Band darstellt, das aus an einander gereihten Mauervertiefungen von der Form eines über Eck gestellten halben Würfels gebildet wird. Übrigens sind diese Verzierungen nicht eben streng

---

[1] Die Gedenkbücher der Vásárutér Pfarre — wozu, wie gesagt, Kürt als Filiale gehört — enthalten Beschreibungen der Kirche, welche als richtiges und erwünschtes Zeugniss dienen für das ursprüngliche Aussehen und die ehemalige künstlerische Ausschmückung derselben.

nach der Massschnur gearbeitet. Der Thurm ist vierseitig mit 4 hohen Giebeln, wie man sie hier zu Lande, aus der gothischen Periode herrührend, häufig sieht, und hat einen achteckigen nicht übermässig schlanken Helm.

Kommt man über Prutz und Ried hinaus gegen Tösens, so sieht man von einem grasreichen, mit Obstbäumen besetzten Platze des sonst mageren und schroffen westlichen Gebirgsabhanges ein freundliches Kirchlein herabblicken. Man erreicht dieses St. Georgenkirchlein von der Thalsohle aufsteigend in einer guten Viertelstunde. Herr Pfarrer Grutsch, welcher im Jahre 1821 die Pfarre Serfaus, zu der dieses Kirchlein gehört, bezog, sammelte und schrieb in das Taufbuch, was er über St. Georgen und die Kirche in Serfaus finden konnte. Das St. Georgen-Kirchlein wird dem 8. oder 9. Jahrhunderte zugeschrieben. Es war ursprünglich im Viereck gebaut, indem das Presbyterium oder der Chor erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts hinzukam. Nur der Chor hat Aussen herum einen Sockel und unter den Fenstern das Kaffgesims. Eine Kluft in der Mauer, dort, wo das Presbyterium und das jetzige Schiff zusammenstossen, zeugt ebenfalls für den Anbau.

Auf der Mauer des Chores, hinter dem Hochaltare, liest man die Zahl 1496. Pfarrer Grutsch sagt, dass das *Instrumentum Consecrationis Chori* vom Jahre 1497 vorhanden ist.

Das alte Langhaus ist 24′ lang, 18′ 7″ breit und etwa eben so hoch. Die Thüre an der Westseite wurde nicht in der Mitte, sondern gegen Süden zu angebracht. Strebepfeiler hat das mit einer flachen, durch Leisten in länglichte Felder eingetheilte, einfachen Holzdecke versehene Kirchlein keine. Es hat nur zwei Fenster gegen Süden, gegen Norden keines. Das erste ist ein sehr schmales, das zweite breiter. Sie sind mit gothischem Masswerk versehen.

Die Wände sind ganz mit der Geschichte des Leidens Christi und des hl. Sebastian übermalt, die einzelnen, grösseren und kleineren Gemähle über und neben einander. Die glatten Wandungen der Fenster sind mit gemaltem Laubwerk verziert. Die Malereien bestehen hauptsächlich in Contouren, ohne Schattirung; die Zwischenräume sind mit sehr verblassten Farben ausgefüllt. Der künstlerische Werth ist offenbar sehr gering. Von einer Schrift bei diesen Malereien an der Wand zur Linken konnte ich Folgendes lesen: „Anno dni 1⋊82 das Gemal hat gemacht max maller“. Das Weitere ist unleserlich.

Der Chor wurde nicht in der Mitte der Ostseite der Kirche angebracht, sondern mehr links, und so blieb der südlichere Theil dieser Mauer stehen. In diesem Theile der östlichen Mauer ist eine etwa 1 Fuss senkrecht vertiefte Nische angebracht, in welche Gestalten von Heiligen gemalt sind, die jedoch gegenwärtig durch ein vor der Nische aufgestelltes Altärchen verdeckt werden. Dieses Altärchen ist gothisch, nach Pacher's Manier gearbeitet, mit sehr schönen Gemälden an den Flügeln, die hl. Ursula mit den 11,000 Jungfrauen und die hl. Helena, das Kreuz suchend, darstellend.

Der angebaute Chor ist 14 Fuss breit, 25 Fuss lang, aus dem Achteck geschlossen, hat 3 mit Masswerk verzierte Fenster und ein Gewölbe mit starken Rippen, getragen von schlanken Wandsäulen ohne Capitäle. In diesem Chore ist an der linken Seite eine mit einem eisernen Gitter verschlossene Vertiefung in der Mauer angebracht, in welcher ein altes Reliquiarium aufbewahrt wird. Die Sage erzählt darüber Folgendes: Im Mittelalter kam ein deutscher Cardinal auf seiner Rückreise aus Rom in diese Gegend, erkrankte aber und starb in dem etwa eine halbe Stunde von dieser Kirche entfernten Weiler Tschuppach. Er hatte einen Schatz von Reliquien aus Rom mitgebracht und in Bezug auf dieselben die Verfügung getroffen, dass sie der nächstgelegenen Kirche zufallen sollten. So kamen diese Reliquien nach St. Georgen, welches damals die nächste Kirche war. Diese Reliquien befinden sich nun im Choraltare dieser Kirche und nehmen, in kleine Partien vertheilt und mit Verzierungen versehen, die Stelle ein, welche bei anderen Altären vom Altarblatte ausgefüllt wird. Der Altar ist aus der Zeit der Renaissance. Das Reliquiarium, in dem sich die Reliquien befanden, wird in der Nische der Seitenmauer aufbewahrt.

Die Gestalt desselben ist höchst einfach, ohne einen besonderen plastischen Schmuck. Es bildet ein hölzernes Kästchen von etwa 27 Zoll Länge, 9 Zoll Tiefe, und hat mit dem Dache, dessen Zinne mit runden Knöpfen verziert ist, eine Höhe von circa 22 Zoll. Die schmalen Seiten bilden nämlich in der Höhe von etwa 11 Zoll Giebel, auf denen ein Dach ruhet. Auf einer der Langseiten ist sowohl Dach als Wand mit Malerei auf Goldgrund geschmückt. Am Dache hin ist in der Mitte Christus als Weltenrichter angebracht; neben ihm Engel in die Posaunen stossend. An der Wand sind Gestalten der Apostel und die heiligen Franciscus Seraphicus und Dominicus dargestellt. Die Zeichnung ist im Ganzen gut, die Schattirung mehr in starken Contouren angedeutet, die Farbe kräftig. Die Darstellungen erinnern noch an die byzantinische Manier, die Füsse sind oft gerade herabgestreckt, doch nicht übermässig lang. Diese Malerei mag wohl um den Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden sein, wo S. Dominicus und Franciscus noch im lebendigen Andenken waren.

Von St. Georgen kommt man etwa in einer Stunde steil aufwärts steigend in eine alpenmässige, heitere, hügelige Hochebene, in der das uralte Pfarrdorf Serfaus liegt. Hier hoffte ich Interessantes zu finden. Es hiess, da befinde sich im Pfarrhause ein Gemach, das die älteste Kirche des Ortes gewesen sei, mit alten, verblassten Wandmalereien. Richtig befindet sich da gleich beim Eintritt rechter Hand ein Gaden, etwa 14 Fuss ins Gevierte, mit einer flachen Holzdecke, welche durch Leisten in lange, schmale Felder getheilt ist. Von weiteren alterthümlichen Formen konnte ich nichts gewahren. Die Wandmalereien

gehören der Renaissance an. Von Figuren sieht man noch Petrus und Paulus, welche für mich nichts Auffallendes in der Zeichnung hatten. Obenherum ist an die Mauer eine Verzierung gemalt, welche rund ausgeschnittene, mit Quasten versehene Tuchstücke vorstellt, wie man sie an Baldachinen sieht.

Die Einfassungen des niederen, breiten, viereckigen Fensters sind im nämlichen Style gemalt und stellen Schnörkel aus der Renaissancezeit dar. Alles dieses deutet wohl darauf hin, dass dieses Gemach ehemals eine edlere Bestimmung hatte, aber von alterthümlichem Interesse bietet es nichts mehr.

Von sehr hohem Alter ist hier die alte Pfarrkirche, welche bis in das Jahr 804 hinaufreichen soll. Sie ist ein ganz einfacher viereckiger Bau, 34′ 5″ lang, 29′ breit und 10′ 4″ im Innern hoch, mit einer flachen Holzdecke. Die Mauerdicke beträgt 2½ Fuss. Die Seitenwände sind getäfelt. Dieses Getäfel, so wie die Leisten der Decke sind aus der Renaissancezeit. Das Getäfel hat oben herum ein ziemlich reines dem Griechischen ähnliches Gesims mit Sparenköpfen und wurde in neuester Zeit theilweise arg angestrichen.

An der südlichen und nördlichen Seite sind zwei Fenster angebracht, die später aus Missverstand spitzbogig gestaltet wurden. An der südlichen Aussenseite erblickt man die Heiligen Christoph und Georg, der den Drachen tödtet, in rothen Contouren, mit weniger Farbenausfüllung zwischen denselben, steif hingemalt. Die Hand Gottes segnet aus einer Wolke herab den hl. Georg. Später, unbekannt wann, wurde ganz rechter Hand an der Ostseite die Mauer durchbrochen und ein gewölbter Chor, ohne Rippen und Wandpfeiler, höher als die übrige Kirche und 11′ 2″ breit angebaut. Er hat von Aussen einen 3′ hohen Sockel. Auf dem Chorbogen war früher zu lesen: „erpauth 80ʖ", wofür dann 804 gesetzt wurde, was auch Pfarrer Grutsch noch las. Auf einer renovirten Tafel über der Kirchthüre, welche die Auffindung des in dieser Kirche verehrten Gnadenbildes, Maria im Walde, darstellt, steht die Zahl 427, was die Zeit dieser Thatsache angeben soll. Linker Hand an der Ostseite steht ein Altar im Renaissance-Styl fleissig geschnitzt, und in der Ecke ein Taufstein aus dem 15. Jahrhundert mit der Jahrzahl CCCCIV. Die ganze Umschrift konnte ich nicht lesen, da er in der Ecke steht. Sie ist sehr erhöht und rein herausgemeisselt.

Der Thurm steht abgesondert westlich von der Kirche und besteht aus einem bedeutend hohen, bis zu den Schallöffnungen hinauf mit keinerlei Fenstern versehenen, viereitigen Mauerstocke und einem achteckigen, etwas weniges geschweiften und ebenfalls gemauerten Helm. Die Schallöffnungen sind mit Masswerk geziert, an dem auch die Fischblase vorkommt; ihre Wandung ist mit Hohlkehlen und Rundstäben gegliedert.

Die neue Pfarrkirche reicht zum Anfang des 16. Jahrhunderts hinauf und wurde 1516 consecrirt. Sie ist im gothischen Style erbaut, hat aber keinen Thurm, indem der vorher beschriebene ganz nahe steht und benützt wird. Von Aussen sieht man hier, wie an anderen Kirchen des Oberinnthales niedliche Strebepfeiler; im Inneren traf auch diese Kirche im vorigen Jahrhunderte das nämliche Schicksal, dem so viele Kirchen gothischen Styles erlagen, zu deren Umgestaltung irgendwie Geld aufgetrieben werden konnte: — Pfarrer Ingenuin Vergehrer modernisirte sie, wie er früher die Kirche in Leermoos modernisirt hatte. *Etiam veterem ecclesiam destruere nitebatur, ast communitas fortiter restitit,* sagt Grutsch.

Das Schloss Blatna in Böhmen.

Von Bernhard Grueber, Correspondenten in Prag.

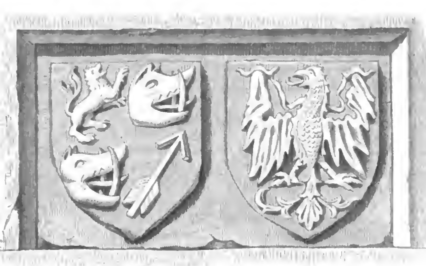
Im ehemaligen Prachiner Kreise Böhmens, 13 Meilen südwestlich von Prag, liegen in einer hügeligen, von vielen Teichen durchzogenen Gegend Stadt und Schloss Blatna (Blattna).

Die Stadt, vor wenigen Jahren durchaus abgebrannt, bietet ausser der schon in den „Mittheilungen" beschriebenen, im Anfange das XVII. Jahrhunderts durch die Herren von Rozdrażowa neu auferbauten Maria-Himmelfahrtskirche wenig bemerkenswerthes; desto mehr jedoch das Schloss, welches rings von natürlichen und künstlichen Teichen umgeben und nur mittelst einer steinernen Brücke zugänglich, zu den sogenannten Wasserburgen gehört.

Wer der Gründer von Blatna gewesen, ist nicht bekannt: alle Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, dass die mächtigen Dynasten von Strakonitz in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hier eine Burg angelegt haben. Von dieser Familie, deren Haupt sich immer Bavarus (Bawor) de Strakonitz nannte und den Titel eines Landgrafen führte, findet sich neben vielen übereinstimmenden Nachrichten auch eine von dem Jahre 1300 gefertigte Urkunde, worin Blatna als ein den Herren von Strakonitz gehöriges Besitzthum aufgeführt wird. Wilhelm von Strakonitz, Bruder des Bavarus III., unterzeichnet als Zeuge den Strakonitzer Bürgerbrief und nennt sich hiebei Herrn auf Blatna [1]).

[1]) Woher diese mächtige Familie stammt, ist nicht aufgehellt und vielleicht in geflissentliches Dunkel gesetzt. Der Beiname Bavarus (Bayer), woraus später Bawor entstand, und der in Böhmen ganz ungewöhnliche Landgrafentitel deuten auf deutsche Herkunft. Die Strakonitze führten einen Pfeil im Wappen, erst schwarz im rothen, später weiss im goldenen Felde. In Horazdiowitz, gleichfalls einem ehemaligen Sitze der Landgrafen Bawor, kommt als ihr Wappen ein Bogen mit dem Pfeile vor, ganz ähnlich dem Wappen der bayrischen Grafen von Bogen, welche unmittelbare Grenznachbarn der Herren von Strakonitz waren. An der Kirche zu Blatna ist ein uraltes Wappenschild eingemauert, worauf das Strakonitzer Wappen nur mit dem Pfeil dargestellt ist, ein Zeichen, dass die ältere Kirche von den Bawor en erbaut worden ist.

Nachdem dieses Geschlecht im Jahre 1336 mit Wilhelm von Strakonitz ausgestorben war, gelangte die Herrschaft, wahrscheinlich durch Verschwägerung, an die Herren von Rosenthal oder Rožmital. Ein Doppelwappen am alten Brückenthurme des Schlosses, worauf die Strakonitzer und Rosenthaler Abzeichen in gegenüberstehenden Feldern vorkommen, spricht für obige Annahme, wenn auch geschichtliche Nachrichten fehlen. Von diesem auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht interessanten Wappen, welches ganz nach romanischer Weise aus einem Stück Prager Mergelsteines sehr sauber ausgearbeitet ist, wurde (Fig. 1) eine genaue Abbildung beigefügt. Die Arbeit gehört unbestritten dem XIV. Jahrhundert an. In welcher Beziehung der Adler auf dem einen Felde erscheint, ob Familien-, ob Landes-Wappen lässt sich schwerlich ermitteln, die Zeichen des Löwen von Rožmital „Löwe und Eberkopf" sind später in das Blatnaer Stadt-Wappen übergegangen.

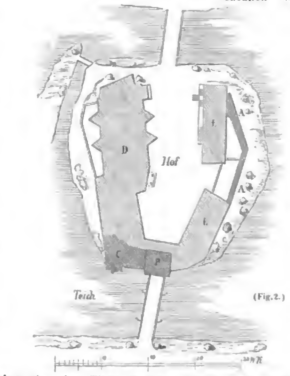

(Fig. 1.)

Bis zum Jahre 1535 blieb Blatna im Besitz der Rosenthale, kam dann für kurze Zeit an die Herren von Sternberg und Lobkowitz und ums Jahr 1600 an die Grafen Rozdražowa. Auf dieses Geschlecht folgten als Besitzer die Grafen Kolowrat [1]) und Sereny, von welchen letzteren im Jahre 1798 Wenzel Freiherr Hildprandt von Ottenhausen die Herrschaft Blatna übernahm [2]).

Das Blatnaer Schloss zeigt Hufeisen-Form und beurkundet seine alte Anlage noch durch manche Einzelheiten, wenn auch die Hauptpartien in einer eigenthümlichen Mischung von Gothik und Renaissance aufgeführt sind. Der beigefügte Grundriss (Fig. 2) erklärt die Situation des Schlosses und die verschiedenen Bauperioden. Als ältester Theil erscheint eine in Ruinen liegende Mauer an der Nordseite (Fig. 2, *A, A*), welche wohl noch von den Herren von Strakonitz herrühren dürfte. Da an dieser Partie kein besonderes Kennzeichen, Wappen, Fenster, Gesims, ja nicht einmal ein regelmässig bearbeiteter Quader vorkommt, lässt sich über deren Alter kein näheres Urtheil fällen.

Hingegen zeigt der Brückenthurm (Fig. 2, *B*) mit der nebenanstehenden Burgcapelle des heil. Andreas (F. 2. *C*) mancherlei Überreste, welche ausser Zweifel setzen, dass die Herren von Rožmital nicht allein diese Theile, sondern überhaupt die ganze Burg neu aufgebaut haben.

In viel höherem Grade als die einfache gothische Capelle nimmt der Thurm unser Interesse in Anspruch, nicht allein wegen des schon beschriebenen Wappens, sondern hauptsächlich wegen



(Fig. 2.)

eines über dem Thore im ersten Stockwerke befindlichen Gemaches, welches ganz mit Frescomalereien ausgeschmückt

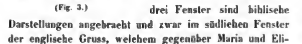
[1]) Die Grafen von Kolowrat führen zwar auch einen Adler im Wappen, allein der über dem Burgthore angebrachte Adler steht schwerlich in irgend einem Bezuge zu dieser Familie. Die Kolowrate waren erst im achtzehnten Jahrhundert Herren zu Blatna, während das Wappen der ältesten Periode Blatna's angehört.

[2]) Diese kurzgefassten Notizen, welche hier nur in Bezug auf die Baugeschichte eingeschaltet sind, verdanke ich grösstentheils den Mittheilungen des gegenwärtigen Besitzers, Freiherrn Robert v. Hildprandt, welcher einen bedeutenden Restaurationsbau am südlichen und östlichen Theile des Schlosses ausführen liess.

ist. Ob dieses Gemach als zweite Hauscapelle oder Prunkzimmer diente, ist zweifelhaft; wahrscheinlich hat der gelehrte und hochangesehene Zdenko Löw v. Rosenthal sich hier ein Studirzimmer errichtet und die Malereien herstellen lassen [1]). Die Bilder sind zwar zum grossen Theile biblischen Inhaltes, jedoch finden sich in den Gewölbefeldern auch profane Darstellungen, unter anderen eine Hochjagd.

Das Gemach ist quadratisch, mit einem gothischen Kreuzgewölbe überdeckt und war an der Westseite durch einen nun vermauerten und gleichfalls ausgemalten Gang mit den Wohnzimmern im südlichen Flügel verbunden.

Obschon Wandmalereien ehemals in Böhmen sehr beliebt waren, kamen wirkliche Fresken (in nassem Kalk gemalt) äusserst selten vor, und es werden daher diese Schildereien, da sie auch Kunstwerth besitzen und oft sehr feine Empfindung aussprechen, doppelt merkwürdig.



(Fig. 3.)

Beiliegender Grundriss des Thurmgemaches (Fig. 3) verdeutlicht die Stellung der Bilder.

An der Westseite befinden sich neben einer für ein Hausaltärchen angebrachten Vertiefung rechts und links zwei musicirende Engel in Arabesken verflochten. Der Grund dieser Bilder ist mattgrün mit Schwarz schattirt und aufgesetzten weissen Lichtern. Auch Gesichter und Hände der Engel sind in diesem grünen Ton belassen, nur die Gewänder und die umgebogenen Blumen der Arabesken erscheinen gelb in dunkler Okerfarbe.

In den Nischen der drei Fenster sind biblische Darstellungen angebracht und zwar im südlichen Fenster der englische Gruss, welchem gegenüber Maria und Elisabeth. Die östliche Nische zeigt die Geburt Christi und gegenüber die heiligen drei Könige, während nördlich die heilige Katharina und das Fegefeuer zu erblicken sind. Diese Bilder sind farbig, die Farben jedoch sehr gebrochen, vielleicht geflissentlich so aufgetragen.

Es ist auch möglich, dass der Maler mit der Frescoarbeit nicht gehörig vertraut war, und sich einiger Farben bediente, welche ganz verblichen sind. Diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, als in sämmtlichen Bildern keine Spur von Blau vorkommt und sogar das Gewand der Maria, wie auch die Luft, weiss erscheint.

Die Landschaften zeigen ein starkes Grün, ähnlich dem Schweinfurtergrün; eine solche Farbe hat unter andern auch der Mantel des heiligen Joseph. Als rothe Farben kommen das sogenannte englische Roth und gebrannter Oker, als Gelb die Okerfarben vor. Es ist immer nur ein einziger Ton aufgetragen und sodann mit schwarzer Farbe ausstraffirt.

Hie und da will es scheinen, als ob Dürer'sche Holzschnitte benützt worden seien, wie bei der Geburt Christi; andere Partien hingegen sind durchaus originell, wie unter andern das Fegefeuer, welches leider allzu beschädigt ist, um davon eine verständliche Copie machen zu können. Gelitten haben alle Bilder mehr oder weniger von dem Einfluss der Witterung, so ist auch der untere Theil von dem Bilde „die Geburt Christi" stark angegriffen (insbesondere das Gewand der heil. Jungfrau, von welchem auf der rechten Seite unten nur die Pausestriche übrig geblieben sind). Das Christkindlein ist, wie die Kinder auf altdeutschen Bildern, arg verzeichnet mit froschartigen Händen und Füssen und steht in keinem Verhältnisse zu der übrigen Anordnung.

Auch die Gewölbefelder sind bemalt und hier finden wir: im südlichen Felde eine Jagd, im östlichen den heiligen Wenzel, im nördlichen den heiligen Georg und an der Westseite die Gründung einer Kirche.

Alle übrigen Theile der Wände und Gewölbe sind mit Arabesken und Wappen überdeckt, wobei zu merken ist, dass die Wappen wiederholt überall und sogar spätere Familienwappen blos mit Leimfarbe auf die alten unordentlich hinaufgekleckst worden sind. Neben dem öfters angebrachten Rosenthaler Wappen erscheint das Sternberg'sche und Schwamberg'sche, dann viele andere von verwandten oder verschwägerten Geschlechtern.

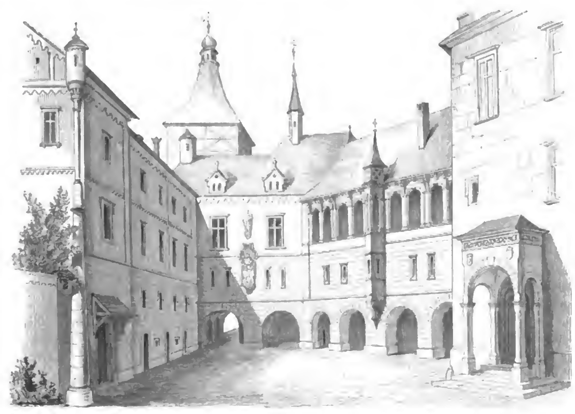
Die Contouren der Bilder sind deutlich mit dem spitzen Eisen in den nassen Kalk eingedrückt und lassen als echte Frescomalereien ohne allen Nachtheil sich abwaschen. Die Gewölbefelder sind indess fast gänzlich zerstört und unkenntlich, indem längere Zeit hindurch das Thurmdach schadhaft war und der Regen auf die Wölbung eindrang. Wenn auch die Ausführung einigermassen an Martin Schön erinnert, dürften diese Gemälde nicht vor dem Jahre 1530 gefertigt worden sein und einen böhmischen Künstler zum Urheber haben.

[1]) Zdenko Löw Rozmital war Oberstburggraf von Böhmen unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig, und wegen seiner Gelehrsamkeit und Rednergabe hochgefeiert von seinen Zeitgenossen. Er unternahm in seiner Jugend eine Reise nach Constantinopel und hielt sich späterhin, wenn es anders seine Geschäfte erlaubten, vorzugsweise in Blatna auf. Wahrscheinlich verfasste er daselbst auch seine Reisebeschreibung und die anderen gelehrten Werke, welche ihm zugeschrieben werden. Dass dieser Mann sich in seinem Lieblingsaufenthalte ein besonderes Studirzimmer habe einrichten lassen, wird um so wahrscheinlicher, als der Charakter der Schildereien ganz seiner Zeit entspricht. Das eine der Bilder, welches, wie schon erwähnt, die Grundsteinlegung einer Kirche darstellt, hat Anlass gegeben zu der Sage: „Blatna sei von den Templern erbaut worden" weil auf diesem Bilde einige Männer in Ordenstracht (ähnlich der Tracht des Tempelordens) vorkommen. Geschichtliche Belege für diese Annahme konnten bisher nicht vorgefunden werden.

Bei mancher schönen Auffassung und stellenweise ziemlich richtigen Zeichnung spricht sich in der ganzen Arbeit eine besondere Derbheit aus; dabei sind Perspective und landschaftliche Ausstattung sehr verwahrlost.

Namen, Monogramme oder Jahrzahlen konnte ich trotz aller angewandten Mühe nicht auffinden.

Nach dem Abgange der Familie Rosenthal zeigen sich die Herren von Rozdražowa als besonders baulustig, und von ihnen scheint die gegenwärtige Hauptpartie des Schlosses, der ganze südliche Flügel (vergl. Grundriss Fig. 2, *D*) herzurühren, welcher, erwähntermassen in einem sonderbar genug findet sich im Schlosshofe eine Quelle des vorzüglichsten Wassers. Die übrigen Gebäude des nördlichen Flügels sind unbedeutend und erst vor etwa 80 Jahren als Beamtenwohnungen und Ökonomiebauten, zum Theile aus alten Bruchstücken hergestellt worden (Fig. 2, *E—E*). Eine Ansicht des in den Jahren 1850 bis 1856 restaurirten Schlosshofes, mit dem Brückenthurm und der Burgcapelle im Hintergrunde, gewährt der beigefügte Holzschnitt Fig. 4 wo zur Linken die Beamtenwohnungen, zur Rechten der neue Anbau ersichtlich sind. Capelle und Thurm blieben unverändert.



(Fig. 4.)

Übergangsstyl zwischen Gothik und Renaissance gehalten, zu ungewöhnlicher Höhe in drei Stockwerken emporsteigt. Die Gemächer in diesem Schlossflügel sind an der Nord- und Südseite mit weit vorspringenden dreieckigen Erkern versehen, so dass der die ganze Schlossbreite einnehmende Rittersaal eine sechsseitige Grundgestalt aufweist.

Dieser Schlossflügel, der eigentlich bewohnte Theil, war in hohem Grade baufällig und theilweise sogar demolirt, und wurde in stylgemässer Weise vom gegenwärtigen Besitzer nach meinen Plänen theils neu aufgebaut, theils restaurirt. Die neuen Arbeiten sind in schönem Granit hergestellt worden, welcher in der Gegend von Blatna von vorzüglicher Güte gebrochen wird. Das Schloss selbst steht auf einer Granitinsel mitten im Teiche und

Granit ist das vorherrschende Gestein dieser Gegend und liegt theils plattenweise gelagert, theil in losen einzelnen Blöcken auf allen Feldern umher. Die Lagerung dieses Steines hat zwei Naturspiele hervorgebracht, welche nicht unerwähnt bleiben sollen.

Man behauptet nämlich von zwei in der Gegend befindlichen Steinblöcken, sie wären heidnische Opferaltäre (Teufelssteine wie man sie nennt), weil sie nur auf einem Puncte aufliegen und bei starkem Sturme schwanken, auch von Menschenhand in solche Bewegung gesetzt werden können, ohne dass jedoch die alte Lage verändert würde. Der eine dieser Steine liegt zwischen Blatna und Horažďowitz, der andere nördlich von der Stadt Blatna, isolirt auf einem kleinen Hügel.

Der letztere und interessantere dieser angeblichen Rockingstones, der sowohl durch seine vereinzelte Lage, wie wegen seinen bedeutenden Dimensionen auffällt, misst 20 Fuss in der Länge, bei 10' Höhe und 5' Dicke und ruht auf einer kleineren, nur etwa 4 Fuss aus dem Boden emporragenden Steinplatte auf. Früher liessen sich die Bewegungen sehr leicht hervorbringen, gegenwärtig aber bedarf es eines heftigen Sturmes oder mehrseitiger Anstrengung, bis der Stein Schwankungen macht. Ursache hievon ist, weil die Feldarbeiter, die oft vor dem Unwetter unter diesem Steine Schutz suchen, denselben unterfangen haben.

Dass dieser, so wie der zweite gegen Horaždowitz hin liegende sogenannte Opferaltar nichts anderes als Naturpiele seien, davon kann man sich in dieser Gegend wiederholt überzeugen. Im nahen Plöckensteingebirge, besonders im sogenannten Hohenstein und Dreisessel, finden sich wohl zwanzig Steinblöcke, die von der Natur so unterwaschen sind, dass sie Zittern und Schwankungen machen. Als die Felder bei Blatna cultivirt und die allenthalben liegenden Steinblöcke fortgeschafft wurden, fand man das beschriebene Stück zu gross und schwer, um es zu bewältigen. Das gemeine Volk, welches den Teufel bei allen ungewöhnlichen Dingen und Verrichtungen sprichwörtlich im Munde führt, nannte den schwierigen Stein erst Teufelsstein blos desshalb, weil derselbe den bisherigen Anstrengungen widerstanden hatte. Nach und nach knüpfte sich an diese Bezeichnung eine Sage, welche jedoch aller Begründung entbehrt. Auch im Sandsteingebirge um Turnau findet man einige Zittersteine.

Die Originalzeichnung eines Bischofstabes vom Jahre 1514.

(Mit einer photo-lithographischen Tafel.)

Der Baumeister der Wiener Votivkirche, Herr F. Kraner, ist im Besitze der Originalzeichnung eines Bischofstabes, welche im Jahre 1514, und zwar wahrscheinlich zu dem Zwecke angefertigt wurde, um seiner Zeit in Wirklichkeit ausgeführt zu werden. Es ist uns nicht bekannt, ob dies auch geschehen; wenigstens haben wir in den uns bekannten Kirchenschätzen keine Spur eines ähnlichen Kunstwerkes entdecken können. Wäre nun dieser Entwurf auch wirklich in Metall oder Elfenbein ausgeführt und uns erhalten worden, so müsste dem Kunstfreunde an und für sich die Kenntniss der Originalzeichnung von grossem Interesse gewesen sein, weil diese dann zu interessanten Vergleichungen zwischen einer künstlerischen Idee und deren praktischer Durchführung die Veranlassung geboten hätte.

Um so grösser dürfte der Werth der Zeichnung in dem vorliegenden Falle sein, wo nichts auf eine Benützung derselben hinweist, und wo es bekannt ist, dass Handzeichnungen der mittelalterlichen Kunstepoche sehr selten vorkommen.

Nachdem Herr Kraner so gefällig war, die Vervielfältigung seiner Zeichnung in diesen Blättern zu gestatten, war man natürlich darauf bedacht, dieselbe so getreu wie möglich wiederzugeben. Ein Mitglied der k. k. Central-Commission, Herr Albert Camesina, dem die Kunstfreunde Prachtwerke, wie z. B. das von ihm gezeichnete und herausgegebene Niello-Antipendium in Klosterneuburg, zu verdanken haben, und welcher mit dem Wesen der graphischen Künste vollkommen vertraut ist, brachte ein Verfahren in Vorschlag, welches seit Mai 1857 in der k. k. Staatsdruckerei in Anwendung ist. Damit die Original-Zeichnung getreu bis auf das kleinste Detail und genau in dem Charakter derselben wiedergegeben würde, beantragte Herr Camesina im Wege der Photographie die Zeichnung auf den Stein übertragen und auf dem letzteren derart fixiren zu lassen, dass von demselben eine beliebige Anzahl Exemplare abgezogen werden können.

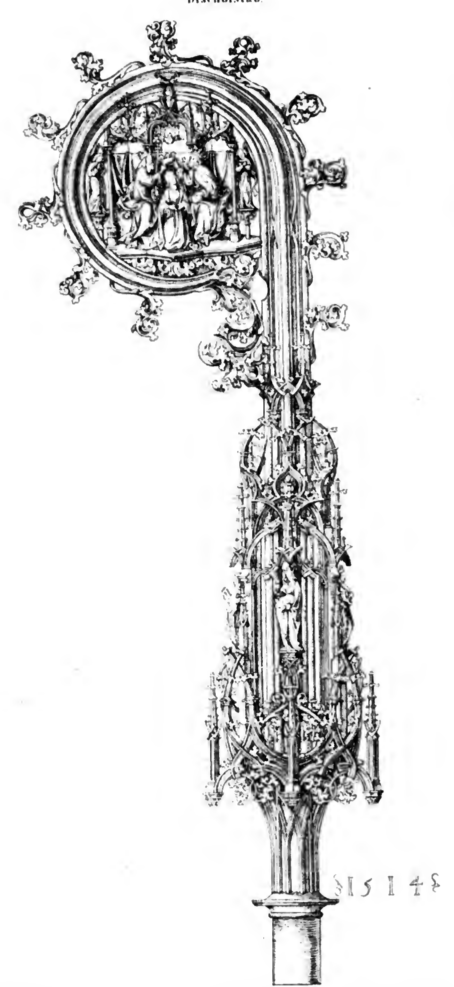
Mit ausgezeichneter Bereitwilligkeit gestattete Herr k. k. Hofrath Auer, in der photographischen Abtheilung der k. k. Staatsdruckerei von diesem Verfahren für die Zwecke der k. k. Central-Commission Gebrauch zu machen. Der beifolgende Bischofstab (vgl. Taf. VI) ist nach der Originalzeichnung photographisch auf den Stein übertragen und das Bild dort ohne irgend eine künstlerische Nachhilfe — ohne die geringste Beihilfe der Nadel oder des Griffels — derart fixirt worden, dass alsogleich Abdrücke durch die lithographische Presse veranlasst werden konnten. Diese Photo-Lithographie — wie wir sie näher bezeichnen wollen — ist für die Vervielfältigung von Zeichnungen, welche nur in Contouren behandelt sind, ferner für paläographische Werke,



(Fig. 1.)

wobei es wesentlich darauf ankommt, dass die verschiedenen Charaktere der Schrift in Facsimiles reproducirt werden, von grossem Vortheile, da mit weit geringeren Kosten und in kürzester Zeit die grösste Anzahl Exemplare erzeugt werden kann.

Bischofstab.



A. Camesina del.

Photo lithographirt in der k. k. Hof u. Staatsdruckerei

Was nun die Zeichnung selbst anbelangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie das Werk eines sehr geschickten Künstlers ist. In stylistischer Beziehung begegnen wir zwar an derselben allen Merkmalen der Schlussperiode der Gothik. Die ornamentale Anwendung der Formen überwuchert so sehr einzelne Theile, dass dadurch der Eindruck des architektonischen Aufbaues gestört wird; aber die Formen sind reich und lebendig gestaltet und die figürlichen Theile, wie die Krönung Mariens in der Krümung und die h. Barbara in dem thurmartigen Aufbau des mittleren Theiles des Stabes so zart und edel, so warm und empfindungsvoll, dass man im Vergleiche mit der Zeichnung eines Bischofstabes von Martin Schön versucht ist, einen Einfluss dieser Schule auf obiges Werk anzunehmen.

Wir lassen noch im Holzschnitte den Grundriss des Stabes folgen, welcher der Zeichnung beigegeben ist (Fig. 1), und bemerken schliesslich, dass derselbe im Originale eine Grösse von 48½ Centimetres besitzt. K. Weiss.

Notizen.

(Der Grabstein der Frau Anna v. Villanders, geb. von Trautson, an der Domkirche zu Laibach.) Der Unterzeichnete vermisste bei der historischen Erklärung der fünf Grabsteine, welche das Franciscaner-Kloster zu Neustadtl in Unterkrain besitzt, die weiteren Angaben über Anna v. Trautson, Witwe Wilhelm's v. Villanders, der als der letzte aus diesem alttirolischen Geschlechte am 8. April 1547 in Krain gestorben ist [1]).

Als er im September 1857 in Laibach die Domkirche besuchte, gewahrte er an deren äusserer Mauer gegen Norden das Hufeisen und den schwarzen Hahn (trûthan?) des gleichfalls uralt tirolischen, im J. 1711 von Kaiser Joseph I. in den Fürstenstand erhobenen und 1775 zu Wien erloschenen Hauses Trautson und erkannte alsogleich den Grabstein der vorerwähnten Anna von Trautson. Sie verehelichte sich in zweiter Ehe mit dem von Martha Freiin von Madruz [2]) aus Trient verwitweten Johann (nicht Franz) Joseph Freiherrn von Egk und Hungerspach und starb laut der unten folgenden Inschrift am 20. Juli 1559. Der Freiherr vermählte sich zum dritten Male nach Wissgrill V, 368 mit Potentiana Freiin von Lamberg. Kaiser Ferdinand I. liess nach damaliger Sitte durch ihren Vormund Jakob Freiherrn v. Lamberg, Landeshauptmann in Krain, dem Brautpaare ein grosses silbernes und vergoldetes Trinkgeschirr überreichen. Solche Reliquien mit Wappen, die man nun gar selten bei Familien alten Adels findet, sind sorgfältiger Beachtung und Bewahrung werth.

Die Inschrift dieses Grabsteines lautet nach der dankwerthen Mittheilung des k. k. Kämmerers Herrn Anton Frhrn. v. Codelli, Conservators im Kronlande Krain, wie folgt:

HIE LIGT BEGRAWEN
DIE WOLLGEBORN FRAW
FRAW ANNA GEPORNE TRAVT-
SAMIN FREYE ZV SPRECHEN-
STAIN VND SCHROFFENSTAIN
SO ERSTLICH HERRN WILHELM
VON VILLANDERS ZV WERL
ZV EINEM EELICHEN GEMAHEL
GEHABT, DIE AM 20. TAG
IVLLY IN 1559 IAR
IN GOT VERSCHIEDEN
IST, DER SEEL GOT
DER ALLMECHTIG GNADIG
SEIN WELLE. AMEN.

Jos. Bergmann.

(Ein Grabstein im Dome zu Seckau ob Judenburg.) Der merkwürdige romanische Dom zu Seckau, das grösste und schönste Bauwerk jenes Styles in Steiermark, besitzt manches einzelne Kunstwerk, welches über dem gewaltigen Eindrucke des Innern der Kirche, oder neben glänzenderen Partien wenigstens von dem flüchtigen Beschauer übersehen wird. Ein solches Werk ist der grosse marmorne Grabstein Georgs Überägkers, Bischofs von Seckau, gestorben im Jahre 1477, ein durch kunstvolle, in den Details unendlich fleissige Arbeit, ebenso wie an Wichtigkeit für das kirchliche Costüm gleich ausgezeichnetes Denkmal, dessen treue Abbildung der nachfolgende Holzschnitt gibt (Fig. 1).

Er ist im Innern der Kirche an der rechten Wand vor dem Presbyterium stehend eingemauert [1]), von rothem Marmor, trefflich erhalten und hat die bedeutende Grösse von 8 Schuh 11 Zoll Höhe auf 4 Schuh 8 Zoll Breite, welche letztere unten um einen Zoll zunimmt.

Der Bischof steht im Pontifical-Anzuge mit der Mitra bedeckt, den Bischofstab in der Rechten und ein Buch in der Linken haltend, zwischen zwei dünnen Säulen, deren ebenfalls sehr schlanke Säulenfüsse achteckig, deren Schäfte mit Laubwerk verziert, und deren Capitäle gleichfalls aus Blättern gebildet sind. Ober diesen Säulen läuft eine aus vier kurzen

[1]) S. diese „Mittheilungen“, Jahrgang II, 1857, S. 182.

[2]) Ihre Brüder waren: a) Christoph Freiherr von Madruz, Cardinal und Fürstbischof von Trient, unter dem daselbst das Concilium gehalten wurde, † 1578; b) Alzirand, Oberster der deutschen Leibwache K. Karl's V., starb kaum 27 Jahre alt im Beginn des Schmalkaldenkrieges am 17. Februar 1537 zu Ulm am Nervenfieber; hierauf trat dessen älterer Bruder Nikolaus in diese Stelle ein und war nach der Eroberung der Stadt Wittenberg Commandant der kais. Besatzung, † 1570. Dieses alte und reiche Geschlecht erlosch mit dem Freiherrn Karl Ludwig, Fürstbischof zu Trient, im J. 1658.

[1]) Ursprünglich lag er am Boden, und war daher sehr gefährdet. Dem gegenwärtigen Herrn Pfarrer Adalbert Janitsch, voll Liebe für die Denkmale des vaterländischen Alterthumes und durch Gefälligkeit gegen die Besucher des ehrwürdigen Seckauer Domes bekannt, — und dem k. k. Bezirks-Ingenieur Pokorny in Judenburg gebührt das Verdienst der Anregung und rücksichtlich Ausführung der im Jahre 1853 vollbrachten Aufstellung des Steines.

Pfeilern und drei Bögen bestehende Gallerie, welche demnach drei kleine mit Blätterknorren und Kreuzblumen geschmückte Wimberge bildet. Die Bögen selbst sind mit reichem Masswerke gefüllt, welches jedoch nur an einem derselben ganz sichtbar ist, da es auf den beiden andern durch den Bischofstab und die Mitra theilweise verdeckt ist. Die Consolen, welche die beiden Mittelpfeiler tragen, sind phantastische Thierköpfe. Da unter dem Kopfe des Bischofes ein Kissen (mit Quasten an den Ecken sichtbar) ist, scheint die Figur zu liegen, was aber durch ihre zu freie Haltung und durch den Faltenwurf des Gewandes am unteren Rande des Steines widersprochen wird, welches dort auf dem Boden aufliegt und die Füsse gänzlich bedeckt.

Das bischöfliche Gewand, die Mitra, die Handschuhe, selbst das Buch sind mehr oder weniger reich verziert. An der linken Seite der Figur ist oben das bischöfliche, unten das Familienwappen angebracht. Um die schräge erhobene Leiste, welche den Grabstein umgibt, läuft folgende Inschrift:

„Anno domini Millesimo quadrin-entesimo lxxvii feia sep an purificàcie obiit Revendus in xpo — — et dus dne Georgius Überägker — — decretor doctor yakl eccesie Seccovien epus pontifi? sui anno xxv.“ welche ergänzt lautet:

Anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo septimo feria septima ante purificationem Mariae obiit reverendus in Christo — — et dominus domine Georgius Uberägker decretorum doctor inclitus ecclesiae Seccoviensis episcopus pontificatus sui anno vigesimo quinto.

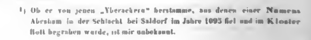
Der Grabstein lag, wie bereits in der Anmerkung erwähnt wurde, früher dort, wo er jetzt steht, doch so, dass die Inschrift von dem Worte „decretor“ an bis zum Schlusse vom Kirchenpflaster verdeckt war. Dass er ursprünglich gar nicht bestimmt war aufrecht hingestellt zu werden, obwohl dies die Beschauung erleichtert und die Erhaltung begünstigt, beweiset die Stellung der Buchstaben der Inschrift, welche so angebracht sind, dass man um den Stein herumgehen können muss, um sie bequem zu lesen, während bei seiner gegenwärtigen Stellung die obere Zeile ganz umgekehrt erscheint.


(Fig. 1.)

Georg Überacker, aus einer alten adeligen steiermärkischen Familie [1]) war vor seiner Ernennung zum Bischofe von Seckau Pfarrer in Pöls, ein gelehrter Mann, ein unnachsichtlicher Feind der zu seiner Zeit im Mönchsleben eingerissenen Unordnungen und ein strenger Reformator derselben, von Kaiser Friedrich III. persönlich gekannt und geachtet. Als dieser im Jahre 1453 mit seinem Hofstaate nach Gratz kam, traf dort auch Bischof Georg ein, und erliess aus Gratz die Ermahnung an alle Geistliche seiner bischöflichen Diöcese, ihrem Erzpriester, dem Dompropste Andreas zu Seckau gehorsam zu sein. Auf der Provincial-Synode zu Salzburg im Jahre 1456 beschwerte er sich über die Franciscaner wegen eigenmächtigen Baues eines Klosters in seiner Diöcese. 1463 nahm er an den Verhandlungen über die Heiligsprechung Hemma's, der Stifterin von Gurk, Theil. Seinen Domherren hinterliess er ein Vermächtniss von zweihundert Pfund Pfenningen.

Wir können diese kurze Notiz nicht abschliessen ohne auf den bei vielen Gelegenheiten ausgesprochenen Wunsch zurückzukommen, es möge für die zahllosen, dem schnelleren oder ferneren Verderben geweihten christlichen Grabsteine in den tausend und tausend Kirchen unseres grossen Vaterlandes doch baldigst ein ernster Schritt geschehen, und man möge den Grabdenkmalen unserer Vorfahren wenigstens einen Theil jener Pietät widmen, mit der wir die Monumentalsteine der einstigen fremden Bewohner unserer Lande ausgraben, reinigen, weithin an sichere Aufstellungsorte überbringen und sorglich schützen.

Freilich haben auch an einzelnen Orten mittelalterliche Grabdenkmale bereits ähnliche Pietät gefunden, wie z. B. jene der Familie Teufel u. s. w. in Feistritz nächst Sebenstein durch den verstorbenen Freiherrn v. Dietrich, aber ihre Zahl ist im Verhältnisse zu dem Vorhandenen sehr gering und Tausende der durch historisches Interesse oder durch Kunst-


[1]) Ob er von jenen „Yberackern“ herstamme, aus denen einer Namens Abraham in der Schlacht bei Saldorf im Jahre 1095 fiel und im Kloster Rott begraben wurde, ist mir unbekannt.

werth wichtigsten Grabplatten stecken noch unter Kirchenbänken begraben, sind an den Aussenwänden der kirchlichen Gebäude dem Verderben schutzlos Preis gegeben, oder werden im Innern von den Nägeln der Bauernschuhe bis zur Unkenntlichkeit verwetzt, — im besten Falle sind sie mit dicker Kalktünche überstrichen.

Übrigens mag von der in neuester Zeit weit liebevolleren Pflege der vaterländischen Alterthumskunde und der mit ihr im gleichen Schritte erwachenden Liebe und Achtung für die Alterthümer selbst mit Grund auch für unsere Grabsteine eine bessere Zeit erwartet werden, — möge sie nur nicht zu spät kommen!

Scheiger.

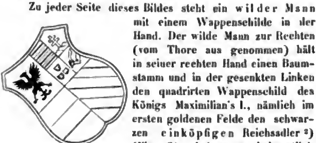
(Das Frescogemälde vom Jahre 1502 an dem nun abgebrochenen Amtsthore der Oberstadt Bregenz.) Nach des Herrn Conservators Faustin Ens gefälliger Mittheilung hatte die innere Seite des sogenannten Amtsthores in der Oberstadt Bregenz, das mit den anstossenden Mauern im vorigen Sommer einer neuen Frohnveste Platz machen musste, ein **Frescogemälde** vom Jahre 1502, welches Christus am Kreuze mit Maria und Johannes zu beiden Seiten darstellte. Unter demselben gewahrte man zwei männliche Halbfiguren als Träger des Stadtwappens. Dies ist ein Hermelinfell, in dessen Mitte eine weisse Strasse emporläuft, die mit drei über einander stehenden schwarzen Hermelin-Schwänzchen besetzt ist [1]). (Fig. 1.)



(Fig. 1.)

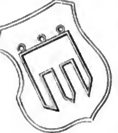
Über diesem Wappen trägt ein schwebendes Band die Worte des Psalms CXXVI, Vers 1: „NISI DOMINVS CVSTODIERIT CIVITATEM, FRVSTRA VIGILAT QVI CVSTODIT EAM."

Zu jeder Seite dieses Bildes steht ein wilder Mann mit einem Wappenschilde in der Hand. Der wilde Mann zur Rechten (vom Thore aus genommen) hält in seiner rechten Hand einen Baumstamm und in der gesenkten Linken den quadrirten Wappenschild des Königs Maximilian's I., nämlich im ersten goldenen Felde den schwarzen einköpfigen Reichsadler [2]) (Fig. 2), indem er bekanntlich erst am 10. Februar 1508 zu Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm und von nun an den zweiköpfigen Adler im Wappen zu führen hatte; das zweite Feld links ist abermals viergetheilt und zwar oben in *a)* und *b)* mit dem älteren und neueren Wappen des Königreiches Ungarn, nämlich mit den acht in Roth und Silber wechselnden Querstreifen und dem silbernen Patriarchenkreuze auf einem dreifachen grünen Hügel; unten in *c)* mit den drei goldenen Leopardenköpfen im blauen Felde wegen Dalmatien und *d)* mit dem rothen geharnischten Arme, der einen blanken Säbel in der blossen Faust schwingt auf goldenem Grunde wegen Bosnien; das dritte Feld zeigt uns den österreichischen Bindenschild, und das vierte das Wappen von Burgund in Folge der Vermählung (19. August 1477) mit Maria, der Erbherzogin dieser reichen Lande.



(Fig. 2.)

Der wilde Mann zur Linken hält in seiner linken Hand einen Baumstamm und in der gesenkten Rechten den gräflich Montfortischen Wappenschild, d. i. die rothe Kirchenfahne auf silbernem Felde. (Fig. 3.)



(Fig. 3.)

Warum diese beiden Schilde? — Zur Antwort diene: Weil Stadt und Grafschaft Bregenz damals noch zweien Herren gehörten. Die erste Hälfte der Stadt und Grafschaft Bregenz, die sogenannte alte Herrschaft mit der im J. 1359 an dieselbe käuflich gelangten, nun 1814 bei der Krone Baiern verbliebenen Herrschaft Hoheneck — kaufte Erzherzog Sigmund von Tirol von Elisabetha, Erbgräfin dieser Hälfte und Gemahlin Wilhelm's Markgrafen von Hachberg, am 12. Juli 1451. Zugleich mit Tirol und den vorländischen Besitzungen trat dieser am 6. März 1489 seinem Vetter, dem römischen Könige Maximilian, auch seine in Vorarlberg gelegenen Grafschaften Feldkirch, Pludens mit dem Thale Montavon, Sonnenberg (Hauptort Nüziders) und die eine Hälfte von Bregenz freiwillig ab, daher hier zur Rechten dessen Wappenschild.

Die andere Hälfte der Stadt und Grafschaft Bregenz, die sogenannte neue Herrschaft, gehörte im Jahre 1502 noch den beiden Brüdern Hugo und Georg II., Grafen von Montfort-Bregenz-Pfannberg gemeinsam [1]). Sie theilen am 29. October 1515 ihre Besitzungen. Jener bekam diese Hälfte von Bregenz, die er, in seiner Ehe mit Veronica Gräfin von Truchsess-Waldburg-Sonnenberg kinderlos, am 5. September 1523 an K. Maximilian's Enkel, den Erzherzog Ferdinand I. um 50,000 Gulden verkaufte und ddo. 6. September jährlich 300 Gulden Provision und lebenslänglich die österreichische Vogtei Feldkirch annahm, die er aber 1531 niederlegte. Er hinterliess die drei unehelichen Kinder Namens Christoph, Daniel und Marina, die auf seine Bitte K. Karl V., ddo. Regensburg am 24. Juli 1532, besonders in Anbetracht des angenehmen und nützlichen Verkaufs der Herrschaft Bregenz an seinen lieben Bruder, den nunmehrigen römischen König Ferdinand, nach den Reichsadels-Acten nicht nur legitimirte, sondern auch mit dem Prädicate „von Flugberg" nobilirte. Graf Hugo starb als der Letzte dieser Bregenzer Linie im Jahre 1550.

[1]) Irrig haben Einige, so auch die Verfasser des österreichischen Staatswappen von den Jahren 1804 und 1836 die drei Hermelin-Schwänzchen für drei schwarze Feldrüben; andere für schwarze Kleestengel, wieder andere für drei Groppen (Fische mit grossem Kopfe und Munde, lat. *Cottus gobio*) gehalten und erklärt. Den Wappenbrief vom Erzherzoge Ferdinand I. ddo. Innsbruck am 24. Februar 1529, dessen Original der Magistrat zu Bregenz verwahrt, habe ich in den Sitzungsberichten der philos.-historischen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften, 1852, Bd. IX, S. 794 seinem vollen Inhalte nach mitgetheilt.

[2]) Schon Kaiser Friedrich III. führte kraft des Friedensschlusses ddo. Ödenburg 19. Juli 1463 den Titel eines Königs von Ungarn etc. (cf. Pray. Annal. Hung. III, 282); so auch dessen Sohn und Erbe K. Maximilian in Urkunden. Schon Erzherzog Sigmund führte auf seinen schönen Thalern von den Jahren 1484 und 1486 wegen der vom Herzoge Leopold III., ddo. Baden im Aargau am 22. Mai 1375 bedingungsweise ertlt.

kauften Grafschaft Feldkirch und wegen dieser Hälfte von Bregenz mit allem Rechte nebst den anderen Wappenschildchen auch die Kirchenfahne.

[1]) Über die Grafen von Altbregenz (bis 1157) und jene von Montfort, besonders der Linie zu Bregenz, s. diese „Mittheilungen" Bd. II, 298 ff.

Dessen Bruder Georg II. erhielt bei der genannten Theilung Pecknch oder Peckau in Steiermark, da die anderen Montfortisch-Pfannbergischen Herrschaften und Güter nach und nach verkauft waren. Mit seiner Gemahlin Katharina, einer unehelichen Tochter des Königs Sigismund von Polen, ward er der Stammvater der neuen Montfort-Tettnang'schen Linie in Oberschwaben. Er starb 1544.

Joseph Bergmann.

Correspondenzen.

Wien. *— Von Ihren Majestäten dem Könige von Preussen und dem Könige von Baiern sind an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig gleichfalls Allerhöchste Handbillets — beide ddo. 10. April d. J. — eingelangt, worin der k. k. Central-Commission aus Anlass der Allerhöchstdenselben unterbreiteten Publicationen in sehr schmeichelhaften Worten die Anerkennung für ihre Leistungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde ausgesprochen wird.

*— Der Gemeinderath der Stadt Wien hat auf Antrag des Herrn Bürgermeisters, Dr. Ritter v. Seiller, für die Restauration des St. Stephansdomes in Wien vom Jahre 1859 angefangen die jährliche Summe von 15000 fl. vorläufig auf die nächstfolgenden fünf Jahre angewiesen.

*— Auf Veranlassung des Conservators von Wien, Herrn A. Camesina, wird von Seite der k. k. Central-Commission noch im Laufe dieses Jahres ein Plan der Stadt Wien aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, dessen Original im Besitze des Vicepräsidenten der k. k. Akademie der Wissenschaften, Herrn v. Karajan, ist und sich früher zu Nürnberg in einer Privatsammlung befand, veröffentlicht werden.

*— In Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, welche sich der Conservator für Wien, Herr A. Camesina, durch seine Forschungen um die Geschichte der Stadt Wien erwerben, hat der Gemeinderath der Stadt Wien in seiner Sitzung vom 17. Juni demselben die grosse goldene Salvator-Medaille verliehen.

Brixen. Die hohe k. k. Statthalterei hat angeordnet, dass in der romanischen Florianikirche bei Neumarkt der gothische Altar und die vormals im Langhause derselben befindlichen zwei Gemälde zurückgegeben und erhalten werden sollen.

G. Tinkhauser.

Linz. In Folgendem berichte ich über ziemlich umfassende Wiederherstellungen an der Pfarrkirche in Steyr.

Diese Kirche ist auf dem Platze, an dem vor ihr schon eine Kirche gestanden war, am südlichen Ende der Stadt nach Priz von dem Baumeister Hanns Buxbaum im Jahre 1443 begonnen worden. Hanns Buxbaum starb im Jahre 1454. Nach ihm baute Martin Kronschacher an der Kirche weiter. Diesem folgte der Steinmetzmeister Wolfgang Denk, welcher im Jahre 1515 starb. Nach ihm kam Hanns Schwedcharer, welcher die Kirche bis 1522 fast ganz vollendete. Am 18. März 1522 zerstörte ein grosser Brand die Baulichkeiten an der Kirche dergestalt, dass man meinte, die Mauern tragen die Gewölbe nicht mehr, und dass man den Weiterbau einstellte. Von da bis 1628 stand die Kirche leer und man baute nicht weiter. Im Jahre 1628 hat der Abt Anton II. von Garsten die Vollendung der Kirche übernommen und im Jahre 1630 waren die Wölbungen fertig. Nicht lange darnach wurde die Kirche eingeweiht. Die Kirche ist im gothischen Style begonnen worden und die ältesten Theile, darunter vorzüglich das Portale, welches im Jahre 1454 schon fertig gewesen sein soll, sind von ausserordentlicher Schönheit. Spätere Bauführungen sind von dem ursprünglichen Style und Plane abgegangen, aber wesentlich nur im Äusseren der Kirche. An der Schmalseite derselben, welche dem Hochaltare gegenübersteht und welche den Haupteingang enthält, ist eine Wölbung längs ihrer ganzen Wand angebracht worden, welche einer Durchfahrt gleicht, die nur die zwei Öffnungen nach Nord und Süd hat und nach Westen eine blinde Mauer zeigt. Die Länge der Kirche ist von West nach Ost gerichtet. Dieser Anbau ist wohl sehr alt; aber er dürfte um so weniger im Plane Buxbaum's gelegen sein, als die Schmalseite der Kirche in der Hauptsache Ähnlichkeit mit der Kirche von St. Stephan in Wien hat, und gewiss nicht zum Verbaue bestimmt war, so wenig das Haupttbor von St. Stephan verbaut ist. Überhaupt hat die Kirche in Steyr mit der von St. Stephan in Wien viele Ähnlichkeit der Motive. Der ziemlich hohe Thurm hat zum Querschnitt ein Sechseck, hohe Thurmfenster, an denen nach aussen Balcone mit bauchigen Eisengittern nach der Sitte des XVII. Jahrhunderts sich befinden, und trägt ein Kuppeldach. Das Innere der Kirche wurde fast ganz rein gothisch vollendet. Nur fehlen in dem hinteren Theile der drei Schiffe an den Wölbungen die Rippen, welche in dem vorderen Theile äusserst schön und zierlich sind. Im Laufe der letzten Zeiten ist das Innere der Kirche sehr entstellt worden. Im Chore der drei Schiffe hat man sieben Fenster zugemauert, um drei Zopfaltäre aufstellen zu können, welche so gross gemacht wurden, dass sie die drei Chöre vollständig füllten und jede Spur der Bauwerke und ihrer Verzierungen so wie das Sacramentshäuschen deckten. An zwei Stellen wurde die Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen den Säulen durchbrochen und hinter dem Durchbruche ein seichter Aussenbau angebracht, in welchem jeden ein Seitenaltar im Zopfstyle gesetzt wurde. Die Fenster über diesen Zubauten waren natürlich dadurch sehr verkürzt und entstellt worden. Das Innere dieser Zubauten wurde mit Stucco ornamentirt und zwischen die gothischen Säulen eine Art dorisches und korinthisches Gebälk gestellt. An einem Pfeiler wurde eine sehr grosse Kanzel im Zopfstyle befestigt. An vielen anderen Pfeilern wurden grosse, in demselben Style gearbeitete vergoldete und gemalte Heiligengestalten aufgehängt. Um sie anbringen zu können wurden an mehreren Stellen die Baldachine über den Säulennischen, in welche gothische Figuren bestimmt waren, zerstört oder verstümmelt. Ein Musikchor nebst einer Orgel wurden ebenfalls im Zopfstyle aufgestellt. Die Gewölbe und Pfeiler waren braun in Braun (nach Sepiaart), theils allegorisch, theils mit Zierwerk bemalt, wie man es öfter in Stiegenhäusern und Vorsälen zu Rathhäusern u. dgl. aus den letzten zwei Jahrhunderten antrifft.

Schon seit meiner Jugendzeit, welche ich in dem Steyr sehr nahe gelegenen Kremsmünster verlebte, war mein Augenmerk auf diese Kirche gerichtet. Oft habe ich in neuerer Zeit für ihre Wiederherstellung das Wort ergriffen, aber vergebens. Erst in neuester Zeit fand sich in Steyr eine grössere Liebe zu der schönen Pfarrkirche ein, und Wünsche für ihre Reinigung wurden rege. Früher waren einsichtsvolle und gebildete Menschen in dieser Hinsicht mehr oder weniger allein gestanden. Nach meiner Ernennung zum Conservator von Ober-Österreich ergriff ich jede Gelegenheit, auf eine Wiederherstellung der Pfarrkirche in Steyr zu dringen. Ich hatte viele Besprechungen mit dem seither verstorbenen hochw. Herrn Stadtpfarrer, Canonicus und Dechant Plersch, und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Alle Betheiligten waren fast ohne Ausnahme zu einer Wiederherstellung in einzelnen Theilen, soweit die Mittel reichen würden, geneigt, und dieser Geist breitete sich immer mehr aus. Zur Feier der Wiedergenesung Sr. k. k. apost. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers Franz Joseph votirte der Stadtrath von Steyr einen gothischen Hauptaltar an die Stelle des Zopfaltars. Der Bildhauer Schönlaub in Mu-

eben wurde mit dem Baue desselben betraut. Seitdem benützte ich jede Gelegenheit auf Reinigungen aufmerksam zu machen, die mit der Aufstellung des neuen Altars Hand in Hand gehen könnten. Ich besprach mich mit dem höchst würdigen gegenwärtigen Herrn Stadtpfarrer Dechant Zweithurn, mit dem einsichtsvollen Herrn Bürgermeister Gaffl, mit dem in alten Bauwerken bewanderten Magistrats-Secretär und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Besonders im December 1856, zu welcher Zeit ich fast drei Wochen in Amtsgeschäften in Steyr zubrachte, wurde diese Angelegenheit im Einzelnen vorgenommen und ich brachte in Gesellschaft der Obgenannten viele Zeit in Besprechung und Berathung in der Kirche zu. Mein Rath ging damals auf folgende Gegenstände:

1. Entfernung der drei Zopfaltäre im Chore.

2. Ausbrechung der sieben vermauerten Fenster und Wiederherstellung der etwa verlorenen oder verstümmelten Masswerke derselben.

3. Entfernung der Bemalung der Kirche und Blosslegung des behauenen Steines, wenn die Wände aus einem solchen bestehen, oder Anbringung eines passenden Tones, wenn etwa unbehauener oder unregelmässiger Stein oder gar hier und da Ziegel unter dem Anwurfe wären. Als Ton rieth ich die Farbe eines nicht gar alten Sandsteines oder Tuffsteines, fügte aber hinzu, dass für diesen Fall Schönlaub gebeten werden möge, dass er den Ton, auf Papier getragen, angeben und übersenden wolle.

4. Einsetzung von dessinirten farbigen Fenstern in die sieben ausgebrochenen Räume, falls die Mittel zu Glasgemälden nicht vorhanden sein sollten. Würden Glasgemälde möglich, so schlug ich vor, sich dessfalls um Weisung an die hohe k. k. Central-Commission zu wenden. Könnten nur dessinirte Fenster geschafft werden, so möge Schönlaub um die Zeichnung im gothischen Style angegangen werden. Keinesfalls aber möge man fertiges dessinirtes Glas kaufen.

5. Vorläufige Aufstellung des gothischen Hochaltares und Leerlassung der Stellen der Seitenhauptaltäre, bis man auch gothische aufstellen könnte.

6. Beseitigung der Seitenzopfaltäre und Herstellung der ursprünglichen Kirchenwände und der verstümmelten Fenster.

7. Beseitigung der vergoldeten Figuren an den Pfeilern, Herstellung der Pfeilernischen sammt ihren Baldachinen und allmähliche Anschaffung der nothwendigen gothischen Figuren.

8. Ersetzung der Kanzel durch eine gothische.

9. Bau eines gothischen Musik-Chores und gothische Fassung der Orgel.

Die Betheiligten stimmten mir in allen Stücken zwar bei, sagten aber, dass die Mittel nicht zu allem reichten, und dass sich vielleicht Schwierigkeiten in Hinsicht der kirchlichen Gefühle der Gemeinde und bei den vorgesetzten Behörden ergeben dürften. Sollten aber nach und nach die Mittel beschafft werden können, so dürfte, falls die Erlaubniss nicht vorenthalten würde, nicht nur das Vorgeschlagene in Vollzug kommen, sondern auch noch die Ornamentirung des Äusseren der Kirche Fortschritte machen. Der Gemeinderath stellte die Bitte um Genehmigung der Umgestaltung in der Kirche an den hochwürdigsten Herrn Bischof in Linz, welcher in bereitwilliger Weise die mit Aufstellung des Votivaltares verbundenen Umgestaltungen und die Verschönerung der Kirche überhaupt zugestand. In Folge dessen wurden von den oben angeführten Beantragungen folgende ausgeführt: Alle drei Zopfaltäre im Chore entfernt.

Die sieben vermauerten Fenster des Chores wieder ausgebrochen. Es erschienen drei grosse im Hauptschiffe und je zwei schmälere in den zwei Nebenschiffen. Die verloren gegangenen Theile der Masswerke wurden durch Schönthaler aus Sandstein ergänzt.

Die ganze Kirche erhielt im Inneren einen Ton, weil ihre Wände nicht überall Stein sind, sondern häufig Backstein oder unregelmässiger unbehauener Tuffstein. Der Ton wurde von Schönlaub angegeben. Er ist dem des Tuffsteines ähnlich und trocknete ziemlich klar heraus. Mir erschien er ein wenig zu gelblich und an getrockneten Lehm erinnernd; allein ich sah ihn, da er vielleicht noch nicht ganz getrocknet war, und kann auch darum ein Urtheil nicht mit Beruhigung abgeben, weil ich die Kirche fast leer und hauptsächlich ohne den Hochaltar und die farbigen Fenster sah.

Schönlaub hat sehr schöne im gothischen Style dessinirte Fenster gezeichnet und sie sind eben in München in der Ausführung. Heute erfuhr ich, dass die drei grösseren bereits angekommen sind und man eben zur Einsetzung schreitet. Die vier schmäleren werden erst in vier Wochen fertig.

Der gothische Hochaltar von Schönlaub ist fertig. Er war in Wien ausgestellt, ist angekommen und wird demnächst aufgestellt werden. Die Stellen in dem Chore der Seitenschiffe bleiben einstweilen frei, bis auch dort gothische Altäre angeschafft werden können.

Die Altäre im Zopfstyle an der südlichen Seitenwand sind vorläufig stehen geblieben. Aber die antiken Gebälke sind weggenommen worden, so dass nun rings um die Vertiefungen dieser Altäre die glatten Kirchenwände sind. Auch hat man die Säulen, welche durch Errichtung der antiken Gebälke vielfach beschädigt worden sind, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit hergestellt. Die genannten zwei Seitenaltäre stehen so unstimmend von der ganzen edlen und reinen Schönheit der Kirche ab, dass ich keinen Zweifel hege, dass man in Kurzem auch an die Beseitigung dieses Übelstandes denken wird.

Alle Figuren an den Säulen im Zopfstyle sind beseitigt worden. Man hat die Säulenbeschädigungen ausgebessert und die beschädigten Nischen und Baldachine ergänzt. Die Gestalten der zwölf Apostel im gothischen Style sind bereits bestellt und man hat nach und nach alle Nischen mit gothischen Figuren zu besetzen.

Die Kanzel wird durch eine gothische später ersetzt werden.

Der Musikchor und die Fassung der Orgel bleiben einstweilen noch.

Das Sacramentshäuschen, welches jetzt sichtbar ist, ist von sehr schöner Arbeit. Es fehlte aber die Thür, welche, wie Spuren angaben, einst gewaltsam entfernt worden war. Der Schlossermeister Sippmayr in Steyr erinnerte sich, einmal eine eiserne alterthümliche Thür in einer Auction gekauft zu haben und bot an, dieselbe für das Sacramentshäuschen herrichten zu lassen. Sie war aber die echte; denn als man sie versuchte, passte sie vollkommen in die Angeln und in den Steinfalz. Sie ist von doppelten Eisenwänden in durchbrochener Arbeit, gothisch, sehr schön und kunstreich gearbeitet. Ich habe zu Ende September 1857 Steyr besucht, um mich von dem Fortgange der Arbeiten zu überzeugen. Der Eindruck, den die Kirche jetzt, nach Wiedereröffnung der vermauerten Fenster, namentlich vom Musikchor aus macht, ist ein ausserordentlicher. Der Bau vereinigt Erhabenheit und religiöse Majestät mit der grössten Anmuth und Lieblichkeit. Ich werde mir erlauben, sobald die jetzigen Wiederherstellungsarbeiten beendet sind, wieder zu berichten. Sehr zu bedauern ist, dass man mit einem Theile einer fast fanatischen Bevölkerung zu kämpfen hat, welche sich der Umänderung widersetzt und darin eine Entweihung erblickt. Es ist dies ein Grund mehr, wesshalb jetzt nur ein Theil aller Umänderungen vorgenommen werden konnte, damit man früher fertig wird und die Unzufriedenen an der Stelle des Weggenommenen etwas anderes sehen und sich damit versöhnen. Ich glaube, dass bei dem Geiste, welcher bei den Einsichtsvolleren herrscht, in nicht langer Zeit auch noch der Rest, der jetzt bleibt, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt werden wird. So wie ich bisher in Hinsicht dieser Kirche meine Pflicht wahrgenommen zu haben glaube, werde ich auch in Zukunft die mir mögliche Mühe aufwenden, damit dieses schöne Werk wenigstens im Inneren von den noch an ihm haftenden Verunzierungen befreit werde. An die Stelle einer Einfassungsmauer des ehemaligen, die Kirche umgebenden Kirchhofes wird an der Stadtseite, wo der Anblick der Kirche besonders durch die Mauer verdeckt ist, ein eisernes Gitter im gothischen Style kommen.

A. Stifter.

Literarische Anzeige.

Archäologisches Wörterbuch von Heinrich Otte. Mit 166 Holzschnitten. Leipzig Weigel 1857.

Otte und von Quast haben als Kunstdiaskoren und Herausgeber ihrer Zeitschrift sich einen ehrenhaften Ruf erworben und verdient; denn gutes Streben und gutes Wissen finden sich nicht immer zusammen, um so mehr, da ausser den nothwendigen Gewerbs-Ausdrücken sich gerade in der Kunst eine fremdländische Phrasenmacherei geltend gemacht hat, vermittelst deren man sehr lange reden kann, ohne etwas gesagt zu haben. Im vorliegenden Werkchen hat es nun Otte allein übernommen, gleich den Synonymen- oder Fremdwörterbüchern für ungelehrte Kaufleute ein Erklärungsbüchlein über die mittelalterlichen oder überhaupt die allgemeinen Kunstausdrücke in Baukunst, Malerei u. s. w. für die Nichtkenner zu schreiben. Es würde zu weit führen, den Grundsatz zu untersuchen, ob solcherlei Werke für Verbreitung einer am Ende immer oberflächlichen Kunstkenntniss für die Kunst selber von Nutzen sind, allein es ist einmal die Zeitrichtung, die Wissenschaften und Künste, wie ich sage, zu verpöbeln, wie der Zeitgeist sagt, im Volke immer weiter zu verbreiten. Von diesem Standpunkte angesehen, ist Otte's Schrift eine nützliche und zwar um so mehr, als, wo es nöthig ist, Abbildungen den kurzen Erklärungen nachhelfen.

In dem Wörterbüchlein unseres fleissigen und gewiss achtungswerthen Sammlers Otte wird man indess sehr oft gemahnt, dass es leicht ist in Irrthümer zu verfallen, wenn man ausserhalb der Welt- oder allgemeinen Kirche steht.

S. 2. Unter Abteikirche werden die Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser und Cluniacenser aufgeführt. Letztere sind aber nichts verschiedenes, sondern schlichte Benedictiner, wie Hirsaugienser, Casinenser u. s. w.

S. 3. Unter Alba, Messhemd (unwürdiger und unwahrer Ausdruck) wird auch von seidenen Hemden gesprochen. Über die Leinwand bei priesterlichen Gewändern (Hemde hat noch kein Mensch gegürtet) verweisen wir auf das alte Ägypten und Judenland; bei dem Seidenhemde aber sieht man, wie die bischöfliche Kleidung verwechselt und ohne den dazu gehörigen Bischof gesehen ward.

Der Altar stellt ein Märtyrergrab vor, und enthält Reliquien??

S. 4. Altarhaus soll correcter sein, als der seit fast zwei Jahrtausenden übliche Ausdruck Chor. Wir streiten hierüber nicht; nach katholischer Ansicht hat aber über solche Dinge nur der Bischof und kein anderer zu richten. In der katholischen Kirche gibt es kein Altarhaus, denn die ganze Kirche ist eines.

S. 12. Beichtstühle reichen, und zwar die ältesten, höchstens bis zum XIV. (!!) Jahrhundert hinauf. Da hierüber Widerlegungen überflüssig sind, so bitten wir den Verfasser, sich die Katakomben zu Rom etwas oberflächlich anzusehen, und er wird sich selbst von seiner Meinung bekehren.

S. 21. Capuse soll Kopf und Schulter bedecken; bis heran haben die Mönche sie blos über den Kopf (caput) gezogen.

S. 26. Credenz steht auf der Kelchseite des Altars. Es gibt eine Evangelium- und Epistel- aber keine Kelchseite. Der Verfasser scheint auch die Katechumenen-Messe nicht gut zu kennen, und wie bis zum Offertorium der Kelch verhüllt bleibt und bei solennen Ämtern nicht auf den Altar gesetzt wird u. s. w.

S. 29. Diptycha als Prachtdeckel von calendarien möchte neu sein, seit dem homerischen Briefe (Il. VI, 169) γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά.

S. 34. Epistelseite wird zur Kelchseite erklärt, obgleich der Kelch eben so wenig auf der Epistel- als der Evangelienseite steht, sondern gerade in der Mitte des Altars. Der Credenztisch wurde oben genannt, hier aber vergessen.

S. 34. Erzengel. Ihrer sind drei, die Kirche kennt den Uriel nicht an, und statt seiner wäre besser der Leuchter genannt, auf welchem dieser apokryphische Engel allein steht.

S. 36. Das Fastentuch, noch an mehreren Orten gebräuchlich, hat mit der Fasten nichts zu schaffen, wohl aber mit der Verhüllung des Kreuzes von Dominica Passionis bis zur Adoratio crucis am Charfreitage.

S. 52. Hemd, leinenes Untergewand, in dem man im Hochmittelalter zu schlafen pflegte; im späteren Mittelalter legte man sich nackt zu Bette. Hat Otte auch bedacht, was er hier schrieb?!

S. 58. Karyatiden sind genannt von Κάρυα nicht Karyan, das wohl ein Druckfehler ist. Über Karyai in Lakonika (auch in Arkadien gibt es eines) spricht Pausanias (III, 10. §. 8, vgl. IV, 16 Vitruv. Arch. I. 1. Athen. Deipnos. VI u. s. w.), und ebenfalls über die von Aristomenes gefangenen lakonischen Jungfrauen, welche den Namen veranlassten.

S. 60. Kelchseite hat wieder den alten Fehler, und denkt an den Altartisch, statt an den Credenztisch. Der Priester liest nämlich den ersten Theil der Messe am cornu Epistolae, und rechts daneben ist der Altar — am Ende.

S. 88. wird das Osterei auf das heidnische (?) — nein, blos ägyptische Weltei gedeutet!!

S. 99. Ritualbücher beginnen mit Abominarium.

S. 124. kommt unter Tenebreleuchter Curioses vor.

S. 127. Todtenleuchte. Bei nächtlichen Begräbnissen zur Erleuchtung angezündet. Was soll das sein? Offenbar die Armeseelen-Lampe, das Armeseelen-Licht, welches früher von der Frömmigkeit auf den Kirchhöfen, die früher um die Kirchen unmittelbar herumlagen, gleich der ewigen Lampe im Innern erhalten wurde. Nun sind die Kirchhöfe von der Aufklärung fortgeschafft, der Stein für die Armeseelen-Lampe ist noch an manchen Orten, wie im Süden des Domes zu Münster in Westphalen, vorhanden, man weiss nichts mehr von ihrer Bedeutung, und es werden daraus anmuthige Todtenleuchten. Mir dünkt, für die Lebendigen wären diese Leuchten nützlicher: denn wahrlich sie bedürfen Licht.

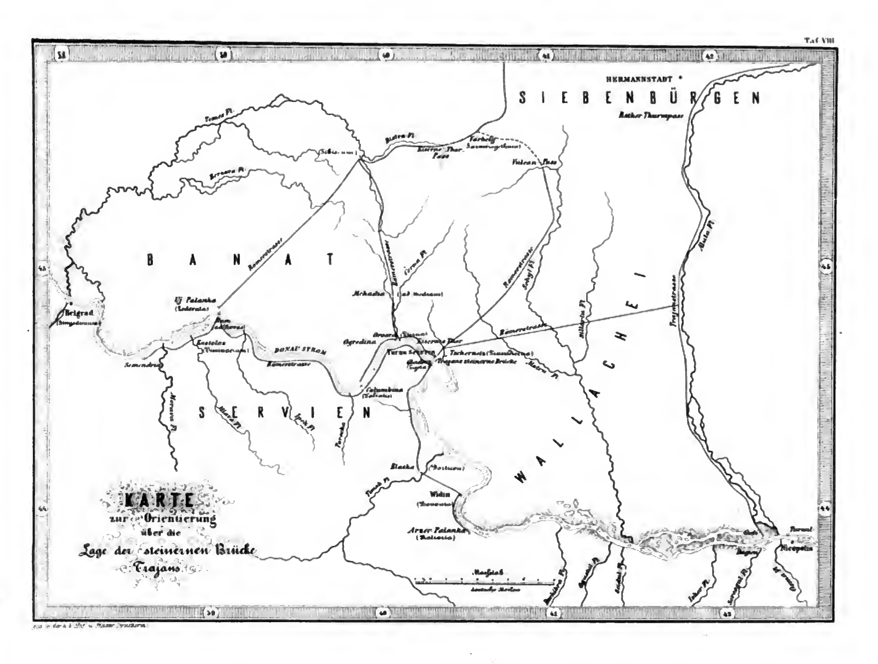
S. 129. Trippen sind falsch erklärt. Trippen heissen noch jetzt am Rheine die Schuhe, welche die Mädchen beim Scheuern gebrauchen. Sie hängen nur vorne am Fusse, haben an der Ferse und an der Seite keinen Schluss und trippeln eben in Trippelweise.

S. 132. Veronika wird erklärt aus vera icon. Griechisch ist dies nicht, lateinisch auch nicht, auch nicht halb und halb. Was bedeutet nun diese Etymologie?

S. 136. Wir wollen mit einem argen Verstosse schliessen. Beim Weihkessel kommt natürlich auch der Weihquast, Weihwedel, Aspergil u. s. w. vor. Nicht achten wir darauf, dass die Weihkessel an den Kircheneingängen von den tragbaren Weihkesseln beim Anfange der sonntägigen Hochmesse und beim Absingen des Psalmverses: Asperges me etc. nicht unterschieden werden, dass Aspersorium und Aspergillum ebenfalls nicht gleich sind. So wird vom Weihquaste gesagt, dass er „ursprünglich aus Baumzweigen (vermuthlich eine Verwechslung mit dem Palmreis, das noch in den Marienlegenden vorkommt, aber auch noch jetzt bei Hausweihen u. s. w.), später aus einem Fuchsschwanze bestand, jetzt aber eine an einem Stabe befestigte Bürste ist".

Da nun eine Reihe grober Irrthümer sich nur aus einer geringen Berücksichtigung der Bibel erklären lässt, so sei zum Schlusse bemerkt, dass im Glauben, Thun, Wissen und auch in Kunstarbeit bis auf das Kleinste und Unbedeutendste der Katholicismus nichts lehren, nehmen, bilden darf, als was nach dem Apostel nicht sein, sondern Christi und seiner beiden Bünde ist. Was also sich nicht auf die h. Schrift bezieht, in ihr nicht fusst, in ihr nicht seine Erklärung findet, ist einfach darum, weil es neu ist, nicht katholisch. Cremaur.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.


HERMANNSTADT
SIEBENBÜRGEN
Rother Thurmpass
BANAT
SERVIEN
WALLACHEI
DONAU STROM
Temes Fl.
Bistra Fl.
Vulcan Pass
Mehadia
Ogradina
Orsova
Turnu Severin
Eisernes Thor
Trajans steinerne Brücke
Römerstrasse
Trajansstrasse
Belgrad
Uj Palanka
Semendria
Morava Fl.
Timok Fl.
Widin
Arzer Palanka
Nicopolis
Maasstab
KARTE
zur Orientierung
über die
Lage der steinernen Brücke
Trajans

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 8. III. Jahrgang. August 1858.

Über Trajan's steinerne Donaubrücke.

(Mit 2 Tafeln.)

Von Prof. Dr. Aschbach.

Es ist allgemein anerkannt, dass Trajan der grösste unter den römischen Kaisern war. Seine Eroberungen gaben dem römischen Reiche die weitesten Grenzen, die es jemals hatte; seine Regierungsweise beglückte die Römer und erhob sie aus der sittlichen Verkommenheit wieder zu einem edleren Aufschwung. Seine grossartigen Bauwerke machten seinen und der Römer Namen unsterblich. Nicht Schmeichelei, sondern vollste Anerkennung des wahrhaften Verdienstes war es, wenn der Senat ihm den Beinamen „der Beste" *(optimus)* verlieh. Die Römer kannten keinen höheren Ausdruck zur Bezeichnung einer ganz vollkommenen Regierung als den der Trajanischen. Noch in den späteren Jahrhunderten der Kaiserherrschaft pflegten sie bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers demselben zuzurufen: „Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan".

Es ist nicht die Absicht, an dieser Stelle von Trajan's glänzenden Kriegsthaten gegen die Germanen, gegen die Dacier, gegen die Parther zu handeln und seine Eroberungen an den früher gefährdetsten Grenzen des römischen Reiches aufzuzählen, welche ihm die Ehrennamen Germanicus, Dacicus und Parthicus erwarben; es soll auch nicht auf seine treffliche Regierungsweise, auf seine mannigfaltigen Staatseinrichtungen, auf seinen wohlthätigen Einfluss hinsichtlich der Weckung von Bürgertugenden, der Förderung des allgemeinen Wohlstandes, der Pflege der Künste und Wissenschaften näher eingegangen werden. Nur ein Segment aus dem grossen Kreise seiner Wirksamkeit wird hier zur genaueren Betrachtung vorgeführt: es soll nämlich über den von ihm veranstalteten wundervollen Bau einer steinernen Brücke über die Donau gehandelt und dabei, soweit der geschichtliche Zusammenhang es erheischt, die nächste Veranlassung zu dem Werke, seine Ausführung und seine Wichtigkeit für die römische Herrschaft an der Donau dargelegt werden.

Trajan's ganze zwanzigjährige Regierung (vom Januar 98 bis August 117 n. Chr.) ist in einem und demselben Geiste durchaus planmässig durchgeführt. Es ist nicht zu verkennen, seine Hauptneigungen waren Kriegführen und Bauen. Ein solches Universalreich wie das römische konnte nicht im Frieden bestehen, ohne dass Erschlaffung oder inneres Verderbniss erfolgte. Die tyrannischen Regierungen des Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian hatten das Blut römischer Bürger in Strömen vergossen; blutdürstiger Sinn und aufrührerischer Geist hatten sich allmählich in alle Schichten des römischen Volkes verbreitet. Durch die Beschäftigung mit auswärtigen Kriegen und schwierigen Unternehmungen wollte Trajan beim römischen Volke wie beim Heere einen neuen Geist schaffen. Der Krieg gegen die barbarischen Völker aber wurde von dem Kaiser nicht nur mit allen materiellen Mitteln und mit allem strategischen Talente geführt, er benützte auch die grossen Fortschritte der Mathematiker und Baumeister seiner Zeit in der Mechanik und Architectur als mächtige Waffen zur Bezwingung der durch Gebirge und Wälder, durch Sümpfe und Ströme, durch Einöden und Wüsteneien geschützten barbarischen Völker. Militärstrassen, Brücken, Castelle, Wälle waren anzulegen; mancherlei Maschinen zum Transport der Kriegsbedürfnisse, zum Angriff auf die feindlichen Stellungen und Städte, zur Grundlegung und Aufrichtung der grossen Bauwerke waren einzurichten. Trajan bedurfte nicht allein zu seinen grossen Unternehmungen und Kriegszügen der Soldaten: er brauchte auch grosse wissenschaftliche Capacitäten in der Mathematik, Mechanik und vorzüglich in der Baukunst.

Trajan war als erprobter Feldherr wegen seiner Tüchtigkeit und Energie von dem alten Kaiser Nerva adoptirt und mit der Cäsarwürde bekleidet, somit zum Nachfolger und Mitregenten erklärt worden (gegen Ende October 97)

Als der Tod Nerva's nicht sehr lange darauf erfolgte (27. Januar 98), bestieg Trajan, ohne von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren, den Kaiserthron. Von Cöln am Rhein, wo ihm die Kunde von Nerva's Tod zukam, begab er sich erst im folgenden Jahre nach Rom, um da die Zügel der Kaiserherrschaft in die Hand zu nehmen.

Bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren die drei grossen Ströme: Rhein, Donau und Euphrat die Grenzscheiden des römischen Reiches gegen die Barbarenländer im Norden und Osten. Das sollte nun anders werden. Trajan's Plan ging dahin, durch Eroberungen über diese Ströme hinaus dem Reiche nicht nur eine weitere Ausdehnung, sondern auch durch Gebirgszüge und neuangelegte Wälle gesichertere Grenzen zu geben [1]. Schon unter den Regierungen Domitian's und Nerva's, wo er am Rhein befehligte, hatte er den Anfang gemacht, die Grenzen über den Rhein auszudehnen. Die Römer besetzten die Flussgebiete der Lahn, des Mains, des Neckars und der oberen Donau. Von dem heutigen Regensburg bis an das Siebengebirg am Niederrhein lief eine Reihe von Castellen und befestigten Lagern, verbunden durch Hochstrassen, Wälle und Brücken. Man nannte diesen grossen befestigten Grenzwall in Germanien *limes Romanus*.

Er schützte das römische Reich auf dieser Seite zu jeder Jahreszeit, indem vorher der Rhein, wenn er zugefroren war, was bei den damaligen rauheren klimatischen Verhältnissen in Deutschland fast in jedem Winter stattfand, keinen vollkommenen Schutz gewährt hatte. Zur Bewachung der Rheingrenze waren früher acht Legionen mit den dazu gehörigen Auxiliartruppen nothwendig gewesen: seit Trajan's Zeit bedurfte man bei der besseren Grenzvertheidigung nur die Hälfte der angegebenen Truppenmacht, obschon das Andringen germanischer Völker sich nicht verminderte, im Gegentheile stetiger und heftiger wurde. Auch an der oberen und mittleren Donau, in den Ländern Vindelicien, Noricum und Pannonien (von Regensburg bis Belgrad), waren die Grenzen durch zahlreiche Castelle und befestigte Lager, durch Gebirgszüge oder sumpfige Landschaften hinreichend gesichert und durch gute Militärstrassen war eine regelmässige Verbindung zwischen den Standlagern und Kriegsposten hergestellt.

Es hatte Trajan, der nach Nerva's Tod aus Germanien nach Rom sich begab, zunächst die Aufgabe zu lösen, die unteren Donauländer nicht nur gegen die augenblicklichen Angriffe nordischer barbarischer Völker zu schützen, sondern auch dem Reiche auf dieser Seite dauerhaft für die Folge eine bessere Grenze zu gewinnen, als die Donau sie darbot. Das römische Grenzland Mösien, welches längs dem südlichen Donauufer von Pannonien bis an das schwarze Meer sich erstreckte, war ungeachtet der Breite des Stromes den häufigen Angriffen der Dacier und sarmatischen Völker ausgesetzt. Der damalige dacische König Decebalus hatte letztere grossentheils mit seiner Herrschaft vereinigt; sie reichte nördlich von der Donau bis an das Karpathengebirge und umfasste das Flussgebiet der Theiss, die transsylvanischen Gebirgsländer und die Ebenen der Wallachei und der Moldau bis an das schwarze Meer.

Der Mittelpunkt der Macht der Dacier und ihre eigentlichen Wohnsitze waren der östliche Theil des Temesvarer Banates und Siebenbürgen, in welch letzterem Lande Decebalus auch seine Hauptstadt Sarmizegethusa und seine wichtigsten befestigten Orte hatte. Die Dacier, welche von den Griechen Geten genannt wurden [1]), hatten sich schon vor der Zeit des Kaisers Augustus mächtig an der unteren Donau erhoben. Sie waren reich durch Bergwerke, ziemlich cultivirt, überhaupt weiter vorgeschritten in der Civilisation als die Germanen. Sie hatten feste Städte mit hölzernen Häusern, einen Adel, der sich durch äussere Tracht von den geringeren Freien unterschied, und eine gute und gleichmässige Bewaffnung. Sie fochten zu Fuss und zu Pferd. Schon Kaiser Domitian war gegen die Dacier zu Felde gezogen, um sie wegen ihrer öfteren räuberischen Einfälle in Mösien zu bestrafen. Jedoch die römischen Waffen waren in den wiederholten Feldzügen gegen die Dacier nicht glücklich. Domitian's Feldherren erlitten Niederlagen, zuerst der Consular Oppius Sabinus, dann der Prätorianer-Präfect Cornelius Fuscus. Was noch die Schmach der römischen Waffen vermehrte, war der Umstand, dass ein Legionsadler in die Gewalt der Feinde gefallen war.

Da Domitian nicht mit Ausdauer den Krieg führte und zu den schwelgerischen Genüssen nach Rom zurückzukehren eilte, so liess er sich herab mit den Daciern Frieden zu schliessen unter Bedingungen, die für die Römer höchst schimpflich waren. Er wollte zwar glauben machen, als habe er gesiegt und bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er einen Triumphzug; aber es lag klar am Tage, dass der

[1]) Eutrop. VIII. 2. Romani imperii, quod post Augustum defensum magis fuerat, quam nobiliter ampliatum, fines longe lateque diffudit.

[1]) Der eigentliche Name des Volkes in der römischen Kaiserzeit war nach seiner eigenen und der benachbarten Völkerschaften Benennung Dacier. Die Römer hatten die Formen Dacus, Daca, Daus, Davus; die beiden letzteren stammen aus dem Griechischen Δᾶος. Die Griechen gaben den Daciern den Namen Geten (Γέται), weil sie gewöhnt waren seit alten Zeiten die an den unteren Donauländern wohnenden mösischen Völker mit diesem Namen zu benennen. Die Geographen machen aber manchmal die Unterscheidung, dass sie unter Geten die östlichen, unter Dacier die westlichen Völkerschaften der zwischen der Theiss durch Siebenbürgen, die Wallachei und Moldau bis an's schwarze Meer wohnenden Völker verstehen. Justin. XXXII. 3. Daci quoque soboles Getarum. Plin. hist. Nat. IV. 12. Getae, Daci Romanis dicti. Dio Cass. hist. Rom. LXVII. c. 3. Δακοὺς δὲ αὐτοὺς προσαγορεύω, ὥσπερ που καὶ αὐτοὶ ἑαυτοὺς καὶ οἱ Ῥωμαῖοι σφᾶς ὀνομάζουσιν· οὐκ ἀγνοῶν ὅτι Ἑλλήνων τινὲς Γέτας αὐτοὺς λέγουσιν. Jedenfalls scheinen Dacier und Geten ursprünglich nicht dasselbe Volk gewesen zu sein. Die Meinung von J. Grimm aber, dass die Geten dasselbe Volk seien, welches man später die Gothen benannte, ist durchaus nicht stichhaltig. Vgl. Abel, Makedonien vor K. Philipp. Leipzig 1847, S. 265 ff.



dacische König Sieger geblieben. Denn Domitian hatte sich dazu bequemt, ihm jährlichen Tribut zu bezahlen und ausserdem noch geschickte Arbeiter in den Künsten des Friedens, wie in den Werken des Krieges zu überlassen, somit selbst Mittel dem Feinde zu liefern, immer mächtiger und den Römern gefährlicher zu werden [1]).

Als nun Trajan Kaiser geworden war, so wollte er das erniedrigende Verhältniss Roms zu dem dacischen Herrscher nicht weiter dulden. Die Zahlung der Gelder an Decebalus ward eingestellt und der Frieden gekündigt. Ungesäumt wurden die umfassendsten Kriegsanstalten getroffen. Die Hauptstreitkräfte der Römer wurden an der mittleren und unteren Donau concentrirt. Von den orientalischen Legionen, welche wegen der feindlichen Haltung der Parther an der armenischen Grenze und dem Euphrat ungeschwächt zu verbleiben hatten, konnte keine Verstärkung geholt werden. Aber am Rhein war durch die bessere Grenzbefestigung beim *limes Romanus* eine ansehnliche Heeresmacht verfügbar geworden. Anstatt der früheren 8 Legionen verblieben nur noch 4 im germanischen Grenzland zurück, nämlich die VI. Victrix und XXX. Ulpia Victrix am Niederrhein, die VIII. Augusta und XXII. Primigenia am Oberrhein. Da in Britannien 3 Legionen standen, in Spanien, in Nord-Afrika und in Ägypten je eine, im Orient aber noch acht ihr Lager hatten, so waren dem Kaiser von den damals existirenden dreissig Legionen für die Donauländer noch 12 zur Verfügung verblieben. Von diesen aber hatten die XI. Claudia und die XXI. Rapax Rhätien und Vindelicien, die X. Gemina und XIV. Gemina Noricum und das obere Pannonien zu bewachen. Von den acht Legionen, die zum dacischen Kriege verwendet werden konnten, standen zwei in festen Lagern in Unter-Pannonien, die I. und II. Adjutrix, vier in Mösien, die I. Italica, die IV. Flavia, die VII. Claudia, die V. Macedonica [2]).

Zwei Legionen waren zum Behuf der besonderen Verwendung im dacischen Krieg herbeigezogen worden, die I. Minervia [3]), welche ihr Standquartier am Niederrhein zu Bonna gehabt hatte [4]) und die XIII. Gemina, deren Standlager zu Poetovio in Pannonia gewesen war. Diese beiden Legionen bildeten mit ihren Auxiliartruppen eine Heeresmacht von wenigstens 20.000 Mann [1]).

Von den 4 mösischen [2]) und 2 niederpannonischen [3]) Legionen [4]), deren Standlager an das Kriegstheater angrenzten, wurden nur Legionstheile und einzelne Alen und Auxiliarcohorten zum eigentlichen Operationsheere abgegeben. So konnten die Streitkräfte, welche Trajan gegen die Dacier ins Feld führte, ohne die Besatzungen in den festen Donaulagern und in den Castellen an der unteren Donaugrenze erheblich zu schwächen, auf achtzig tausend Mann gebracht werden. Denn es waren auch noch aus verschiedenen Theilen des Reiches leichte Truppen in grosser Zahl herbeigezogen worden. Namentlich führte ein mauretanischer Fürst, Quintus Lusius, eine zahlreiche numidische Reiterei herbei [5]).

Trajan eröffnete den ersten dacischen Krieg im Frühjahre 101 n. Chr. [6]). Auf der ganzen Donaulinie von Singe-

[1]) Über Domitian's Kriege mit den Daciern Dio Cass. LXVII. 6. 7. 10. Sueton. Domitian. c. 6. Expeditiones suscepit in Dacos duas, primam Oppio Sabino consulari oppresso, secundam Cornelio Fusco praefecto cohortium praetorianarum, cui belli summam commiserat. De Cattis Dacisque post varia proelia duplicem triumphum egit. Eutrop. VII. c. 15. Von dem Heere des Fuscus spricht auch Petrus Patricius in den histor. exc. ed. Bonn. p. 122.

[2]) Mannert res Trajan. ad Danub. gest. p. 17 seqq. und Francke zur Gesch. Trajan's, S 96 ff. zeigen in dem, was sie über die Legionen in der Zeit Trajan's sagen, ihre vollkommene Unkenntniss über diesen Theil des römischen Kriegswesens in der römischen Kaiserzeit.

[3]) Sie führte die Beinamen Pia Fidelis, nie aber hiess sie Adjutrix und Trajana, wie Mannert p. 17 und Francke S. 96 falsch behaupten.

[4]) Kaiser Domitian hatte sie an der Stelle der Legio I. Germanica errichtet. Im zweiten dacischen Kriege wurde sie von Hadrian, dem nachherigen Kaiser, befehligt. Spartian. Hadrian c. 3. Im ersten Kriege war Licinius Sura ihr Legat gewesen. Vgl. Borghes. in den Annal. Instit. Arch. Rom. 1846. p. 343 und Henzen in Orell. coll. Inscript. lat. Nr. 5448, worin vorkommt: (Traianus) gentem Dacorum et regem Decebalum bello superavit sub eodem duce (i. e. legato leg. I Minerviae). Auch Kellermann Vigil. Nr. 33 gibt eine Inschrift, welche von der Verwendung der Leg. I. M. P. F. (i. e. Leg. I. Minerviae Piae Fidelis) erwähnt: L. TERENTIO | M. F | QVIR. RVF | PRAEF. COH. VI BRITTONVM | 3. LEG. I. M. P. F | DON DON. AB | IMP. TRAIANO | BEL. DAC. PP LEG. XV APOLL | TRIB. COH. II. VIG. | DD.

[1]) Die Namen der Alen und Auxiliar-Cohorten bei der Leg. XIII. Gemina lassen sich ermitteln aus den Militärdiplomen der Kaiser Titus und Domitian aus den J. 80 und 85 für Auxiliartruppen in Pannonia, wo damals die Leg. XIII Gemina lag (bei Arneth zwölf Militärdipl. III und IV). Zu vergleichen sind damit die beiden Militärdiplome Trajan's und Hadrian's v. 110 und 129 für solche Truppen in Dacia, wo damals die Leg. XIII Gemina ihr Standlager hatte (Arneth l. c. p. 49 und 54).

[2]) Inschriften erwähnen der Theilnahme am dacischen Kriege von Seiten der Leg. I Italica: Gruter. 357, 1. 430, 5. 391, 4; der Leg. IV Flavia: Orell. 3049; der V. Macedonica, Borghesi, Console Burbuleio p. 24; der VII. Claudia: Gruter 429, 1. Kellermann Vigil. N. 52.

[3]) Q. Glitius Atilius Agricola hatte mit einem Theile des pannonischen Heeres Abtheilungen der Leg. I Adjutrix und der Leg. II Adjutrix im dacischen Kriege befehligt und war von K. Trajan wegen seiner ausgezeichneten Dienste mit den höchsten militärischen Ehrenzeichen geschmückt worden. Vgl. die Inschriften bei Gruter 357, 1. Maffei Mus. Veron. 213, 3—5. Cardinali dipl. mil. n. 252. Orell. n. 5449. Von dem Primipilus T. Auridius der in der Leg. II. Adjutrix in bello contra Dacos gedient hatte, spricht die Inschrift bei Orelli n. 3048.

[4]) In einer dieser 6 Legionen wird auch L. Minicius Natalis gedient haben, der von Trajan als bis donatus expeditione Dacia ausgezeichnet wird. Gruter 498, 3. Murat. 835, 6. Borghesi Saggiatore 1846, VI. 270. Orelli 5450 und 7081.

[5]) Dio Cass. LXVIII. c. 32.

[6]) Plinius erwähnt in seinem Panegyricus, den er im September des J. 100 hielt, noch nicht des dacischen Krieges. Er deutet auf die Anwesenheit des Kaisers in Rom im Anfange des Jahres 101, wo Trajan sein viertes Consulat anzutreten hatte. Panegyr. c. 78. Mannert, res Trajani ad Dan. gest. p. 15 setzt die Abreise Trajan's von Rom an die Donau in den Herbst des J. 100; doch glaubt er, dass der Krieg erst im Frühling des folgenden Jahres begonnen habe. Zur näheren Begründung der Zeitbestimmung dienen Münzen aus dem dritten Consulat Trajan's (100 n. Chr.). cf. Eckhel D.V.N. VI. 413. Nach einer Legende auf einer Münze bei Mediobarb. p. 149 muss Trajan Rom noch vor dem Schlusse des J. 100 verlassen haben, da die Abreise in den Krieg noch im dritten Consulat angegeben ist. Übrigens lautet die Legende der Münze bei Mediobarb. nicht genau; er gibt sie in folgender Gestalt: DIVO NERVAE TRAIANO AVG. P. M. TR. P. COS. III. P. P. † PROFECTIO AVG. GERMANIAE S. C. Ohne Zweifel ist zu ergänzen und

dunum (bei dem heutigen Belgrad) bis an die Küste des schwarzen Meeres bedrohte der Kaiser das dacische Reich mit Einfall und Angriff. Dadurch wurden die Streitkräfte der Feinde nothwendiger Weise getheilt und auf verschiedenen Seiten beschäftigt.

Trajan hatte vor allen Dingen Anstalten getroffen, eine vollständige und bequeme Verbindung zwischen den Lagern und Castellen an der Donau zu Wasser und zu Lande herzustellen. Zu diesem Behufe mussten die pannonischen und mösischen Donauflotten in beständiger Thätigkeit sein, zum Transport der Kriegsbedürfnisse und zum Übersetzen der Truppen über den Strom oder zur Herstellung von Schiffbrücken; aber auch die Militärstrassen längs des rechten Donauufers mussten in guten Stand gesetzt werden. Damals auch veranstaltete es Trajan, dass am südlichen Donauufer, Ogradena gegenüber, einige Stunden oberhalb des eisernen Thores bei Orsova, ein Weg längs des Flusses durch die Felsen gehauen wurde. Schon Kaiser Tiberius hatte das Werk beginnen lassen [1]), aber es war unausgeführt geblieben bis auf Trajan's Zeit. Dieser Kaiser hatte den Weg noch vor Eröffnung des dacischen Krieges vollenden lassen. Eine in den Felsen selbst eingehauene Inschrift bewahrt bis auf den heutigen Tag das Andenken an das merkwürdige Römerwerk [2]).

zu lesen: IMP. CAES. DIVI NERV. F. TRAIANO AVG. P. M. TR. P. COS. III. P. P ÷ PROFECTIO AVG. GERMANICI S. C.

[1]) Dieses besagt eine noch vorhandene Inschrift. Bei Griselini, Temesvarer Banat, p. 284 und Neigebaur, Dacien, S. 7 ist sie ungenau gegeben. Sie lautet:

TIB · CAESARI AVG. DIVI
AVGVSTI F · IMPERATORI
PON · MAX · TR · POT · XXX
LEG · IIII SCYTH · ET · V · MACED

[2]) Neigebaur, Dacien, S. 7, der die Inschrift nur verstümmelt mitgetheilt hat, beschreibt die Localitäten ohne Zweifel aus eigener Ansicht: „Oberhalb Orsova, gegenüber von Ogradena bei dem in Serbien gelegenen Dorfe Tactelia, erhebt sich ein 2100 Fuss hoher Felsen, unter welchem die Römerstrasse zum Theil in Stein gehauen ist; wo die Donau am schmalsten ist, befindet sich die schön verzierte von zwei Genien gehaltene (Trajans-) Tafel". — J. Arneth hat von der sehr verstümmelten Inschrift zuerst eine ganz genaue Abschrift geliefert in seiner gelehrten Abhandlung: Die Trajans-Inschrift in der Nähe des eisernen Thores. Wien 1856, im Jahrbuche der k. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale. I. S. 83 ff. Sie lautet:

IMP · CAESAR · DIVI · NERVAE · F
NERVA TRAIANVS AVG · GERM
PONTIF MAXIMVS TRIB · POT · IIII
PATER · PATRIAE COS · IIII
MONTIS .. L .. HAN ..... BVS
SVP .. AT .... E ....

Arneth liest die beiden letzten verstümmelten Zeilen:

MONTIS E FLVVII ANFRACTIBVS
SVPERATIS VIAM PATEFECIT.

Wir möchten dafür folgende Lesung vorschlagen:

MONTIS ET FLVVI DANVBI RVPIBVS
SVPERATIS VIAM PATEFECIT.

Wenn richtig ist, was gegen Eckhel VIII. 412 Henzen Orelli Inscr. nr. 5443 not. behauptet, dass Trajan am 27. Jänner 98 schon das 2. Jahr der tribunitia potestas gezählt habe, so fällt die Zeit von Trajan's Trib. Potest. IIII. COS. IIII in den Jänner 101, und zwar vor dem 27. dieses Monats.

Trajan concentrirte seine Hauptstreitmacht, welche angriffsweise gegen den Feind agiren sollte, in Obermösien, unweit Singedunum. Indem er die Grenzen unterhalb des eisernen Thores bis an das schwarze Meer in den stärksten Vertheidigungsstand setzte, um alle Einbrüche und Angriffe der Dacier und der mit ihnen verbundenen Sarmaten auf dieser Seite abwehren zu können, wählte er zwei günstig gelegene Puncte zum Überschreiten der Donau, um ins Herz des dacischen Reiches vorzudringen.

Die eine Schiffbrücke wurde bei Viminacium geschlagen, da, wo das befestigte Lager der Leg. VII Claudia sich befand, ungefähr 4 Stunden unterhalb der Einmündung der Morava (Margus) in die Donau, wo gegenwärtig Kostolatz und Breninkolatz, der Insel Ostrova gegenüber, nicht sehr entfernt von Ram liegen. Man könnte vermuthen, dass phönicische Seeleute beim Schlagen der Brücke besonders thätig gewesen, da das zum Schutz der Brücke am rechten Donauufer angelegte Castell den Namen *Punicum* führte, den man später in das Wort *Piknus* entstellte. Das in der Nähe befindliche Flüsschen bekam denselben Namen, der gegenwärtig *Pek* oder *Ipek* heisst.

Eine zweite Schiffbrücke wurde zwölf Meilen unterhalb Viminacium bei Taliatis, einige Stunden oberhalb Orsova, bei dem jetzigen Kolumbina geschlagen. Durch den doppelten Donauübergang [1]) konnten die dacischen Streitkräfte, wenn sie sogleich entgegentraten, getheilt werden, und die Römer waren im Stande rascher eine grosse Heeresmasse auf das linke Donauufer zu werfen. In zwei Heersäulen rückten sie über die Gebirgszüge des östlichen Temesvarer Banats gegen die dacische Hauptstadt Sarmizegethusa vor. Das westliche Heer, das über die obere Brücke bei Viminacium gezogen war, befehligte Trajan selbst; es bildete die Hauptstreitmacht und nahm seine Richtung nach Tibiscum, an der Vereinigung der Flüsse Temes und Bistria, während die andere Armee weiter östlich den Fluss Czerna hinauf, das Gebirge links, über *Ad mediam* (Mehadia) ebenfalls nach Tibiscum zog, zur Vereinigung mit dem Hauptheer unter dem Kaiser [2]).

Nochmals versuchte es Decebalus mit Friedensverhandlungen, um die Römer in ihrem siegreichen Vordringen aufzuhalten. Er sandte die Vornehmsten seines Volkes an Trajan, aber dieser stellte seine Bedingungen dem dacischen König zu hoch. Es mussten daher weiter die Waffen entscheiden [3]).

[1]) Die Basreliefs auf der Trajanssäule und die Tabula Peutingeriana bei den Städten Viminacium und Falietis (i. e. Taliatis) geben gute Fingerzeige. Vgl. Mannert l. c. p. 20 sq. Francke a. a. O. S. 102 ff. und ganz besonders Böcking annotat. ad Notit. imper. p. 474 und 479 sqq.

[2]) Columna Trajana. Tabula Peutingeriana. Vgl. Mannert p. 25 und 29. Francke S. 105 und 108.

[3]) Die vornehmen Dacier, welche auf den Basreliefs der Trajanssäule mit Hüten abgebildet sind, werden πιλόφοροι bei Petrus Patric. hist. excerpt. ed. Bonn. p. 123 und bei Dio Cass. LXVIII. c. 9 genannt. Es erwähnt ihrer auch die ziemlich corrumpirte Stelle bei Aurel. Victor.

Eine blutige Schlacht bei Tapä, worin die Römer Sieger blieben, öffnete ihnen den Weg zur dacischen Hauptstadt, nachdem sie durch den jetzt sogenannten eisernen Thorpass vorgedrungen waren. Keine Vesten, keine Engpässe, keine Gebirgszüge hemmten die Eroberungen Trajan's. Ein anderes römisches Heer unter dem Mauretanier Quintus Lusius hatte mittlerweile auch unterhalb Bononia (unweit dem heutigen Widdin) über die Donau gesetzt und war den Schylfluss hinauf gegen den Vulcan-Pass vorgedrungen [1].

Nachdem die dacische Hauptstadt (im Hatzeger Thal, bei dem jetzigen Varhely) [2] in Trajan's Gewalt gefallen; nachdem derselbe die steilsten Bergvesten erobert, eine Menge Kriegsmaschinen erbeutet, auch den früher unter Fuscus verlorenen Legionsadler wieder gewonnen hatte, war dem dacischen Könige der Muth gesunken. Er bequemte sich zum Frieden, so hart er auch für ihn war, indem er ihn nur als Waffenstillstand betrachtete, um sich zum neuen Kampf vorzubereiten. Decebalus lieferte, wie Trajan es verlangte, die Waffen, die Kriegsmaschinen, die Waffenschmiede und Maschinenbaumeister wie auch die zahlreichen römischen Soldaten aus, die zu Decebalus übergelaufen waren. Decebalus hatte durch gute Bezahlung viele brauchbare Leute aus dem Römerreiche für die Geschäfte des Friedens und Krieges an sich gezogen. Er musste versprechen, in Zukunft dieses nicht mehr zu thun. Ja, er musste selbst vor Trajan erscheinen, sich demüthigen und vor ihm niederfallen. Auch eine Kriegssteuer an die Römer zu bezahlen ward er genöthigt, doch sollte er ferner noch über die Dacier herrschen, und zwar als *amicus populi Romani*, d. i. Freunde und Feinde mit den Römern gemein haben und im Grunde ein römischer Vasallkönig sein [3]. Dass er nicht mehr ganz unabhängig über Dacien herrschte, konnte Decebalus schon daraus entnehmen, dass nicht nur die Hauptstadt Sarmizegethusa von den Römern besetzt blieb, sondern dass auch in beiden Richtungen hin, auf welchen die römischen Heere von der Donau nach Sarmizegethusa vorgedrungen waren, Castelle und militärische Posten angelegt und Hochstrassen zur Verbindung derselben erbaut wurden [4].

Caesar. Trajanus. Primus solus vires Romanas trans Istrum propagavit, domitis in provinciam Dacorum pileatis Sacisque (legend. Sarmaticisque) nationibus, Decibalo rege ac Sardonios (legend. Dardaniis). Von den Dacis oder Getis pileatis sprechen auch Paulin. in carm. de Niceta, episc. Daciae u. Dio Chrysostom. orat. LXXI. p. 628.

[1]) Dio Cass. LXVIII. 8. Ackner, Röm. Alterthümer in Siebenbürgen, p. 26 im Jahrb. d. k. k. Centr.-Comm. zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale, Bd. I. setzt diesen Zug in den zweiten dacischen Krieg und lässt Lusius die Verschanzungen des Decebalus am Rothenthurmpass stürmen.

[2]) Ackner, Röm. Alterthümer in Siebenbürgen, l. c. S. 10 ff.

[3]) Hauptquelle über den ersten dacischen Krieg ist ausser den Abbildungen auf der Trajans-Säule Dio Cass. LXVIII 6. 8—10. Über den Frieden besonders das 9. Cap. und Petrus Patric. hist. excerpt. ed Bonn. p. 123. Vgl. Mannert, p. 24—36, Engel, de exped. Trajan. ad Danub. p. 167 sqq., Francke, S. 105—120, von Hohenhausen die Alterthümer Daciens und des heutigen Siebenbürgen S. 25 ff.

[4]) Dio Cass. l. c. 9. Ταῦτα συνθέμενος καὶ στρατόπεδον (i. e. legionem) ἐν Ζερμιζεγεθούσῃ καταλιπών, τήν τε ἄλλην χώραν φρουραῖς διαλαβών, ἐς Ἰταλίαν ἀνεκομίσθη. Cap. 12 wird erzählt, wie Decebalus hinterlistiger Weise bei einer Unterredung den Longinus, den Präfecten einer Legion (wohl der I. Minervia) gefangen nahm und Dio Cassius gibt dann weiter an: Καὶ πρέσβυν δέ τινα πέμψας ὁ Δεκέβαλος πρὸς τὸν Τραιανόν, ἠξίου τήν τε χώραν μέχρι τοῦ Ἴστρου κομίσασθαι καὶ τὰ χρήματα, ὅσα ἐς τὸν πόλεμον ἐδεδαπανήκει, ἀπολαβεῖν, ἐπὶ τῷ τὸν Λογγῖνον οἱ ἀποδοῦναι. Petr. Patric. hist. exc. p. 123. Παραχωρεῖν δὲ καὶ τῆς γῆς, ἣν ἐκράτησεν ὁ Τραιανός.

Selbst als nach Trajan's Rückkehr nach Rom der abgeschlossene Friede von dem Senat genehmigt worden war (im J. 103) [1], konnte Decebalus nicht die Räumung seines Gebietes und seiner Hauptstadt von den römischen Truppen erlangen.

Sobald Trajan, der nach glücklicher Beendigung des Feldzugs den Ehrennamen *Dacicus* führte, einen glänzenden Triumphzug [2] mit grossen Festlichkeiten in Rom gefeiert hatte, dachte er schon daran, wie er ganz Dacien in die Form einer römischen Provinz bringe. Er sah das besetzte dacische Land, welches den östlichen gebirgigen Theil des Banats und den Südwesten Siebenbürgens in sich schloss, nur als die Operationsbasis für einen weiteren grösseren dacischen Krieg an, wodurch ganz Dacien mit den dazu gehörigen sarmatischen Gebieten, d. i. alles Land von der Donau bis zu den Karpathen, von der Theiss bis zum schwarzen Meere und dem Dniester, in die vollständige Abhängigkeit von Rom käme [3].

Aber noch ehe der Krieg wieder eröffnet wurde, mussten mancherlei Anstalten getroffen werden, nicht nur um denselben mit allem Nachdruck und dem besten Erfolge führen zu können, sondern auch um den Verkehr und die Verbindung mit den in Dacien zurückgelassenen Truppen ununterbrochen zu unterhalten, selbst in Winterszeit, wenn durch Eisgang die Communication zwischen den beiden Donauufern gestört sei. Eine stehende steinerne Brücke über den Strom konnte allein solches möglich machen [4].

[1]) Vgl. Mannert S. 37—42, Engel S. 89 ff. und Francke S. 118 ff., welche nach den Münzen das Jahr festzustellen versuchten. Mannert l. c. Nummi qui sexti anni tribunitiae potestatis (i. e. 27. Jan. 102 bis 27. Jan. 103) mentionem faciunt, alias imperator III., alias Imp. IV. adjungunt, certo indicio, ultimas duas victorias intra eundem annum esse adeptum.

[2]) Dio Cass. LXVIII. 10. Τραιανὸς δὲ τά τε νικητήρια ἤγαγε, καὶ Δακικὸς ἐπωνομάσθη. Zonar. Annal. XI. 21. ed. Bonn. II. p. 508 ganz nach Dio Cass., nur kürzer: Τραϊανὸς δὲ καὶ ἐθριάμβευσε καὶ Δακικὸς ὠνομάσθη. Auf die Beendigung des ersten dacischen Krieges sind einige Münzen zu beziehen, die bei Sauli Bartoli l. c. Tab. 115. 7 mitgetheilt werden:

SPQR OPTIMO PRINCIPI
DANVVIVS
oder: SPQR OPTIMO PRINCIPI
VIC
DAC

[3]) Dahin deutet die Stelle bei Ammian. Marcellin. XXIV, 3. Trajanus fertur aliquoties iurando dicta consuesse firmare: Sic in provinciarum speciem reductam videam Daciam: sic pontibus Histrum et Euphratem superem.

[4]) Dio Cass. LXVIII. 13. Ὁ μὲν γὰρ Τραϊανός, δείσας μή ποτε παγέντος τοῦ Ἴστρου, πόλεμος τοῖς πέραν Ῥωμαίοις γένηται, ἐποίησε τὴν γέφυραν, ἵνα αἱ ἐπιβασίαι ῥᾳδίως δι' αὐτῆς διεξίωσιν. So ähnlich spricht sich auch Procop. de aedific. IV 6 aus.

Sollte ganz Dacien erobert und bleibend als Provinz dem römischen Reiche erhalten werden, so war eine steinerne Brücke die erste Vorbedingung für diesen Plan.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Trajan die Anstalten zu dem steinernen Brückenbau sogleich nach Beendigung des ersten dacischen Krieges traf. Während desselben hätten die römischen Truppen nicht mit einem solchen Werke beschäftigt werden können, das viele Tausende von Händen in Anspruch nahm. Sobald aber der Friede mit Decebalus geschlossen war, so konnten die römischen Streitkräfte, die für den dacischen Krieg aufgeboten worden waren, soweit man ihrer nicht zur Besetzung des eroberten dacischen Gebietes bedurfte, zu dem Riesenbau verwendet werden. Es ist sicher, dass eine ganze römische Armee von Legionen und zahlreichen Auxiliar-Truppen unausgesetzt an dem Brückenbau arbeitete, und dadurch die rasche Vollendung des ungeheueren Werkes ermöglichte.

Was zunächst die Zeit des Baues der Brücke betrifft, so ist es nicht schwer, dieselbe genau zu bestimmen; noch ehe der zweite dacische Krieg eröffnet wurde, war sie vollendet. Schon aus dem fünften Consulate des Kaisers Trajan (104 n. Chr.) haben wir eine Münze desselben, worauf die Brücke genannt wird [1]), und bei Eröffnung des zweiten Feldzuges, sagt Dio Cassius ausdrücklich, dass der Kaiser das Heer über die steinerne Brücke geführt habe [2]).

Da der Friedensschluss, wornach erst der Brückenbau begonnen wurde, sicher nicht vor dem Herbst 102, wahrscheinlich aber erst im Anfang des Jahres 103 stattgefunden hatte, so musste im Laufe von einem Jahre das Werk beendigt worden sein. Mag auch der Kaiser schon früher das Baumaterial grösstentheils haben herbeischaffen lassen, mit der Grundlegung der Pfeiler liess er nicht eher den Anfang machen, als der Friede abgeschlossen und die versammelten römischen Streitkräfte zu dem Baue verwendet werden konnten.

Gerade der Brückenbau war die nächste Veranlassung den dacischen König zur Erneuerung des Krieges anzureizen. Decebalus erkannte aus diesem Werke, dass es auf eine bleibende Eroberung Daciens abgesehen war. In diesem Sinne sind die Worte in seinem Aufrufe an die Nachbarvölker zur Vereinigung und gemeinsamen Bekriegung der Römer, so lange es noch nicht zu spät sei, zu verstehen [3]).

Decebalus wollte der ihm drohenden Gefahr zuvorkommen. Er traf nun von seiner Seite Kriegsrüstungen, nahm Überläufer auf, stellte die Befestigungen wieder her, schickte Gesandtschaften nicht nur an benachbarte Völker

[1]) Mediobarb. p. 154:
IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V
† S. P. Q. R OPTIMO PRINCIPI S. C. PONS TRAIANI DANVVIVS.
Cf. Spanhem. de usu et praest. num. p. 838.

[2]) Dio Cass. LXVIII. 13. Tzetz. Chil. II. v. 65. Zonar. Annal. p. 510 ed. Bonn.

[3]) Dio Cass. LXVIII. 11.

zum gemeinsamen Kampfe gegen die drohende Römerherrschaft, sondern auch an den Partherkönig Pacorus, um mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniss abzuschliessen [1]). Von allen diesen Dingen erhielten die Römer Kunde und legten sie natürlich als Feindseligkeiten und als Friedensverletzungen von Seiten des dacischen Königs aus, der sich bald auch der Person des Legions-Präfecten Longinus in Sarmizegethusa bei einer vorgeblichen Friedensunterhandlung bemächtigte [2]). Doch so lange die steinerne Brücke noch nicht fertig war, zögerten die Römer, förmlich an Decebalus den Krieg zu erklären. Sie suchten Zeit zu gewinnen, und mancherlei Unterhandlungen wurden daher gepflogen, ehe der Friedensbruch erklärt ward. Trajan aber begab sich nach Obermösien, um in Person die Beschleunigung des Baues zu leiten [3]).

An welcher Stelle Trajan die steinerne Brücke erbauen liess, ist eine Frage, die erst in unseren Tagen zur vollen Evidenz entschieden worden ist, obschon sie eigentlich schon längst mit aller Sicherheit hätte beantwortet werden können, wenn man sich einfach an die alten Nachrichten [4]), an die noch gegenwärtig vorhandenen Überreste der Brücke, an die für einen solchen Brückenbau geeigneten Localitäten und endlich auch an die *ratio belli* gehalten hätte.

Es ist unbegreiflich, wie noch in dem neuesten Geschichtswerk, das über Kaiser Trajan mit Gelehrsamkeit handelt und nicht ohne Verdienst um die Aufklärung der Trajanischen Regierung abgefasst ist, die verkehrte Ansicht einiger neuerer Schriftsteller [5]) über den Ort, wo die Brücke

[1]) Plin. Epist. lib. X. ep. 18. Plinius fand als Statthalter von Bithynien und Pontus bei Nicomedien einen Griechen, Callidromus, von dem er dem Kaiser schreibt: servisse (eum) aliquando Laberio Maximo (Legaten von Mösien in der Zeit des dacischen Krieges) captumque a Susago in Moesia et a Decebalo muneri missum Pacoro, Parthiae regi, pluribusque annis in ministerio ejus fuisse: deinde fugisse, atque ita in Nicomediam pervenisse.

[2]) Dio Cass. LXVIII. 12.

[3]) Dio Cass. LXVIII. 11. In Mösien wollte Decebalus den Trajan durch einen gedungenen Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen. Derselbe aber wurde ergriffen und hingerichtet. Man bezieht auf dieses Ereigniss eine Inschrift, die bei Gruter 73. 8 and Neigebaur Dac. S. 31 mitgetheilt wird, die aber ohne Zweifel falsch ist:
FORTVNAE. AVG. OMNIPOTENT
VBI. ERAS. RHAMNVSIA. VBI. ERAS
QVANTVM. ABFVIT. NE. ROMA· LVGERET
SED. VIVIT. TRAIANVS. VE. TIBI. DECEBALE
MILES. LEG. VI. ET. XIII. G. DEVOTIS
CAPITIBVS
Bei Neigebaur ist die Zeilenabtheilung anders. Wäre die Inschrift echt, so wäre zu lesen: MILIT. LEG. V. M. XIII. G. Weder die Leg. VI Victrix, noch die Leg. VI Ferrata wurde im dacischen Krieg verwendet.

[4]) Mannert p. 45. De loco quo pons ille Trajani Danubio impositus fuerit, olim nulla erat ambiguitas; omnes, ab auctore Tabulae Peuting. ad scriptores sec. XVI. chartasque eiusdem aevi geographicas Hungariae, quas quidem mihi inspicere contigit, situm agnoscunt ab Orsova paullo ad orientem vergentem, apud vicos in diversa fluminis ripa sibi oppositos, quibus nomen Severin et Fetislau, in proximo oppidum Czernets. Cf. Engel, de exped. Trajan. ad Danub. p. 203 sqq.

[5]) Schwarz ad Plin. panegyric. Norimb. 1746. p. 54. Sulzer, Gesch. Daciens. Wien 1781. I. 226 u. in der Siebenbürg. Quartalschr. VII. Hermanst. 1801. p. 81.

erbaut sein sollte, festgehalten werden konnte. Francke (in seinem Werke „Zur Geschichte Trajan's" [1]) sucht den Ort der Brücke fünf Stunden oberhalb der Stelle, wo die Aluta in die Donau mündet und wo (wie er meint) früher die Römerstädte *Romula* und *Castra nova*, jene auf dem linken, diese auf dem rechten Ufer gelegen, und zwar in der Gegend, wo gegenwärtig Gieli oder Tschelleh liegt. „Hier", sagt Francke, „sind Ruinen einer Festung zu sehen, welcher gegenüber auf dem anderen Donauufer sich ganz ähnliche einer zweiten Festung finden. Beide Festungen dienten offenbar als Brückenköpfe zur Vertheidigung einer Hauptbrücke, von welcher bedeutende Überbleibsel erblickt werden, nämlich ungeheuere Pfeiler, die im Sommer bei niedrigem Wasserstande aus der Tiefe hervortreten. Dazu kommt, dass bei Gieli und dem gegenüberliegenden Dagien eine grosse, stellenweise noch ganz erhaltene Römerstrasse beginnt, welche sich mit der Aluta parallel, nordwärts über Antina, Brankowan vorbei nach dem rothen Thurme (Pass) gegen Hermannstadt zieht und noch jetzt bei dem Volke unter dem Namen des trajanischen Weges bekannt ist."

Die Gründe, welche in vorstehender Stelle Francke für seine Meinung vorbringt, sind alle nicht stichhaltig. Selbst wenn man zugeben wollte, dass die Gegend bei Gieli sich zu einer Anlage einer steinernen Brücke eignete, und dass die bei niedrigem Wasserstande an den Tag tretenden Mauerwerke Überreste von Pfeilern einer alten steinernen Brücke sein sollten [2]), so wäre noch zu untersuchen, ob diese Pfeilerspuren nicht vielmehr auf eine andere steinerne Brücke, welche Constantin der Grosse über die Donau schlug, um die Gothen in den nördlich von dem Strome gelegenen Gebieten zu bekämpfen, herrührten. Alles würde viel eher auf diesen späteren Krieg passen, als auf die Trajanischen Kämpfe. Man darf bei der Erbauung der Trajanischen Brücke nicht vergessen, dass ihr eigentlicher Zweck nicht auf die Führung eines Krieges ging. Zu diesem Behufe hätten wie im ersten dacischen Krieg Schiffbrücken vollkommen genügt. Die Absicht Trajan's ging viel weiter, er wollte eine bleibende Verbindung mit dem römischen Grenzland Dacien herstellen. Das konnte nur in einer Gegend möglich gemacht werden, wo die Donau noch in einem festen Bett eingeschlossen war, nicht in einer Ebene wie bei Gieli, wo der Strom so häufig seine Ufer überfluthet und seine gewöhnliche Breite [3]) ausserordentlich überschreitet. Daher ist selbst zweifelhaft, ob Constantin der Grosse die Gegend bei Gieli für seine steinerne Brücke wählte, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die dort im Flusse etwa vorkommenden Reste von Mauerwerk nicht Pfeilertrümmer sind, sondern Überbleibsel von zerstörten Burgen und Vesten, welche zahlreich am Donauufer angelegt und durch den Strom, der häufig sein Bett verändert, überfluthet worden sind. Der Name der Trajans-Strasse längs der Aluta aber beweist gar nichts, da in dem eroberten Dacien die Strassen, welche Trajan anlegen liess, nach seinem Namen benannt wurden. Eine Strasse nach dem Rothenthurmpass längs der Aluta kann aber wohl angelegt worden sein, ohne dass in der Nähe dieses Flusses eine steinerne Brücke stand.

Es würde sicher überflüssig sein, alle die Gründe, welche Francke für die Lage der Brücke bei Gieli und gegen die herrschende Ansicht, dass sie einige Meilen unterhalb Orsova gestanden habe, vorgebracht hat, ausführlich widerlegen zu wollen [1]).

Auch Büdinger [2]) in seiner österreichischen Geschichte irrt in dem, was er über die Lage der Brücke sagt: „Es passt ganz zu dieser grossartigen Strassenanlage, dass Trajan, als er in den Jahren 101 bis 104 n. Chr. die Eroberung von Dacien vollbrachte (?), durch eine steinerne Brücke über die Donau, ebenda, wo bei Alt-Orsova Felsen von beiden Seiten den rasch fluthenden Strom einengen, das eroberte Land durch eine sichere Communication mit dem übrigen Reiche in Verbindung brachte". In der Note bezieht Büdinger die Trajanische Inschrift auf dem Felsen, Ogradena gegenüber, (sie ist oben mitgetheilt) fälschlich auf den Brückenbau. Er versetzt demnach denselben oberhalb der Stadt Alt-Orsova, was sicher ganz unrichtig ist.

Es kann gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterliegen, Trajan erbaute seine steinerne Brücke unterhalb der Stromschnellen und Strömungen bei Orsova, zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin bei der Stadt Czernetz und dem serbischen Dorfe Fetislan oder Cladova. Die Nachrichten der alten Schriftsteller, die alten römischen Itinerarien und Strassenzüge, die noch jetzt vorhandenen Überreste, welche mit der uns überlieferten Beschreibung von dem Bau der Brücke übereinstimmen, und vor allem die günstige Localität, die sich wie kaum eine andere zu diesem Zwecke im unteren Stromgebiet eignete [3]) und auch ganz dem Eroberungsplan Trajan's entsprach, sind zusammentreffende Beweise für die Richtigkeit der Behauptung, dass an der angeführten Stelle die wahre Lage der Brücke gewesen.

Gleichzeitige geschichtliche Nachrichten über die Erbauung der Brücke sind nicht vorhanden. Des jüngeren Plinius Panegyricus auf Trajan wurde vor der Zeit des dacischen Krieges gehalten [4]). Es kann darin daher keine

---

[1]) Quedlinb. und Leipz. 1840. S. 128.

[2]) Die Untersuchungen der Ingenieure der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft haben nichts von steinernen Pfeilern in dieser Gegend entdecken können.

[3]) Sie beträgt über $^1/_4$ geographische Meile.

[1]) Der Ansicht von Francke haben in neuester Zeit beigepflichtet: Dorner (das Banat. 1839), Ad. Müller (die untere Donau, 1841), M. de Koyelnitchan (hist. de la Dacie, 1854).

[2]) Leipz. 1858. Bd. I, S. 21.

[3]) Marsigli, Danubius II. 26.

[4]) Plinius hielt seine Lobrede auf Kaiser Trajan im J. 100. In der Form wie wir diesen Panegyricus jetzt noch besitzen, ist er wohl eine in späterer Zeit von dem Verfasser gemachte ausführlichere Umarbeitung

Erwähnung von der Brücke vorkommen. Ob der Dichter Caninius, ein Freund des Plinius, seine Absicht ein historisches Gedicht über die dacischen Kriege zu schreiben, wirklich durchführte, ist mehr als zweifelhaft [1]). Es findet sich wenigstens nirgends ein Spur, ein Fragment oder eine Erwähnung von dem Gedichte.

Dass Tacitus, der grosse römische Historiker, eine Geschichte Trajan's verfasst habe, wie man geglaubt hat aus des berühmten Schriftstellers eigenen Worten schliessen zu dürfen [2]), ist wohl eine irrige Annahme. Er mochte allerdings den Plan gehabt haben, als letztes Werk seines Lebens Trajan's Regierung zu schildern und zwar unmittelbar als Fortsetzung seiner Historiae. Er gelangte aber nicht dazu, diesen Vorsatz auszuführen.

Trajan selbst hinterliess Denkwürdigkeiten über seine Kriegsthaten. In ähnlicher Weise wie der grosse C. Julius Cäsar über den von ihm geführten gallischen Krieg Commentarien schrieb, so verfasste Trajan solche Denkwürdigkeiten über die dacischen Kämpfe und Eroberungen. Leider sind diese verloren gegangen. Nur ein ganz kleines Fragment aus einem der Bücher über den ersten dacischen Krieg hat sich erhalten [3]).

Auch der Theil von der römischen Geschichte des Alexandriner Appianos, eines Zeitgenossen des Kaisers Trajan und Hadrian, worin (im 23. Buche) von dem römisch-dacischen Krieg gehandelt worden, ist verloren [4]). Ohne Zweifel hat Ammianus Marcellinus, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte und zu des Tacitus Geschichtsbüchern eine Fortsetzung lieferte, von Kaiser Nerva bis auf den Tod des Valens (von 96—378 n. Chr.) [5]), den Appian benutzt; aber gerade der frühere Theil des Werkes von Ammianus Marcellinus ist verloren, und wir können daher auch nicht aus dieser abgeleiteten Quelle schöpfen und Nachrichten über Trajan's steinerne Donaubrücke daraus entnehmen [1]).

Zwar haben sich noch Münzen mit der Erwähnung der Donaubrücke oder der Hindeutung auf dieselbe erhalten [2]), und auch die berühmte Trajanssäule in Rom auf dem *Forum Ulpium*, deren zahlreiche Basreliefs Darstellungen aus den beiden dacischen Kriegen liefern, zeigt uns eine theilweise Abbildung der steinernen Donaubrücke. Diese gleichzeitigen Monumente können uns aber keinen näheren Aufschluss über die Gegend, wo die Brücke erbaut worden, geben; kaum dass über die Construction der Brücke die Abbildung auf der Trajanssäule ein Verständniss erschliesst [3]).

Da auch die Schriften der gleichzeitigen Architekten über die Construction der steinernen Donaubrücke — über welche später noch näher gesprochen werden soll — verloren sind, so bleiben uns nur abgeleitete Quellen zweiter und dritter Hand übrig, deren Berichte hier zunächst mitgetheilt werden sollen.

Der älteste von diesen Berichterstattern ist der römische Senator und Consular Dio Cassius, der in der Zeit von Domitian bis gegen das Ende der Regierung des Alexander Severus blühte, also nicht einmal hundert Jahre nach Trajan schrieb. Er konnte in so ferne über die Donaugegenden gut unterrichtet sein, als er eine Zeit lang Statthalter im oberen Pannonien war [4]) und wohl auch den Ort, wo Trajan die Brücke erbaute, aus eigener Ansicht kannte und die Brückenpfeiler, die noch in seiner Zeit hoch aus dem Wasser wie Thürme hervorragten, sah. Ohne Zweifel hat er in seinem grossen Werke der römischen Geschichte

---

der im Senat wirklich gehaltenen Rede. Die darin vorkommende Vision von Trajan's Triumphen (c. 17), welche eine Hindeutung auf des Kaisers dacische Siege enthalten könnte, dürfte vielleicht auch eine spätere Beifügung sein.

1) Plinii Epist. VIII. 4. Plinius schreibt an Caninius: Optime facis, quod bellum Dacicum scribere paras. — Dices immissa terris nova flumina, novos pontes fluminibus injectos, insessa castris, montium abrupta, pulsum regia, pulsum etiam vita regem nihil desperantem. Super haec actos bis triumphos; quorum alter ex invicta gente primus, alter novissimus fuit.

2) Tacit. Histor. l. 1. Quod si vita suppeditet, principatum D. Nervae et imperium Trajani, uberiorem securioremque materiam, senectuti seposui.

3) In einem Citat des Grammatikers Priscianus (Auctor. grammatic. latin. ed. Putsch. p. 682) ex Trajani Commentar. de bell. Dacic. lib. I. „Inde Berzobim, deinde Aizi processimus". Die beiden Orte kommen in der Tabula Peutingeriana auf der Heerestrasse, nördlich von der Donau, von Viminacium über die Schiffbrücke nach Tibiscum, unter den Namen Bersovia und Ahibis vor.

4) Phot. Bibl. Ὁ δὲ ἑφεξῆς (ὁ λόγος κγ΄) Δακικὴ (ἱστορία). Zonar. Annal. lib. XI, 21. ed. Bonn. p. II. 508. (Τραϊανὸς) ἐστράτευσε μέντοι ἐπὶ Δάκας ἢ Δάκους κατὰ Ἴωνας, ὥς ὁ Ἀππιανὸς ἐν τῷ εἰκόστῳ τρίτῳ λόγῳ τῆς Ῥωμαϊκῆς ἱστορίας φησί.

5) Ammian. Marcellin. lib. XXV. 8. Trajanus et Severus — cum exercitibus paene deleti sunt (in Asia), ut in eorum actibus has quoque digessimus partes.

1) Die kurzen Geschichtschreiber der Kaiserzeit sprechen nicht ausdrücklich von der Brücke, nur Aurel. Victor de Caesarib. Trajan. erwähnt dieselbe: Castra suspectioribus atque locis opportunis exstructa — ponsque Danubio impositus.

2) Spanhem. de usu et praest. num. p. 858. Eckhel, doct. vet. num VI 418.

IMP. TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. † DANVVIVS

(Danubii fluvii jacentis typus, dextra temonem, sinistra vas, ex quo aquas effundit) Oysel. tab. 24, n. 3. Mediobarb. p. 153.

IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V.

† S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. PONS. TRAIANI DANVVIVS

Mediob. p. 154.

IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V. P. P

† S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C.

(Pons supra Danubium cum aedificio anteriori et navicula) Mediob. p. 156.

3) Die Columna Trajani wurde als Denkmal an die dacischen Kriege errichtet, und sollte zugleich auch als Grabstätte für den Kaiser Trajan dienen (seine Gebeine wurden darunter beigesetzt). In der Münchner Schatzkammer befindet sich von ihr eine mehr als mannshohe getreue Nachbildung. Die Trajanssäule ist abgebildet von Bellorio in 128, von Santi Bartoli in 130 Kupfertafeln. A. Cicconius liefert eine historia belli Dacici ex columna Trajani. Rom. 1616. Fol. (mit den Abbildungen). Gelehrte Abhandlungen darüber gibt A. Fabretti de Columna Trajani syntagma. Rom. 1690. Fol. Columna Trajani ab A. Morellio delineata et iam illustrata ab A. F. Gorio. Amst. 1752. Fol. ist das Hauptwerk über die Säule.

4) Dio Cass. Hist. Rom. Lib. LXXX, 1.

genau die Lage der Brücke beschrieben. In dem Auszuge aber, welchen von dem dionischen Werke der byzantinische Mönch Xiphilinus liefert, findet sich nur das mitgetheilt, was der Geschichtschreiber über die Grösse des wundervollen Baues, über die Schwierigkeit der Brückenanlage bei der Beschaffenheit des Stromes, über den Zweck des Bauwerkes und seinen späteren Verfall erzählt hat. In Bezug auf die Lage der Brücke ist aber doch aus der excerpirten Stelle so viel zu entnehmen, dass die Brücke nicht in einer ebenen Gegend wie bei Gieli, wo der Strom ein sandiges und breites Flussbett hat, sondern in einem von Bergen eingeschlossenen verhältnissmässig schmalen Thale angelegt war. Die Worte Dio's lauten: „Ist nicht die Kunst zu bewundern, wie das Werk in dem wirbelvollen Wasser und in dem lehmigen Boden aufgeführt wurde, da man den Fluss nirgends ableiten konnte? Ich führte die Breite des Stromes an, nicht weil sie überhaupt so viel beträgt (an einigen Stellen ist er zwei-, ja dreimal breiter) sondern weil selbst die schmalste und zum Bau der Brücke bequemste Stelle in der Gegend noch so breit ist. Aber je schmäler das Bett ist, in das die Donau aus dem breiteren zusammenläuft, desto reissender und tiefer ist sie hier, so dass auch dadurch die Schwierigkeit des Baues der Brücke noch vermehrt werden musste" [1]).

Aus dieser Beschreibung der Localitäten, die Dio Cassius gibt, ist zu entnehmen, dass wenn Trajan die Brücke nicht oberhalb Orsova erbaut hatte, wogegen die gewichtigsten Gründe sprechen — er sie unmittelbar unterhalb der Katarakten, die den Namen des eisernen Thores führen, angelegt haben muss. Auf die Umgegend von Gieli passt die Beschreibung Dio's durchaus nicht.

Es lag in der Natur der Sache, dass die Stelle, wo die steinerne Brücke über die Donau erbaut worden, ein wichtiger Platz nicht nur als Militärposten, sondern auch für den allseitigen Verkehr werden musste. Wenn vorher noch kein bedeutender Ort an der Stelle existirt hatte, so musste nun einer entstehen. Schon dass zur Deckung des Stromüberganges Brückenköpfe, Castelle und befestigte Lager ganz in der Nähe zu errichten nothwendig war, legte den Grund zu Städten und Ortschaften. Daher müssen die geographischen Werke und Karten, die Itinerarien und statistischen Übersichten über die Militärstationen aus den Zeiten der Kaiserherrschaft uns Winke und Andeutungen über den Ort, wo die Brücke erbaut worden, geben.

Da es (namentlich aus Dio Cassius) feststeht, dass Trajan von *Moesia superior* (dem heutigen Serbien) aus den zweiten dacischen Krieg gegen Decebalus eröffnete

[1]) Dio Cass. LXVIII, 13. Marsigli II, 26 tadelt Dio, dass er die Localitäten als besonders schwierig für den Brückenbau geschildert habe, im Gegentheil sie seien für diesen Zweck so günstig, als irgend eine andere Stelle an der unteren Donau. Die Tiefe der Donau gibt er an der Stelle auf höchstens 18 bis 21 Par. Fuss an.

und er das Hauptheer über die steinerne Brücke gegen die Dacier führte [1]); da es auch die *ratio belli* verlangte, dass die Römer mit den im ersten dacischen Krieg gemachten Eroberungen in Verbindung blieben, um diese als Operationsbasis benützen zu können — so muss die Brücke in einer Gegend erbaut worden sein, welche dem Kriegsschauplatze des ersten dacischen Feldzuges nicht allzu entfernt lag. Wir müssen daher die Donaustrecke von der Einmündung der serbischen Morava (Margus bei den Alten) in die Donau unterhalb Semendria bis zu Widin oder Arzer-Palanka (unweit Bononia oder Ratiaria bei den Alten) im Auge behalten [2]) und in den alten geographischen und topographischen Werken nachsehen, wo wichtige Militärposten und Donauübergänge angedeutet sind.

Es kommen hier folgende Werke in Betracht:

1. Des Claudius Ptolemäus Geographie, welche um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also nicht sehr lange nach Trajan's Tod abgefasst ist. Er gibt in *Moesia superior* folgende Donaustädte an [3]):

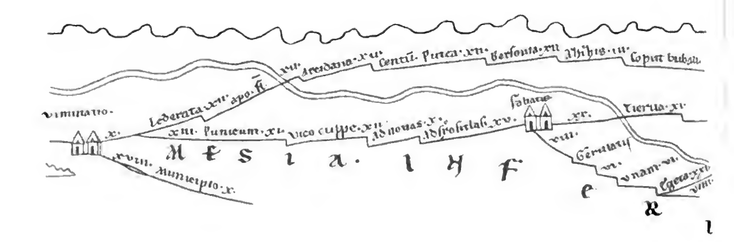
Οὐιμινάκιον, λεγίων
Τανάτις
Ἔτητα
Δορτικόν
Ῥατιαρία Μυσῶν.

2. Das *Itinerarium Antonini Augusti (Caracallae)* in der Angabe der Orte auf der mittleren Donaustrasse von Viminatio bis Ratiaria [4]):

Iter per ripam a Fiminacio
Cuppe M.P.XXIIII
Novas M.P.XXIIII
Talia M.P.XII
Ageta MP.XXI
Aquis M.P.XVI
Dortico M.P.X
Bononia M.P.XVII
Ratiaria, Leg. XIII. Gem. M.P.XVII.

3. Die aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts herrührende Strassenkarte, welche unter dem Namen *Tabula Peutingeriana* bekannt ist [5]), in dem Donaustrassenzug von Viminatio bis Ratiaris [6]):

[1]) Dio Cass. LXVIII, 14. Zonar. Annal. XI, 21. Tzetz. Chiliad. II, 34.
[2]) Vgl. die Taf. VIII beigefügte Karte zur Orientirung über die Lage der steinernen Brücke Trajans.
[3]) Ptolem. Geograph. lib. III, 9. ed. Nobbe. Lips. 1843. I. p. 181.
[4]) Itinerar. Antonin. Aug. ed. Parthey et Pinder. Berol. 1848, p. 219.
[5]) Mannert in der Schrift: Res Trajani ad Danub. gest., die diss. de Tab. Peuting. aetate. p. 101. Norimb. 1793. Die Abschrift gehört dem XIII. Jahrhundert an.
[6]) Tabul. Peutinger. ed. Mannert Lips. 1824. Fol. Segm. VI et VII. Vgl. den beigefügten Holzschnitt (Fig. 1) über einen Theil von Mösien und Dacien aus dem auf der k. k. Hofbibliothek in Wien befindlichen Originale der Tabula Peutingeriana.



(Fig. 1.)

Viminatio (nach Lederata, mit Donauübergang von Apo(nte) bis nach Tibisco).

XIII Punicum
XI Vico Cuppe
XII ad Novas
X ad Scrofulas (vielleicht zu lesen: ad Scopulos).
XV Faliatis (mit Donauübergang nach Tierna, Ad mediam bis nach Sarmizegethusa).
VIII Gerulatis
VI Unam
VI Egeta (mit Donauübergang nach Drubetis, Amutria an die Schyl und Aluta).
VIIII Cleuora
VIIII Ad Aquas
XXIIII Dortico
XXV Ad Malum
XVI Ratiaris.

4. Die *Notitia dignitatum Imperii*, welche aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts herrührt [1]). In den Capiteln, welche Moesia Prima und Dacia Ripensis (d. i. Theile der alten Provinz Moesia Superior) betreffen, werden die damals noch bestehenden Militärstationen mit ihren Besatzungen angegeben.

A. In *Moesia prima* (cap. 38):

Praefecturae legionis VII Claudiae Viminatio.
Praefecturae classis Histricae Viminatio.
Cuneus equitum promotorum Viminatio.
Praefecturae militum Vincentiensium Laederatae.
Cuneus equitum sagittariorum Laederatae.
Cuneus equitum Constantiacorum Pinco.
Cuneus equitum Dalmatarum Pinco.
Praefecturae legionis VII Claudiae Cuppis.
Auxilium Cuppense Cuppis.
Praefecturae militum exploratorum Novis.
Auxiliares Novenses ad Novas.
Praefecturae militum exploratorum Taliatae.
Auxilium Taliatense Taliatae.

B. In *Dacia Ripensis* (cap. 39):

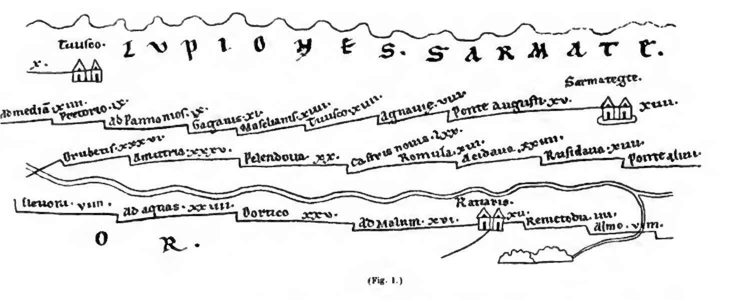
Praefecturae legionis XIII Geminae Aegetae.
Praefecturae classis Histricae Aegetae.
Cuneus equitum scutariorum Aegetae.
Praefecturae legionis XIII Geminae Zernis.
Praefecturae militum exploratorum Transdiernis.
Cuneus equitum Dalmatarum Divitensium Dortico.
Cuneus equitum Dalmatarum Bononiae.
Praefecturae legionis XIII Geminae Ratiariae.
Praefecturae classis Ratiarensis.

5. Procopius, Belisar's Secretär, der unter der Regierung des Kaisers Justinian um die Mitte des sechsten Jahrhunderts schrieb, zählt in seinem Werke über die Bauwerke, welche der genannte Kaiser an der Donau in Dacia Ripensis, theils neu errichten, theils restauriren liess, von Viminacium ausgehend bis Raetaria folgende Orte am rechten Donauufer auf [1]):

Βιμινάκιον.
Πίκνους (i. e. Pincum).
Κούππους (i. e. Cuppi).
Νόβαι (i. e. Ad Novas), gegenüber auf dem linken Ufer Λεδέρατα.

[1]) E. Böcking, über die Notitia dignitatum utriusque imperii. Bonn 1834. und von demselben die Ausgabe mit Commentar: Notitia dignitatum et administrationum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis. Bonn 1839—1853.

[1]) Procop. de aedificiis ex rec. Dindorf. Bonn. 1838. lib. IV. c. 6. p. 287.



(Fig. 1.)

Ταυατάς (i. e. Taliatis) mit mehreren Castellen in der Nachbarschaft.

Ζέρνης, Δουκέβρατον (i. e. Tierna und Drubetis, gehören aber auf das linke Ufer).

Ζάνες mit mehreren Castellen, so auch

Πόντες (i. e. Trajani) gegenüber auf dem linken Ufer

Θεόδωρα (i. e. Clevora, gehört aber auf das rechte Ufer).

Ακυές (i. e. Aquis).

Δορτικόν mit mehreren Castellen.

Βονωνία.

Ῥαιτιαρία (i. e. Ratiaria).

Aus der Zusammenstellung vorstehender Ortsverzeichnisse gewinnen wir folgende Resultate. Erster wichtiger Posten auf der für die dacischen Kriegsoperationen Trajan's in Betracht zu ziehenden Donaulinie ist Viminacium (das heutige Kostolatz und Breninkolatz mit Ram in der Nähe), das Standlager der VII. Claudia Pia Fidelis [1]), wo Trajan im ersten dacischen Krieg eine Schiffbrücke hatte schlagen lassen, zu deren Schutz die Castelle Picnus (am Flusse Ipek), Cuppi und Novae erbaut wurden. Dieser Befestigungslinie gegenüber lag auf dem linken Ufer die Veste Lederata (daselbst liegt jetzt Uj-Palanka), welche Procopius nicht ganz genau als Novae gegenüber liegend angibt, anstatt sie schon bei Viminacium oder vielmehr bei Picnus anzuführen; denn streng genommen lag sie eigentlich diesem Castelle gegenüber. Von Lederata führte nach der Tabula Peutingeriana (die dies Casell noch auf dem rechten Ufer angibt) eine römische Heeresstrasse (durch das heutige östliche Banat) über Apo (i. e. A ponte), Arcidava, Centum Putei, Bersovia, Ahibis, Caput Bubali, Tibiscum gegen Sarmizegethusa [1]).

Als zweiter wichtiger Punct erscheint Tanatis oder Taliatis (einige Meilen oberhalb des eisernen Thores bei Lukadnizza oder Kolumbina [2]). In der Tabula Peuting. steht irrthümlich Faliatis statt Taliatis. Trajan schlug hier seine zweite Schiffbrücke und deckte sie durch eine Reihe von Castellen [3]). Der Weg von Taliatis über die Donau führte erst am linken Stromufer abwärts nach Tierna, da wo die Czerna in die Donau mündet und jetzt Alt-Orsova liegt [4]), dann nördlich in das dacische Land über Ad Mediam (Mehedia), Praetorium, Ad Pannonios, Gagana, Masciliana nach Tibiscum an den Zusammenfluss der Temes und Bistra [5]).

Als dritte Hauptposition, welche für unsere Untersuchung die wichtigste ist, erscheint zwischen Taliatis und Dorticum (d. i. Blaska am Timok) [6]) ein Ort angegeben, der bei Ptolemaeus Eteta, im Itinerarium Antonini

[1]) Bocking annot. ad Not. Imp. II. 472 liest die verdorbene Stelle im Itiner. Ant. p. 132: Margo P. M. VIII. (Viminacio M. P. X.) Leg. VII. CL. P. F.

[1]) Cf. Marsigli, Danub. Tab. 15. sect. XIII. D'Anville Mémoires de l'Acad des Inscr. T. XXVIII. p. 434. Böcking annot. ad Not. II. p. 474 und 479.

[2]) D'Anville l. c. p. 436 nimmt für Taliatis an Russava oder Neu-Orsova; Mannert, Geogr. VII, 8 setzt den jetzigen Ort Talia dahin, wo Marsigli Tab. 16. sect. XIV bei dem Dorfe die Ruinen von Starevaro und Gradanitza angibt. Griselini in der Geschichte des Temesvarer Banats bezeichnet Columbina als Ort der Schiffbrücke. Vgl. über das Nähere bei Böcking l. c. p. 486.

[3]) In der Tab. Peuting. werden Ad Scrofulas und Gerulatis, bei Procopius die Φρούρια Καντααβαζάτης, Σμόρνης und Κάμψης genannt.

[4]) Mannert res Traj. p. 26. Uno mill. geogr. supra Orsovam veterem, in occidentali fluminis Czernae latere, Ptolemaeus eundem locum qui et in Digestis et alibi sub nomine Coloniae Zernensis clarescit, Dierna appellat. Die Behauptung Mannert's aber, dass Colonia Zernensis und Transdierna gleichbedeutend sei, ist sicher falsch.

[5]) Tabul. Peuting.

[6]) Cf. Böcking l. c. 494.

und in der Tab. Peuting.[1]) Egeta, in der Notitia Imperii Aegeta[2]) heisst. Dass bei Ptolemäus für Etela gelesen werden müsse Egeta[3]), unterliegt keinem Zweifel.

Dass Egeta ein sehr wichtiger militärischer Punkt war, geht aus Mehrerem hervor. Ptolemäus, der nur die bedeutendsten Städte nennt, führt den Ort an. Die Tab. Peutingeriana setzt einen Donau-Übergang dabei an zu der Heeresstrasse über Drubetis, Amutria und andere Stationen, die zu den Flüssen Schyl und Aluta und zu den Pässen Vulcan und Rothenthurm führte. Die von derselben Tabula bei Egeta angeführten Orte Unam und Cleuora waren ohne Zweifel Castelle zum Schutze des wichtigen Donauüberganges. Noch im Anfange des fünften Jahrhunderts findet sich nach der Angabe in der Notitia Imperii ein Theil der leg. XIII. Gemina und der Istrischen Flotte daselbst stationirt. Wenn ein Zweifel über die Lage von Egeta und seine Identität mit dem Orte, wo Trajan die steinerne Brücke über die Donau erbaute, noch bestünde, so muss dieser ganz und gar verschwinden, wenn man die Angaben des Procopius liest, die er über die Orte zwischen Tanatas (d. i. Tanatis oder Taliatis) und Aquis bei Dorticum liefert, wobei er ausdrücklich sagt, dass in dieser Gegend Trajan die steinerne Brücke über die Donau erbaut habe[4]).

Nachdem Procopius von dem Castell Caput bovis unterhalb Tanatas und der Stadt Zanes gesprochen, nennt er das Castell Pontes. Er fügt hinzu, dass an dieser Stelle die Donau sich in zwei Arme theile und eine Insel bilde. Dieses sei durch Kaiser Trajan bewerkstelligt worden, als er die römische Herrschaft auch jenseits der Donau habe ausbreiten wollen. Er habe damals an dieser Stelle eine Brücke erbaut, um zu jeder Zeit frei und ungehindert über den Strom ziehen und die jenseitigen Barbaren bekriegen zu können. Zu jener Zeit habe er auch auf beiden Ufern Castelle bei der Brücke angelegt; das auf dem jenseitigen Ufer habe den Namen Theodora, das auf der Seite von Dacia Ripensis (d. i. auf dem rechten Ufer) sei Pontes genannt worden. Die letztere Burg, welche durch die Zeit und durch die feindlichen Angriffe in Verfall gekommen und zerstört worden, habe Justinian wieder aufgebaut, und zwar unter dem Namen Pons; das andere Castell auf dem jenseitigen Ufer sei in Ruinen liegen geblieben. Aber von Justinian seien noch mehrere andere Castelle errichtet worden bis in die Nähe der nicht entfernt liegenden kleinen Stadt Aquis (Ad Aquas), die ebenfalls wieder aufgebaut worden. Dann nennt Procopius noch weitere Burgen und Städte die Donau hinab, darunter in der Reihenfolge: Dorticon, Bononia und Raetiaria.

Man sieht aus der Vergleichung des Procopius mit Ptolemäus und dem Itinerar. Antonini, dass er das Castell Pontes an der Stelle, wo letztere die Stadt Egeta haben, nennt, und dass dahin ohne allen Zweifel Trajan's steinerne Brücke zu setzen ist.

Nur hinsichtlich der dabei befindlichen Castelle hat Procopius offenbare Verwechslungen gemacht. Zu seiner Zeit verstand man unter dem dacischen Ufer das rechte, weil Dacia Ripensis nur auf dieser Seite lag; früher aber, als noch die Römer ganz Dacien als Provinz besassen, war das dacische Ufer das linke. Trajan hat das auf dem linken Ufer zur Deckung der Brücke erbaute Castell sicher nicht Theodora genannt; Procopius hat irrthümlicher Weise das von Trajan auf dem rechten Ufer erbaute Castell Clevora auf die andere Seite übertragen, und ebenso verkehrt die Stadt Zanes (wofür Zernes zu lesen) auf dem südlichen anstatt auf dem nördlichen Ufer angegeben. Nach der Notitia Imperii ist Aegeta zu setzen gegenüber Transdiernis (in der Nähe des kleinen Flüsschens Czernetz), was wohl zu unterscheiden ist von dem Tierna der Tabula Peutingeriana an der Mündung der Czerna in die Donau, wo gegenwärtig in der Nähe die Stadt Alt-Orsova sich befindet[1]). Procopius kannte nicht mehr den Namen Aegeta, da die Stadt bereits in der Zeit Attila's ganz zerstört worden war, der Platz behielt aber den Namen Pontes. Es scheint, dass die dortige, fast in der Mitte des Stromes liegende Insel[2]), die durch den Trajanischen Brückenbau erst entstanden war, die später aufgestellte Schiffbrücke in zwei Abtheilungen schied und daher die Benennung: Pontes in der Mehrzahl gebraucht wurde.

Es führen nach den angeführten Daten alle ältesten Nachrichten dahin, dass Trajan's steinerne Brücke einige

---

[1]) In dem Itiner. Antonin. kommt auch die Lesart Ageta vor.

[2]) Surita ad Itin. Anton. p. 218 bemerkt: In vetusto exemplari Notitiae et Egetae et Agete legitur. Böcking l. c. hat nur die Lesart Aegetae gefunden. In Egeta mag wie in dem Namen der dacischen Hauptstadt Sarmizegethusa (Stadt der Sarmaten-Geten) die Hindeutung auf die Geten enthalten sein. Wie Aegeta so findet man auch die Schreibung Sarmizaegethusa (Gruter 257, 1) und das in der Tab. Peuting. vorkommende Sarmategte sollte richtiger Sarmategete heissen. Es scheint nicht, dass die Römer den Ort erst benannt haben, sondern dass sich der Name bereits vorfand.

[3]) Schon Cellar. I, p. 460, §. 45 hat ΕΤΗΤΑ in ΕΓΗΤΑ corrigirt.

[4]) Mannert res Traj. p. 59 tadelt mit Unrecht den Procopius und wirft ihm irrthümlicher Weise eine unrichtige Auffassung vor: Omnia nota ei sunt praeter situm pontis, quem locorum ignarus, errore manifesto permutat cum situ primi pontis a Trajano in priore expeditione apud Gradiscam navibus juncti. Castellum enim ad finem pontis locatum nominat Pontes; idem in Tab. Peutinger. nomen obtinet a Ponte. In der Zeit Justinian's hiess das Castell bei Aquae in der Nähe von Dorticum Pons; das musste Procopius genau wissen.

---

[1]) Böcking l. c. p. 502. Burgum Zonum (in Notitia Imp.) fortasse Zanes oppidum, quod supra Trajani pontem fuisse Procopius refert. Über die Lage von Zerna und Transdierna findet sich bei Böcking p. 503 sqq. gehandelt. Locum Zernes (sagt derselbe p. 504) cum hod. Valachico oppido Czernetz s. Tschernetz ad cognominis fluvium ostia, in ejus sinistra ripa sito convenire crediderim. Transdierna, de quo loco hic quaerimus, contra Procopii Zernes, ad Czernae fluvii ostia in hod. Hungarico oppido Alt-Orsova, ubi Marsilius item nomen „Orsova, Ant Rom." habet, in sinistra Danubii, dextra Czernae ripa exstitisse crediderim. Procopii itaque Zernes ea Dierna forent, a quibus propter oppositum situm Transdierna nomen nostrum castellum acceperit.

[2]) Bei hohem Wasserstand ist die Insel nicht sichtbar.

Meilen unterhalb Orsova nächst dem eisernen Thore gestanden habe, wo zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin unweit Czernetz und dem serbischen Dorfe Fetislan, das von den Türken in den Ruinen der alten Stadt Cladova erbaut ist, im Donaustrome sich eine Sandinsel und ansehnliche Pfeilertrümmer von einer steinernen Brücke vorfinden [1]).

Auch erhielt sich in den späteren Jahrhunderten die allgemeine Überlieferung des romanischen Volkes von der Lage der Brücke in der dortigen Gegend. Damit stimmt die freilich etwas allgemein gehaltene Angabe des Constantinus Porphyrogenitus im X. Jahrhunderte überein, dass die Trajanische Brücke drei Tagereisen unterhalb Belgrad an der Grenze der Türkei (d. i. des Ungerlandes) sich befunden habe [2]).

Auch Cuspinian, Paulus Jovius und Andere im Anfang des XVI. Jahrhunderts wissen noch davon, dass die Trajanische Brücke bei Severin gestanden habe [3]).

Der Graf Marsigli, der im Anfange des XVIII. Jahrhunderts sich lange in Serbien und in der kleinen Wallachei aufgehalten, hat die Localitäten und die Bauüberreste bei Turn Severin und dem Dorfe Fetislan, wie auch die Pfeilertrümmer im Strome ziemlich genau untersucht und sich in bestimmter Weise dafür erklärt, dass an dieser Stelle Trajan die Brücke erbaut habe [4]). Dieser Ansicht sind vollkommen beigetreten: d'Anville [5]) und Griselini [6]), wie auch Mannert [7]) und Engel [8]) in ihren Untersuchungen über Trajan's Kriegszüge an der Donau.

[1]) Es sind über die Localitäten zu vergleichen die Karten bei Marsigli Danub. II. p. 21 fl. D'Anville l. c. p. 438: „Je ne vois point de lieu qui lui convienne comme lui celui de Velislan, près du quel de chaque côte du Danube on distingue les vestiges d'une ancienne forteresse sous le nom de Cladova à une petite distance au dessus de ce qui reste du pont de Trajan." Damit stimmt Mannert, Geogr. VII, p. 83 überein. Marsigli Tab. 16, sect. XIV gibt auf dem rechten Ufer römische Ruinen an bei Cosovitz, Banul, Clodova, Festilan, Corvingrad. Auch auf dem linken Ufer finden sich Spuren von mehreren römischen Castellen. Marsigli II, 26. Nach den neuesten Specialkarten wird der in Serbien Turn Severin gegenüber liegende Ort Kostol oder Kostolu (vielleicht das römische Castra?) genannt.

[2]) Constantin. Porphyrogen. de thematib. et administr. imperio (ed. Bonn. 1840. p. 173) lib. II. c. 40. Ἡ τοῦ βασιλέως Τραϊανοῦ γέφυρα κατὰ τῆς Τουρκίας ἀρχήν, ἔπειτα δὲ καὶ Βελάγραδα ἀπὸ τῶν τριῶν ἡμερῶν τῆς αὐτῆς γεφύρας. Cf. Engel l. c. p. 207. Constantinus gibt dann auch noch an, dass Belgrad 2 Tagreisen von Sirmium (Mitrowitz) entfernt liege, wodurch Francke's Ansicht (S. 129) von der Unbestimmtheit der Länge der Constantinischen Tagreisen leicht widerlegt werden kann.

[3]) Paul. Jov. hist. sui temp. lib. XL. Altera (pars Valachiae) ad meridiem vergit terminata Danubio atque item ab occasu Transylvaniae fines attingens ad oppidum Severinum, ubi Trajani pontis admirabilis pilae triginta quatuor, nequaquam totas obruente Danubio visuntur.

[4]) A. F. Comes Marsigli, Danubius Pannonico-Mysicus. Observatt. geogr. astr. hydr. hist. phys. illustr 4 Voll, Hag. et Amst. 1726 Fol. cf. T. I. Tab. 16. 37. 39. 4. Tab. II. p. 21 ff. und 25 fl.

[5]) D'Anville Mémoir. de l'Ac. d. inscr. XXVIII. p. 438.

[6]) Griselini Gesch. des Temesvarer Banats. Wien 1780. II. 290.

[7]) Mannert res Trajan. p. 46 sqq.

[8]) Engel. commentat. de expedit. Trajan. ad Danub. Vindob. 1795. p. 205.

Wenn auch einige Stimmen, wie die von dem Philologen Schwarz [1]) und von Sulzer [2]) sich für eine andere Lage in der Nähe der Aluta-Mündung in die Donau erklärt haben, so fanden sie doch bei den Geschichtschreibern wenig Beifall, die fast insgesammt im XIX. Jahrhunderte die Lage der Brücke bei Severin als die wahre annahmen. Erst Francke [3]) hat die Schwarz'sche Ansicht, wie schon oben bemerkt, wieder zur Geltung bringen wollen, und Büdinger [4]), durch eine verstümmelte Inschrift irre geleitet, hat die Brücke einige Stunden oberhalb Alt-Orsova (demnach in die Nähe von Talintis) gesetzt, wogegen unter vielen anderen Gründen besonders spricht, dass man an jener Stelle keine Pfeilertrümmer fand und dass sie überhaupt nicht bei der reissenden Strömung zur Anlage einer stehenden Brücke geeignet ist.

Der ganz ungewöhnliche niedere Wasserstand der Donau im Jänner 1858 liess mit Ausnahme der mittleren Pfeilerfundamente, die der Sand der in der Mitte des Stromes liegenden Insel bedeckt, die Überreste der übrigen erscheinen, und die nähere Untersuchung stellte klar und unwiderlegbar heraus, dass keine andere Stelle als die bei Turn Severin und dem Dorfe Cladova die wahre ist, wo Trajan's steinerne Brücke gestanden hat [5]).

Es ist sicher, dass Trajan selbst ein grosser Baumeister war, und viele von seinen zahlreichen Bauschöpfungen unmittelbar nach seinen Planen und Rissen ausgeführt wurden. Die Anlagen von Brücken geschahen meistens unter seiner besonderen Leitung [6]). Wenn man auch von den Schiffbrücken absieht, welche Trajan über den Rhein, über die Donau und einige ihrer Nebenflüsse, über den Euphrat und den Tigris schlagen liess [7]), so bleibt doch eine ziemliche Anzahl stehender Brücken übrig, die theils von Holz, theils von Stein Trajan in den verschiedenen Theilen seines Reiches erbaute. Namentlich errichtete er mehrere in Italien: über den Metaurus [8]), den Aufidus [9]) und die pontinischen Sümpfe [10]); auf der pyrenäischen Halbinsel baute er ebenfalls einige Brücken: eine wurde in Lusitanien zu Aquae Flaviae über den Tamago [11]), eine

[1]) Plin. Panegyric. ed. Schwarz in Praefat.

[2]) Sulzer, ll. cc.

[3]) Francke, zur Geschichte Trajan's. Güstrow 1837. S. 127 fl.

[4]) M. Büdinger, österr. Gesch. b. z. Ausg. des 13. Jahrh. Leipz. 1858. I. S. 21.

[5]) Vgl. Anhang, die Berichte an die k. k. Central-Commission zur Erhaltung und Erforsch. d. Baudenkmale.

[6]) Über Trajan's Brücken im Allgemeinen: Dio Cass. LXVIII, 13. Plin. Epist. VIII, 4. Lamprid. Alex. Sever. c. 25. Die Basreliefs auf der Columna Trajani. Suidas s. v. Ναῦς. Vgl. Francke zur Gesch. Trajan's S. 103 fl. und 384 ff.

[7]) Dio Cass. LXVIII. 21. 23. 26. 28. Suid. s. v. Ναῦς. Ammian. Marcel. lib. XXIV. 3. Münzen bei Mediobarb. 157. 162. Spanhem. de usu et praest. num. p. 858.

[8]) Inschrift bei Zell, Epigraph. I. nr. 1253.

[9]) Wesseling ad Itin. Ant. p. 120.

[10]) Dio Cass. LXVIII. 15.

[11]) Inschrift bei Orelli, n. 163.

andere in Spanien bei Salamanca über den Tormes [1]), eine dritte bei Alcantara über den Tajo gebaut. Die letztgenannte steinerne Brücke, welche sich noch bis zum Jahre 1858 erhalten hatte, wird als ein besonders prachtvolles Bauwerk gerühmt. Sie wurde von dem Baumeister C. Julius Lacer errichtet im Jahre 105, also ungefähr gleichzeitig mit der steinernen Brücke über die Donau [2]).

Die steinerne Brücke über die Donau erbaute Trajan nicht selbst [3]); er liess sie durch den ersten Architekten seiner Zeit, den berühmten Apollodorus von Damascus [4]), einen syrischen Hellenisten, erbauen, dessen eminente Kenntnisse in der Mechanik und Baukunst der Kaiser bei fast allen seinen grossen architektonischen Werken verwendete.

Wir haben noch von Apollodor ein für die Kriegswissenschaft der Alten höchst bedeutendes Werk in griechischer Sprache unter dem Titel: Πολιορκητικά (über Kriegsmaschinen), welches bis jetzt noch nicht die verdiente Beachtung von den Alterthumsforschern erhalten hat [1]). Trajan übertrug unserem grossen Architekten die Anlage des Forum Ulpium in Rom mit den prachtvollen Gebäuden und den beiden Triumphbogen und der Trajanssäule. Auch das Odeum und Gymnasium wurden von ihm erbaut [2]). Auf einem der beiden Triumphbogen hatte er sein eigenes Bildniss angebracht. Dieses hat sich durch einen eigenthümlichen Zufall bis auf den heutigen Tag erhalten. Constantin der Grosse liess sich einen Triumphbogen zum Theil von abgetragenen Trajanischen Bauwerken errichten. Seine Zeit war nicht im Stande, in der Baukunst so Vorzügliches wie in der Trajanischen zu leisten. So geschah es, dass von dem geplünderten Trajanischen Triumphbogen der Constantinische zusammengesetzt wurde und auf letzteren das Bild Apollodor's kam [3]).

Apollodor errichtete auch noch unter Hadrian grosse Bauwerke [4]), er fiel aber zuletzt durch seine Freimüthigkeit bei diesem Kaiser in Ungnade. Er hatte einen Tadel gegen einen Hadrianischen Bauriss ausgesprochen; der von der Richtigkeit der Ausstellung betroffene eitle Kaiser konnte dem Architekten seinen Freimuth nicht verzeihen; er verbannte ihn zuerst aus Rom und liess ihn später hinrichten [5]).

Wir erfahren aus Procopius, dass Apollodor nicht nur die steinerne Brücke über die Donau erbaut, sondern auch eine Schrift darüber verfasst habe, worin die Construction des grossartigen Bauwerkes vollständig dargelegt war [6]). Es stimmt damit der im 12. Jahrhundert lebende Byzantiner Tzetzes überein, der zwar die Hauptangaben, die er über die Brücke enthält, nach seiner ausdrücklichen Erklärung dem Dio Cassius entnommen hat, aber ausserdem doch noch einige interessante Notizen beifügt, und dabei bemerkt,

---

[1]) Reimar. ad Dion. Cass. LXVIII. c. 13.

[2]) Gruter 162, 1, Fabretti Col. Trajan. p. 100, Francke, S. 584 theilen die am Zugange zu der Brücke befindliche Inschrift mit, die aber nicht aus Trajan's Zeit rührt. Dagegen ist die auf dem Triumphbogen, der mitten auf der Brücke stand, befindliche Inschrift von einer Anzahl spanischer oder lusitanischer Municipien für den Kaiser Trajan echt; sie beginnt mit den Worten: Imp. Caesari Divi Nervae F. Nervae Trajano Aug. Germ. Dacico Pontif. Max. Trib. Pot. VIII. Imp. V. Cos. V. P. P. Leger in dem Artikel „Brücke" in der Encykl. von Ersch und Gruber, Bd. XIII, S. 38 beschreibt die Brücke näher. Er gibt ihre Länge auf 578', ihre Breite auf 27', ihre Höhe auf 150' an mit 6 vollen Bogen, wovon jeder der beiden mittleren eine Spannweite von nahe 100' habe. Etwas abweichend lauten die Notizen über diese Brücke in dem Diccionario geogr. estadist. hist. de España T. I. Madrid 1848. p. 408, wornach die Länge 678' (castill.) und die Breite 28' beträgt. In Bezug auf die Höhe heisst es daselbst: Su altura medida desde el suelo del r. se distribye: 37' están de ordinario cubiertos de agua, 170 aparecen en seco hasta el piso, que todos componen 213 pies de elevacion; los pies derechos hasta el arranque del arco tiene 87' y la cavidad de los arcos mayores es de 110'. Die Brücke wurde im Mittelalter beschädigt, von Karl V. (1543) restaurirt, im 19. Jahrhundert wurden einzelne Bogen zerstört, besonders in den Bürgerkriegen im J. 1836 erlitt die Brücke solche Beschädigungen, dass sie nicht mehr gebraucht werden konnte. Nach einer Notiz in der Madrider Peninsular-Correspondenz vom 9. Juni 1858 (vgl. Wiener Presse, 17. Juni 1858) ist die Brücke vor Kurzem abgebrochen worden, um die Steine anderweitig zu verwenden.

[3]) Neigebaur, Dacien, S. 31 und Andere legen den Bau der Brücke dem Kaiser selbst bei; sie sind durch eine offenbar falsche Inschrift, welche man in den Brückenüberresten gefunden haben wollte, zu der unrichtigen Annahme bestimmt worden. Die Inschrift lautet:

PROVIDENTIA AVGVSTI VERE PON | TIFICIS VIRTVS ROMANA QVID | NON DOMAT SVB IVGVM ECCE | RAPITVR ET DANVBIVS.

Das Wortspiel Pontifex in der eigentlichen Bedeutung und als Kaisertitel erinnert an die Inschrift der i. J. 1245 von P. Innocenz IV. erbauten Brücke über die Rhone zu Lyon: Pontifex summorum fecit pontem aquorum.

[4]) Procop. de aedific. IV. c. 6 nennt ihn ausdrücklich: Ἀπολλόδωρος ὁ Δαμασκηνός. Auch Tzetz. Chiliad. II. 34. v. 82 und 91, der nicht aus Procopius seine Nachrichten entnommen hat, nennt ihn als Erbauer. Meyer, Gesch. der bildenden Künste. Dresden 1836. III. 202 bezeichnet ihn irrthümlich als einen Athenienser.

---

[1]) Apollodor's Schrift mit vielen Figuren findet sich von dem Franzosen Thevenot in der Sammlung der Opera veterum mathematicorum, Paris 1693. Fol. p. 13—48 herausgegeben. Eine Erwähnung der Apollodorischen Schrift macht der Mathematiker Hero der Jüngere in der Praefatio seines Buches „de bellis machinis", worin mitgetheilt wird, dass Apollodor seine Schrift dem Kaiser Hadrian gewidmet habe. In einem besonderen Capitel (p. 42) handelt der Architekt im Allgemeinen über den Brückenbau, jedoch nicht über die Anlage steinerner Brücken. cf. Fabric. biblioth. graec. IV. p. 230.

[2]) Dio Cass. LXIX. 4

[3]) Niebuhr's Vortr. üb. röm. Geschichte, III, 221. „Apollodor von Damascus war sein (Trajan's) grosser Baumeister. Sein Bild habe ich die Freude gehabt zu entdecken; es ist ein griechisch gekleideter Mann, wie er dem sitzenden Kaiser eine Zeichnung in einer Rolle überreicht. Es befindet sich auf den Basreliefs des Bogens des Constantin, dessen oberer Theil auf die allerschamloseste Weise von dem Bogen des Trajan genommen. Unter Trajan kommt die Baukunst wieder zu Glanz und Ehre, das verdankt man diesem Griechen".

[4]) Spartian. Hadrian. c. 19. Quum hoc simulacrum post Neronis vultum cui antea dicatum fuerat Soli consecrasset, aliud tale Apollodoro architecto auctore facere Lunae molitus est.

[5]) Dio Cass. LXIX. 4. erzählt über die Sache das Nähere.

[6]) Procop. de aedif. IV. 6. Ὅπως μὲν οὖν τὴν γέφυραν (Τραϊανὸς) ἐπήξατο, ἐμοὶ μὲν οὐκ ἂν ἐν σπουδῇ γένοιτο, Ἀπολλόδωρος δὲ ὁ Δαμασκηνός, ὁ καὶ παντὸς γεγονὼς ἀρχιτέκτων τοῦ ἔργου, φραζέτω.

dass der grosse Mechaniker und Wasserbaumeister Theophilus [1]) auch eine Beschreibung des Trajanischen Brückenbaues geliefert habe, die offenbar aus Apollodor's Schrift grösstentheils entlehnt war.

Bei Dio Cassius ist zwar Apollodor nicht genannt, aber es ist nicht zu bezweifeln, dass der Geschichtschreiber die Schrift des Architekten vor sich gehabt hat. Zwar konnte Dio Cassius, der Statthalter in Oberpannonien gewesen, aus eigener Anschauung der Brücke, die damals im Anfange des III. Jahrhunderts noch in ihren Pfeilern stand, das Werk als einen Wunderbau beschreiben nach dem äusseren Eindrucke, den es auf ihn machte, aber die genauen Zahlen von den Dimensionen, welche er angibt, deuten darauf hin, dass er eine architektonische Schrift vor sich gehabt haben muss.

Die Hauptstelle des Dio Cassius über die Construction und Dimensionsverhältnisse der Brücke ist folgende:

„Es sind 20 Pfeiler aus Quadersteinen, die Höhe derselben beträgt, ungerechnet die Fundamente, 150 Fuss, die Breite aber 60 Fuss. Die Pfeiler selbst stehen 170 Fuss von einander ab und sind durch Bogen mit einander verbunden [2]). Sie sind in dem wirbelvollen Wasser und auf dem lehmigen Boden aufgeführt worden, denn man konnte den Fluss nirgends wohin ableiten."

Aus dem späteren byzantinischen Schriftsteller Zonaras, der den Dio Cassius noch in einem vollständigeren Texte als wir ihn gegenwärtig besitzen, vor sich gehabt hat, und der dazu noch den Geschichtschreiber Appianus aus Alexandria über die dacischen Kriege benützte [3]), erfahren wir nichts Näheres über den Brückenbau. Dagegen ist ein anderer byzantinischer Schriftsteller, der nach seiner ausdrücklichen Äusserung den Dio Cassius benützt hat, nämlich Tzetzes, in seinen Angaben hinsichtlich der Dimensionen ganz übereinstimmend mit Dio Cassius, und liefert damit einen Beweis, dass die Zahlen bei diesem nicht in späteren Abschriften corrumpirt worden sind. Tzetzes nennt ebenfalls 20 Pfeiler aus Quadersteinen, die 60 Fuss breit und 150 Fuss hoch gewesen, und die 170 Fuss auseinander gestanden und durch Bogen mit einander verbunden gewesen [1]). Er fügt aber aus dem Werke des Patricius Theophilus die interessante Notiz bei, dass der Architekt Apollodor in der Weise den Brückenbau bewerkstelligt habe, dass er Kasten oder Kammern im Flusse angelegt, in der Länge von 120 Fuss, in der Breite von 80 Fuss zur Fundirung der Pfeiler [2]).

Zur Vervollständigung der Nachrichten über die Art der Erbauung der Brücke kann noch die Angabe des Procopius dienen, die er offenbar aus der Schrift des Apollodor entnommen hat, worauf er den Leser in Bezug auf das Nähere auch hinweist. Er spricht zwar nicht von den Dimensionen und er gibt auch keine Zahlen an, aber er gedenkt der Schwierigkeit des Baues. Er sagt: „Nicht weit von Zanes liegt ein Castell, Pontes genannt. Der hier getheilte Strom trennt einen Theil des Ufers ab, kehrt aber bald wieder in sein eigenes Flussbett zurück [3]). Dieses thut er nicht von Natur aus, sondern durch menschliche Kunst ist dieses so gemacht worden. Warum der Ort Pontes heisst und wesshalb die Donau hier einen künstlichen Lauf nimmt, davon will ich das Nähere angehen. (Er spricht dann darüber, wie Trajan dazu kam, eine steinerne Brücke an diesem Orte über die Donau zu erhauen.) Wie er jene Brücke construirte (fährt Procopius fort), will ich nicht auseinandersetzen. Apollodorus aus Damascus, der Erbauer des ganzen Werkes, mag das thun. Damals auch erbaute Trajan an beiden Ufern zwei Castelle (als Brückenvesten).— Aber da wegen der Trümmer und der Brücken-Fundamente der Fluss an der Stelle unfahrbar geworden war, so nöthigte man ihn, seinen Lauf wieder zu verändern und sein Bett (den Thalweg) wieder (an der alten Stelle) zu suchen, um die Schiffe zu tragen" [4]).

---

[1]) Tzetz. Chil. II. 34. v. 91. (Θεόφιλος) λέγων τὸν Ἀπολλόδωρον τὸν Ἴστρον γεφυρῶσαι, u. v. 87 sqq.:
Αὐτὸς ὁ φιλεταίρειος ἐν λιμενοποιΐας,
Κἂν ταῖς θεμελιώσεσι ταῖς παραθαλασσίαις,
Θεόφιλος ἀνθύπατος, Πατρίκιος, Κυαίστωρ,
Ἔπαρχος τε τῆς πόλεως ταύτης τῆς βασιλίδος.
Da nach Tzetzes Theophilus Patricius war, welcher Ehrentitel erst durch Constantin d. Gr. eingeführt wurde, so kann er nicht vor dem Anfange des 4. Jahrhunderts geschrieben haben. Auch das hohe Amt eines Quaestors oder Staats-Secretärs ist erst als ein byzantinisches im 4. Jahrhunderte aufgekommen. Da aber Theophilus noch ἀνθύπατος (Proconsul) genannt wird und unter Justinian im 6. Jahrhundert das Consulat ganz einging, so kann er nicht nach diesem Kaiser gelebt haben. Der berühmte Jurist Theophilus unter Justinian aber kann hier nicht gemeint sein, denn dieser war, so viel wir wissen, weder Patricius noch Proconsul, weder Quaestor, noch Praefectus urbis.

[2]) Dio Cass. LXVIII. 13. Ὡς γὰρ κρηπῖδές εἰσὶ λίθου τετραπέδου εἴκοσι, τὸ μὲν ὕψος πεντήκοντα καὶ ἑκατὸν ποδῶν, πλὴν τῶν θεμελίων, τὸ δὲ πλάτος ἑξήκοντα καὶ ἑβδομήκοντα καὶ ἑκατὸν ἀπ' ἀλλήλων πόδας ἀπέχουσαι, ἀψῖσι συνῳκοδόμηνται.

[3]) Zonar. Annal. lib. XI, 21. ed. Bonn. II, 508.

[1]) Joann. Tzetz. Chiliad. lib. II. v. 67. ed. Kiessling p. 43.
Εἴκοσι λίθοι στερεαὶ τετράγωνοι μεγάλαι,
Πλάτος ἑξήκοντα ποδῶν, τὸ δ' ὕψος πλὴν θεμέθλων,
Ποδῶν ὡς ἑκατὸν εἰσι πεντήκοντα λαχοῦσαι.
Ἑκάστη δ' ἑβδομήκοντα καὶ ἑκατὸν τοὺς πόδας
Ἀλλήλων ἀφεστήκασιν, ἄψεσιν δὲ συνδοῦνται.
Οὕτω μὲν ἐγεφύρωσε Τραϊανὸς τὸν Ἴστρον.

[2]) Tzetz. Chiliad. l. c. v. 91.
Λέγων τὸν Ἀπολλόδωρον τὸν Ἴστρον γεφυρῶσαι,
Κιβώτιον τεκτήναντα πρὸς προθεμελιώσεις,
Μῆκος πόδων μὲν ἕκατον καὶ εἴκοσι, σὺν τούτοις,
Εἰς πλάτος δ' ὀγδοήκοντα· ταῦτά φασιν οἱ ἄνδρες.

[3]) Procop. de aed. IV. 6. Ὁ δὲ ποταμὸς ἐκροήν τινα ἐνταῦθα ἐκβάλλων ταύτῃ τε περιπολῶν ὀλίγην τινὰ τῆς ἀκτῆς μοῖραν, ἐπιστρέφει αὖθις ἐς ῥοῦν τὸν οἰκεῖον καὶ ἐφ' ἑαυτὸν ἀναμίγνυται.

[4]) Procop. de aedificiis lib. IV. 6. Der Schluss der Stelle heisst: Ἀλλ' ἐπεὶ ἐνταῦθα γινομέναις ναυσὶν ἄπλους τὸ λοιπὸν ὁ ποταμὸς ἦν, τῶν τῆς γεφύρας αὐτόθι ἐρειπίων τε καὶ θεμελίων κειμένων, τούτου δὴ ἕνεκα τὸν ποταμὸν ἀναγκάζουσι μεταπορεύεσθαι τὸν αὐτοῦ δρόμον καὶ τὴν πορείαν ἀνακυκλεῖν αὖθις ὅπως ἂν πλώιμον καὶ

Stellen wir die angeführten Angaben des Dio Cassius, Tzetzes und Procopius über die Beschaffenheit des Ortes, über die Breite des Stromes, über die Anlage des Werkes und die Verhältnisse seiner einzelnen Theile zusammen, so erhalten wir zwar im Ganzen nur dürftige, zum Verständnisse der Sache aber doch ausreichende Nachrichten. Versuchen wir darnach die Erbauung der Brücke anzugeben.

Man benutzte eine am linken Donauufer (in der Nähe des heutigen Ortes Turn Severin) in den Fluss vorspringende kleine Landzunge zur ersten Grundlage für den ganzen Brückenbau. Von der äussersten Spitze der Landzunge bis zu der Stelle, wo das Ufer sich ansehnlich zur Anhöhe erhob, wurden die ersten Pfeiler ohne sehr grosse Schwierigkeit erbaut. Sobald dieser Theil der Pilotirung auf der dacischen Seite vollendet war und man von der Brücke ungefähr ein Drittel vollendet hatte, wurde unter diesen fertigen Pfeilern, die auf dem Lande standen, ein Canal gegraben zur Aufnahme eines Donauarmes. Die ausgegrabene Erde wurde zur Aufschüttung einer künstlichen Insel gegen die Mitte des Stromes verwendet, und zwar von der Stelle an, wo der letzte Pfeiler auf der Landzunge sich befand. Durch Dämme und Fangbuhnen wurde die Hauptströmung, der Thalweg, in den Canal unter den fertigen Brückenpfeilern geleitet. Der eigentliche Wasserbau hatte nunmehr in dem ruhiger fliessenden Strome weniger Schwierigkeiten bei der Legung der Fundamente für die Pfeiler zu überwinden. Durch Abdammungen legte man Kammern von 120 Fuss Länge und 80 Fuss Breite im Flusse trocken. Eichenstämme wurden in den Boden getrieben [1]) und darauf die Pfeiler gebaut, welche in der Länge 60 Fuss und in der Breite (d. i. entgegen der Strömung) 50 Fuss hatten [2]). Nur die äussere Verkleidung bestand aus Quadersteinen von einer halben Kubikklafter Körpermass. Der mittlere Theil war mit gemischtem Mauerwerke ausgefüllt [3]). Dass die Pfeiler gegen die Strömung hin in einen rechten Winkel zuliefen, könnte vermuthet werden, schon um bei Eisgängen die anprallenden Eismassen leichter zu spalten, jedoch finden sich keine Andeutungen darüber, weder in den alten Nachrichten, noch lassen sich aus den noch vorhandenen Pfeilern Spuren davon nachweisen [4]).

Da die auf den beiden hohen Ufern erbauten Castelle dermassen mit der Brücke in Verbindung standen, dass man nur von ihnen aus auf den Brückenweg gelangen konnte [5]), so mussten natürlich die Pfeiler in einer sehr ansehnlichen Höhe aufgerichtet sein. Auch schon zur Sicherung der Brücke selbst war es nothwendig, die Brückenbahn hoch wie auf einer Stadtmauer zu legen, damit die Feinde nicht zu Schiffe auf dem Strome herbeikommend das Werk erstiegen und sich in den Besitz desselben setzten, oder falls dasselbe ganz oben von Holzwerk bestand, es mit Feuer zerstörten. Aber wenn auch diese Umstände in Betracht gezogen werden, so wird man doch geneigt sein, die angegebene Höhe der Pfeiler von 150 Fuss für ungenau oder übertrieben zu finden, zumal ausdrücklich dabei erwähnt wird, dass die Fundamente in dem Höhenmasse nicht inbegriffen waren [6]). Da die Handschriften des Dio Cassius in den Zahlenangaben nicht differiren, da auch Tzetzes, der hier den Dio Cassius ohne Zweifel ausgeschrieben hat, vollständig übereinstimmt, so können wir nicht annehmen, dass durch die Abschreiber unrichtige Zahlen in den Text des Dio Cassius gekommen. Ganz unstatthaft aber ist die Annahme von einigen neueren Schriftstellern, man müsse bei dem Höhenmasse im Dio Cassius nicht Fuss- sondern Palmen-Mass verstehen, denn letzteres sei bei architektonischen Dimensions-Angaben das

τὸ ἔνδοθεν αὐτὸν ἔχοντα. Francke, z. Gesch. Trajan's S. 130, Not. 3 versteht offenbar den Procopius nicht richtig, wenn er ihn sagen lässt, dass zu seiner Zeit die ungeheueren in den Fluss gefallenen Brückentrümmer denselben dergestalt verschlämmt gehabt, dass er nur durch Ableitung in einen anderen Canal (?!) wieder schiffbar gemacht werden konnte.

[1]) Aus dem Bericht des k. k. Majors Hembrowsie vom 6. März 1858: „In der Mitte eines Brückenpfeilers fand sich ein eingemauerter Eichenstamm", und im Bericht des H. Pfarrers Bilsky: „In der Mitte des Pfeilers Nr. I befindet sich ein mit eichenen Brettern umgebener Eichenstamm in senkrechter Lage in Beton." Engel l. c. p. 214. Unus ex palis, qui ad firmanda pontis fundamenta flumini infixus fuit, jubente Francisco I. (rege Franciae) annuente post multas tergiversationes Sultano Ottomanico, evulsus est, qui ad tres usque quadrantes suine digiti petrefactus erat.

[2]) Das Resultat der am 13. Jänn. 1858 angestellten Messungen der aus dem niederen Wasser der Donau hervorstehenden Pfeilertrümmer ergab, dass die Pfeiler noch jetzt 69' bis 72' Wiener Mass in der Länge hatten, in der Breite hatten mehrere noch 45' bis 47' (Wiener Mass).

[3]) Bericht vom Pfarrer Bilsky: Die Besichtigung lehrte, dass die Pfeiler nicht aus rauhen in der Gegend gebrochenen Steinen von Aussen mit breiten Backsteinen überkleidet sind, sondern, dass sie mit in der Gegend gebrochenen behauenen theils Sandsteinen, theils Granit mit bis ½ Kubik-Klafter starken Quadern umkleidet, im Innern aus Beton bestehen. Der weitere Aufbau dürfte aus den Ufer-Pfeilern (Brückenköpfen), deren Basis auf manchen Stellen von Aussen noch heute Quadern vorweisen, zu urtheilen, aus gemischtem Mauerwerk (Bruch- und Backsteinen) bestanden haben.

[4]) Fabretti col. Traj. syntagm. p. 98 meint, auf die Angabe bei Tzetz. l. c. v. 91 sqq. gestützt, wo von 120 Fuss langen Kammern zur Legung der Fundamente die Rede ist, die Pfeiler seien auf beiden Seiten spitz zugelaufen in folgender Gestalt:

(Fig. 2.)

[5]) Bericht vom Pfarrer Bilsky: „Die künstlichen Hohlwege in der Nähe deuten darauf hin, dass die Uferpfeiler oder Brückenköpfe mit den Anhöhen durch eine brückenartige Holzbahn verbunden gewesen sind. Die Sohle der Hohlwege sind Reste von den Fundamenten des Mauerwerks dieser Bahn". — Bericht von dem Architekten Deuster: „Von beiden Brückenköpfen gegen die Anhöhe sind Überreste von Mauern sichtbar, die mit der Brücke in Verbindung standen, woraus sich schliessen lässt, dass die Brückenbahn in einer bedeutenden Höhe über dem höchsten Wasserstand erbaut wurde". Vgl. noch über die Höhe der Ufer Marsigli, Danub. Tom. I. Tab. 39. I, II und III.

[6]) Mannert res Traj. p. 53. Quod ad altitudinem distantiamque fornicum attinet, ea pridem viris doctis suspecta, ut non dicam falsa visa sunt, nec posteris aliter apparebunt — confitendum est, aut Dionem hujus rei imperitum fuisse aut non curasse de verbis graecis, quae numeros exprimunt. Auch Marsigli II, 26 ff. findet mancherlei Ungenauigkeiten an Dio zu tadeln: er meint, die Tiefe der Fundamente sei in dem Höhenmass mit inbegriffen.

übliche [1]). Abgesehen davon, dass letztere Behauptung gar nicht erwiesen ist, erscheint die ganze Annahme als eine durchaus willkürliche und selbst unsinnige, denn wenn bei dem Höhenmasse von Palmen die Rede ist, so muss Gleiches auch von der Breite der Pfeiler und der Spannweite der Pfeilerbogen gelten. Da aber das Palmenmass zu dem Fussmasse wie 1 zu 4 sich verhält, so würden sich nach der oben angegebenen Ansicht alle Dimensionen auf den vierten Theil von dem, was wir im Dionischen Texte lesen, reduciren; der Bau käme nicht nur um seine Grossartigkeit und sein Wundervolles, worüber Dio Cassius nicht genug sein Erstaunen ausdrücken kann, sondern es würde auch bei Berechnung der Strombreite im Ganzen, welche uns hier allein einen sicheren und festen Massstab abgeben muss, die Entfernung der beiden Ufer von einander sich bedeutend geringer herausstellen, als sie wirklich ist.

Übrigens versteht es sich von selbst, dass bei der Höhe nicht blos die Pfeilerschäfte, sondern auch die Wölbungen, Bogen oder Pfeilerverbindungen in das Höhenmass mit einbegriffen werden müssen, und sind die Angaben neuerer Schriftsteller von Höhenmassen anderer Brücken richtig, so würde die Höhe der Trajansbrücke über die Donau eine nicht ganz beispiellose sein.

Die Brücke, welche Trajan über den Tormes bei Salamanca in Spanien erbaute, soll 104 Fuss hohe Pfeiler gehabt haben, und von der steinernen Brücke, welche unter Trajan's Regierung von dem Baumeister Julius Lacer bei Alcantara errichtet wurde, werden die mittleren Pfeiler in gleicher Weise wie bei der Donaubrücke auf 150 Fuss Höhe angegeben [2]).

Ohne die beiden Brückenköpfe zu zählen, an den beiden Endpunkten der Donaubrücke auf den Ufern, waren es zwanzig Pfeiler [3]), welche in ihren Axen 170 Fuss von einander abstanden. Da aber jeder Pfeiler eine Breite von 50 Fuss (nicht 60 Fuss, so viel war die Länge oder Tiefe) hatte, so betrug der Durchlass zwischen den Pfeilern oder ihre Spannweite nur 120 Fuss. Da die Breite der Pfeiler durchaus eine gleiche war, und alle Pfeiler gleichweit von einander abstanden, so lässt sich aus den 20 Pfeilern mit den beiden Brückenköpfen [1]) leicht die Entfernung der beiden Ufer von einander, oder die Breite des Stromes an der Stelle berechnen. Sie betrug: $21 \times 170 = 3570'$ römisch.

[1]) D'Anville, in den Mémoires de l'Acad. des Inscr. XXVIII. p. 439. Mit Recht erklärt sich Francke zur Gesch. Trajan's, S. 130. sehr entschieden gegen diese Ansicht D'Anville's.

[2]) Leger, im Artikel „Brücke" in der Hall. Encykl. Bd. XIII, S. 128 fl. Das Diccionario geogr.-estad.-hist. de España. Madrid 1848. p. 408 bestimmt die Höhe auf 170' (castill.).

[3]) Die Nachricht des Paul. Jovius, dass es 34 Pfeiler gewesen, ist eine ganz unrichtige. Marsigli (II, 25 fl.) nimmt nicht ganz genau 23 an. In dem Bericht des H. Architekten Deusler über die am 15. Jan. 1858 an Ort und Stelle angestellten Messungen und Untersuchungen heisst es: „Im Strombett waren 16 Pfeiler sichtbar, wovon 5 vom wallachischen Ufer bis zur Insel und 11 Pfeiler von der Insel gegen das serbische Ufer aufgenommen wurden, die ganze Brücke dürfte jedoch auf 20 Pfeiler erbaut worden sein, da sich in dem Zwischenraum des mit Nr. 5 bezeichneten Pfeilers bis Nr. 6 vier Pfeiler eintheilen lassen". Man vgl. Taf. IX.

Gegenwärtig beträgt an der Stelle die Breite des Stromes 596 Klafter oder 3576 Fuss Wiener Mass. Daraus liess sich folgern, dass das gegenwärtige Wiener Fussmass nur sehr unbedeutend von dem römischen differire [2]).

Einer der wichtigsten Punkte in der Untersuchung über die steinerne Trajansbrücke über die Donau ist die Frage, in welcher Weise die Pfeiler-Verbindungen Statt fanden. Waren sie gewölbte Bogen, oder waren sie von Holz-Construction? Dio Cassius gebraucht das Wort ἀψίς, welches überhaupt jede Verbindung bezeichnet. Nach der Abbildung der Brücke auf der Trajanssäule [3]) sollte man vermuthen, dass die Verbindungen der Pfeiler nur bei einem Theile derselben vermittelst steinerner Überwölbungen Statt hatten, die übrigen aber von Holzwerk waren [4]).

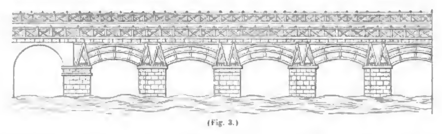
Zunächst kommt der Abstand der Pfeiler von einander in Betracht. Dieser betrug sicher nicht 170 Fuss, wie man aus den Worten des Dio Cassius fälschlich geschlossen

[1]) Bericht von dem Architekten Deusler: „Das Plateau der Brückenköpfe beträgt dieselbe Breite eines Pfeilers und dürfte das Widerlager der Wölbung gewesen sein".

[2]) Die am 15. Jan. 1858 vorgenommenen genauen Messungen ergaben, dass die Breite des Stromes vom Brückenkopf des wallachischen Ufers bis an dem des serbischen Ufers 596 Klafter Wiener Mass beträgt. Marsigli (II, 26) fand die Breite nur 440 Toises = 2640 Pariser Fuss. cf. Marsil. epist. ad Montfaucon in Thes. Sallengr. — Die Berechnung bei D'Anville p. 439 und Mannert p. 54 ist nach den Messungen des Baron Engelhard etwas verschieden. Mannert sagt darüber: Baro de Engelhard — latitudinem inter utraque partis rudera invenit 333 orgyias (Klafter) Viennensium, quae efficiunt 520 orgyias (Toises) Paris. = 3120 pedes Paris. Manche, die von der irrthümlichen Ansicht ausgehen, Dio Cassius gebe die Spannweite der Pfeiler zu 170' an, kommen somit zur Strombreite von 4600 röm. Fuss. — Ganz unrichtig und auf falschen Voraussetzungen beruht Francke's Bemerkung S. 130 Not. 2. „Schon aus dieser Länge (von 4770' röm.; es sind aber nur 3570') geht hervor, dass die Brücke nicht bei Severin gestanden haben kann, wo die Donau kaum 1000 Schritte breit ist, und so scheint es bis zur Evidenz bewiesen, dass jene Brücke bei Severin nicht Trajan's Brücke gewesen sein kann, so viele Schriftsteller auch, vorzüglich auf das Zeugniss der Peutingerischen Tafel gestützt, einer dem anderen blind folgen und jenem Irrthum huldigen"

[3]) Vgl. Santi Bartoli Tab. 74. Segm. 260. und darnach einen Theil der Brücke auf beigefügter Fig. 3. Nicht die ganze Brücke, sondern nur ein Theil derselben erscheint auf dem Basrelief, zwei steinerne Bogen und dann noch fünf steinerne Pfeiler mit Verbindungen, von denen es zweifelhaft erscheint, ob sie von Holz oder Stein gewesen. Vgl. Fabretti l. c. p. 301. Bei Mannert, res Traj. Fig. 8 ist eine theilweise Abbildung von drei Pfeilern gegeben. Bei Marsigli T. II, Tab. 15 ist mit Grundlegung des Basreliefs auf der Trajanssäule eine grosse Abbildung der Brücke geliefert.

[4]) Santi Bartoli l. c. Il Ponte edificatovi da Traiano era tutto di marmo con gli archi, questo che vediamo e fabbricato di travature di legno con li soli pili, di pietra forse per le necessità di passarvi. Fabretti l. c. p. 96 und 301 meint, dass die Verbindungen der Pfeiler ebenso wie der übrige obere Theil der Brücke von Holzwerk gewesen sei und er beruft sich p. 98 auf eine Münze im Cabinet der Königin Christine von Schweden, worauf die Abbildung eines Bogens der Trajansbrücke von Holzwerk sich befinde.



(Fig. 3.)

hat [1]), denn wir würden dann ein viel breiteres Flussbett, als die Donau in der Gegend hat, erhalten [2]). Offenbar meinte Dio das Mass des Abstandes eines Pfeilers vom andern in ihren Axen, nicht in ihrer Spannweite [3]); es muss demnach in 170′ die Breite des Pfeilers, die wir zu 50′ (nicht zu 60′) annehmen, enthalten sein. Die Spannweite zwischen zwei Pfeilern betrug daher höchstens 120′ (wenn 60′ die richtige Pfeilerbreite wäre, nur 110′) [4]).

Immer bleibt der Abstand der Pfeiler von einander noch ein weiter, und es muss gewiss als ein überaus schwieriges Bauwerk betrachtet werden, in solcher Spannweite Pfeiler durch steinerne Bogen oder durch Balkenwerk mit einander zu verbinden, schon die Errichtung der dazu nothwendigen Gerüste musste ein überaus schwieriges Unternehmen sein. Sollte das Werk Festigkeit und Dauer haben, so war ohne Zweifel eine Verbindung der Pfeiler durch steinerne Bogen leichter auszuführen als durch Balkenwerk: letzteres bot offenbar grössere Schwierigkeiten dar und nur eine sehr complicirte Construction hätte die Verbindung möglich gemacht, aber beim Transport schwerer Lasten und dem Übergange grosser Menschenmassen den ganzen Bau gefährdet [5]).

Schon aus diesem Grunde ist wohl nicht anzunehmen, dass die Verbindungen der Pfeiler von Holzwerk gewesen [1]), aber es spricht auch noch gar manches Andere gegen die Holz-Construction. Trajan hätte seinen Zweck, eine beständige und ununterbrochene Verbindung mit den Ländern jenseits der Donau nur halb erreicht, wenn er ein so unsicheres Werk, das jeden Tag durch Feuer zerstört werden konnte, errichtet hätte. Wir hören, dass später der Kaiser Hadrian den oberen Theil der Brücke habe abtragen lassen, aus Furcht vor den nordischen Barbarenvölkern, sie möchten die Brücke zu bequemeren Einbrüchen ins Römerreich benützen [2]). Wäre der obere Theil von Holz gewesen, so hätte Hadrian diese Vorsorge nicht nöthig gehabt: man hätte in der Zeit der Gefahr, wo die Brücke nicht mehr vertheidigt werden konnte, den Übergangsweg schnell durch Feuer zerstören können; bei steinernen Bogen war eine rasche Zerstörung des Überganges nicht leicht möglich, da den Alten es an augenblicklich wirkenden Mitteln fehlte, grössere Steinmassen zu sprengen.

Indem es daher mehr als wahrscheinlich ist, dass die Brücke mit steinernen Bogen versehen war und einen steinernen Übergangsweg hatte, wird nicht damit behauptet, dass nicht die Gallerien und manches Beiwerk an der obersten Brückenbedeckung von Holz gewesen sein können [3]).

---

[1]) Indem man diese Spannweite der Bogen annahm, bestritt man die Möglichkeit der Ausführbarkeit der Letzteren. Gautier traité des Ponts. Paris 1716, p. 2. Les dimensions d'un pareil ouvrage sont presque au dessus de toutes les idées des architectes d'aujourd'hui, s'il est vrai qu'elles ayent été ainsi. Reimar ad Dion. Cass. LXVIII, 13. Tom. II. p. 1129: Etiamsi Fabretto hoc non largimur, Dionem trabeationes pontis intelligi non voluisse, dum lapideum pontem dicit, sed tantum pilas (nam et aliorum quin columna Trajana refelleretur) tamen plura sunt in eius narratione reprehendenda.

[2]) Mannert, p. 54, bemerkt, dass man bei dieser Berechnung die Breite des Stromes von 4600′ erhalte, id quod latitudinem Danubii apud Severinum longe excedit.

[3]) Nach den am 13. Jan. 1858 vorgenommenen Messungen betrug die Entfernung der Pfeiler vom Mittel zum Mittel 28° 2′ 3″ = 170′ 3″ Wien. Mass, der Durchlass 18° 2′ 3″ = 110′ 3″ W. M., woraus sich zugleich ergeben würde, dass das Wiener Mass sehr unerheblich von dem römischen verschieden ist.

[4]) Marsil. nimmt mit Fabretti die Pfeilerbreite zu 60′ an, und bringt diese bei der Dionischen Angabe der Spannweite von 170′ in Abzug, so dass die Bogenweite nur 110′ röm. oder 102′ Pariser Mass betragen habe.

[5]) Wir stimmen ganz Mannert p. 57 bei: Fac. fornices esse ligneos eorumque diametrum non pro dimensione 170 pedum, sed juxta sententiam Marsilii pedum 102; haec consideret architectonia arte vel leviter imbutus, num quatuor ligna, simpliciter ea, quem figura ostendit, modo inter se nexa, sine alio fulcro, semel ipsa sustinere, multo minus superjectae structurae pondus maximum suscipere sine ruina possint.

[1]) Dentler's Bericht vom 13. Jan. 1858: „In der vorderen Ansicht der Brückenköpfe sind Löcher mit einem Querschnitt von 3″ bis 6″ und einer Tiefe von 18″ bis 2′ sichtbar, in denen Überreste von Holz aufgefunden wurden". Francke, S. 131, Not. 2 sagt: „Dass alles Obere an der Severiner Brücke Holz gewesen ist, beweisen noch die Löcher in den Pfeilern, aus welchen die Balken herausgefault sind." — Die halbzerstörte Brücke mag zum Übersetzen von Kriegsheeren für die Dauer eines Feldzuges zu wiederholten Malen in solcher Weise mit Balken hergerichtet worden sein, dass man innerhalb der Spannweite der Pfeiler Holzstützen anbrachte. Bei dieser Gelegenheit mögen auch in die Pfeiler selbst die Balken eingefügt worden sein, wovon jetzt noch die Spuren in den Löchern sich vorfinden. Mannert erklärt sich die Sache anders, p. 57: Interjecta passim foramina, indicio certo, ligna olim indita fuisse structurae pilarum, quae opus firmissime continerent, nunc lignis petrefactis, foramina vacua.

[2]) Dio Cass. LXVIII, 13.

[3]) Über die Abbildung der Trajansbrücke bei St. Bartoli, Tab. 74. Segm. 260 (vgl. Fig. 3) bemerkt Mannert, p. 57. Quod in fornicibus figurae ligneum putatur, lapidum ordo triplex est, ornamenti gratia paullo prostantium. Francke, S. 131: „Die Behauptung, dass die auf der Trajanssäule sichtbaren Brückengeländer von Holz seien, ist vielleicht richtig; falsch ist auch, die Bogen für Holz halten zu wollen."

Dass übrigens Brückenbogen von ähnlicher Spannweite zu erbauen, zur Zeit Trajan's möglich war, lässt sich aus der bereits genannten steinernen Brücke, die Julius Lacer über den Tajo im Jahre 105 n. Chr. vollendete, entnehmen. Die beiden dortigen mittleren Pfeiler-Paare, die 150' hoch waren, hatten im vollen Bogen eine Spannweite von nahe 100 Fuss. Die Pfeiler hatten ungefähr $^1/_4$ der Bogenweite zur Breite, also nicht wie bei der Donaubrücke, wo die Pfeilerbreite mehr als $^1/_2$ der Spannweite betrug. Die nun zerstörte Brücke von Avignon über die Rhone hatte eine Länge von 2770' mit 21 Bogen, mit einer Spannweite von 100 bis 104 Fuss. Die Pfeiler hatten $^1/_4$ in der Breite zur Bogenweite. Eine der längsten Brücken in Europa, die heil. Geist-Brücke zu Lyon über die Rhone, hat 2524' mit 19 Bogen von einer Spannweite von 76 bis 107'. Die Pfeiler haben ungefähr $^1/_3$ der Breite zur Bogenweite [1]).

Bei der Trajansbrücke ist vieles wunderbar und staunenswerth; dazu gehört auch die rasche Vollendung des Werkes. Es ward dazu eine nicht viel längere Zeit als ein Jahr verwendet. Denn als der zweite dacische Krieg im Jahre 104 n. Chr. eröffnet wurde, war die Brücke in soweit schon fertig, dass Trajan sein Heer darüber nach Dacien führen konnte [2]). Auch zeigen Münzen, die im Jahre 104 geschlagen wurden, worauf die Donaubrücke erwähnt wird, dass sie damals schon fertig gewesen sein muss [3]).

Ein so ungeheures schwieriges Werk in so kurzer Zeit zu vollenden, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht viele tausend Menschen zu derselben Zeit mit dem Baue beschäftigt gewesen wären. Wie in den alten Zeiten der persische König Xerxes bei der Durchstechung des Vorgebirges Athos verschiedenen Stämmen von den ihm unterworfenen Völkerschaften, wie den Phöniziern, Joniern u. A. [4]) bestimmte Strecken zur Ausgrabung zutheilen liess, so machte es auch Trajan bei dem Brückenbaue, indem er den einzelnen Abtheilungen seines Heeres, namentlich den Auxiliarcohorten der verschiedenen den Römern unterworfenen Völkerschaften bestimmte Pfeiler, Bogen, Brückenköpfe, Castelle zu erbauen anwies, indem andere schon früher für die Herbeischaffung der nöthigen Baumaterialien hatten arbeiten müssen. Dass in solcher Weise die Arbeiten unter einem grossen Theile der Trajanischen Armee vertheilt wurden, lässt sich schon vermuthen aus den allgemeinen Einrichtungen beim römischen Heerwesen; aber es haben insbesondere für den Brückenbau Trajan's sich auch Spuren erhalten, dass eine Vertheilung der Arbeiten unter den Abtheilungen des Heeres Statt gefunden. Es liefern die Basreliefs auf der Trajanssäule uns Abbildungen von den Beschäftigungen der Soldaten mit Steinbrechen, Graben, Ziegelbrennen, Holzfällen, Mauern u. dgl., und es finden sich in den einzelnen Pfeilertrümmern und in den Überresten des Mauerwerks Ziegelsteine mit den Stempeln der Cohorten, die bei dem Baue verwendet wurden. Die bis jetzt aufgefundenen liefern Namen von Cohorten, welche zu der leg. XIII. Gemina gehörten, die Trajan ganz vorzüglich im dacischen Kriege verwandte, und auch in Dacien ihre Quartiere nehmen liess. In einem Pfeiler fand man Ziegelsteine mit dem Stempel COH II HISP, d. i. Cohors secunda Hispanorum [1]), in einem anderen einen römischen Ziegel von 15" 6''' Länge und 10" Breite und 2" Dicke mit dem Stempel: . . H I C R E, d. i. cohors prima Civium Romanorum Equitata [2]). Von einem dritten Stempel ist nur noch COH . . . . lesbar. Diese Ziegelsteine sind im Januar 1858 aus den Pfeilertrümmern genommen, und theils nach Wien, theils nach Bukurest gesendet worden.

Würde man mit grösserer Sorgfalt und Aufmerksamkeit in weiteren Pfeilern nach solchen noch gut erhaltenen Ziegelsteinen Nachforschungen angestellt haben, es würden ohne Zweifel auch die Stempel von den anderen zur leg. XIII. gehörigen Auxiliar-Cohorten [3]), vielleicht auch von den

[1]) Leger in dem Artikel „Brücke" in der Hall. Encykl. von Ersch und Gruber. Bd. XIII. S. 128 ff.

[2]) Dio Cass. LXVIII. 14.

[3]) Vgl. oben S. 204.

[4]) Herodot. VII. 23.

[1]) Unter dem Namen II Hispanorum gab es mehrere spanische Cohorten. Eine derselben lag schon unter Nero in Illyrien (Arneth, 12 Militärdipl. Tab. I, S. 26); unter den Kaisern Titus und Domitian kommt sie in Pannonien vor (Arneth, l. c. III. 33 und IV. 39). In dem domitianischen Militärdiplom liest Arneth I Hispanorum; es muss aber II Hispanorum heissen, wie die Reihenfolge der Nummern der Cohorten zeigt. Unter Trajan kam die Coh. II Hispanorum mit der Leg. XIII Gemina, wozu sie gehörte, nach Dacien. Im Jahre 1806 fand man am Körös bei Klausenburg in Siebenbürgen einen römischen Grabstein, welcher der Cohorte erwähnt, Neigebaur, Dacien, p. 242 und Ackner, röm. Alterth. Siebenbürg. im Jahrb. der Central-Commiss. I, S. 35. DIM | AEL I TATONI | DEC·COH·$\overline{II}$·HIS·VIX·AN·X·AEL·IVLIANVS SO | CER ET HER | AET SILVANA CON | BEMF·C. — Später kommt in der Zeit von K. Antoninus Pius eine Coh. II. Hispanor. Scutata (Arneth, p. 62) und unter Marc. Aurelius eine Coh. II Hispanor. equitata vor, cf. Orell. n. 6944. In den späteren Jahrhunderten der Kaiserzeit findet sich bei Nicäa in Kleinasien (Bonner Jahrbüch. XIII, p. 80) und in Afrika in der Tingitanischen Provinz eine Coh. II Hispanor. (Notit. imperii).

[2]) Die Coh. I. civium Romanorum equitata lag früher, als zu der Leg. V Macedonica gehörig, in Germania inferior. Vgl. Inschr. b. Grut. 1108, 8. Orell. 3398.

[3]) Nach den beiden Militärdiplomen von Titus und Domitian für Truppen in Pannonia, wo damals die Leg. XIII Gemina stand (cf. Arneth, zwölf Militärdipl. p. 33 und 39) gehörten zu den Hülfsvölkern dieser Legion die Alae I und II Aravacorum, I Civium Romanorum, I Frontoniane-Tungrorum, Praetoria und Siliana und die Cohorten: I Alpinorum peditata und I Alpinorum equitata, I Montanorum peditata und I Montanorum equitata, I Noricorum, I Lepidiana, I Lusitanorum, I Britannica milliaria, I Brittonum milliaria, I Augusta Ituraeorum, I Lucensium, II Asturum et Gallaecorum, II Hispanorum, II Augusta Thracum, IIII Thracum, V Breucorum, V Gallaecorum Lucensium, V Gallorum, VI Thracum, VII Breucorum, VIII Dacorum. Nicht alle diese Auxiliartruppen verliessen Pannonien und kamen nach Dacien; namentlich blieben in Pannonien zurück die montanischen, alpinischen, britannischen, britonischen, galläcischen und thracischen Cohorten; die Ale I Frontoniane Tungrorum und die Ala Praetoria, wie auch afrikanische, spanische, gallische und thracische Cohorten finden sich später in Dacien.

zur leg. V Macedonica, Claudia VII Pia Fidelis, leg. I Italica, leg. IV Flavia u. A. gehörigen Hilfstruppen gefunden worden sein.

Die steinerne Brücke leistete dem Kaiser Trajan zur schnellen und kräftigen Führung, wie auch zur raschen und glücklichen Beendigung des zweiten dacischen Krieges die wesentlichsten Dienste. Nunmehr konnte er den König Decebalus von mehreren Seiten zugleich angreifen. Da er schon vom früheren Kriege her in Besitz des Eisernen-Thor-Passes und des Hatzeger Thales war, so richtete er seine Angriffe in derselben Zeit von Westen und Süden her auf die festen Positionen Decebal's. Über die steinerne Brücke ergossen sich die römischen Heeressäulen theils an die Schyl, theils an die Aluta, und an den Ufern dieser Flüsse hinaufziehend, drangen sie gegen den Vulcan- und Rothenthurm-Pass [1]) und forcirten überall die festesten und für uneinnehmbar gehaltenen Positionen des dacischen Königs. Nachdem die Römer seine neue Hauptstadt in der Nähe des Vulcan-Passes erobert hatten, trieben sie Decebalus von Ort zu Ort, bis er endlich, rettungslos sich verloren sehend, sich selbst den Tod gab, da er die Schmach seiner gänzlichen Niederlage nicht überleben wollte [2]). Die Sieger hieben ihm das Haupt ab und schickten es dem Senat nach Rom [3]).

Das Ende des zweiten dacischen Krieges fällt in das Jahr 106 [4]). Trajan erbaute zur Erinnerung an seine dacischen Siege die Stadt Nicopolis [1]), dann feierte er bei seiner Rückkehr nach Rom einen zweiten dacischen Triumph und beging grosse Festlichkeiten. Damals liess er das Forum Ulpium anlegen mit zwei Triumphbogen und der Trajanssäule zur Verewigung der gegen die Dacier erfochtenen Siege [2]).

Das eroberte Dacien mit den sarmatischen Landschaften, welche Decebalus beherrscht hatte, wurde zur römischen Provinz eingerichtet [3]); sie erhielt einen Legatus Augusti zum Propraetor oder Statthalter [4]) und zwei Legionen: die leg. V Macedonica und leg. XIII Gemina mit ihren Auxiliartruppen bildeten die militärische Besatzung Daciens [5]). Heeresstrassen durchzogen nach jeder Richtung hin das Land [6]). Da durch die blutigen Kriege und den hartnäckigen Widerstand der Dacier die heimische männliche Bevölkerung sehr geschmolzen war; da ein grosser Theil des Volkes, um die Unabhängigkeit zu bewahren, das Land verlassen und neue Wohnsitze sich aufgesucht hatte [7]); da die noch übrige jugendliche Kriegsmannschaft in die römischen Auxiliartruppen eingereiht wurden [8]): so waren im Ganzen von der alten Bevölkerung nur sehr geringe Reste zurückgeblieben.

Das ziemlich entvölkerte Land erhielt neue Ansiedler aus fast allen Theilen des römischen Reiches [9]), vorzugs-

---

[1]) Ackner, röm. Alterth. in Siebenbürgen, im Jahrb. der k. k. Central-Commission z. Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale, S. 9, gibt die Localitäten genau an. Von Szinte Marie oder Boldogfalva führt eine Strasse zum Pass Vulcan, über welchen in dem zweiten römisch-dacischen Feldzuge Trajan's das Centrum der römischen Armee hereinbrach, nachdem die weltberühmte Brücke über den Danubius erbaut war, ein Theil der Legionen denselben überschritten hatte, und sowohl gegen Crajova nach dem Rothenthurm-Pass, als auch am linken Ufer der vereinigten Schyl hinauf bis Bombest, woselbst ein röm. Castrum, vordrang. — Letzteres ist 2 Meilen von dem hohen Übergangssattel des Vulcaner Grenzpasses entfernt.

[2]) Plin. Epist. VIII, 4. Pulsum regia, pulsum etiam vita, regem nihil desperantem. Nach einem Basrelief auf der Trajans-Säule tödtete sich Decebalus selbst mit einem Dolch. Dio Cass. LXVIII, 14 sagt nur διεχρήσατο ἑαυτόν.

[3]) Über den zweiten dacischen Krieg geben die Basreliefs auf der Trajanssäule n. 273—312 und Dio Cass. l. c. die beste Auskunft. Unechte Inschriften auf den besiegten dacischen König finden sich bei Gruter 23. 3; 103, 5. Seivert. Mon. Rom. Dac. p. 4 sqq., welche auch Neigebaur, Dacien, wiedergegeben hat.

[4]) Die meisten Neueren bestimmen für das Ende des dacischen Krieges das unrichtige Jahr 107, nach dem Vorgange des Reimarus zu Dio Cass. Niebuhr (Vorträge über röm. Gesch. III, 218) verwirrt ganz und gar die Chronologie. Julian de Caesar. ed. Sylburg. p. 846 setzt die ganze Dauer der dacischen Kriege mit Einschluss der einjährigen Waffenruhe auf fünf Jahre. Ἐπράχθη δέ μοι (spricht Trajan) τὸ ἔργον τοῦτο ἐν ἐνιαυτοῖς εἴσω που πέντε. Mannert (p. 76) hat darnach mit Recht das Jahr 106 bestimmt, welches sich aus Inschriften und Münzen rechtfertigen lässt, da Trajan in der Tribunit. potest. IX als Imperat. IV und V erscheint. Imperator IV war er schon am Schlusse des ersten dacischen Krieges vor seinem fünften Consulat (104) und noch im Jahre 106 (Trib. pot. VIIII. imp. IIII. Cos. V. cf. Orell. 6857). In Folge der Siege im zweiten dacischen Kriege wurde die fünfte Imperatoren-Begrüssung gegeben (Orell. 181, Grut. 162, 1) und die Münzen bei Occo, p. 203, Goltz p. 42. Eckhel VI. 462.

[1]) Ammian. Marcell. XXXI, 5. Indicium victoriae contra Dacos. Es ist nicht die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis, sondern die gleichnamige Stadt am Hämusgebirge, cf. Mannert res Traj. p. 71. Engel. de expedit. Trajan. p. 221.

[2]) Dio Cass. l. c. Eutrop. VIII, 2. — Vgl. Niebuhr Vorträge über röm. Gesch. III, 218.

[3]) Dio Cass. LXVIII. Eutrop. VIII, 2. Ruf. Fest. breviar. Anfänglich war Dacia doppelt getheilt in superior und inferior. Später gab es drei Daciae: Apulensis, Anraria u. Malvensis. cf. Henzen ad Orelli, nr. 6919

[4]) Gruter. 334, 3.

[5]) Dio Cass. LV, 23. Die von den beiden Legionen in Dacien gefundenen Inschriften finden sich bei Neigebaur, Dacien, jedoch nicht vollständig Ein Claudius Paulus Trib. milit. Leg. XIII Gemin. in Dacia kommt in der Inschrift bei Kellermann, Vig. n. 270 vor. Unter Caracalla wird in Dacien C. Aurelius Sicilius Trib. mil. Leg. XIII Geminae Antoninianae genannt. Orell. n. 1809.

[6]) Tabul. Peutinger. Vgl. Ackner, röm. Alterth. in Siebenbürgen, l. c.

[7]) Das letzte Basrelief auf der Columna Trajani zeigt davon eine Abbildung, die auch Mannert, res Traj., Fig. 10 gibt.

[8]) Mannert's Angabe, p. 92, ist falsch: A Trajani temporibus utrumque nomen (Getarum et Dacorum) in historia non amplius legitur. — Die Ala I Dacorum wird bei Orelli, n. 4968 und 3669, die Ala I Ulpia Dacorum bei Kellermann, Vigil. n. 243. u. bei Orell N. 6049 erwähnt. Die Ala Getarum unter Hadrian in Armenien nennt Arrian. contr. Alan. Eine Coh. I. Dacor. kommt vor in Britannien (Petrie. Mon. hist. Brit. p. 118, n. 115.); eine Coh. I Aelia Dacor. findet sich bei Orelli, 3889 und 6688 mit dem Beinamen Antoniniana, nr. 6688; mit dem Beinamen Gordiana, nr. 6690; mit dem Beinamen Postumiana, nr. 6691; mit dem Beinamen Tetricianorum, nr. 6692.

[9]) Dio Cass. LXVIII, 14. Eutrop. VIII, 3. Trajanus victa Dacia ex toto orbe Romano infinitas eo copias hominum transtulerat ad agros et urbes colendas: Dacia enim diuturno bello Decebali viris fuerat exhausta. Aurel. Vict. de Caesar. Traj. Deductae (in Daciam) coloniarum plerae que

weise aber aus Italien [1]) und Griechenland [2]). Es ging Trajan's Absicht offenbar dahin, die Länder zwischen der Donau und den Karpathen schnell zu romanisiren: sie sollten den Kern, die Basis für neue römische Eroberungen bilden. Gegen Osten sollten die Völkerschaften nördlich am schwarzen Meere und weiter bis zu den Armeniern und Parthern, gegen Westen die germanischen Nationen bis an den Limes Romanus und den Rhein unterworfen werden. Die Operationsbasis, der Centralpunkt für die neuen Eroberungskriege musste der römischen Herrschaft vollständig gesichert sein, wenn Trajan sich bei den weiteren beabsichtigten Kämpfen vollständig den Erfolg und Sieg versprechen wollte. Daher ist die ungewöhnliche Sorgfalt und das eifrige Bemühen Trajan's zur vollständigen Romanisirung Daciens zu erklären und daher auch wird es nicht auffallend erscheinen, warum der Kaiser auf seine steinerne Brücke über die Donau so grosse Wichtigkeit legte; sie bildete in Wahrheit den Übergang von dem römischen Reiche mit den alten Stromgrenzen des Rheins, der Donau und des Euphrats zu dem neuen grösseren römischen Reiche, dessen Grenzen weit in das mittlere Europa und in Asien bis zu den Hochgebirgen sich erstrecken sollten. Daher sollten auch die Strassenzüge aus Italien und der Hämus-Halbinsel, welche an die Donau führten, ihre Richtung zur steinernen Brücke nehmen und die lebhafteste Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Donauländern gerade bei diesem Knotenpunkte stattfinden. Der Kaiser ordnete für die steinerne Brücke einen Curator an, der zugleich Präfect über die benachbarten Flussgebiete der Donau und Theiss war [3]).

Trajan war es nicht beschieden, seine grossen Eroberungspläne vollständig zu verwirklichen; die Kürze seiner weiteren Regierung gestattete ihm nur, die glänzenden Eroberungen im Osten zu machen, wodurch das römische Reich über den Euphrat ausgedehnt und mit neuen Provinzen vergrössert wurde: die Kriege gegen die germanischen Völker, welche von Dacien und vom Rhein aus zugleich bekämpft werden sollten, aufzunehmen, hinderte ihn der Tod, der ihn in Asien überraschte (117 n. Chr.).

Es lag in dem eiteln Charakter von Trajan's Nachfolger, die Werke und Pläne des Vorgängers nicht fortzusetzen, sondern sie vielmehr zu vernichten. Hadrian gab sogleich bei seinem Regierungsantritte die Eroberungen Trajan's im Oriente grösstentheils wieder auf, ohne durch unglückliche Kriege dazu gezwungen zu sein. Auch in Europa sollte die alte Donaugrenze wieder hergestellt und demgemäss Dacien, die neu gewonnene Provinz, wieder aufgegeben werden. Allein hier konnte die Sache ohne grossen Nachtheil für das Reich nicht ins Werk gesetzt werden. In Dacien waren viele Tausende römischer Bürger angesiedelt worden, die neuen Colonien waren in dem blühendsten Zustande, der Verkehr zwischen der dacischen Provinz und den andern Donauländern war ein überaus lebhafter und selbst in militärischer Beziehung war für die letzteren viel gewonnen worden, da sie sich nicht mehr den Plünderzügen der benachbarten nordischen Barbaren ausgesetzt fanden.

Wider Willen behielt Hadrian daher die dacische Provinz beim Reiche, aber der pracht- und wundervolle Bau der Brücke, dem keines seiner Bauwerke nur im entferntesten gleichgestellt werden konnte, musste seinem Neide fallen. Unter dem Vorwande, dass die steinerne Brücke dem Reiche nicht nützlich sei, da Schiffbrücken den Verkehr zwischen den beiderseitigen Ufern zu unterhalten eben so gut geeignet seien, erklärte er jene nicht nur für entbehrlich, sondern er ging noch weiter; er behauptete die Brücke könne dem Reiche sogar gefährlich werden, indem den nordischen Barbaren dieselbe eine Erleichterung darböte zu ihren Einbrüchen in die römischen Provinzen. Er machte daher das Werk, das noch nicht zwei Decennien bestanden, zu einer Ruine. Dieses konnte nur mit Aufbietung vieler Kraft und Kosten bewerkstelligt werden. Der ganze obere Theil der Brücke ward abgetragen und die steinernen Bogen gesprengt [1]), nur die hohen Brückenpfeiler liess Hadrian wie traurige Denkmäler des Wunderbaues stehen [2]). Auch andere Prachtbauwerke Trajan's würde Hadrian zerstört haben [3]), wenn er nicht doch bald selbst eingesehen, wie sehr er durch seine Handlungsweise die Unzufriedenheit der Römer erregte. Neid über Trajan's Ruhm war auch die Ursache, dass er alle grossen Männer,

---

[1]) Dieses zeigt die schnelle Verbreitung der lateinischen Sprache und die häufig vorkommenden italienischen Städtenamen in Dacien.

[2]) Es ist dieses aus Pausan. descr. Gr. V. c. 12, und aus dem Gebrauch der griechischen Sprache in dacischen Städten zu schliessen. Vgl. Detlefsen über eine in Siebenbürgen gefundene Wachstafel in griechischer Sprache. Sitzungsberichte der Wiener kais. Akademie d. Wissensch., J. 1858, XXVII, 89.

[3]) Gruter, 446, 3. Seivert Mon. Rom. in Dac. Vienn. 1773 p. 56

M. PAPIRIO M · F · COR
PRAEF · COH · I · PAN
IN DACIA PRAEF
RIPAE TIBISSI (et) DANV
BII CVRATORI PON
TIS AVG · IN MOESIA
IIVIRO POP · PLEBSQ
VLPIA TRAI
SAR · PATR · B · M · P

Die Lesung II.L. VIRO bei Francke ist falsch.

[1]) Dio Cass. LXVIII. 13. Ἀδριανὸς δὲ — φοβηθείς, μὴ καὶ τοῖς βαρβάροις τοὺς φρουροὺς αὐτῆς βιαζομένοις ῥᾳδία διάβασις ἐς τὴν Μυσίαν ᾖ, ἀφεῖλε τὴν ἐπιπολῆς κατασκευήν. Tzetz. Chil. II. v. 80. Τὴν γέφυραν κατέλυσε (Ἀδριανὸς) λαβὼν τὴν βασιλείαν.

[2]) Dio Cass. l. c. Ἑστᾶσιν (noch zu Dio's Zeit) αἱ κρηπῖδες, ἄλλως δίοδον οὐκ ἔχουσαι, καθάπερ ἐπ' αὐτῷ τούτῳ μόνον γενόμεναι, ἵν' ἐπιδείξωσι τὴν ἀνθρωπίνην φύσιν οὐδὲν ὅτι οὐ δυναμένην ἐξεργάσασθαι.

[3]) Spartian. Hadrian. c. 8. Theatrum quod ille (Trajanus) in campo Martio posuerat, contra omnium vota destruxit.

die sich unter dessen Regierung durch Kriegsthaten oder löbliche Werke ausgezeichnet hatten, unter nichtigen Vorwänden verfolgte, und einige derselben auch hinrichten liess [1]). Die Verfolgung traf auch den berühmten Architekten Apollodor, den Erbauer der steinernen Donaubrücke. Nachdem Hadrian dessen grosse Talente noch für seine Bauwerke verwendet hatte, fiel zuletzt der grosse Baumeister als ein Opfer des Hasses und des Neides des kaiserlichen Dilettanten in der Baukunst [2]).

Seitdem die Brücke in ihren oberen Theilen abgetragen war, konnte sie zwar den Römern nicht mehr von Nutzen sein [3]), der Ort aber blieb dessenungeachtet ein wichtiger Militärposten, nicht nur wegen der Castelle und befestigten Positionen in der Nähe, sondern auch als einer der Hauptknoten-Punkte in den römischen Strassenzügen, welche die südlichen Donauländer mit den nördlichen in Verbindung setzten. Neben den steinernen Brückenpfeilern wurde eine Schiffbrücke aufgestellt, und ein ansehnlicher Theil der unteren Donauflotte — sie heisst auch die mösische oder istrische — erhielt daselbst ihren Standort. Bei der Brücke hatte sich bald eine Stadt erhoben, die mit zu den bedeutendsten Plätzen in Mösien gezählt wurde. Sie hiess Ageta oder Egeta [4]) und findet sich unter den ansehnlicheren Donaustädten bei Ptolemäus, im Itinerarium Antonini, auf der Tabula Peutingeriana und in der Notitia Imperii erwähnt.

Man könnte versucht sein zu vermuthen, dass in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts Kaiser Alexander Severus die steinerne Trajansbrücke über die Donau wieder hergestellt habe: denn ein alter Schriftsteller, Namens Lampridius, sagt im Leben des Alexander Severus, dass von diesem Kaiser die Trajanischen Brücken restaurirt worden seien [5]). Da aber nirgends sonst eine Erwähnung davon geschieht, so ist diese Nachricht offenbar nur in der Weise zu verstehen, dass die noch im Gebrauche befindlichen Trajanischen Brücken von Alexander Severus restaurirt wurden. Dass Dio Cassius nichts von der Sache weiss, der doch ein Zeitgenosse des Alexander Severus war, ja ausdrücklich angibt, dass von der Brücke nur noch die Pfeiler übrig seien, widerspricht nicht der Lampridischen Nachricht, indem Dio Cassius die Geschichte Trajans vor dem Regierungsantritte des Alexander Severus niederschrieb und die Thaten und Werke dieses letzteren Kaisers selbst nicht mehr überlieferte. Würde Alexander Severus wirklich die Brücke wieder hergestellt haben, so wäre sicher ein solches Werk von den Geschichtschreibern der späteren Kaiserzeit, namentlich von Herodian nicht unerwähnt geblieben. Es würde auch der Nachfolger des Alexander Severus, der Kaiser Maximin, in seinen Kriegen mit den Germanen und Sarmaten, nördlich von der Donau, nicht nothwendig gehabt haben, eine Brücke über den Strom schlagen zu lassen, wenn in den mittleren Donaugegenden eine stehende Brücke existirt hätte [1]).

Alexander Severus mag die Castelle bei den Brückenköpfen zu Egeta, namentlich auf dem linken Donauufer bei Transdierna wieder hergestellt und einen neuen Festungsbau unter seinem Namen turris Severina beigefügt haben. Die Ruine eines thurmartigen Festungswerkes bei der wallachischen Stadt Tschernetz, dem serbischen Orte Cladova gegenüber, also gerade an der Stelle der steinernen Trajansbrücke, bewahrt noch bis auf den heutigen Tag den Namen: Turn-Severin (Severins-Thurm, romanisch: Turnu Severinului). Er ist an 26 Fuss hoch und ist mit einem tiefen Wallgraben umgeben. Die umliegende Ebene wird Kimpiu-Severinului, oder das Lager Sever's genannt. Im Mittelalter wurde ein Theil der kleinen Wallachei von dem Severinsthurm das Severiner Banat genannt und der ungarische König Bela IV. übergab dasselbe unter dem Namen: terra de Severinu an die Johanniter im Jahre 1247. Gegenwärtig ist durch neue Anbauungen Turnu-Severinului zu einer wallachischen Kreisstadt angewachsen, welche an die benachbarte Stadt Tschernetz fast angrenzt [2]).

Unter den Wallachen soll noch jetzt die alte Sage sehr verbreitet sein, Kaiser Severus habe eine Stadt und eine Burg bei Turn Severin, erbaut, das daher von ihm benannt worden. Wenn diese Volkssage auf historischem Grunde beruht, so kann unter dem K. Severus nicht Septimius Severus gemeint sein, von dem weder Dio Cassius noch irgend eine andere Quelle von einem solchen Werke an der Donau Erwähnung thut. Es kann sich nur auf Alexander Severus beziehen. Ganz unrichtig aber dürfte die Meinung eines neueren Schriftstellers [3]) sein, dass unter Kaiser Severus jener Flavius Severus zu verstehen sei, der von dem Kaiser Galerius hervorgezogen, als Cäsar unter ihm ein Heer gegen die Gothen und Sarmaten geführt und im Jahre 307 als sein Mitregent gestorben. Dieser hätte nicht nur die Brückenthürme errichtet, sondern auch die Brücke selbst wieder hergestellt. Es sind dieses lauter Annahmen ohne historische Beweise.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Gallienus ging die Provinz Dacia, bei

[1]) Dio Cass. LXIX, 2 und 3. Spartian. Hadrian. c. 3 und 7.

[2]) Dio Cass. LXIX, 4. Tzetz. Chil. II. v. 82. Αὐτὸς τὸν Ἀπολλόδωρον γεφυρεργάτην κτείνει.

[3]) Dio Cass. LXVIII, 13. Οὐ μέντοι καὶ εἰς ὠφέλειάν τινα ἡμῖν ἡ γέφυρα παρέχεται.

[4]) Sollten griechische Colonisten, die sich daselbst vorzugsweise niedergelassen, vielleicht den Ort Εἰς Γέτας (an der dacischen Grenze) genannt haben? Die Römer hätten dann den Namen in Ad Getas übersetzt oder in Egeta corrumpirt.

[5]) Lamprid. Alex. Sever. c. 25. Pontes quos Trajanus fecerat instauravit pene in omnibus locis. Aliquos etiam novos fecit, sed instauratis nomen Trajani reservavit.

[1]) Herodian. hist. Rom. lib. VII, c. 1 und 2.

[2]) Neigebaur, Dacien, S. 110 ff.

[3]) Francke, zur Gesch. Trajan's, S. 133.

der im Reiche herrschenden Verwirrung und Anarchie, und bei den Einbrüchen gothischer Völker in die unteren Donauländer verloren, und Kaiser Aurelian gab sie ganz und gar auf, indem er alle Besatzungen aus den dacischen Festungen herauszog, so dass die alte Donaugrenze wieder hergestellt wurde. Es gab wohl noch immer eine dacische Provinz, aber nicht mehr im eigentlichen Dacien, sondern in Mösien. Von diesem Lande wurde der Strich, welcher an die Donau angrenzte, als besondere Provinz abgeschieden, als Dacia Ripariensis oder Dacia Ripensis, welche anfänglich auch nach dem Namen des Kaisers Aurelian das aurelianische Dacien genannt worden war [1]). Die mösischen Städte unmittelbar am rechten Donauufer wurden nunmehr dacische Städte. So gehörte nun auch die Stadt Egeta bei der Trajansbrücke nicht mehr zu Obermösien, sondern zum Ufer-Dacien. Es blieb die Stadt auch ferner ein wichtiger militärischer Punkt. Zwar war nun die Schiffbrücke abgeführt, aber es verblieb unter dem Schutze der Donaucastelle die istrische Flotte, und von der Colonia Ulpia Trajana Sarmizegethusa, wo früher die leg. XIII Gemina gelegen war, kam dieselbe nach Egeta mit einigen Reiterschaaren und Auxiliar-Fussvölkern. Am jenseitigen Ufer in der Nähe der Mündung der kleinen Tzerna (Tzernetz) wurde von den Römern noch Transdierna mit dem alten Brückenkopfe und einem festen Castelle behauptet, so dass Egeta immer einen guten Übergangspunkt über die Donau ins feindliche Land bildete.

Man wird es daher auch ganz natürlich finden, dass Constantin der Grosse bei seinen Kriegen mit den Gothen und Sarmaten, die öfter ins Römerreich plündernd eingebrochen waren, die günstigen Localitäten bei Egeta benützte, um die Feinde im eigenen Lande aufzusuchen und ihnen da Schlachten zu liefern [2]). Er benutzte die steinernen Pfeiler von der Trajansbrücke zum Baue einer neuen steinernen Brücke. Es war ihm das Werk dadurch schon sehr erleichtert [3]). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass nach den siegreichen Feldzügen, worin vom Kaiser der Zweck, den Feinden Furcht vor den römischen Waffen einzujagen, erreicht worden, der obere Theil der Brücke von den Römern selbst wieder abgetragen wurde, um den nordischen Barbaren nicht den Zugang in das römische Reich zu erleichtern. Es findet sich in der Notitia Imperii, welche ungefähr zwei Menschenalter nach Constantin niedergeschrieben wurde, keine Spur von einer steinernen Brücke zu Egeta oder überhaupt an der Donau. Als Erinnerung an den Zug Constantin's über die Trajansbrücke erhielt sich ein Thurm, den dieser Kaiser bei der Brücke hatte erbauen lassen [1]).

Als die Hunnen die unteren Donau- und die sämmtlichen Theissgegenden besetzten und bald auch in das Uferdacien, in Mösien und Pannonien vordrangen, so schützten vor der wilden und unwiderstehlichen Menge der Barbaren weder Ströme noch Gebirge, weder Castelle noch Festungen. Die meisten Burgen, Lager und Städte an der Donau wurden damals zerstört [2]). Dieses Schicksal traf auch Egeta und seine in der Nähe gelegenen Lager, Castelle und Befestigungen.

Später als der Hunnen- und Gothensturm vorübergegangen, als die Heruler, Gepiden und Longobarden in den heimgesuchten Gegenden sich niedergelassen und zeitweise für Constantinopel Kriegsdienste leisteten, gewannen die byzantinischen Kaiser wieder an der unteren Donau festen Fuss. Kaiser Justinian liess die meisten der in Dacia Ripensis zerstörten Städte und Burgen wieder aufbauen. Egeta aber blieb in Trümmern liegen. Dagegen wurden die in der Nähe gelegenen Castelle, die grösstentheils Ruinen waren, wieder neu aufgebaut. Die noch aus dem Wasser hoch emporragenden alten Brückenpfeiler mögen zu den neuen Bauten wie Steinbrüche benützt, zum Theile das Baumaterial geliefert haben. An der Stelle von Egeta, unweit des ehemaligen Brückenkopfes auf der rechten Seite, erbaute Justinian eine Burg unter dem Namen Pons. Das gegenüber liegende Transdierna, welches Procopius fälschlich Theodora nennt, aber blieb in Trümmern liegen [3]).

---

[1]) Eutrop. IX. 6 und 15: (Aurelianus) abductos Romanos ex urbibus et agris Daciae in media Moesia collocavit, appellavitque Daciam, quae nunc duas Moesias dividit et est in dextra Danubio in mare fluenti, cum ante fuerit in laeva. — Ruf. Fest. brev. Dacia Gallieno imperatore amissa est et per Aurelianum translatis exinde Romanis duae Daciae in regionibus Moesiae et Dardaniae factae sunt. Vopisc. Aurel. c. 37 und 39. Notit. imper. c. 31. Procop. de aedif. IV. c. 6.

[2]) Eutrop. X, 4. Gothos-varie profligavit. Idal. Chr. ad ann. 332. Victi Gothi in terris Sarmatarum. Theophan. ad ann. XXII et XXIV Constantin. Die Inschrift auf einer dem Constantin d. Gr. gewidmeten Säule (bei Marsigli II, Tab. 17): Fortunae reduci ob devictos Gotos.

[3]) Aurel. Victor. Epit. c. 17 gibt nur die Notiz: Hic pontem in Danubio struxit. Dass die Brücke von Stein war, sagt das Chronic. Paschal. ad an. 328, p. 527 ed. Bonn. in bestimmter Weise: Τὸν Δανοῦβιν πλειστάκις ἐπέρασεν καὶ γέφυραν αὐτῷ λιθίνην ἐποίησεν. Marsigli II, 51 und Francke S. 133, sind im Irrthum, wenn sie behaupten, Constantin's Brücke sei eine hölzerne gewesen. Die Constantinische Münze, welche bei Marsigli II, Tab. 47 und Mannert, res Traj. p. 49 und Fig. 13 mitgetheilt wird, liefert eine Abbildung von einer Brücke, deren Construction man fälschlich für eine aus Holz bestehende gehalten hat. Vgl Eckhel, VIII, 83 sqq. Manche meinen, Constantin habe seine Brücke bei Gieli, in der Nähe der Aluta-Mündung in die Donau, errichten lassen, dieses ist aber nicht wahrscheinlich. Schon Gibbon hist. of the decline etc. ch 14, nimmt mit Recht an, dass Constantin auf der wieder hergestellten Trajansbrücke gegen die Gothen gezogen sei. Julian. Caesar. p. 846, gibt an, dass Constantin die Provinz (Dacia), welche Trajan unterworfen, wieder erobert habe.

[1]) Von diesem Thurme macht nur Constantin. Porphyrog. de administrando imperio, II. c. 40 in einer Stelle Erwähnung, die von allen, die über die Trajansbrücke geschrieben haben, übersehen worden ist. Sie lautet: Τῆς αὐτῆς γεφύρας [Τραϊανοῦ], ἐν ᾗ καὶ πύργος ἐστὶ τοῦ ἁγίου καὶ μεγάλου Κωνσταντίνου τοῦ βασιλέως.

[2]) Procop. de aedif. IV. c. 5. Ἀττίλας στρατῷ μεγάλῳ ἐσβεβληκώς, τά τε ὀχυρώματα πόνῳ οὐδενὶ ἐς ἔδαφος καθεῖλε.

[3]) Procop. de aedif. IV. c. 6. In dem Städteverzeichniss des Hierocles, das Wesseling edirt und commentirt hat (von neuem abgedruckt zu Constantin. Porphyrogen. de adm. imper. ed. Bonn. 1840, im Anhang) p. 393 kommen unter den Städten des ehemaligen Ufer-Daciens nur vor: Ῥατιάρια, Βονώνια, Ἄκυϊς, Κάστρα Μάρτια und Ἴσκος.

Die Ruine eines Thurmes hat sich bis auf den heutigen Tag davon erhalten; es ist der Thurm Severin, wovon die dabei neu angelegte wallachische Stadt Turn Severin, ganz nahe bei Czernetz, den Namen führt [1]).

Das Ergebniss unserer Untersuchung ist: Durch die Zeugnisse der alten Schriftsteller, durch die Localitäten und die noch gegenwärtigen Bauüberreste ist festgestellt, dass Trajan seine steinerne Brücke über die Donau nur zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin und dem serbischen Dorfe Felislau (Cladova) erbaut haben konnte; ferner, dass bei Gieli gar keine steinerne Brücke existirt hatte, und dass endlich Constantin keine neue steinerne Brücke zu seinen wiederholten Donauübergängen anlegte, sondern die alte Trajanische nur wieder herstellte [2]).

Anhang.

Zwei an die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale eingesandte Berichte über die am 15. Jänner 1858 stattgefundene Aufnahme der bei Turn Severin in der Donau wahrgenommenen Überreste von alten Brückenpfeilern.

I.

Aus dem Berichte des Herrn k. k. Majors Imbrissvic, ddo. Orsova, 6. März 1858.

„Am 15. Jänner 1858 begab ich mich in Begleitung des Orsovaer Hrn. Pfarrer Bilsky, des k. k. österr. Agenten Starrost in Turn Severin, Koller, dann des Ingenieur Deuster und Bau-Polier Brand, welch' beide letzten von der k. k. priv. Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft delegirt sind, den Bau der Schiffswerfte bei Turn Severin zu leiten, zu den Ruinen der Trajansbrücke.

Der niedere Wasserstand der Donau, nach dem Orsovaer Pegel aufgenommen, betrug an jenem Tage 1′—4″ unter Null, daher er auch 16 Pfeiler der alten Römerbrücke über den Wasserspiegel wahrnehmen liess.

Diese Pfeiler sowohl, wie die beiden an dem wallachischen und serbischen Ufer angelegten Brückenköpfe sind aus gemischtem Mauerwerke aufgeführt und scheinen nach vorgefundenen Merkmalen durchgehends mit massiven Quadern verkleidet gewesen zu sein.

Auch findet man noch gegenwärtig in einem 10° breiten Pfeiler regelmässig behaute Sandsteine und Quadern von ½ Kubikklafter Körpermass.

Sehr bedauernswerth ist es, dass die Bewohner von Turn Severin sich die grössten der solid zugehauenen Steinblöcke, angeblich zur Ausmauerung eines Brunnens, zueignen und auf diese Weise verwüsten, was Zeit und Elemente an diesem Riesenwerke römischer Baukunst noch übrig liessen.

In der Mitte eines Brückenpfeilers fanden wir einen eingemauerten Eichenstamm, von dem einige wallachische Unterthanen bemüht waren, Stücke abzulösen, um selbe als Erinnerung an jenes denkwürdige Bauwerk mitzunehmen."

Dem Bericht waren beigeschlossen Stücke von dem Eichenstamm und seiner Ziegelverkleidung; ferner der Abdruck eines Ziegels, der von einem Pfeiler abgelöst wurde und die noch lesbare Inschrift . . H I C R E trägt, und zwei solche abgelöste Ziegelsteine mit der Inschrift COH II HISP.

II.

Werft-Bauleitung: k. k. priv. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.
Turn Severin, am 6. März 1858.

Die Überreste der Römerbrücke bei Turn Severin wurden vom Unterzeichneten am 15. Jän. l. J. bei einem Wasserstande (1′—4″) unter Null nach dem Orsovaer Pegel aufgenommen [1]).

Die Spannweite der Brücke vom Brückenkopf des wallachischen Ufers bis zu jenem am serbischen Ufer beträgt 596 Klafter Wiener Mass, im Strombett waren 16 Pfeiler sichtbar, wovon 5 vom wallachischen Ufer bis zur Insel und 11 Pfeiler von der Insel gegen das serbische Ufer aufgenommen wurden; die ganze Brücke jedoch dürfte auf 20 Pfeiler erbaut worden sein, da sich in dem Zwischenraume des mit Nr. 5 bezeichneten Pfeilers bis Nr. 6 vier Pfeiler eintheilen lassen (vgl. Tafel IX). Die Überreste der Pfeiler haben eine Länge von 11°—3″ bis 12° und eine Breite von 7°—3′ bis 7°—5′, der mit Nr. 12 bezeichnete Pfeiler ist mit einer Breite von 10° gemessen worden, auf den noch gegenwärtig regelmässig behaute Sandsteine von ⅓ Kubikklafter Körpermass ersichtlich sind.

Das Plateau der Brückenköpfe beträgt dieselbe Breite eines Pfeilers und dürfte das Widerlager der Wölbung gewesen sein; — in der vorderen Ansicht der Brückenköpfe sind Löcher mit einem Querschnitte von 5″ bis 6″ und einer Tiefe von 18″ bis 2′ sichtbar, in denen Überreste von Holz aufgefunden wurden. Von beiden Brückenköpfen gegen die Anhöhe sind Überreste von Mauern sichtbar, die mit der Brücke in Verbindung standen, woraus sich schliessen lässt, dass die Brückenbahn in einer bedeutenden Höhe über dem höchsten Wasserstand erbaut wurde.

Die Fundirung der Brückenköpfe und Pfeiler bestand aus Beton-Mauerwerk und die weitere Aufmauerung nach aufgefundenen Merkmalen aus gemischtem Mauerwerk mit massiver Quader-Verkleidung.

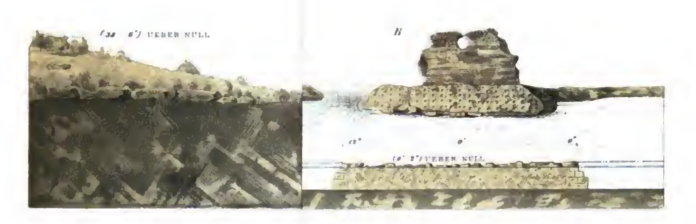
(gez.) F. Deuster,
Bau-Assistent.

---

1) Neigebaur, Dacien, S. 110.

2) Francke, zur Gesch. Trajan's, der von neuem die ganze Frage über den Ort der Trajansbrücke verwirrte, anstatt sie zu lösen, hat geglaubt (S. 133), Trajan habe seine Brücke bei Gieli erbaut, Constantin dagegen sei über eine hölzerne Brücke bei Severin über die Donau gegen gothische und sarmatische Völker gezogen, welche letztere Brücke nicht von diesem selbst, sondern von dem Cäsar Flavius Severus erbaut worden sei. Constantin sei dann unverdienter Weise als Erbauer der Brücke genannt worden. „So wäre", schliesst Francke, „jene wallachische Volkssage mit dem Bilde der Constantinischen Münze in Einklang gebracht und zugleich der unfruchtbare Streit über die Brücken bei Severin und Gieli geschlichtet."

1) Vgl. Taf. IX.


UEBER NULL
B
UEBER NULL




HOHLWEG
HOHLWEG
WALLACHISCHES UFER.
SERBISCHES UFER.

Neuentdeckte Wandgemälde in der Pancratiuscapelle bei Sieding (Kreis U. W. W.).

Von Dr. Gustav Heider.

Eine kleine Strecke von dem Dorfe Sieding (eine Stunde von der Eisenbahnstation Ternitz), V. U. W. W., steht hart an der Strasse eine, nunmehr schon zum Theile verfallene Capelle, die einst dem h. Pancratius zugewidmet war, nunmehr aber, völlig aufgegeben, jedem Belieben der Vorbeiziehenden preisgegeben ist. Der Anblick dieser Ruine bietet in malerischer Beziehung eben nichts Anziehendes und darin mag auch der Grund liegen, dass sie bis jetzt, trotzdem das Innere derselben in kunstgeschichtlicher Beziehung nicht ohne Interesse ist, gänzlich unbeachtet blieb. Nur die kleinen Fenster am Schiffe der Capelle und das im Bogen geschlossene Fenster der Apside, welche sämmtlich die dem romanischen Style eigenthümliche Verengung nach der Mitte zu zeigen, werden dem Kenner die Andeutung geben, dass er es hier mit einem Baue aus älterer Zeit zu thun habe. Dies veranlasste auch mich, diese Capelle einer näheren Untersuchung zu unterziehen und ich glaube mit der nachfolgenden Mittheilung des daselbst Gefundenen dem Interesse der Kunstfreunde Genüge zu leisten.

Die Capelle hat eine sehr regelmässige und einfache Anlage. An den oblongen viereckigen Schiffsraum schliesst sich, durch einen breiten Bogen getrennt, ein fast quadrater Altarraum an. Ersterer war ursprünglich mit einer flachen Decke versehen, wie dies aus den an der südlichen Wand in bedeutender Höhe angebrachten drei kleinen Fenstern, wovon das erste ganz rund ist, die beiden anderen im Halbrunde geschlossen sind, ersichtlich ist, da sie ihrer Stellung nach die Anlage eines Gewölbes nicht zuliessen. Gegenwärtig fehlt diesem Raume, welcher durch zwei später ausgebrochene Thüröffnungen ohne Verschluss an der West- und Nordseite zugänglich ist, jede Bedachung; die Südseite zeigt keine Fenster, hingegen, wie an der Westseite, etwas aus der Mitte gerückt, ein ziemlich hohes, aber schmales romanisches Fenster angebracht, welches aber seit Langem verlegt wurde. Der quadrate Chorraum zeigt noch die alte Einwölbung, ein Klostergewölbe ohne Gurten, und wird, wie erwähnt, durch ein kleines, im Halbrund geschlossenes Fenster erleuchtet. Ausser dem Gesimse, welches an dem Choreingange in der Höhe des beginnenden Bogens angebracht erscheint und in einfacher Weise aus Wulst und Platte gegliedert ist, sehen wir an dem ganzen Baue keine weiteren charakteristischen Details.

Der ganze Bau würde daher in architektonischer Beziehung nur eine geringe Beachtung in Anspruch nehmen und wir würden den verwahrlosten Zustand desselben, wenn auch nicht gerechtfertigt finden, doch stillschweigend hinnehmen. Aber das Innere dieser Capelle enthält Überreste von Wandmalereien, welche, obgleich theilweise übertüncht, theilweise gänzlich zerstört — doch, da sie zum grössten Theil der romanischen Kunstperiode aus dem Ende des XII. Jahrhunderts angehören, unser Interesse im hohen Grade anregen. Ursprünglich waren der ganze Chorraum der Capelle wie auch die gewölbte Decke desselben und die Wände des Schiffraumes mit solchen Wandmalereien bedeckt. Von allen diesen sind aber nur einzelne Fragmente auf uns gelangt, allerdings hinreichend, um den Kunstcharakter und damit die Zeit ihrer Entstehung bestimmen, allein zu ungenügend, um aus ihnen den ganzen Cyklus der Darstellung entwickeln zu können. Im Capellenraume sehen wir durchaus lebensgrosse Figuren in kräftigen Umrissen gezeichnet, die Gesichtsbildung jedoch und überhaupt die ganze Ausführung roh und unbeholfen. Von den einstigen Farben haben sich nur wenige, wie beispielsweise jene der Gesichter und stellenweise das Roth der Bekleidung, welches vorherrschend in Anwendung gebracht worden zu sein scheint, erhalten. Die Figuren nehmen den Mittelraum der Wandfläche ein, die einzelnen Darstellungen sind nach oben zu durch horizontale Aufschriften mit romanischer Majuskelschrift und darüber mit farbigen Streifen abgeschlossen, über welchen sodann ein kleiner architektonischer Aufbau sich erhebt — jenem ähnlich, wie wir ihn beispielsweise an den Salzburger Wandgemälden und überhaupt an jenen der romanischen Kunstperiode zu sehen gewohnt sind. Der untere Theil dieser Wandgemälde ist grösstentheils noch von der Tünche bedeckt, die in wiederholten Lagen über dieselben gelegt wurde. Durch diese wie auch durch den Einfluss der Zeit erscheinen die ursprünglichen Farben theils abgeblasst, theils gänzlich getilgt; doch könnte es immerhin gelingen, durch eine sorgfältige Entfernung der Tünche einige dieser Wandmalereien wieder blosszulegen. Versuche ähnlicher Art, wie sie der Gefertigte unter freundschaftlicher Beihilfe des Conservators A. Camesina unternahm, haben dazu geführt, dass einige Darstellungen, welche völlig unkenntlich uns entgegentraten, wenigstens in ihren äusseren Umrissen sich erkennbar darstellten. Es sei uns daher gegönnt, in dem Nachfolgenden die Resultate unserer bisherigen Nachforschung dem Leser vorzuführen.

Die Ostwand des Altarraumes zeigt zwei durch das romanische Fenster, welches die Mitte einnimmt, getrennte Darstellungen, und zwar links eine Gruppe von männlichen Gestalten, deren eine das Haupt mit einem spitzen Hute bedeckt hat, mit der noch lesbaren Aufschrift: IUDE-OR . . . rechts sieben Apostelgestalten in der gewöhnlichen Darstellungsweise von links nach rechts gewendet, zuvörderst den h. Petrus mit dem doppelten Kreuze und der Aufschrift: APOSTOLOR . . Das Fenster selbst war in

seiner Schräge, wie es scheint, ornamental geschmückt und um dasselbe lief eine Umschrift, die zwar dermalen nicht lesbar ist, sich aber auf die oberhalb dem Fenster angebrachte Vorstellung bezogen haben dürfte. Von Letzterer ist nur mehr eine auf der rechten Seite sichtbare Gestalt, entweder ein knieender Engel oder, wie aus der Kopfbedeckung geschlossen werden könnte, eine weibliche Gestalt zu erblicken, welche dem ober der Rundung des Fensters angebrachten kleinen Baue (Altar- oder Kirchenmodelle) zugewendet erscheint.

Die südliche Wandfläche des Capellenraumes hat durch den später erfolgten Ausbruch eines Fensters bedeutend gelitten und nur rechts von diesem treten die Spuren einer Darstellung kenntlich hervor [1]). Wir glauben nämlich die Grablegung Christi oder eines Propheten darin zu erkennen, umgeben von nimbirten Gestalten, unter welchen jene, die dem gleichsam mumienhaft umhüllten Leichnam zunächst steht, eine Frauengestalt ist, ein Leinentuch in den Händen haltend. Die Lesung der noch sichtbaren Aufschrift dieser Darstellung ist uns nicht gelungen.

Auf der schmalen Wandfläche, welche sich nach Westen zu bildet, lesen wir die Aufschrift: SAMSON und erkennen daran die Spuren einer Darstellung, welche uns den Samson im Kampfe mit dem Löwen begriffen zeigt.

Auch an der nördlichen Wandfläche treffen wir nur mehr vereinzelte Gestalten, welche, da die darüber einst angebrachte Inschrift gänzlich zerstört ist, nur eine sehr zweifelhafte Deutung zulassen. Wir sehen nämlich eine stehende weibliche Gestalt und neben ihr eine grössere männliche (vielleicht Maria Verkündigung), links von dieser Darstellung und von ihr durch eine architektonische Gliederung getrennt, war eine weitere Darstellung angebracht, von welcher jedoch nur mehr die Überreste einer geflügelten männlichen Gestalt sich zeigen. Ausser diesen sehen wir an der Decke dieses Raumes aus der daselbst noch durchwegs haftenden Tünche nur Flügel hervortreten, welche einer grossen Engelsgestalt anzugehören scheinen.

Blicken wir auf die Reihenfolge dieser Gemälde zurück, so dürfte sich schon aus den wenigen Überresten, welche uns erkennbar entgegentreten, die Entwickelung des kirchlichen Gedankens, der ihnen zu Grunde gelegt war, andeuten lassen. Es könnten nämlich durch die Judengestalten an der Abschlusswand des Chorraumes ebenso die Propheten des alten Bundes, wie durch die Apostelgestalten an eben dieser Wand die Träger und Verbreiter des neuen Bundes, somit links und rechts von dem Altare, welcher der Feier des Opfertodes Christi geweiht ist, Kirche und Synagoge in einer Weise zur Darstellung gebracht sein, wie wir es ähnlich auf alten Darstellungen der Kreuzigung häufig sehen. Wenn sodann die Darstellung auf der nördlichen Seitenwand als die Verkündigung Mariens, jene der südlichen Seitenwand als die Grablegung Christi, und der mit dem Löwen ringende Samson als das typologiche Vorbild der Graberstehung Christi gedeutet werden darf und wenn wir uns erinnern, dass einige der dem weiteren Cyklus angehörenden Gemälde an der nördlichen und südlichen Wandfläche dermalen gänzlich zerstört sind, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Wandgemälde dieses Raumes zur Verherrlichung der bedeutsamsten Momente aus dem Leben Mariens und Christi mögen gedient haben.

Den romanischen Kunstcharakter zeigen auch noch die beiden Gemälde, welche rechts und links an der Abschlusswand des Schiffraumes gegen das Presbyterium zu angebracht sind, und zwar erblicken wir rechts die lebensgrosse Gestalt eines Bischofes mit niederer Tiara, faltenreicher Casula, die rechte Hand segnend erhoben, in der linken den Bischofstab haltend, dessen einfache Krümme nach Aussen zu steht. Zu ihren Füssen rechts erblicken wir zwei kleine knieende Gestalten, und zwar zuvörderst eine männliche und hinter ihr eine weibliche. An der linken Wand erkennen wir nur mehr die grosse Gestalt eines drachenartigen Ungethüms.

Unter den übrigen Wänden dieses Schiffraumes zeigt nur mehr die nördliche vereinzelte Spuren einer einstigen Bemalung, und zwar waren hier die Gemälde in doppelter Reihenfolge über einander angebracht und für jede Darstellung ein quadrater Raum benützt. Von diesen Gemälden treten nur einzelne Spuren aus der Tünche hervor, welche darauf hindeuten, dass in denselben verschiedene Martyrscenen (vielleicht jene der Apostel) dargestellt waren. Doch ist der Kunstcharakter derselben von jenen des Altarraumes völlig verschieden. Die Zeichnung, deren schwarze Umrisse an einzelnen Stellen sehr kenntlich hervortreten, ist bestimmt aber nicht mehr gerundet, sondern scharf und eckig und entspricht ganz jenem Kunstcharakter, den wir an Miniaturen aus der zweiten Hälfte des XIV. oder dem Beginne des XV. Jahrhunderts zu sehen gewohnt sind.

Erwähnen wir noch der überlebensgrossen Gestalt eines heiligen Christoph, welche an der südlichen Aussenwand des Altarraumes angebracht ist, in den wohlerhaltenen Theilen eine sehr sorgfältige Ausführung zeigt und ohne Zweifel dem XV. Jahrhunderte angehört, so glauben wir dem Leser von dem unerwarteten Funde vorläufig Rechenschaft gegeben zu haben, den wir in der Entfernung weniger Stunden von Wien zu machen so glücklich waren. Aus dem Anblick dieser Gemälde können wir uns annäherungsweise Rechenschaft geben über die innere Ausschmückung einer romanischen Dorfkirche, und wir schöpfen daraus die erfreuliche Überzeugung, dass die Übung der Künste schon zu einer Zeit in Österreich heimisch war, welche Vielen nur in nebelhaften Umrissen entgegentritt. Auch dürfen wir daraus den Schluss ziehen,

[1]) Die Tünche von dieser wie von der nächstfolgenden Darstellung hat Conservator Camesina auf einem späteren, mit dem k. k. Custos und Akademiker Dr. E. Birk dahin unternommenen Ausfluge entfernt.

dass diesem Bedürfnisse nach künstlerischer Ausschmückung des Innenraumes der Kirchen bei den meisten romanischen Cultusbauten, welche sich zu jener Zeit auf österreichischem Boden erhoben, entsprochen wurde, und dass nur eine Reihe von Zufällen, die auch ausserhalb der Grenze unseres Kaiserstaates Überreste romanischer Wandmalereien zu den Seltenheiten werden liessen, diese Zeugen des gehobenen Kunstsinnes unserer Vorfahren der Vernichtung preisgaben.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben dem Director des historischen Vereines und Conservator für Kärnthen, Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens allergnädigst zu verleihen geruht.

Wien. Der Architekt J. Lippert, welchem, wie bekannt, die Restauration der gothischen Wallfahrtskirche zu Strassengel übertragen ist, wurde nun von Sr. fürstl. Gnaden dem Herrn Erzbischofe von Olmütz beauftragt, für das Knabenseminar in Kremsier eine Capelle im gothischen Style auszuführen.

Ofen. Ich beeile mich über einen Ausflug auf die Insel Csepel (unter Pest) Nachstehendes zu berichten.

Im Hauptorte der genannten Insel, in dem Marktflecken Ráczkeve (5 Meilen unter Pest), fand ich ein herrliches Baudenkmal, und so viel ich weiss, ein wahres Unicum in der österr. Monarchie, eine herrliche griechisch-nichtunirte, vermuthlich unter Kaiser Sigismund erbaute Kirche, mit unzähligen Fresken bedeckt, griechische Kirchenheilige und Scenen aus der heil. Schrift darstellend und mit zwei ebenfalls gemalten Capellen und einem von der Kirche abgesondert stehenden uralten Thurme versehen.

Diese merkwürdige Kirche fiel bereits im J. 1573 dem Gesandten des Kaisers Maximilian, David Ungnad, auf, der von Wien nach Constantinopel reiste und an der genannten Insel aus dem Schiffe stieg und längere Zeit in Ráczkeve verweilte. Sein Caplan, Stephan Gerlach, schreibt nämlich in seinem im J. 1674 zu Frankfurt a. M. bei H. Friesen gedruckten Tagebuche über diese Kirche, wie folgt: „Dieser überaus lange und grosse Marktflecken huldigt sowohl dem Türken wie auch den Grafen Salm-Eck. Die Inwohner sind Ungarn und Raizen. Die letzteren besitzen eine schöne Kirche. In dieser befinden sich viele Kerzen und viele Bildnisse, darunter die Apostel und Maria mit dem Jesukindlein auf den Armen. Auf dem Altare liegen viele kleine Crucifixe. Diese Raizen gehören zwar der griechischen Kirche an, verrichten aber ihren Gottesdienst auf papistische [*]) Art und Weise. In diesem Marktflecken wird ein grosser Jahrmarkt abgehalten, den auch die Wiener Kaufleute besuchen, die ihre Kinder zur Erlernung der ungarischen Sprache hieher zu schicken pflegen". Dass der Bau romanisch und dabei sogenannt raizisch ist, fällt jedermann alsogleich auf. Die Kirche soll durch 60 Jahre ohne Dach gestanden sein, ohne bedeutend gelitten zu haben. Mehrere hölzerne Bilder tragen Spuren von Säbelhieben, mit denen sie die Rakóczy'schen Kruzen zu zertrümmern suchten. Auch soll diese Kirche recht interessante uralte Kirchengefässe besitzen, die ich jedoch nicht sehen konnte, da der Herr Pfarrer, als ich mich in Ráczkeve aufhielt, verreist war. In den nächsten Pfingstferien werden mehrere Pest-Ofner Realschullehrer einen Ausflug nach Ráczkeve machen und diese merkwürdige Kirche in jeder Beziehung erforschen und kunstgemäss aufnehmen. Da, wie im ganzen Ofner Verwaltungsgebiete, die Serben auch in Ráczkeve bedeutend und sehr auffallend abnehmen und ihre Zahl sich kaum mehr auf 100 belaufen soll, so wird diese merkwürdige Kirche leider vernachlässigt, und es ist sehr an der Zeit, dass sie aufgenommen und beschrieben werde.

Von Ráczkeve begab ich mich an die Donau nach Lore, einem ebenfalls von Serben bewohnten und Adony gegenüber am linken Ufer der „grossen Donau" gelegenen Dorfe, wo den Donaureisenden das stattliche Kirchlein überrascht, welches Se. k. k. apost. Majestät dem Andenken des der Revolution im J. 1848 zum Opfer gefallenen Grafen Eugen von Zichy im gothischen Style erbauen liess, und das in Bälde auf das Feierlichste eingeweiht werden wird. Nicht weit von diesem Kirchlein fand ich zwei schöne römische Denksteine. Auf dem einen ist Achilles sichtbar, wie er mit zwei prächtigen Rossen den Leichnam des Hectors schleift; auf dem anderen konnte ich die Bildnisse nicht mehr ausnehmen, weil sie vor Kurzem, wie mir die Bewohner erzählten, durch die Maurerlehrlinge, die bei der Reparatur der dortigen griechischen Kirche thätig waren, aus lauter Muthwillen mit einem Hammer herabgeschlagen wurden. Ich traf alsogleich Anstalten, dass beide Steine in's National-Museum nach Pest übertragen werden. Die Leute erzählten mir ferner, dass man an eben dieser Stelle bereits viele solcher Steine, dann römische Münzen gefunden habe und dass noch sehr starke unterirdische Mauerwerke vorhanden sind.

Aus Allem ersah ich, dass zu Lore, wie es in Pest und Tass der Fall war, ein römisches Castell bestand und die grosse Insel Csepel von den Römern militärisch besetzt war. Gegenüber von Lore finden sich noch immer grossartige Spuren von römischen Befestigungen und zwar von Adony bis Földvar an der Donau. Auch können allda die Überreste der grossen römischen Heeresstrasse, welche den Orient mit dem Occident der Donau entlang verband, und von Belgrad (Taurunum), über Essegg (Mursa), Altofen (Aquincum), Szöny (Regelio) und Carnuntum nach Wien etc. führte, verfolgt werden. Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass auch Ungarn (jenseits der Donau) ehethunlichst in antiquarischer Beziehung ebenso erforscht werde, wie dies eben gegenwärtig mit ganz Frankreich der Fall ist. Es liessen sich Resultate von hohem Interesse erzielen.

Vor Kurzem fand ich auch in Vaal sehr interessante römische Alterthümer, wo solche bisher noch nie gesucht worden sind; ferner liess ich mir sagen, dass Waizen gegenüber, im Weichbilde des deutschen Dorfes Bogdan, 24 römische Grabsteine in einer Grube aufgehäuft sein sollen, worüber ich mir nächstens Gewissheit verschaffen will.

Zum Schlusse nur noch die Anzeige, dass ich in Bälde im Stande sein werde, die sehr interessante uralte Kirche der berühmten Cistercienser-Abtei Trium Fontium im Borsoder Comitate, unweit von Erlau, aufnehmen und beschreiben zu lassen und der k. k. Central-Commission die Zeichnungen etc. davon vorzulegen. Diese Kirche ist schon darum höchst interessant, weil sie von Cisterciensern im grossartigen Style (jedoch ohne Thurm, wie es bei den Cisterciensern in den ersten Zeiten ihres Bestehens Regel war) erbaut worden ist, die vom Stifte Heiligenkreuz (bei Baden in Österreich) 13 an der Zahl (zu Ehren des Heilandes und seiner 12 Apostel zogen nämlich stets 13 aus dem Mutterhause in eine neue Ansiedlung) nach Ungarn kamen und sich in dem Erlauer Thale des Metragebirges ansiedelten.

Dr. Michael Haas.

[*]) Da mir das Tagebuch Gerlach's nicht zu Gebote steht, so habe ich die bezogene Stelle, die aus dem Deutschen in's Ungarische übersetzt mir vorliegt, aus der ungarischen Übersetzung in's Deutsche übersetzt.

Literarische Anzeigen.

Vor Kurzem ist die erste Lieferung des zweiten Bandes der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. Gust. Heider und Prof. R. v. Eitelberger, erschienen. Dieselbe enthält „die Kirche des h. Ambrogio zu Mailand", von Prof. R. v. Eitelberger (nach den Aufnahmen des Architekten W. Zimmermann). Wir behalten uns eine ausführliche Anzeige dieses höchst interessanten Denkmals vor, wenn es mit der folgenden — demnächst erscheinenden Doppel-Lieferung zum Abschlusse gebracht sein wird.

* Von Dr. August Ambros ist nun gleichfalls in sehr gefälliger Ausstattung eine Monographie über den Prager Veitsdom (Prag 1858, Verlag von K. André) erschienen. Wie der Verfasser schon in der Vorrede hervorgehoben hat, gab er dem Werke nach dem Wunsche seines Verlegers eine solche Form und Haltung, dass es auch für weitere Leserkreise — nicht blos für den specifischen Kunstarchäologen — anregend zu wirken im Stande sei, was auch mit seinen eigenen Wünschen vollkommen übereintraf. Wer sich nun begnügt von diesem prachtvollen Denkmale gothischer Architectur und seinen reichen Kunstschätzen im Allgemeinen eine ausführliche, mit fleissiger Benützung der historischen Quellen gearbeitete Schilderung zu besitzen, ohne tiefere kritische Würdigung des Kunstcharakters, oder wer die schöne reizende Moldaustadt besucht hat und nach Besichtigung des herrlichen Domes ein angenehmes Erinnerungszeichen davon bewahren will, wird von diesem Werke vollständig befriedigt sein. Mit gewandter Feder gibt Dr. Ambros eine detaillirte Geschichte des Domes, seines Baues und seiner Schicksale, eine Charakteristik der Architectur des Prager Domes, die Beschreibung des Domschatzes und anderer zum Dome gehöriger Kunstwerke und der Krönungs-Insignien, so dass kaum ein bedeutendes Object des Domes nicht berücksichtigt worden sein dürfte. Dem Werke sind auch mehrere Illustrationen der Architectur und Kunstschätze des Domes beigefügt, die mit Rücksicht auf das Klein-Octav-Format des Buches nett und sauber ausgeführt sind, ohne eben Ansprüche auf gewissenhafte Treue in archäologischer Hinsicht zu machen. — Sollte dagegen Kunstfreunden und Archäologen diese Monographie nicht vollständig befriedigen, so können wir darauf hinweisen, dass eben jetzt die Herausgeber der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des Kaiserstaates", Dr. Heider und Prof. Eitelberger, durch den Architekten A. Essenwein eine sachgemässe Aufnahme des Veitsdomes zur Veröffentlichung in dem genannten Werke veranlasst haben und die k. k. Central-Commission sich im Besitze einer mit Abbildungen versehenen Beschreibung des Prager Domschatzes von Franz Bock aus Cöln befindet, welche wahrscheinlich im IV. Bande des Jahrbuches zur Publication gelangen wird.

* Die zweite in Lieferungen erschienene Auflage der „Geschichte der Architectur" von Dr. W. Lübke liegt nun vollständig vor. Um die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen, hat der Verfasser die Mühe nicht gescheut, die schnell nothwendig gewordene zweite Auflage mit Gewissenhaftigkeit gänzlich durchzuarbeiten. Ohne die ursprüngliche Färbung zu verwischen, suchte er alle Theile etwas weiter auszuführen und Manches, was ihm wichtig schien, dem ersten Texte einzufügen. Eine sehr wichtige Verbesserung ist dem Werke dadurch erwachsen, dass die Zahl der Abbildungen um mehr als das Anderthalbfache der ersten Auflage (auf 448 Holzschnitte) erhöht wurde. Es bedarf wohl nicht erst einer Hinweisung auf das Empfehlenswerthe dieses Werkes, da kein ähnliches in den letzten Jahren erschienen ist, welches nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Laien eine so klare und wissenschaftlich begründete Übersicht der Geschichte der Baukunst liefert. Was uns aber in Österreich von besonderem Interesse ist, haben wir schon in einem früheren Hefte bemerkt: die Berücksichtigung der österreichischen Baudenkmale in einer Ausdehnung, wie dies bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist. Welche Bauwerke der romanischen Periode des Kaiserstaates auf Grundlage der neuesten Forschungen hervorgehoben wurden, darauf haben wir schon in dem Juni-Hefte der „Mittheilungen" durch Aufnahme der bezüglichen Abschnitte hingewiesen. In der letzterschienenen Doppel-Lieferung, worin Lübke die Periode des gothischen Styles entwickelt, sind nun auch mehrere der vorzüglichsten in Österreich besprochen und durch Abbildungen von Details veranschaulicht. Zu den merkwürdigsten gothischen Bauten überhaupt rechnet Lübke den Kaschauer Dom, worauf wir noch aus dem Grunde aufmerksam machen, weil Lübke für das Studium dieses noch immer nicht genügend gewürdigten Kunstdenkmales neue Anhaltspunkte liefert. Er rechnet den Kaschauer Dom zu den wenigen gothischen Gebäuden, an denen eine Centralanlage beabsichtigt worden ist, und findet an demselben solch eine entschiedene Verwandtschaft mit der Liebfrauenkirche zu Trier, dass man eine Nachahmung derselben vermuthen muss.

* Zur Geschichte der Miniaturmalerei sind in Paris folgende Beiträge erschienen: „Histoire de l'ornementation des manuscrits" par Ferdinand Denis und „De la peinture sur Vélin et de l'application de l'or sur relief" par Barbier de Montault. Der Verfasser der ersteren Schrift sucht zu beweisen, dass schon die Griechen und Römer die Illumination der Bücher kannten, dass eine eigene Zunft von Kunsthandwerken dieselbe ausübte, bis sie später in die Hände der Mönche gelangte. Er beschreibt die vier Classen der byzantinischen Kalligraphie vom 9. bis 10. Jahrhundert, deren Kunst sich selbst hochgestellte Personen anschlossen, dann die Verwüstung der Ikonoklasten, die irischen und englischen Kalligraphen, welche nach byzantinischen Handschriften arbeiteten, die Theodor von Tarsus Erzbischof von Canterbury herübergebracht hatte. Die Schönheit derselben belegt er durch einige Beispiele dieser Epoche und theilt auch die schönsten Majuskeln des VIII., IX., X. und XI. Jahrhunderts mit. Nach den Stürmen der Ikonoklasten blühte die Miniaturmalerei wieder in Byzanz auf und übte durch ihre auf Sicilien gegründete Schule grossen Einfluss aus. Im XIII. Jahrhunderte ändert sich der Styl der Miniatur-Ornamentation völlig, und ausserordentlich nimmt die Zahl der Illuminatoren zu, mit welchen die verschiedenartigsten Bücher ornamentirt werden. Die Miniaturmalerei erreicht jetzt die Epoche ihrer Blüthezeit, sinkt aber wieder ganz im XVI. Jahrhundert.

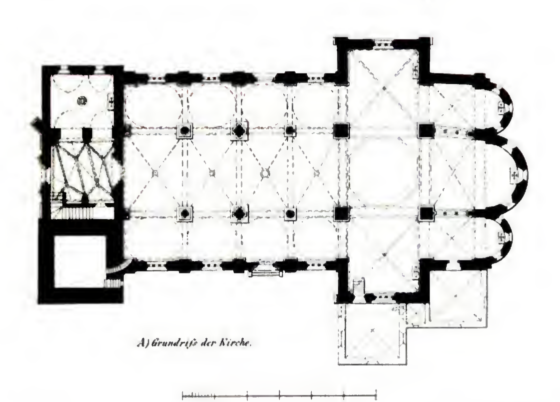
* Aus einer in Paris erschienenen Schrift des Pfarrers Decorde: „Pavage des églises dans le pays de Bray", lernen wir die verschiedenen Pflaster-Mosaiken des Mittelalters kennen und erfahren, dass erst mit dem XII. Jahrhundert die Mosaiken aus unseren Kirchen verbannt wurden.

* Unter dem Protectorate des französischen Cultusministers veröffentlicht Pernot eine „Monographie sur tous les Trésors des Cathédrales de France".

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.



B) Durchschnitt der Kirche u. Krypta.



A) Grundriss der Kirche.

Gez. u. lith. Stauder.

Lith. u. gedr. i. d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen. Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte sammt Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 9. | III. Jahrgang. | September 1858.

Die romanische Stiftskirche zu Inichen in Tirol.

(Mit 1 Tafel.)

Vom k. k. Conservator G. Tinkhauser in Brixen.

I.

Lage und Geschichte des Ortes.

Am östlichen Ende der lang gedehnten Hochebene des Pusterthals, wo sich beinahe 4000 Fuss über der Meeresfläche die Wasser scheiden, und auf der einen Seite dem adriatischen, auf der andern aber dem schwarzen Meere zufliessen, breitet sich zu beiden Seiten der Haupt- und Poststrasse der ansehnliche Markt Inichen, welcher 127 Häuser und 930 Einwohner zählt, aus. Die Luft weht hier immer kalt; oft brausen stürmische Winde daher, und nicht selten lagert im Winter der Schnee wohl mehrere Schuhe hoch auf dem Boden. Aber die kräftige Vegetation im frischen Grün und auf trächtigen Kornfeldern macht die Gegend im Sommer schön und äusserst freundlich, so wie auch der ziemlich lebhafte Verkehr und die Anwesenheit vieler Gäste im nahe gelegenen Wildbade einen angenehmen Aufenthalt bereiten.

An der Stelle des heutigen Marktes Inichen stand ehedem das alte Aguntum, welches, ohne Zweifel rhätischen Ursprungs, von Plinius und Ptolomäus unter den Städten der römischen Provinz Norikum genannt wird [1]. Von den Römerdenkmalen hat sich zu Inichen nur noch ein Meilenstein erhalten, welcher neben dem westlichen Thore der Stiftskirche steht, und die folgende halbverwischte Inschrift trägt: IMP .... CAES ... MAR ... ANTON ... GORDIAN .... XXXXIII (?) ... [2]. Die Lage an der Strasse, welche die weltberühmten Handelsstädte Aquileja und Augusta Vindelicorum auf der kürzesten Linie verband, hat unserm Aguntum Bedeutsamkeit gegeben und wahrscheinlich auch grossen Reichthum gebracht. Noch im sechsten Jahrhundert finden wir dasselbe als eine ansehnliche und blühende Stadt. Venantius Fortunatus wandelte durch ihre Gassen, als er von Ravenna nach Tours zum Grabe des h. Martin wallfahrtete (564), und nennt sie die stolze Hügelstadt im norischen Hochlande [3]. Hier schlugen sich um das Jahr 610 die Bajoaren mit den slavischen Wenden, welche schon seit mehreren Jahren vom heutigen Kärnthen herauf anstürmten. Herzog Garibald, welcher die Bajoaren führte, wurde geschlagen und Aguntum wüste gelegt, so dass auf längere Zeit die Gegend weitum unbewohnt geblieben ist. Um nun diese wieder zu bevölkern und zugleich um die angrenzenden Wenden durch die Lehre des Evangelium zu entwildern, stiftete der letzte und unglückliche bajoarische Herzog Tassilo um das Jahr 770 ein Benedictinerkloster, um welches sich bald auf dem Schutte des alten Aguntum mehrere Wohnungen und Gehöfte erhoben, aus denen im Verlaufe der Zeit der jetzige Markt Inichen erwachsen ist [4].

Tassilo beschenkte das neu zu gründende Kloster reichlich; er übergab nämlich an Atto, Benedictinerabt in

---

[1] Plinius, hist. natur. III. 27. ed. Bipont. 1783. Ptolomaeus, Geogr. II. 14. ed. Lugdun. 1535. Nach Steub: Urbewohner Rhätiens. S. 96 liegt dem römischen Aguntum das tuskische oder rhätische Achunisa zu Grunde.

[2] Nach der Versicherung des kundigen Aventin, *Annales Boior. pag. 120, ed. Ingolstad. 1554* waren ehemals zu Inichen mehrere inschriftliche Römersteine. Im Ferdinandeum zu Innsbruck bewahrt man einen Genius von Bronze, 5½ Zoll hoch, welcher in der Nähe von Inichen 1833 ausgeackert worden und gut erhalten ist.

[3] Inde Valentini benedicti templa requiro,
Norica rura petens, ubi Byrrus (Rienz) vertitur undis;
Per Dravum (Drau) itur iter, qua se castello supinat,
Hic montana sedens in colle superbit Aguntus.
(Aus der Vita S. Martini.)

[4] Inichen, Iniching, Intica, Yntica, Intica aus Ag-untum mit Weglassung der Vorsylbe.

der Scharnitz, alles Land in der Thalebene und im Gebirge vom Teistner bis zum Erlbach mit der Bedingung, dass derselbe innerhalb dieses Bezirkes ein Kloster baue und dasselbe mit Mönchen aus seiner Abtei besetze [1]). Desshalb war das Kloster zu Innichen der Abtei in der Scharnitz als Filiale einverleibt, später aber wurde es der Kirche von Freising als Commende übergeben. Die Bischöfe von Freising zogen das Innichen'sche Gut zu ihrer Mensa als eine eigene Herrschaft ein, und erhielten für dieselbe in der nachfolgenden Zeit bedeutende Freiheiten. Den Mönchen aber überliessen sie von den herrschaftlichen Einkünften so viel, als zum Unterhalt derselben nothwendig war. Das Kloster verwandelte sich wahrscheinlich um das Jahr 1141 in ein weltliches Collegiatstift, welches sich ungeachtet der vielen Wechsel- und Unglücksfälle bis zu unserer Zeit herauf erhalten hat, und jetzt als ein kaiserliches Stift mit einem Propste, vier residirenden Kanonikern und vierzehn Domicellaren eines wohlgeordneten Fortbestandes sich erfreut [2]).

Nicht ein so glückliches Loos war der Herrschaft Innichen beschieden. Sie wurde grösstentheils von den Vögten, besonders durch die Grafen von Görz eingezogen, und von diesen an das Haus Österreich vererbt (1500). Den Bischöfen von Freising blieb nur die Hofmark Innichen. Diese genoss die Rechte eines Landsassen mit der niedern Gerichtsbarkeit; aber der Stab des Hofrichters reichte nicht über die Grenzen des Marktes hinaus. So bestand die Hofmark als der letzte Rest der Freising'schen Herrschaft bis zum Jahre 1803, in welchem sie zufolge der Säcularisation von der österreichischen Regierung eingezogen worden ist. Der Ort Innichen hat durch wiederholte Feuersbrünste, besonders um das Jahr 1200, dann am 16. October 1413 und am 24. September 1554 viel gelitten [3]).

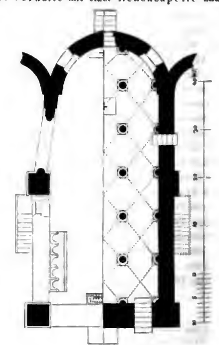
Diese Unglücksfälle haben auch die Stiftskirche getroffen, und gar Manches unkundige Hände ihr angethan oder zerstört, aber auch wohlthätige und fromme Stifter in der folgenden Zeit neue Bauten geschaffen. Endlich wurde in den letzt abgelaufenen Jahren eine durchgreifende Restauration ausgeführt. Desshalb finde ich mich veranlasst, zuerst eine Beschreibung der Stiftskirche, wie sie ehedem ausgesehen hat, zu geben, und dann eine Baugeschichte derselben, welche auch von den merkwürdigsten Geschicken und Veränderungen erzählen wird, folgen zu lassen. Den Schluss bilden Nachrichten über das sehr alte Crucifix, welches auf dem Hochaltar der Stiftskirche bewahrt und von sehr vielen Andächtigen vertrauensvoll besucht wird.

Alle Zeichnungen, die der Beschreibung beigefügt sind, hat der tüchtige Kunsttischler von Innichen, Herr Joseph Stauder, geliefert; und ich benutze recht gerne diese Gelegenheit, um gegen den würdigen und uneigennützigen Mann, welcher so viele Kirchen in und ausser Tirol mit seinen künstlerischen Schöpfungen und Arbeiten verherrlicht hat, den wohlverdienten Dank öffentlich auszusprechen.

II.

Beschreibung der Stiftskirche.

Die Stiftskirche zu Innichen, von welcher auf Taf. X, *A.* ein genauer Grundriss gegeben wird, ist eine romanische Basilica von ausgebildeter Form, welcher eine gothische Vorhalle mit einer Nebencapelle und der ge-



(Fig. 1.)

waltige Thurm vorliegt. An das Mittelschiff lehnen sich zwei Seitenschiffe; diese werden von den vorspringenden

[1]) Der s. g. Teistner Bach, welcher im innersten Grunde des Thales Ghiess entspringt und bei Welsberg in die Rienz einmündet, bildete die westliche, und der Erlbach, welcher von einem Berge bei Auras herabfliesst und bei Abfaltersbach in die Drau fällt, die östliche Grenze dieses Gebietes.

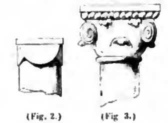
[2]) Es verdient bemerkt zu werden, dass dieses Stift zweimal aufgehoben worden ist; das erste Mal unter K. Joseph II. im Jahre 1785 und dann unter der baierischen Zwischenregierung im J. 1808. Der gerechte Kaiser Franz I hat es eben so oft wiederhergestellt und zwar das zweite Mal im J. 1816. Die feierliche Restauration ward erst 1818 vollzogen. In Folge der zweimaligen Auflösung wurde das sehr reiche und für die Geschichte Tirols äusserst merkwürdige Archiv nach allen Seiten hin zerstreut. Zum Glück hat unser vaterländischer Geschichtsforscher Dr. Joseph Resch die merkwürdigen Urkunden, bei 3000 an der Zahl, während der Herbstferien 1769 — 1782 abgeschrieben. Diese Handschrift wird in der Bibliothek des f. b. Seminars zu Brixen aufbewahrt. Die älteste Urkunde ist vom J. 788; die ältesten Originalien sind zwei Kaiserurkunden v. J. 965.

[3]) Eine genauere Geschichte der Herrschaft und des Stiftes Innichen habe ich in meiner topographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Diöcese Brixen geliefert. Brixen 1855. Bd. 1, S. 439—488.

Kreuzarmen oder Querschiffen begrenzt, über welchen sich der Bau, den drei Schiffen entsprechend, in quadratischen Räumen fortbewegt, und mit drei runden Apsiden abschliesst. Die zwei Nebengebäude, welche am südlichen Arm des Querschiffes und am Viereck dieser Nebenapside anliegen, sind von keiner Bedeutung, und werden als Sacristei und zur Aufbewahrung der Paramente benutzt.

Unter dem Chorraum und der Vierung lag die Krypta, welche sich etwa 4 Fuss hoch über dem Boden der Kirche erhob. Dieselbe ist erst vor wenigen Jahren eingesenkt worden. Daher war es mir möglich genaue Zeichnungen darüber zu erhalten. In Fig. 1 lassen wir den Grundriss derselben folgen.

Der Aufriss ist aus dem Durchschnitte der Taf. X. *B.* zu ersehen. Sie bildet eine dreischiffige Halle, welche mit rohen Kreuzgewölben überdeckt ist. Diese ruhen auf fünf Säulenpaaren, und bewegen sich ohne Scheidebögen ununterbrochen fort. Das Licht dringt von Aussen durch zwei Fenster ein, welche unten an der Apsis angebracht sind. Drei Zugänge führen dahin; einer von Aussen durch den Sockel der Apsis und zwei von den Seitenchören im Innern der Kirche. Im Mittelschiffe stand der Altar, welcher dem h. Apostel Andreas geweiht war, und wahrscheinlich schon bei Erbauung der Krypta errichtet worden ist. Besonders merkwürdig sind die Säulen, welche an die Wiege des romanischen Baustyles erinnern. Diese hat wohl nie ein Meissel berührt, sondern nur der Spitzhammer in die Form geschlagen. So roh und ungeschlacht ist die Arbeit. Der Fuss ist der gewöhnliche attische in der einfachsten Form mit steiler Einziehung. Der Säulenschaft steigt ohne Verjüngung auf. Die Capitäle sind entweder Würfelcapitäle, oder antik-romanische. Und zwar die letztern haben eine eigenthümliche bauchig runde Gestalt, plumpe Blätter und sehr rohe Voluten, welche eben nichts anderes sind als schwach eingegrabene Spiralen (Fig. 2 und 3).


(Fig. 2.) (Fig 3.)

Was die Eintheilung der Kirche im Grundriss betrifft (Taf. X), so finden wir den ganzen Raum des Langhauses durch drei Pfeilerpaare in Vierecke, und zwar jedes Schiff in vier Vierecke abgetheilt. Das Querschiff umschliesst drei Quadrate; das mittlere derselben als die Centralstelle des Baues wird von vier massenhaften Pfeilern begrenzt. Über das Querschiff setzen sich die drei Schiffe des Langhauses in viereckigen Räumen fort und schliessen mit halbkreisförmigen Apsiden ab. Wir finden also hier die Grundform des romanischen Basilikenstyls ganz durchgeführt.

Die charakteristische Kreuzesgestalt, welcher die Vierung als Centralstelle dient; die drei Schiffe des Langhauses, von welchen das mittlere eine Vermehrfachung des Centralquadrates enthält und breiter als die Nebenschiffe ist; das Vortreten der Querarme, wodurch die Kreuzesgestalt anschaulicher wird; die Verlängerung der Chorräume mittelst eingeschobener Vierecke, der Abschluss gegen Osten mit halbkreisrunden Apsiden entsprechen vollkommen der Anlage einer romanischen Basilica von ausgebildeter Gestalt.

Nicht so genau ist der Rhythmus in den Massen und Verhältnissen der einzelnen Glieder festgehalten, wie er uns sonst in den romanischen Werken besserer Art entgegentritt. Es ist zwar irgend ein Verhältniss der Mass auch in unserer Stiftskirche angestrebt worden, allein es fehlt an der genauen Ausführung.

Das Centralquadrat misst 24 W. F., und zwei gleiche Quadrate bilden wie gewöhnlich die Kreuzarme. In den übrigen Theilen scheint das Verhältniss 3:5 dem Baumeister vorgeschwebt zu haben. Denn so verhält sich annäherungsweise die Länge des Kreuzschiffes und des Langhauses zur Länge der ganzen Kirche, so auch die Breite der Seitenschiffe zur Breite des Mittelschiffes, so auch die Tiefe der Vierecke im Mittelschiffe zur Breite derselben. Die Länge der ganzen Kirche mit der Apsis zählt nämlich im Lichten 123, die Länge des Kreuzschiffes 76 und das Langhaus 70 W. F. Die Vierecke des Langhauses zählen in der Breite 24 und in der Tiefe 14 W. F.; die der Nebenschiffe sind Quadrate von 14 W. F. Eine namhafte Abweichung finden wir in den untersten Vierecken, nämlich an der Westseite, welche beiläufig um 4 W. F. tiefer sind.

Merkwürdig ist die Neigung des Chors gegen Süden. Der Mittelpunkt der Apsis weicht von der Längenaxe so bedeutend ab, dass es auch dem gemeinen Auge bemerkbar ist. Die Neigung ist offenbar mit Absicht angebracht worden, da weder technische Gründe noch Terrainsverhältnisse dazu Veranlassung gegeben haben. Diese Erscheinung ist in Tirol traditionell und typisch. Man findet sie im romanischen Dom zu Trient, und sie kehrt in den Kirchen der gothischen Periode wieder. Mancherlei Muthmassungen sind darüber ausgesprochen worden, aber ein festes Urtheil hat sich noch nicht gebildet. Mir scheint die symbolische Deutung die wahrscheinlichste, dass man damit nämlich die Neigung des Hauptes Christi am Kreuzesstamme hat andeuten wollen. Die Symbolik der Kreuzesgestalt kann bei den romanischen und frühgothischen Kirchen nicht in Abrede gestellt werden, wenn auch technische Gründe auf eine bestimmte Ausführung entscheidend eingewirkt haben[1]). Es lag nun sehr nahe, diese Symbolik noch weiter auszu-

[1]) Dr. Schnaase findet, dass die Kreuzesgestalt nur aus architektonischen Bedürfnissen hervorgegangen sei. Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter, II. Bd., 1. Abth., S. 127. Düsseldorf 1850. Diese Behauptung geht aber jedenfalls zu weit und scheint dem christlichen Bewusstsein zu widersprechen. Wenigstens muss man der Symbolik die gleiche Berechtigung wie dem technischen Bedürfnisse anerkennen.

bilden und die Erinnerung an den sterbenden Heiland, an das Sühnopfer für die Welt, noch anschaulicher zu machen. Diese Ansicht scheint in dem Umstande eine Bestätigung zu finden, dass die Neigung gerade bei der mittlern Apsis am stärksten hervortritt, währenddem die anliegende südliche in gerader Flucht sich fortbewegt.

Wir wenden uns nun zum Aufriss, welcher auf der Taf. X, *B*. gegeben wird. Zuerst fassen wir den Chor in's Auge. Dieser umschliesst den ganzen Raum der Centralstelle, des darauffolgenden Viereckes und der mittlern Apside. Er ruht auf der Krypta 4 Fuss über den Boden der Kirche erhaben und ist durch eine niedrige Mauer von den Seitenschiffen geschieden. Daher erscheint er als ein von dem übrigen Kirchenkörper gleichsam abgesonderter Theil, wie es auch seine Bestimmung erforderte. In der Apside stand der Altar des h. Candidus, welcher der Schutzheilige des Stiftes und der Kirche ist; auf dem vordern Theile des Chores waren zu beiden Seiten die Stallen für die Canoniker angebracht; unmittelbar vor dem Chor in dem Mittelschiff erhob sich der Kreuzaltar, wie es in den Stiften gebräulich war; und hinter demselben die Orgel auf dem Chor. Diese beiden Altäre reichen in die erste Zeit der Erbauung der Kirche zurück; ob aber die Stallen und Sitze der Chorherren immer an der bezeichneten Stelle standen, kann nicht mehr ermittelt werden. Um für diesen Raum das nothwendige Licht von Aussen zu gewinnen, waren drei längliche Fenster mit halbkreisrundem Abschluss in der Apside, und zwei kleine kreisrunde Fenster an den Seiten des Quadrates, d. h. auf jeder Seite eines oberhalb des Daches der Nebenchöre angebracht. Eine sehr schöne Anordnung bilden die Arcaden, welche die Seitenwände des Quadrates im Chor durchbrechen und diesen mit den anliegenden Räumen in Verbindung setzen. Drei Bögen schwingen sich über zwei artig geformte Säulchen und werden von einem gemeinsamen Bogen umschlungen. Die Säulchen haben den attischen Fuss mit breiter Ausladung, Schäfte von gleicher Stärke und antikromanische Capitäle mit Voluten und fettblättrigem Laubwerk. Die Stirn ist auf jeder Seite mit einem zarten Blümlein geziert (Fig. 4).

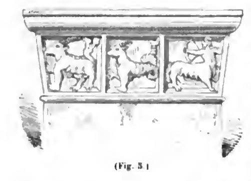


(Fig. 4.)

Das Mittelschiff des Langhauses steht mit den niedrigern Nebenschiffen auf jeder Seite durch vier Arcadenbögen in Verbindung. Diese schwingen sich über zwei Säulen und einen Pfeiler, welcher den mittlern Platz einnimmt und tragen die aufragenden Seitenmauern des Hauptschiffes. Der Pfeiler und die Säulen setzen sich mittelst Lesenen über die Capitäle noch weiter aufwärts fort und schliessen erst mit den zweiten Capitälen ab, aus welchen die Stirn- und Scheidebögen des Gewölbes aufsteigen. Da wo die Lesenen aufhören, zieht sich ein schmales Band horizontal zwischen den Capitälen durch die ganze Seitenwand, und setzt sich auch jenseits der Vierung oder des Kreuzmittels im Chor bis zur Apside fort. Auf diese Art wird das Mittelschiff symmetrisch in mehrere Wandfelder getheilt, welche bedeutend höber als breit sind und durch das horizontale Band mit einander in Verbindung stehen. Oberhalb des Bandes zeigt jedes dieser Felder ein halbes Rundfenster. Die gleiche Abtheilung haben auch die Nebenschiffe mittelst der den Stützen des Hauptschiffes entsprechenden Wandpfeiler und der von diesen aufsteigenden Stirn- und Scheidebögen, durch welche sie sich aber auch unter einander und mit dem Hauptschiffe verbinden. Die den einzelnen Wandfeldern entsprechenden Theile sind im Mittelschiff mit Kreuzgewölben und in den Nebenschiffen mit sehr flachen Kuppelgewölben überdeckt. Kreuzgewölbe schwingen sich auch über die Arme des Querschiffes, aber über der Centralstelle erhebt sich ein majestätischer Kuppelbau. Die Gewölbe des Hauptschiffes, des Chores und der Querarme haben die gleiche Höhe, über diese aber ragt die Kuppel so hoch empor, als sie selbst über die Gewölbe der Seitenschiffe aufsteigen, so dass die charakteristische Kreuzform gewissermassen auch hier, d. h. im Querschnitte des Aufrisses wiederkehrt. Und so bietet unsere Stiftskirche in der That einen würde- und lebensvollen Bau; sie gibt ein wohlgeordnetes Ganzes, welches sich symmetrisch in die Theile löst, und wieder zur Einheit mit der Centralstelle und um dieselbe verbindet. Wir finden darin den Dualismus der spätromanischen Baukunst vollkommen durchgeführt, nämlich das Gesetz des vertiealen Aufstrebens, welches die Theile sondert, und das Gesetz der horizontalen Linie und Lagerung, welches die Theile verbindet. Einen sehr angenehmen Eindruck macht es auch, dass alle Haupttheile des Baues, also die Pfeiler, Säulen und Lesenen, die Bögen in den Arcaden und Gewölben, ja selbst die Seitenmauern des Chorquadrates und die Wandflächen, welche von den beiden sich gegenüber stehenden Portalen der Seitenschiffe durchbrochen werden, aus gemeisselten Steinen von rother und grüner Farbe in buntem Wechsel und nach einer gewissen Ordnung zusammengesetzt sind. Wir gehen nun zur Beschreibung der einzelnen Theile über.

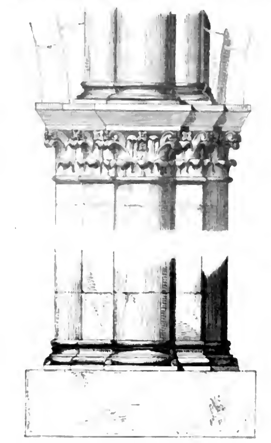
Die vier Pfeiler, welche die Kuppel tragen, sind massenhafte Stützen. Sie steigen ohne Gliederung vom Boden der Kirche auf, und zeigen sich eben desshalb nur als eine Fortsetzung vom Unterbau der Krypta. Aber an der Stelle, welche der Höhe des Chorraumes entspricht, erblicken wir einen dem attischen Fuss ähnlichen Sockel, aus welchem der Pfeiler verjüngt hervortritt und dann wieder in gleicher Stärke bis zum Capitäl aufsteigt. Etwas ober dem Sockel springen Consolgesimse hervor, da nämlich, wo die Bögen der angrenzenden Arcaden und Seitenschiffe aufsitzen. Über den starken, zu beiden Seiten rechtwinklig eingeschnittenen Bögen, welche die vier Pfeiler der Länge

nach und in der Quere verbinden, erhebt sich die achtseitige **Kuppel** — ein schwunghafter und kühner Bau, wobei das Achteck mit dem Viereck durch in sanfter Steigung geschrägte Zwickel in den vier Ecken der Unterlage vermittelt wird. Die Capitäle, welche einfach die Form der Pfeiler wiederholen, sind mit rohem Fettlaub, welches nur wenig von der Fläche hervortritt, oder mit ikonographischen Bildwerken ausgestattet. Von den letztern ist eines besonders merkwürdig (Fig. 5), welches sich auf dem Capitäl des linken Vorderpfeilers (Evangelienseite) befindet. Die ganze Stirnfläche ist in drei gleiche Felder getheilt, und jedes derselben enthält eine eigenthümlich zusammengesetzte Thier- und Menschengestalt. Das erste Feld zeigt ein Thier, dessen Kopf von einem Bock, der Leib von einem Schwein, der Schwanz von aufzischenden Schlangen gebildet ist. Der eine Vorderfuss gehört dem Bock oder Schweine an, der andere ist eines Menschen Fuss, und die Hinterfüsse sind von einem räthselhaften Thiere der alten Fabelwelt entlehnt, dessen Namen ich nicht zu entziffern weiss. Wir finden hier die Sinnbilder des Bösen in Verbindung gebracht mit dem Menschen, also offenbar ein Sinnbild der menschlichen Leidenschaften, oder der verderbten Menschheit, welche der Sinneslust und der Arglist fröhnt. Das zweite Feld zeigt uns eine Thiergestalt mit zwei Füssen und einem geringelten Schwanz, welcher dem eines Flusspferdes gleicht. Der Kopf gehört dem bedeutsamen Einhorn an, der Leib scheint dem fabelhaften Thiere entlehnt zu sein, welches man Ydrus oder Ydris nannte; diesem gehört auch der eine Fuss mit der Schwimmhaut an, während der andere wieder ein Menschenfuss ist. Das Einhorn bedeutet bekanntlich in der christlichen Symbolik Christum den Herrn; dieselbe Bedeutung hat auch der Hydrus, welcher aber sehr selten in Kunstvorstellungen Anwendung findet [1]. Beide Symbole verbinden sich mit dem Menschen; so dass wir hier offenbar ein Sinnbild des Weltheilandes haben, welcher die menschliche Natur angenommen, die Sünde überwunden und die Welt erlöst hat. Das dritte Feld endlich hat einen Centauren von sehr schöner Arbeit beinahe im Halbrelief mit Bogen und Pfeil, welcher gegen die Thiergestalt im Mittelfeld abgeschossen wird. Die Centauren sinnbilden in der christlichen Kunst die bösen Triebe des Herzens, oder auch die Teufel, welche beständig gegen das Gute ankämpfen, und die Menschen zum Abfalle von Gott verleiten und in die Netze der Leidenschaften und der Sünde führen wollen. Der Grundgedanke also, welcher in den drei Feldern dieses Capitäls ausgedrückt wird, dürfte sein der Kampf des Satans und der menschlichen Leidenschaften gegen Christus den Erlöser und dessen heiligstes Gesetz. Wir werden denselben Gedanken noch in zwei andern Capitälen unserer Stiftskirche wiederkehrend finden.



(Fig. 5.)

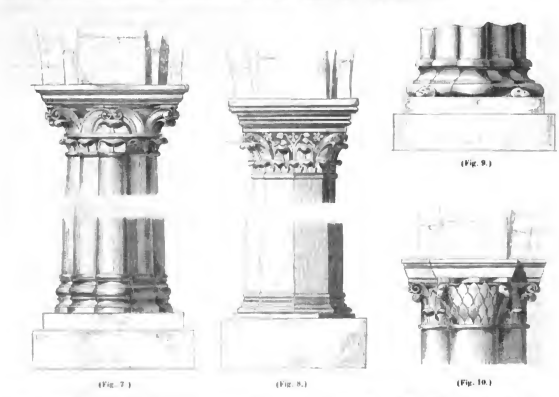
Von den Pfeilern und Säulen, welche die Arcadenbögen des Langhauses tragen, sind diejenigen, welche zu einem Paare gehören, einander gleich; aber die einzelnen Paare von einander verschieden, so dass auch hier wieder



(Fig. 6.)

[1] Der alte Physiologus, welchen Dr. Gustav Heider aus der Bibliothek des Klosters Göttweih mitgetheilt hat, sagt über dieses Thier Folgendes: Est ed aliud animal, quod est in nilo flumine et vocatur hydrus. Physiologus dicit de eo, quam satis hoc animal inimicum est corcodrillo, et hoc habet consuetudinariam naturam. Cum viderit corcodrillum in litore fluminis dormientem ore operto, vadit et *volitat se in luto* quo possit facilius inlabi in fauces, *veniensque insiliet in os corcodrilli, qui subito vivum transglutiet. Hydrus autem dilanians omnia viscera ejus exiet vivus de visceribus ejus*, corcodrillo jam mortuo ac disruptis omnibus interraneis ejus. Et significat mortem et infernum vel unumquemque inimicum salvatoris (Bedeutung des Krokodils). *Qui tamen assumta mortali natura carne descendit in infernum et disrupit omnia viscera ejus, eduxitque pene omnes, qui ab eo devorati tenebantur in morte.* Exprobransque morte, ubi est inquiens victoria tua? (Bedeutung des Hydrus) Etc. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, herausgegeben von der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. III. Jahrgang (1850), 2. Bd., 558.

ein rhythmischer Wechsel festgehalten ist. Die Mitte der Arcadenreihe nimmt zu beiden Seiten ein zusammengesetzter Pfeiler von reinster Form ein (Fig. 6). Den Kern bildet das Viereck, um welches sich nach allen Seiten Halbsäulen anlegen. Der Untersatz besteht aus einer sehr starken Platte. Der Sockel, welcher alle Glieder des Pfeilers umgibt, ist ein schön geformter attischer Fuss mit dem Eckblatt, welches wie zugespitzte Zehen eingeschnitten ist. Das Capitäl, welches ebenfalls den ganzen Pfeiler umgibt, gehört der antik-romanischen Gliederung an, trägt eine doppelte Reihe von Fettblättern, und ist mit mehreren gekuppelten Voluten geziert, zwischen denen man kleine Blümchen bemerkt. Darüber lagert eine einfache, aber starke Deckplatte, welche dreifach gegliedert ist, nämlich oben und unten im senkrechten Abschnitt und mitten durch eine starke Deckplatten, über welchen einfache Lesenen ohne Sockel durch die Wände des Mittelschiffes aufsteigen, und ihre flachen mit Fettlaub oder Ikonographien gezierten Capitäle den Stirn- und Scheidebögen der Gewölbe zum Unterlager bieten. Die Schäfte sind mehrseitige sehr starke Cylinder mit bedeutender Verjüngung und aus einer Steinmasse gemeisselt. Das Paar unter den Pfeilern hat zwölfseitige und das ober den Pfeilern achtseitig Cylinder. Fig. 7 stellt eine Säule vom untern Paare und Fig. 8 eine vom obern Paare vor. Diese Abbildungen zeigen uns, dass bei übrigens gleicher Gliederung und bei gleichen Grundformen sich doch in den einzelnen Theilen eine anziehende und zierliche Mannigfaltigkeit darbietet, welche den Gebilden einen eigenen Reiz verleiht und das Auge des Beschauenden an dieselben zieht.



(Fig. 7.) (Fig. 8.) (Fig. 9.) (Fig. 10.)

breite Unterschrägung. Die gleiche Gliederung wie die Pfeiler haben auch die Lesenen, welche an den Seitenwänden des Mittelschiffes ober den Capitälen der Pfeiler aufsteigend den Scheidebogen und die Stirngurten tragen. Es ist nämlich denselben ebenfalls ein Halbcylinder vorgelegt; unten haben sie den attischen Fuss und oben einfache Capitäle mit Fettlaub.

Majestätische Gestalten sind auch die zwei Säulenpaare, welche zu beiden Seiten der Pfeiler sich erheben. Sie haben ein starkes vierseitiges Unterlager, den attischen Fuss, antik-romanische Capitäle mit Fettlaub und Voluten,

Das Capitäl der Fig. 7 hat breite und sehr fette Blätter und auf jeder Seite drei stark ausgezogene Voluten; das der Fig. 8 ist steiler, hat auf jeder Seite nur zwei Voluten, aber mehrere und leichtere Blätter, aus welchen freundliche Blümchen aufsteigen. Die Deckplatte des ersteren besteht aus einer schmalen zwischen den Voluten tief eingezogenen Platte, darauf folgt ein steiler Karnies mit Riemchen und dann wieder eine schmale Platte; auf dem andern Capitäl aber lagert eine schmale, nicht eingezogene Platte, dann der umgekehrte attische Fuss und endlich wieder eine Platte. Der attische Fuss dient auch beiden Säulen zum

Sockel, aber bei der erstern ist er sehr steil gebildet mit vermehrten, schwachen und ausgezogenen Gliedern; bei der zweiten sind die Wülste auf eigenthümliche Weise aus Schrägen und Abschnitten geformt. Eine andere Säule, nämlich vom untern Paare, hat als Sockel den attischen Fuss in ganz regelrechter Gestalt mit dem Eckblatt, welches ein menschliches Gesicht vorstellt (Fig. 9).

Merkwürdig und sehr schön sind die Capitäle der zwei Wandpfeiler, welche zu beiden Seiten des Westportals den Arcaden des Langhauses als Stützen dienen (Fig. 10). Die Pfeiler selbst sind gleichartig denen in der Mitte der Arcadenreihen gebildet; sie bestehen nämlich aus sehr starken Lesenen, welchen Halbcylinder vorliegen. Das Capitäl des Cylinders ist rund und mit Schuppen belegt, und anstatt der Voluten strecken sich zwei schön gebildete Widderköpfe hervor. Die Lesenen aber haben das gewöhnliche flache Capitäl mit Fettlaub und Voluten. Zum Schlusse dieses Absatzes mögen noch zwei Capitäle folgen (Fig. 11 und 12), welche wegen ihrer Ikonographien Erwähnung verdienen. Diese befinden sich auf den Lesenen des untern Säulenpaares, und zwar ist dasjenige, mit dem Lamm Gottes auf der rechten, und jenes welches den Centaur zeigt auf der linken Seite des Mittelschiffes. Durch diese Gegenüberstellung wird die Symbolik der beiden Bilder ausser allen Zweifel gesetzt, und wir haben hier wieder den gleichen Gedanken ausgedrückt, welchen wir in der oben weitläufiger beschriebenen Ikonographie (Fig. 5) gefunden haben, nämlich den Kampf der Leidenschaften, der Sünde und des Satans gegen den Welterlöser.


(Fig. 11.)


(Fig. 12.)

Die Arcadenbögen sind auf beiden Seiten an den Kanten rechtwinklig eingeschnitten. Die Kreuzgewölbe, welche das Mittelschiff überdecken, werden durch starke viereckige Scheidebögen von einander getrennt, und haben den rechtwinkligen Einschnitten der Arcadenbögen entsprechend auch schwache Stirnbögen, welche den beiden Seitenwänden ein angenehmes und belebtes Aussehen geben. Übrigens sind diese Gewölbe ganz einfach gebaut und schieben in scharfen Diagonalgraten ohne merkbare Erhöhung des Scheitels die Kappen an einander (s. Taf. X, *B.*). Eine seltene Erscheinung bieten die Kuppelgewölbe, welche die Räume der Nebenschiffe des Langhauses überdecken, wenn sie anders nicht einer spätern Zeit angehören. Aber ich konnte für diese Annahme keinen Grund finden. Im Gegentheil, was von der Geschichte des Baues und von den nachfolgenden Geschicken der Stiftskirche bekannt ist, spricht alles für den ursprünglichen Bau. Diese Gewölbe sind rund und sehr flach geformt. Sie ruhen auf den Scheide-Arcaden- und Stirnbögen, welche letzteren den Arcaden gegenüber an den Seitenwänden aus den Wandpfeilern aufsteigen. Grossartiger gebaut sind die Kreuzgewölbe in den Armen des Querschiffes. Zum Unterlager dienen die Pfeiler der Vierung und die Säulen, welche schlank wie gothische Dienste an den Ecken der vorstehenden Seitenmauern aufsteigen. Die Stirnbögen treten auf allen Seiten hervor; viereckige und starke Diagonalgurten aus gemeisselten Steinen schliessen die Kappen ein, welche steil aber noch im Kreisbogen zum Scheitel sich hinanziehen. Man findet hier offenbar den Übergang zum gothischen Kreuzgewölbe. Einfache Kreuzgewölbe ohne Diagonalgurten schliessen sich über die Vierecke, welche den drei Apsiden vorliegen. Das Unterlager bilden hier vorne die Pfeiler der Vierung und die gegenüber angebrachten Wandpfeiler der Seitenchöre; rückwärts aber, wo die Apsiden sich anschliessen, steigen in den Ecken Dienste mit überstellten Capitälen auf, von welchen die Diagonalgrate auslaufen. Einer von diesen Diensten trägt ein sehr schönes Capitäl (Fig. 13). Zwei Löwen, welche die Vorderfüsse auf ein Fettblatt stützen, schlingen sich gar geschmeidig in einen Kopf zusammen. Dieser vertritt die Stelle der Volute und die Leiber mit den geschwungenen Schweifen ersetzen das Laubwerk.


(Fig. 13.)

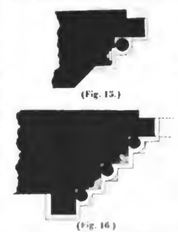
Die Fenster vertheilen sich folgender Massen: drei in der mittleren Apside, eines in jeder Nebenapside, eines auf jeder Seite des Chorquadrates, eines in jedem Kreuzarme an der vortretenden Abschlussmauer, endlich eine Reihe von vier Fenstern in jedem Stockwerke des Langhauses, im Ganzen also 25 Fenster. Von diesen haben nur wenige die ursprüngliche Gestalt bis jetzt erhalten, und zwar wahrscheinlich die halbrunden im zweiten Stockwerke des Langhauses, sicher aber die beiden Fenster in den Kreuzarmen. Die letztgenannten tragen einen schönen etwas gedrückten Spitzbogen; die anderen drei und zwanzig scheinen alle im Rundbogen geschlossen und die mehreren davon länglich gewesen zu sein, wie man sie noch in den Apsiden, aber nicht mehr an der alten Stelle sehen kann, da nun jede derselben zwei Fenster an den Seiten hat, um die darin aufgestellten Altäre zu beleuchten. Übrigens waren sie alle von der einfachsten Art, ohne jede Gliederung durch Säulchen oder Einschnitte. Die im unteren Stockwerke, d. h. in den Seitenmauern der Nebenschiffe sind wahrscheinlich, um mehr Licht zu gewinnen, erweitert, die kleinen artigen Rundfenster im Chorquadrate aber von Aussen ganz vermauert worden (Taf. X).

Auch die Aussenseite unserer Stiftskirche bot ehedem interessante Partien, von denen aber ausser den Portalen beinahe nichts mehr vorhanden ist. Die Westfaçade stieg ohne Thurm oder eine andere Vorlage wahrscheinlich

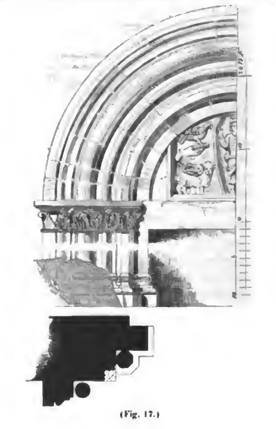
im Profil der Kirchenschiffe auf. Nur ein Baldachin erhob sich ober dem Portal mit einem Giebeldache, welches vorne auf zwei Säulchen ruhte, wie an der Kirche S. Zeno in Verona. Die Löwen, welche das Untergestell zu den Säulen bildeten, und die sehr schönen Capitäle der Letzteren mit Akanthusblättern haben sich noch erhalten und sind im Propsteigebäude zu sehen (Fig. 14). An den beiden Langseiten der Nebenschiffe stiegen der Abtheilung im Innern entsprechend, flache Strebepfeiler auf, von welchen sich Strebebögen gegen das höhere Mittelschiff schwangen, dorthin nämlich, wo die Kreuzgewölbe sich ansetzten. Von allem dem ist nichts mehr zu sehen, ausser die abgestumpften Strebepfeiler und die deutlichen Spuren an der Mauer, wo die Strebebögen eingesenkt waren. Jetzt halten anstatt derselben starke Eisenbänder die Gewölbe des Mittelschiffes zusammen. Übrigens scheint unsere Stiftskirche an den Flächen der Seitenmauern von Aussen nicht viel Ornamentik getragen zu haben. Ausser dem Bogenfries, welcher auf Consolchen aus Menschen- und Thierköpfen sitzt und mit dem darüber liegenden Zickzackfries unter dem Dachgesims der Apsiden hinläuft, konnte ich keine Spur von einem Ornamente finden. Der Thurm war aus dem Viereck gebildet, und stieg über der Kuppel auf. Eine Feuersbrunst hat ihn zerstört, wovon man noch jetzt die Spuren finden kann, und seither ist er nicht mehr aufgebaut worden.


(Fig. 14.)

Portale sind so viele als Kirchenschiffe. Jedes Schiff hat nämlich den eigenen Eingang, das mittlere an der Westseite, die Nebenschiffe am oberen Theile der Seitenmauern. Die Öffnung oder die Thür ist bei allen drei gleich gestaltet: zu beiden Seiten steigen nämlich vierseitige Dienste auf. Diese tragen den Querbalken oder Thürsturz, über diesen schwingt sich ein Halbkreisbogen von gleichem Profil, und umschliesst das Bogenfeld oder Tympanum. Die ganze Thür aber wird mit einer Einschrägung umrahmt, welche bei den einzelnen Portalen sehr verschieden ist, so dass auch hier eine anziehende Mannigfaltigkeit das Auge des Beschauenden fesselt. Das nördliche Portal trägt keinen Schmuck und ist ganz einfach gegliedert (Fig. 15). Die Einschrägung wird durch schwache Wulste, Kehlen und einen starken rechtwinkeligen Einschnitt, wo ein voller Rundstab aufsteigt, vermittelt. Dieselben Glieder setzen sich auch über den Capitälen mit spärlichem Fettblatt im Bogen fort, welcher das Tympanum umschliesst. Eine sehr reiche Gliederung hat das westliche Portal (Fig. 16). Die Einschrägung hat drei tiefe rechtwinkelige Einschnitte. In jedem derselben erhebt sich ein voller Rundstab; die Kanten sind durch Kehlen eingezogen, welche mittelst leichter Wülste sich den Seiten der Einschnitte anschmiegen. Der Sockel hat doppelt so viele Einschnitte, deren Kanten durch gut gebildetes und geschweiftes Eckblatt mit den Stäben und Kehlen sich verbinden. Das Capitäl umschlingt alle Glieder der Schrägung; Fettlaub, muntere Vögelein und aufblühende Blümchen bilden den Schmuck, dessen heiteres Aussehen durch den inmitten lauernden Drachen mit einem Schlangenschweif unterbrochen wird. Dass der Bogen über dem Tympanum, welches nur eine leere Fläche zeigt, das Profil der Einschrägung fortführe, darf nicht des weiteren bemerkt werden. Nicht so reich gegliedert, aber schöner ist das Südportal, welches im Bogenfeld Sculpturen trägt (Fig. 17). Die Einschrägung und das Profil des Bogens


(Fig. 15.)

(Fig. 16.)


(Fig. 17.)

sind hier ähnlich dem obigen Portal gebildet, nämlich aus Wülsten, Kehlen und zwei rechtwinkeligen Einschnitten, von welchen dem vorderen ein runder, und dem anderen ein achtseitiger Stab vorliegt. Das Capitäl läuft ebenfalls um alle Glieder und ist mit Akanthusblättern geziert. Die Sculpturen im Bogenfeld zeigen in der Mitte den Welterlöser auf dem Throne sitzend und segnend. Ringsum sind die Symbole der Evangelisten angebracht in der gewöhnlichen Anordnung: rechts Engel und Löwe, links Adler und Stier. Die einzelnen Gestalten sind roh, aber kräftig im Halbrelief ausgeführt.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die gegebene Beschreibung machen, so finden wir an unserer Stiftskirche zwar kein Prachtwerk, wohl aber einen schönen, rythmisch gegliederten und wohlgeordneten Bau, von welchem im Innern, wenn man die Krypta ausnimmt, alle Haupttheile noch jetzt ganz und unverletzt erhalten sind.

Wie der Bau selbst, ist auch die Geschichte desselben, welche uns nun beschäftigen soll, von Wichtigkeit, namentlich für die Chronologie der Baukunst, da es sich denn als sicher herausstellen wird, dass man in Tirol noch das dreizehnte Jahrhundert hindurch den romanischen Baustyl beibehielt, so dass nur leise Spuren der Guthik sich aus dieser Zeit nachweisen lassen.

III.

Baugeschichte.

Der älteste Theil in der Stiftskirche zu Inichen war ohne allen Zweifel die Krypta. Die durchaus rohe Arbeit, welche den höchsten Grad technischer Unbehilflichkeit beurkundet; die Construction der Kreuzgewölbe, welche nicht durch Scheidenbögen abgetheilt sind; die bauchige Gestalt der Capitäle mit den eigenthümlichen Spiralen, welche an die byzantinischen Werke erinnern, und die sehr steile Basis — diese Kennzeichen alle führen auf die Wiege der christlichen Baukunst in den germanischen Landen zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Krypta aus der Zeit des ersten Klosterbaues zu Inichen, also aus dem Ende des achten Jahrhunderts stammt. Eine Urkunde, welche ich später bringen werde, scheint auf einen zweiten Bau des Münsters in den ersten Jahrzehenden des eilften Jahrhunderts zu deuten. Diese Zeit aber dürfte für die oben angegebenen charakteristischen Kennzeichen viel zu spät sein, um so mehr, als die Stifte für die bauliche Ausstattung ihrer Kirchen weder Kosten noch Mühe scheuten und das Kloster zu Inichen doch in der Lage war, kundige Baumeister im Lande zu wählen oder anderswoher zu rufen. Über diese Krypta erhob sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die romanische Stiftskirche, welche ich oben beschrieben habe.

Dass dieselbe der spät-romanischen oder vielmehr der Übergangsperiode angehöre, kann wohl von Niemanden bezweifelt werden. Die hoch aufgezogenen Kreuzgewölbe mit den Diagonalgurten, die Fenster mit dem Spitzbogen in den beiden Kreuzarmen, die Streben und Strebebögen an den Seitenschiffen lassen wohl nicht dem geringsten Bedenken Raum. Aber dass man noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine Kirche mit so reinen romanischen Formen, und zwar beinahe ganz nur mit romanischen Formen baute, dürften nach der bis jetzt festgesetzten und angenommenen Zeitbestimmung der Baukunst Manche nicht für wahrscheinlich finden. Und ich selbst würde mich ihnen beigesellt haben, wenn nicht völlig unverdächtige Urkunden mich eines anderen belehrt und weitere Forschungen zur Überzeugung geführt hätten, dass bei uns in Tirol das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch der romanische Baustyl noch im Schwunge, und man kann sagen, beinahe der allein herrschende gewesen ist. Der majestätische Dom in Trient mit seiner hochstrebenden Kuppel und den schönen Gallerien unter dem Dachgesims, ein grossartiger und folgerecht im romanischen Styl durchgeführter Bau wurde begonnen im Jahre 1212 und zu Ende geführt erst im Jahre 1309. Die ältesten der in Tirol noch vorhandenen Burgen und Doppelcapellen sind alle im romanischen Styl gebaut; z. B. das Stammschloss Tirol, Zenoberg bei Meran, die Schlösser zu Bruneck, Taufers, Bruck bei Lienz u. s. w. Die meisten darunter reichen nicht über die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zurück, und doch entdeckt man an ihnen kaum eine Spur des Spitzbogens. Aus derselben Zeit schreiben sich wahrscheinlich mehrere theilweise noch erhaltene romanische Thürme in Trient und in der Gegend von Bozen bis Trient.

Die erste Kunde vom Bau der jetzigen Stiftskirche in Inichen bringt uns 1257 ein Ablassbrief des Fürst-Bischofs Bruno von Brixen, worin er für die Dauer eines Jahres allen denjenigen einen Ablass verleiht, welche zur Erbauung der genannten Kirche hilfreiche Hand bieten [1]). Dass um diese Zeit auch wirklich der Bau begonnen habe, getraue ich mich nicht zu behaupten, weil derlei Ausdrücke in den Ablassbriefen gewöhnlich sind, und daher nicht wohl auf einen wirklichen Bau gedeutet werden können, wenn nicht andere Umstände oder geschichtliche Belege dafür sprechen. Sichere Nachrichten gibt uns eine andere Urkunde des nämlichen Bischofs, worin er 1284 im ganzen Umfang der Diöcese eine milde Sammlung für die Stiftskirche in Inichen erlaubte, und denjenigen, welche zur Wiedererbauung derselben ein Almosen spenden, einen Ablass von 40 und von 100 Tagen verliehen hat [2]). Um diese Zeit

[1]) Omnibus qui elemosinas suas *ad fabricam dictae ecclesie* sive ad alia necessaria fuerint elargiti, aut etiam qui limina predicti S. Candidi pia intentione duxerint visitare etc. *Actum est istud anno domini millesimo ducentesimo quinquagesimo septimo in Idibus Maji.* Aus dem Original, welches ehedem im Stiftsarchiv zu Inichen aufbewahrt wurde.

[2]) Die Originalurkunde, welche im Stiftsarchiv zu Inichen aufbewahrt wurde, lautet also: *Bruno* Dei gratia ecclesie Brixinensis episcopus plebanis, vicariis, universisque Christi fidelibus a Domino Deo salutem et benedictionem! Ait apostolus, qui seminat in benedictione, de bene-

muss aber der Bau beinahe schon zu Ende geführt worden sein, denn noch im nämlichen Jahre weihte Fürstbischof Bruno am Feste des h. Gallus (16. October) unter dem Beistande von vier Bischöfen die neue Kirche ein [1]. Um das Andenken an diese Feierlichkeit zu verewigen, begabte zwei Tage darauf Graf Albert von Görz den neu geweihten Altar zum h. Candidus mit einem Hofe zu Vierschach [2].

Den Namen des Baumeisters, oder woher er stammte, hat uns keine Urkunde überliefert. Jedoch weist die Art des Baues auf einen italienischen Meister, oder wenigstens nach Italien hin. Das Gebiet von Inichen grenzt eben an Italien, und seit der ältesten Zeit besteht zwischen diesen beiden ein reger Verkehr. Der Abschluss der westlichen Façade nach dem Profil der Schiffe ohne Thurm, der baldachinartige Vorbau über dem Portal dieser Seite mit den Löwen, welche auf ihren Rücken die stützenden Säulen tragen; die vielseitigen stark verjüngten Säulen oder Pfeiler sind in Italien beliebte Formen und Motive. Die Form des Eckblattes in Fig. 9 erinnert an S. Ambrogio in Mailand [1]. Die antik-romanischen Capitäle mit den durch Bänder gekuppelten Voluten, die Schmuckwerke von Blumen, Vögeln und Akanthusblättern verrathen das italienische Heimathsland. Überhaupt lässt sich der italienische Einfluss auf die Bauwerke in Tirol, insbesonders aus den Zeiten der romanischen Periode nicht verkennen. Spuren davon finden sich in allen noch erhaltenen bedeutenden Bauwerken; so an der Kathedrale in Trient, an der Pfarrkirche in Bozen, ja selbst im Kreuzgange zu Brixen, wo neben den deutschen Capitälen eben so oft die italienischen mit gekuppelten Voluten wiederkehren.

Die Stiftskirche, wie ich sie oben beschrieben habe, mit dem Thurme, welcher auf der Vierung über der Kuppel sich erhob und gemeinhin St. Paulus-Thurm hiess, wurde demnach gebaut beiläufig vom Jahre 1270 bis zum Jahre 1290. Die anderen Theile, welche der Grundriss noch zeigt, gehören einer späteren Zeit an. Und zwar der Thurm, welcher dem südlichen Seitenschiffe vorliegt, entstand in den Jahren 1321—1326. Dieser bildet ein massenhaftes Viereck, welches ohne alle Gliederung sehr hoch aufsteigt, und mit einer ganz niedrigen vierseitigen Dachpyramide abschliesst. Die einzigen Fenster, welche die Schall-Löcher bilden, haben den halbkreisrunden Bogen; denselben zeigt auch die Eingangsthür, zu welcher man mittelst einer Stiege aufsteigt. Aber die Gewölbe des untersten Geschosses sind im Spitzbogen gebildet [2]. Sowohl dieser Thurm als auch der andere waren mit Glocken ver-

---

dictionibus metet vitam eternam. Cum igitur teneamur ecclesiis subvenire maxime nostre diocesis, universitatem vestram rogamus, monemus et hortamur in Domino, ut fabrice S. Candidi ecclesie Ilicinensis, que vetustate corrupta *tecto defluente videtur minari ruinam*, elemosinarum vestrarum quilibet pro sua facultate consolationem largitatis adhibere curetis spe retributionis ab ipso, qui est retributor omnium bonorum. Nos vero de misericordia omnipotentis Dei et SS. patronorum Ingenuini et Albuini patrocinio confisi ad petitionem et consensum capituli nostri omnibus, qui *ad reedificationem predicte fabrice* manum largitatis porrexerint, quadraginta dies criminalium peccatorum et centum dies venialium de injuncta poenitentia misericorditer in Domino relaxamus. Datum Brixine anno Domini M.CC.LXXXIV. sexto idus Junii. Precipientes litteram presentem post quinquennium minime valituram mandamus etiam, ut cum nuntii capituli ecclesie Ilicinensis ad exequendum presens negotium ad vos venerint, ipsos caritative recipientes unacum ipsis et pro ipsis ad plebas vestras salubriter et favorabiliter petitionem faciatis. — Die Urkunde trug das Siegel des Bischofs und das des Domkapitels. Auch von anderen Bischöfen hatten die Chorherren von Inichen zur gleichen Zeit ähnliche Ablassbriefe erhalten.

1) In der Stiftskirche war ehedem eine Tafel aufgehängt, welche die folgende Inschrift hatte:
Anno Domini M.CCLXXXIV. in festo S. Galli 16. Octobris *Bruno Brixenensis episcopus* hanc ecclesiam Ilicinensem S. Candidi, quae vetustate corrupta tecto defluente minari ruinam videbatur, reaedificatam unacum altari, monasterio et coemeterio consecravit etc. Resch: Monumenta ecclesiae Brix. II, 76, n. 3. Die vier assistirenden Bischöfe waren: *Wernhardus* episcopus *Petenensis* (Biben oder Pedena), *Marcus* episcopus *Cenetensis* (Ceneda), Frater *Jacobus* episcopus *Milopotensis* (Milopotamo auf der Insel Candien), *Nicolaus* episcopus *Caprulanum* (Caorle). Die zwei letztgenannten waren wahrscheinlich nur Bischöfe in partibus und folgten den ersteren als Suffragane. Von allen vieren bewahrte man ehedem im Stiftsarchive die Ablassbriefe, welche sie für einen jährlichen Gedächtnisstag der Kirchweihe — in dedicatione monasterii, altaris et cimeterii, que erit et esse debet in die S. Galli — gegeben hatten. Inticino anno Domini M.CC.LXXXIV. feria II. post festum S. Martini.

2) Actus hominum ne in calumpniam verti valeant, necesse est ut fidem scripturarum testimonio confirmentur. Igitur nos *Albertus Comes Goricie et Tirolis* tenore presentium scire volumus tam posteros quam modernos, quod cum ecclesia beati Candidi de consilio canonicorum ibidem consecraretur in Inticina, nos in nostrorum peccaminum remissionem *super altare beati Candidi* predicti mansum super *Vierschach* in der Grube, in quo residet Ulricus quem etiam ad altare predictum dedimus, tradidimus jure proprietario pro nobis ac heredibus nostris cum omnibus pertinentiis, pascuis, pratis, cultis et incultis, quesitis et non quesitis, ceteris juribus ejusdem quo nomine censeantur, ut idem mansus predictus et homo in eo residens altari atque ecclesie predicte proprietatis titulo debeant subjacere. In cujus traditionis et legationis evidentiam presentes fieri fecimus nostri pendentis sigilli munimine communitas presentibus testibus subnotatis, Dominis Friderico Burchgravio de Luentz, Hermanno de Vreiburch, Ottone de Valchenstein, Ernesto de Luentz, Chunrado de Walhenstein, Friderico dicto Murgel, Euwigone de Welsperch, Heinrico cive de Luentz apud portam et aliis fide dignis. Datum et actum in Luentz anno Domini M.CC. octuagesimo quarto, die XIV. exeunte octobri, XII. indictione. Aus der Originalurkunde, welche ehedem im Stiftsarchiv vorhanden war. Vierschach ist eine zerstreute Ortschaft mit einer eigenen Kirche in der Nähe und östlich von Inichen gelegen.

1) Vgl. die christliche Kirchen-Baukunst des Abendlandes v. G. G. Kallenbach und Jakob Schmitt, T. XII. 12.

2) Auf den gehauten Eckseinen dieses Thurmes haben sich von unten bis zu oberst noch Inschriften erhalten, welche die Zeit der Erbauung genau angeben. Die unterste lautet:

WOLFHARDVS PRAEPOSITVS
REXIT ANNO MCCCXX . .
. . . . MARQVARDVS DECANVS

Dann folgen in beinahe gleichen Zwischenräumen aufsteigend:

MCCCXXII.
MCCCXXIII.
MCCCXXIV
MCCCXXV

Und zu oberst liest man:

✝. MCCCXXVI. MAR. DE. RE.

wahrscheinlich: Marquardus Decanus Rexit

sehen, wahrscheinlich aber mit dem Unterschiede, dass der Paulsthurm nur kleine Glocken hatte, welche regelmässig bei den Gottesdiensten und Verrichtungen des Chores dienten.

Ein bedeutend jüngerer Bau ist die gothische Vorhalle mit der darauf ruhenden Capelle, welche an den Thurm angebaut sind und dem Mittelschiffe vorliegen. Der schöne Portalbaldachin, von welchem ich oben einzelne bis jetzt erhaltene Theile vorgeführt und beschrieben habe, hat dieser Vorhalle weichen müssen. Die darüber liegende Capelle wurde vom Stiftsdechant Albert Penzendorfer um das Jahr 1468 gebaut, und darin von demselben ein Altar mit zwei Wochenmessen zu Ehren der h. Dorothea gestiftet. Später nannte man sie auch die Franz Xaveri-Capelle [1]. Das gothische Netzgewölbe entspricht dem Geschmacke der damaligen Zeit, ist aber übrigens schöner geformt als man es gemeinhin in Landkirchen findet. Anstatt der gothischen Dienste sind jetzt leichte Wandpfeiler angelegt, welche einen unangenehmen Eindruck machen. Zur gleichen Zeit scheint auch die Vorhalle gebaut worden zu sein. Aber das Gewölbe derselben hat eine ganz andere und sehr schöne Structur. Die Rippen steigen entweder von runden Stäben auf, oder von Consolen, welche nach unten mit Kehlen und Wülsten abschliessen.

Der jüngste Theil endlich an der Stiftskirche ist die niedrige Capelle, welche dem nördlichen Seitenschiffe vorliegt und vom Chorherrn Georg Gaisser mit dem Altar zu Ehren der vierzehn Nothhelfer beiläufig um das Jahr 1524 gestiftet worden ist. Die Bauart ist noch gothisch, aber ganz unförmlich und kaum anzusehen neben dem schönen Gewölbe der Vorhalle [2].

Die Geschichte erzählt von zwei gewaltigen Feuersbrünsten, welche die Stiftskirche ergriffen und sehr arg mitgenommen haben. Der kunstgerechte und sehr feste Bau widerstand aber beide Male dem verheerenden Elemente dergestalt, dass an den Seitenmauern, an den Gewölben und Stützen keine Verletzung oder Klüftung, ja nicht einmal eine Spur des Brandes zu entdecken ist. Der erste Brand ereignete sich am Festtage der Kirchweihe, d. i. am 16. October des Jahres 1413. Der Markt Innichen wurde in Asche gelegt und die Kirche mit einer solchen Wuth vom Feuer ergriffen, dass es auch in das Innere eindrang und die Altäre, Zierden und Geräthschaften aufzehrte. Eine gleichzeitige Erzählung hat uns Dr. Resch in Abschrift erhalten. Sie lautet: Anno Domini M.CCCC.XIII. combusta est Intica ae ecclesia S. Candidi archiepiscopi et martyris, patroni Inticensis, in die nundinarum i. e. die S. Galli, die 16. Octobris, qua die celebratur omni anno dedicatio ecclesiae S. Candidi, cum omnibus turris (?), sertis, campanis, horologio, organis, clenodiis, calicibus, libris ac aliis legalibus ornatibus, *quae omnia funditus exusta* tempore Domini *Conradi Veringer decani* praesidentis. Von diesem harten Schlage getroffen und unfähig aus eigenen Mitteln den sehr beträchtlichen Schaden zu ersetzen, wandten sich die Kanoniker mit einem offenen Sendschreiben, welches Auserwählte aus ihnen selbst überbrachten, an verschiedene Kirchenfürsten und an alle mitleidigen Herzen um Hilfe und Unterstützung, damit es ihnen ermöglicht würde, das alte Münster wieder in Würde herzustellen und mit den nöthigen Geräthschaften zu versehen [1]. Die Sammlung muss ergiebig ausgefallen sein; denn es ist sehr wahrscheinlich, dass diessmal die Kirche ganz so wieder hergestellt worden ist, wie sie vor dem Brande war. Wenigstens wissen wir sicher, dass selbst die beiden Thürme wieder ihr Haupt erhoben und mit neuen Glocken ihre Sprache vernehmen liessen. Ich möchte nicht zweifeln, dass sich auch die Strebebögen noch erhalten haben oder hergestellt worden sind, da man um diese Zeit doch lieber mit Mauerwerk umging, als zu Eisenschleudern die Zuflucht nahm. Verderblicher für die Stiftskirche, wenngleich nicht so gewaltig, war der zweite Brand, welcher am 24. Sept. d. J. 1554 ausgebrochen ist und beinahe den ganzen Markt in Asche gelegt hat. Über diesen traurigen Vorfall sind uns zwei genauere Berichte erhalten worden, nämlich ein Brief des Chorherrn zu U. L. Fr. in Brixen Stephan Haberle an den Cardinal und Administrator des Brixener Bisthums Christoph Madruz; und das

1) Das alte Kalendarium der Stiftskirche enthält folgende Nachricht: Die 17. Julii. Festum S. Alexii... In 2. Vesperis peragitur anniversarius Domini *Adalberti Penzendorfer Decani aedificatoris et fundatoris capellae s. Dorotheae*, vulgo auf der Porkirchen... Illius sepultura est in vestibulo i. e. sub capella superiori ut ex Epitaphio patet. Ferner bewahrte das Stiftsarchiv zwei Ablassbriefe, welche von mehreren Cardinälen am 13. Jänner und 13. Februar 1469 für die neugebaute Dorotheen-Capelle zu Inichen gegeben worden sind — cupientes igitur ad instantiam venerabilis viri Domini Alberti Penzendorfer Decani in ecclesia Indicensi Brixin. dioc., ut capella per eundem constructa in honore gloriosae virginis et martyris S. Dorotheae in Indica dictae dioc. congruis a Christifidelibus frequentetur honoribus etc. etc.

2) Auf einem der zwei Bögen, welche diese Capelle mit der Vorhalle verbinden, befindet sich eine Abschrift der Urkunde, welche bei der Einweihung der Capelle gegeben worden ist. Ich führe daraus dasjenige an, was für unsere Geschichte zweckdienlich ist. *Joannes* Dei et apostolicae sedis gratia *Episcopus Bellinensis*, reverendissimi in Christo patris et D. D. Sebastiani Episcopi *Brixinensis in pontificalibus Suffraganeus generalis* universis et singulis.... notum facimus, quod nos ad venerabilis viri *Georgii Geysser* canonici Inticinensis ac plebani in Silian instantiam e. singularem devotionem, quam erga Deum et Sanctos ejus gerit, capellam unacum altari in ea sito, ecclesiae collegiatae S. Candidi martyris Inticensi contiguam, Brixin. dioec. *per praenominatum dominum Georgium* a novo constructam, erectam, fundatam et dotatam, specialiter et nominatim capellam et altare in honore SS. XIV Auxiliatorum martyrum consecravimus etc. Datum et actum in praedicta capella anno a nativitate Domini M.D.XXIV. die vero XXVIII. mensis Aprilis.

1) Diese wichtige Urkunde werde ich unten wortgetreu wiedergeben, da sie merkwürdige Nachrichten sowohl über die Stiftskirche als auch und zwar insbesonders über das sehr alte Crucifix, von welchem ich noch mehreres zu melden habe, enthält.

Sendschreiben des Capitels zu Inichen um Almosen zur Herstellung der durch den Brand sehr beschädigten Stiftskirche. Der erste meldet, dass am nächstvergangenen Montag um 1 Uhr Nachmittags leider sich zugetragen, und der Markt Iniching sammt dem Dom, der Pfarrkirche, dem s. g. Klösterle und den anderen im Markte stehenden Kirchen, und zwar 115 Feuerstätten abgebrannt sind. Was näher die Stiftskirche anbelangt, so seien die Gewölbe und Mauern sammt den darin verwahrten Ornaten u. dgl. erhalten worden, u. s. w. Datum Brixen den 26. September 1554 *). Das Sendschreiben des Capitels sagt wörtlich folgendes: „Quod jam in aestate proxime praeterita dicta ecclesia nostra et castellum Indicense casu fortuitu (non ex negligentia nostra) in suis structuris, videlicet *duabus turribus excelsis* sum suis campanis liquefactis, horologio et XXII. tectis ac omnium et singulorum canonicorum domnibus, nostrisque bonis, libris, vestimentis, lectisterniis et omnibus utensilibus miserabili incendio est consumta et exusta." Der Ausdruck „*cum XXII tectis*" scheint zu bestätigen, was ich oben meldete, dass nämlich nach dem ersten Brande die Stiftskirche vollkommen sei hergestellt worden. Denn so viele Dächer oder vielmehr Abtheilungen der Bedachung waren nothwendig, wenn diese den Haupttheil des Baues entsprechen und die Gliederung des Innern auch äusserlich darstellen sollten. Ein eigenes Dach mussten dann nicht nur die Thürme, das Mittelschiff, die Kreuzarme als hervorragende Theile, sondern auch die Quadrate der Seitenschiffe zwischen den Strebebögen, die Quadrate vor den Apsiden und die Apsiden selbst haben. Nach dem zweiten Brande erhielt die Kirche nicht mehr ihre frühere Gestalt nach Aussen; sie wurde ärmlich zugedeckt, so wie es der damalige Mangel an Mitteln gestattete und das Bedürfniss des Schutzes zur Noth erheischte. Der Thurm ober der Vierung erstand nicht mehr; das Mauerwerk, welches vom Brande sich noch erhalten hat, wurde geebnet und darauf ein niedriges vierseitiges Pyramidendach gesetzt. Noch jetzt hängen von Innen die alten verbrannten Balken herab. Von den Strebebögen sieht man die zerrissenen Unterlagen und die Stellen, wo sie sich dem Mittelschiffe angelegt hatten. Es war wohl auch in der Zeit das Verständniss des Baues schon ganz abhanden gekommen, so dass es nicht zu wundern ist, wenn z. B. ganz unförmlich ein und derselbe Sattel die drei Quadrate von den Apsiden und zugleich eine Sacristei, nämlich die sogenannte obere umschliesst.

Was nun die innere Einrichtung der Stiftskirche betrifft, so waren Anfangs in derselben 2 Altäre aufgestellt, nämlich der Kreuzaltar vorne an der Chormauer im Schiffe und der St. Candidus-Altar in der Apsis auf dem Chor. Der letztere galt als der Hauptaltar. Ausser diesen stand noch ein dritter in der Gruft, welcher dem heil. Andreas, später aber zu Ehren des heil. Sylvester geweiht worden ist. In der folgenden Zeit entstanden noch acht andere Altäre und zwar wahrscheinlich zuerst die zwei in den Seiten-Apsiden: *a)* in der nördlichen der zu U. L. Frauen und *b)* in der südlichen jener zum heil. Johannes dem Täufer. Dann folgten: *c)* der Altar zum heil. Paulus auf dem Chor an der Südseite mit zwei Wochenmessen vom Propst Wolfhard von Röchlingen und dem Decan Marquard von Tessenberg im Jahre 1321 gestiftet; *d)* der Altar zum heil. Pancratius und zur heil. Anna im südlichen Kreuzarm durch Jakob von Tessenberg, Richter zu Sillian, im Jahre 1336 gestiftet; *e)* der Altar zu allen Heiligen im nördlichen Kreuzarm mit zwei Wochenmessen, vom Stiftsdechant Kaspar Pazoller beiläufig um das Jahr 1430 errichtet; *f)* der Altar zur heil. Dorothea in der gleichnamigen Capelle um 1468 gegründet, von welchem ein Näheres oben gemeldet worden ist; *g)* der Altar zu den 14 Nothhelfern in der gleichnamigen Capelle (1524), von welchem ebenfalls schon oben die Rede war; endlich *h)* der St. Placidus-Altar auf dem Chor an der nördlichen Seite, welchen der Propst Horaz Anton Carrara im Jahre 1687 gestiftet hat. Diese in verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Mustern gebauten Altäre und die vielen anderen nach und nach angebrachten, meistens geschmacklosen Einrichtungsstücke hatten die Kirche sehr überladen und entstellt, so dass in der neueren Zeit eine Abräumung und Restauration allgemein für höchst nothwendig und dringlich erachtet wurde. Der Propst Johann Rappold legte zuerst die Hand ans Werk (1846). Diesem Manne, den übrigens die beste Gesinnung beseelte und eine seltene Opferwilligkeit vor anderen auszeichnete, gebrach es aber völlig an den zu einem solchen Unternehmen nothwendigen Kenntnissen. Unter ihm ist zuerst der Gräuel der Verwüstung in die heilige Stätte selbst eingetreten. Die Krypta liess er zur Hälfte einsenken, und Alles was er anordnete war der Art, dass man später nicht nur die alten Schäden ausbessern, sondern auch die neueren viel bedeutenderen Entstellungen, welche durch ihn veranlasst worden sind, wegräumen und gut machen musste. Dies war das Werk der nachfolgenden Pröpste Franz Joseph Rudigier und Joseph v. Comini (1849—1853). Durch die eifrige Verwendung und unter der thätigsten Mitwirkung dieser beiden Männer, von denen der erstere auf den bischöflichen Stuhl von Linz erhoben worden ist, der andere jetzt als Domcapitular von Brixen die Oberaufsicht über die Volksschulen im tirol'schen Antheile der Diöcese führt *), wurde das Werk der Restauration mit Kraft ergriffen und

*) Der 26. September war im Jahre 1554 am Mittwoch, folglich der 24 am vorausgegangenen Montag.

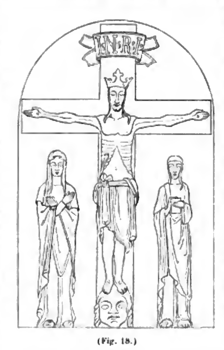
*) Unter den Pröpsten von Inichen sind mehrere zur bischöflichen Würde erhoben worden. Mir sind die folgenden bekannt: Richer Bischof von Brixen (1174), Conrad v. Töls Bischof von Freising (1231), Friedrich v. Montalban und Schlandersberg Bischof von Freising (1279), Johann v. Schleinitz Bischof von Meissen (1518).

mit Kunstsinn und Aufwand unter Leitung des k. k. Bezirks-ingenieurs (damals k. k. Strassenmeisters) Gebhard Mechele durchgeführt. Die Portale, Pfeiler, Bögen und Gurten wurden von der farbigen Tünche, womit man die schönen Steinmetz-Arbeiten bedeckt hatte, sorgfältig entledigt: das Mauerwerk erhielt einen entsprechenden aschgrauen Anstrich. Alle überflüssigen und entstellenden Geräthschaften wurden entfernt und die alten Altäre, mit Ausnahme des einzigen in der Gaisser'schen Capelle abgebrochen. Die Dorotheencapelle erhielt eine andere Bestimmung; sie dient nun als Musikchor, für welchen ein anderer zweckmässiger Raum in der Kirche nicht zu gewinnen war. Zu bedauern ist nur, dass man, anstatt die alte Krypta wieder ganz herzustellen, welches damals noch leicht möglich gewesen wäre, auch den noch vorhandenen Theil einsenkte. Dadurch hat die Kirche ihr merkwürdigstes und ältestes Monument verloren und einen Verlust erlitten, welcher nun jetzt, da die meisten Säulen und Capitäle abhanden gekommen sind, nicht mehr zu ersetzen ist. Übrigens hat die Kirche bei der Restauration eine würdevolle und schöne Ausstattung erhalten. Es sind nun in derselben fünf Altäre und alle an entsprechenden Plätzen aufgestellt; der Hochaltar in der mittleren Apsis, zwei kleine Altäre in den Seiten-Apsiden und zwei andere etwas grössere in den Kreuzarmen — alle im romanischen Styl gebaut und mit reichem Goldwerk verziert. Composition und Ausführung stammen vom tirolischen Künstler Joseph Stauder, welcher sich dadurch ein bleibendes Denkmal in seiner Heimath gesetzt hat. Insbesonders bewundert man die lebensvollen und schwunghaften Schnitzarbeiten. Die Altäre in den Kreuzarmen tragen reich vergoldete Reliefs. Das eine vom Bildhauer Renn d. Ä. aus Imst stellt die h. Familie, das andere von einem unbekannten Meister im Jahre 1632 gefertigt die Sendung des heil. Geistes vor. Dieses letztere wurde noch vom alten Altar verwendet, das erstere aber für den neuen eigens gemacht. Auf den Altären in den Neben-Apsiden sieht man zwei schöne Gemälde von unserem vaterländischen Künstler Franz Hellweger. Der Hochaltar zeigt in einer Nische das merkwürdige Crucifix, von welchem der folgende Abschnitt handeln wird.

IV.

Nachrichten über das alte Crucifix in der Stiftskirche zu Inichen.

Dieses Crucifix, von welchem eine Abbildung in der Fig. 18 folgt, reicht tief in das Alterthum zurück, und war von jeher der Gegenstand hoher Verehrung. Die Sage meldet, es sei eines von den dreien, welche Herzog Tassilo auf der Jagd gefunden und den von ihm gegründeten Stiften zu Wessenbrunnen, Pollingen und Inichen zugetheilt haben soll. Hingegen erzählt die Urkunde, welche ich unten anführen werde, dass dieses Crucifix in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts in der Kirche zu Inichen aufgestellt worden sei. Und für diese Zeit scheint auch die Gestalt und der künstlerische Charakter des Bildes zu stimmen. Christus ist lebend dargestellt, er steht frei auf einem Fusstritt, welcher die Gestalt eines Menschenkopfes hat, mit wagrecht ausgebreiteten Armen ohne Nimbus und ohne Dornenkrone. Die Hände und Füsse sind mit vier Nägeln angeheftet. Das herabhängende und vielgefaltete Lendentuch erinnert noch an den Rock, welcher bei den ältesten Crucifixen von dem Gürtel bis zu den Knieen hing. Die Krone des Hauptes und, so viel ich mich erinnere, auch das Band mit der Aufschrift sind neuere Zuthaten. Unter dem Kreuze stehen Maria und Johannes, langgestreckte Gestalten, fast ohne allen Ausdruck im Gesicht und von roher Arbeit. Maria hat die Hände über die Brust geschlungen, Johannes hält wie gewöhnlich in der linken Hand ein Buch. Alle drei Bilder haben eine schwarzbraune Farbe, wie man sie in den byzantinischen Werken gewöhnlich findet. Ehedem waren sie frei in der Höhe unter dem Fronbogen und über dem Kreuzaltar angebracht. Beim Brande des Jahres 1413 wurden auch sie vom Feuer ergriffen. Die Spuren kann man noch jetzt an der Rückseite derselben sehen. Vorne sind sie aber ganz unverletzt. Das schon oben genannte Sendschreiben des Capitels zu Inichen, worin dasselbe bald nach dem Brande um Unterstützung zur Wiederherstellung der Kirche flehte, meldet von einem wunderbaren Ereigniss, welches sich damals an dem Crucifixe und dem Bilde der Gottesmutter offenkundig erwiesen hat. Am Tage nämlich nach dem Brande, d. i. am 17. October 1413, da eben eine grosse Volksmenge anwe-



(Fig. 18.)

Gregor Angerer Bischof zu Wienerisch-Neustadt (1532), Christoph Fuchs zu Fuchsberg Bischof von Brixen (1539), Johann Thomas Freiherr v. Spaur Bischof von Brixen (1578), Kaspar Ignaz Graf von Künigle Bischof von Brixen (1702) — ein Mann, der zu seiner Zeit unter den Kirchenfürsten hervorragte, endlich Franz Joseph Rudigier Bischof zu Linz (1853). Einer von den

Pröpsten, nämlich Johann Grünwalder, hat sich sogar zur Cardinalswürde emporgeschwungen (1441). Später bestieg er den bischöflichen Stuhl von Freising (1448).

send war, bemerkte man an diesen Bildern blutigen Schweiss, welcher wunderbar aus dem dürren Holze hervorbrach und über die Glieder und Gewänder herabrieselte. Dasselbe geschah wieder am Tage nach Allerheiligen, d. i. am 2. November desselben Jahres. Wahrscheinlich von dieser Zeit her schreibt sich die grosse Verehrung, welche man vertrauensvoll gegen dieses Crucifix hegt. Das Andenken an dieses Ereigniss hat sich im Munde des Volkes bis auf unsere Tage erhalten. Die Urkunde, von welcher das Original im Archiv des Stiftes wenigstens bis zur ersten Aufhebung desselben bewahrt wurde, gebe ich hier ganz und zwar wörtlich nach der Abschrift, welche Resch uns hinterlassen hat. Das ausserordentliche Ereigniss des blutigen Schweisses und die anderen merkwürdigen Nachrichten, welche über die Stiftskirche darin enthalten sind, werden hinreichenden Ersatz bieten für das minder Wichtige, welches nebenher läuft.

In nomine Domini Amen. Universis ac cunctis Christi fidelibus, quibus praesens scriptum lamentabile ostensum fuerit, et ad quos praesentes litterae pervenerint, nos *Conradus Veringer* Decanus, Canonici totumque capitulum atque desolata congregatio venerabilis ecclesiae collegiatae S. Candidi archiepiscopi et martyris in Intica Brixin. diocesis orationum suarum devotionem omni humilitate et reverentia cervicibus inclinatis ad dominum semper omnipotentem. Venerabilis patres ac sacrosanctae fidei cultores, dilectissimi fratres in Christo ubilibet constituti. Quem, admodum pietatem atque fraternam charitatem vestras non dubitamus verbum Apostoli latere, qui ait: „Omnes stabimus ante tribunal Christi, prout gessimus in corpore, sive bonum sive malum recepturi“, et alterius sapientis: „Si inter tempus seminandi provide discernimus et metendi, seminare debemus in terris, quod multiplicato fructu colligamus in coelis“, et praesertim verbum hoc evangelicum: „Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur“, ad quam ipsius veritatis sententiam populum vobis subjectum et spiritualiter commissum divini muneris et aeternae salutis intuitu per exhortationes vestras et favorabiles promotiones adopsus misericordiae inducere dignemini, ut ipsi in districto examine invenire possint misericordiam apud deum. Cum itaque venerabilis ecclesia nostra collegiata S. Candidi clementia et culmine imperiali egregie, multum et splendide fuerit aedificata et fundata [1], nunc heu! heu! *die S. Galli anno domini M.CCCC.XIII. tempore nundinarum oppidi Inticensis, ubi dicta ecclesia est sita, in suis videlicet expresse turribus, campanis, tectis, organis clenodiisque aliis regalibus cum multiplici decore, quibus dicta ecclesia regaliter et solemniter fuit perornata, funditus est exusta, et per ignis voraginem miserabiliter in cineres redacta. Verum non solum hujus modi irrecuperabilibus revera dampnis dicta ecclesiae est condolendum, sed plus dolorosum et gemebundum, quod proh! aliqui in hujusmodi periculo et dampnosa jactura personae succurrere volentes et se in eodem igne viriliter et intrepide exponentes per eandem ignis voraginem lamentabiliter perierunt.* Quocirca tamquam extremae necessitatis articulo percussi benignitatem, gratiam ac universitatem omnium in Christo requirimus et humiliter rogamus in domino, prout status et qualitas nostrae venerabilis ecclesiae nunc id heu! deposcit, quatenus ad ipsius reaedificationem et reparationem sumtuosam, cum de propriis facultatibus sublevari non possit nec reformari, elemosinarum vestrarum consolationem largiri dignemini et ad tam pium opus et laudabile manus porrigere vestras adjutrices. Insuper ob majorem in populo christiano devotionem excitandam patefacimus harum cum tenore, quod omnes benefactores aut qui manus suas ad fabricam dictae ecclesiae collegiatae porrexerint adjutrices a quinquaginta duobus patriarchis, archiepiscopis quam etiam diversarum nationum episcopis ordinariis et suffraganeis a quolibet ipsorum XL dies criminalium de injunctis sibi poenitentiis relaxando conferuntur. Ad quarem indulgentiarum valorem et credulum efficaciam plurimorum nostrae diocesis praedictae Ordinariorum auctoritas intercessit et consensus, sicuti litterae et privilegia sub sigillis eorundem pontificum haec plenius attestantur et demonstrant, quas tamen indulgentiarum litteras ad remota et diversa loca propter viarum discrimina et alia pericula, per quae dicta privilegia possent amitti aut in suis sigillis et scripturis maculari, tute et secure transmittere non audemus, ut de contentis in eisdem vestra universitas devota plenius posset informari; sed cum ceteris nostri capituli litteris ac privilegiis imperialibus in certa custodia et numero certo repositae sunt et omni diligentia conservantur. Summa vero indulgentiarum praedictarum facit duo millia criminalium et quatuor millia dierum venialium peccatorum cum aliquot carrensis, et quotiens qui elemosinam suam eo tantum ut supra elargitus fuerit aut manus suas ad dictae ecclesiae fabricam adjutrices porrexerit, totiens praedictam summam indulgentiarum de omnipotentis Dei misericordia consequitur. Et non dubium, quin etiam omnium officiorum divinorum, missarum, horarum nocturnalium et divinarum orationum nec non aliorum bono-

[1] Kaiser Otto I. war nach Tassilo der grösste Wohlthäter des Stiftes. Dasselbe verehrte ihn immerhin als den zweiten Stifter und nannte sich deshalb ein kaiserliches Stift. Noch jetzt führt es diesen Ehrennamen. Im alten Nekrologium dieses Stifts liest man aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts aufgezeichnet: *XI. Kal. Aug.* Otto Rubeus Romanorum imperator obiit, qui fuit fundator hujus ecclesiae S. Candidi. Das Kalendarium des Stifts vom Jahre 1617 bemerkt: *Die 22. Juli.* In II. vesperis peragitur *anniversar* serenissimi D. *Ottonis Imp. I.* hujus ecclesiae collegiatae Inticensis (fundatoris) cum vesperis et vigiliis mortuorum infra in ecclesia habendis. D. Decano incumbit facere officium. Die sequenti canonici tenentur legere missas. Sub prima hebdomadarius legit missam in altari majori in choro de festo. Post sextam decanus assistentibus levitis in altari S. Crucis cantat officium missae pro defunctis etc.

Ob dieser Jahrtag auch jetzt noch so feierlich gehalten wird, ist mir nicht bekannt.

rum quocunque nomine in dicta ecclesia collegiata peractorum seu perpetuo agendorum tam in vita quam in morte dicti benefactores aut benefactrices comparticipes erunt Domino nostro Jesu Christo largiente. Praeterea fideles in Christo ad excitandum et populum christianum ad ampliorem devotionem invitandum ac praedicti monasterii S. Candidi salutari promotione non volumus nec debemus insinuando obticere, sed omnibus Christicolis humiliter insinuatum fore quoddam solempne miraculum et mysterium magnum, quod in dicto monasterio S. Candidi, qui etiam inibi corporaliter requiescit, ibi accidit et in hunc modum tunc claruit evidenter. Sane gloriosus Deus, qui facit mirabilia solus, altera die immediate videlicet *in crastino S. Galli post incendium et combustionem praedictam hora quasi vesperarum* per miraculum insigne mirabiliter coruscavit in quaedam effigie et imagine S. crucis et virginis Mariae matris crucifixi, *quae imagines ante quadrigentos annos in eodem monasterio quasi in medio et eminentiori loco erectae sunt, et de sub cruce eadem altare quoddam in honore S. crucis a primaeva fundatione ejusdem monasterii est erectum et confectum.* Miraculum autem de quo supra, *si et in quantum hominem decet judicare,* fuit et est tale: quod *de ymaginibus aridis valde et veteribus,* quamvis plures etiam de consimili materia et forma in eodem monasterio ymagines fuerint et hodie sint erectae; attamen de *his solum duabus venerabilibus S. crucis et virginis gloriosae effigiebus sudor sub forma et apparenti specie fluentis sanguinis ut cruoris quasi exudando erupit, ac in lateribus et circumferentiis earundem ymaginum diversis coram et in praesentia ac hominum multitudine utriusque sexus copiosa tanquam ex venis stillando recenter emanavit,* quemadmodum hodie ejusdem praefulgentis miraculi stigmata cunctis fidelibus ad eandem ecclesiam et venerabile monasterium S. Candidi martyris et pontificis per sua vota devote et peregre declinantibus appertissime et facie ad faciem apparebunt. Interea notum sit etiam omnibus, quod post dictam ignis voraginem *decim octava die immediate et successive sequente, puta in crastino omnium sanctorum iterato a venerabilibus praelibatis effigiebus S. crucis et virginis gloriosae a quibusdam sacerdotibus ac aliis hominibus quamplurimis etiam fide dignis visi sunt rivuli guttatim iteram tanquam recentissimi sanguinis in pluribus locis earundem effigierum efflui et emanari.* De quibus omnibus ut supra cum moerore praemissis, videlicet quomodo et qualiter collegium nostrum et nos heu! XXII canonici in dicto collegio intitulati et beneficiati occasione hujusmodi horribilis ignis in miseriam miseriarum vel miserabilem et in exterminium novissimum devenerimus, et praesertim super clariore et lucidiore praetacti miraculi expressione vobis omnibus fienda nuntiis nostris praesentium ostensoribus ad universitates vestras vice et nomine nostrorum et collegii nostri fidem credulam adhibere dignemini, eosque tanquam certos et veros nuntios unacum moesta praesenti pagina decani et capituli praescriptorum propter majorem evidentiam praemissorum etiam cum matura deliberatione ac consilio sapientum sigillis appendentibus roborata in petendis videlicet et recolligendis elemosinis et ad dictam fabricam deportandis omnipotentis Dei ac B. V. Mariae nec non B. B. Candidi et Corbiniani ibidem patronorum intuitu et meritis admittere et recipere gratiosi velitis, nec non hujusmodi in calamitatibus caritative, promotive et fraterne nobis compatiendo tractare. Datum Intícae in capitulo nostro die XI. mensis Novembris anno dom. millesimo quadringentesimo tredecimo. Indictione VI. [1]).

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Medve (Komorner Comitat). Urkundlich genannt von 1252 (Cod. dipl. VII. V. 294 und IV. II. 161), in dem Pázm. Verzeichniss als ältere Pfarre angeführt (a. a. O. 94), jetzt eine neuere kleine katholische Kirche, Filiale zu Balony.

Megyeres (Komorner Comitat). Urkundlich vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV. III. 447); neuere Kirche der Reformirten H. C.

Misérd (Pressb. Comitat). Deutsch Mischdorf. Urkundlich mit dem ungarischen Namen Misérd, Misde und Miszér genannt vom Jahre 1206, 1216, 1283 u. s. w. (Cod. dipl. III. I. 174. III. II. 464 V. III. 231). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss (a. a. O. 95) und in der Urkunde von 1390 angeführt. Die katholische Pfarrkirche, ein ehemaliger gothischer Bau, kam im XVI. Jahrhundert in den Besitz der Protestanten; im J. 1710 von den Katholiken zurückgenommen, wurde sie im J. 1731 und 1773 renovirt und damit wahrscheinlich modernisirt.

Im Jahre 1852 brannte sie gänzlich ab, so dass der Thurm und die beschädigten Mauern des Langhauses abgetragen werden mussten, und nur der dreiseitig geschlossene, mit zweimal gegliederten Strebepfeilern umgebene Chor erhalten worden ist. Der vormalige Thurm, mit spitzbogigen Fenstern, dem achtseitigen pyramidalen Helm, und mit einer Zinnenkrönung — die wahrscheinlich auch erst später aus den Nebenthürmchen entstanden sein mag, — hatte das Chronostichon: *annos postqVaM qVIngentos a soLe nIgrVIt aLto, haC ope DIVIna stat renoVata tVrrIs.* Wonach also der im J. 1731 renovirte Thurm oder auch die Kirche im XII. Jahrhundert entstanden wäre. Die Merkmale derselben deuten aber auf einen späteren gothischen Bau.

Eine kleine Kirche der Evangelischen A. C., neuerer Bedürfnissbau.

---

[1]) Resch bemerkt am Ende seiner Abschrift: Sigilla ex pergameno oblonga dependent duo in cera viridi. Primum exhibet episcopum cum libro in sinistra clauso, cum pedo pastorali in dextra. Inferius est scutum in quo superius complicata herbis trifolia, inferius est figura T. Perigraphe est haec. ° S ° *Conradi. Veringer. Decani. Intícensis.* Alterum exhibit sanctum, ni fallor, Candidum stantem, penes quem legitur:...ctus... (Sanctus Candidus). Perigraphe est haec: ✝ *Sigillum. Capituli. ecclesie Intícensis.*

Am Felde dieses Ortes kommen mehrere einzelne Grabhügel vor, aus welchen zeitweise Eisenstücke und Menschengebeine ausgegraben werden. Indem sie noch auf eine gründliche Untersuchung warten, ist es nicht zu bestimmen, welcher Epoche sie angehören.

Nagy-Abony (Pressb. Comitat). Urkundlich genannt von 1239 (Jerney a. a. O. 1 und Cod. dipl. VI. II. 188 vom J. 1299). Stammort der alten seit 1299 urkundlich genannten Familie Csiba. Die katholische Pfarrkirche im J. 1761 von der genannten Familie errichtet, mit einer Gruft und anscheinend älterem Taufstein.

Nagy-Keszi (Komorner Comitat). Urkundlich genannt von 1268 (Cod. dipl. IV. III. 451). Nach dem Pázm. Verzeichniss ist ehemals hier eine katholische Pfarrkirche gewesen (a. a. O. 94); jetzt besteht nur noch eine neuere Kirche der Reformirten H. C.

Nagy-Lég (Pressb. Comitat). Urkundlich bekannt von 1239 (Cod. dipl. IV. I. 14 und VII. II. 114 u. s. w.). Eine ungedruckte Urkunde (im Pfarrarchive) vom J. 1463 *(feria quinta inter Domin. Visitationis B. M. V.)*, gibt Zeugniss von den bedeutenden Schenkungen, die an die hiesige alte Pfarrkirche geschehen sind. Auch in dem Pázm. Verzeichniss unter den älteren Pfarren angeführt und als solche in der Urkunde von 1390 genannt. Die handschriftlichen Acten und Gedenkbücher der Pfarre erzählen ausführlich, wie anstatt der baufällig gewordenen ehemaligen Kirche eine neuere errichtet wurde; wobei unterirdische Gänge und grössere Unterbauten und Gräber zum Vorschein gekommen sind. Diese neuere Kirche, an der Stelle der älteren, wurde im J. 1679 vom Primas-Erzbischof Szelepcsényi errichtet[1]).

Nagy-Mád (Pressb. Comitat). Die sagenhafte Berühmtheit dieses Ortes aus der Zeit des Matthias Corvinus wurde oben bei Alistál erwähnt. Jetzt eine neuere Kirche der Reformirten H. C.

Nagy-Magyar (Pressburg. Comitat). Deutsch auch Gross-Magendorf; mit dem ungarischen Namen: Magyar, Kis- und Nagy-Magyar und Magyarhét angeführt in den Urkunden von 1239, 1283 u. s. w. (Cod. dipl. IV. I. 149, V. III. 203). Als ältere Pfarre in der Urkunde von 1390 (Cod. dipl. X. VIII. 313) und in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. a. O. 95). Die katholische Pfarrkirche ein spätgothischer Bau aus dem XV. Jahrhundert. Der Chor aus dem Achteck dreiseitig geschlossen; das Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidebogen, deren kräftig mit Hohlkehlen und Plättchen profilirte Rippen auf Consolen ruhen, die oben stark ausgekragt, mit Wulsten und Platten gegliedert, unterwärts mehrseitig mit spitzigem Abschluss enden. An den Gewölbschlusssteinen sind Blattornamente angebracht. An der Evangeliumseite steht an der Wand ein Sacramentshäuschen, nach der Art eines gothischen Kirchenportals gebildet.

Die Öffnung der Nische hat den spitzen Kleeblattbogen, mit an den Seiten eingelegten Nasen. Die Profilirung der Wandung wird von Plättchen und Wulsten gebildet, welche unten wie auf einer breiteren Base aufsitzen, und oben ohne Unterbrechung in Spitzbogen auslaufen. Die äusserste Einfassung bilden zwei Halbsäulchen, mit einfachen Basen und Capitälen, die theilweise als Dienste des äussersten geschweiften Bogens figuriren, welcher, mit Krabben geschmückt, in der Kreuzblume endet; zur Hälfte setzen sich aber diese Säulchen als Fialen fort, welche oben mit Giebeln in die pyramidale Helmkrönung übergehen, an den Kanten mit Bossen, oben mit der Kreuzblume geziert. Das Langhaus besteht aus zwei Schiffen; das breitere Hauptschiff, dem Chor correspondirend, ist bereits mit neueren Gewölbe- und Fensteröffnungen verunstaltet, bis die nördliche schmalere Abseite, durch Pfeilarcaden von dem Hauptschiffe geschieden, das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidebogen erhalten hat. Auch hier, wie an der Chorwand, ruhen die einfach profilirten Rippen auf Consolen von verschiedener Bildung, deren Gliederung aber meistens abgebrochen oder durch unzählige Auftünchungen kaum ausnehmbar ist. Einige haben die Form des an Schenkel ausgebogenen Schildes; im Felde eines solchen bemerkt man noch eine Sanduhr en relief dargestellt, an einem anderen das beflügelte Herz. Diese Abseite, welche auch um eine Stufe erhöhter liegt als das Hauptschiff, wird nach der ganzen Länge der Kirche fortgesetzt bis zur Altarstelle des Chores, wo es aber auch mit dem Chore durch eine Bogenöffnung in Verbindung tritt. Auch hier erzählen die Pfarrgedenkbücher, in Betreff dieser Anlage der Abseite, dass es die einstmalige Kirche der Protestanten war, welche im XVI. Jahrhundert an die ältere katholische Kirche angebaut wurde. Wir wiederholen aber auch hier unsere, bei ähnlichen Fällen zu Csütörtök und Duna-Szerdahely ausgesprochene Ansicht, dass in besagter Zeit diese unzweifelhaft ursprüngliche Anlage wahrscheinlich nur durch eine Scheidemauer für den erwähnten Zweck abgesondert wurde, und die heutige Verbindung durch die Bogenöffnungen erst dann später, bei der Zurücknahme dieses Theiles der Kirche entstanden sei. Übrigens sind noch sowohl die zweimal gegliederten Strebepfeiler am äusseren, wie auch einige schmale, spitzbogige Fenster am Chore zurückgeblieben. Eine Nebenthür des Seitenschiffes hat den platten Kleeblattbogensturz, mit Hohlkehlen- und Kreuzstab-Einfassung. Der fünfseitige Thurm hat eine neuere Holzbedachung. Das Materiale besteht theilweise aus Bruch- und Haustein, grösstentheils aber aus Ziegeln. Die Länge des Chores im Lichten misst 25', die Breite 15' 5'', die Länge des Hauptschiffes 35', die Breite 17' 7''; die Breite des ungefähr 60' langen Nebenschiffes hat 15' [1]).

Das hier befindliche Bethaus der Israeliten ein unbedeutender Bedürfnissbau.

In der Nachbarschaft befindet sich die Filiale Kis-Magyar, berühmt durch das einstige Schloss oder den Weiler des K. Siegmund dessen Ruinen noch im vorigen Jahrhundert ersichtlich waren, wie Bél (Notit. II. 34) berichtet.

Nagy-Megyer (Komorner Comitat). Urkundlich etwa schon vom J. 1193 bekannt (Cod. dipl. II. 283), bestimmter von 1248 (Cod. dipl. IV. II. 25 und IV. III. 451). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss (a. a. O. 94) angeführt. Die katholische Pfarrkirche, im XVI. Jahrhundert auch in dem Besitze der Protestanten gewesen, ist ein anscheinend älteres gothisches Gebäude, von sehr rohem Aussehen. Der Chor ist dreiseitig geschlossen, sehr niedrig mit breiten Strebepfeilern und Tonnengewölbe. Das Schiff jetzt flach stucaturartig gedeckt, der Thurm, die Fenster und Thüren neu, verunstaltet. Bemerkenswerth ist eine ältere Glocke; der Form nach weicht sie fast gar nicht ab von den gewöhnlichen neueren, hat aber nebst der nur wenig hervorragenden plastischen Darstellung des gekreuzigten Heilandes mit der Mutter Gottes und dem heil. Johannes eine Inschrift, welche mittelst Abklatsches ganz getreu abgenommen und nachgezeichnet wurde. Nach Ergänzung der ausgebrochenen Theile der Lettern wäre zu lesen: ✝ *O. Maria*. n (?) *ilk* (oder *x* ?) *Johannes. Lucas. Marcus. Matheus. Ano. tno* (?). *M. CCCC. LXVII* Das zweite Wort, mit theilweise ganz verstümmelten Lettern, kann ich kaum deuten; dürfte das erste Zeichen für *h*, das letzte für *f*

[1]) Die oben angeführte Pfarrgeschichte erwähnt, dass der vormalige Schutzheilige der Kirche der Apostel Andreas gewesen ist. Was sie als ein Zeugniss dafür vorbringt, dass auch diese Kirche eine jener sei, welche von St. Stephan zur Ehre der zwölf Apostel in der Schütt errichtet wurden. Ich bemerke es hier nur desswegen, damit die allgemeine ältere Verbreitung dieser Localtradition ersichtlich sei.

[1]) Diese noch in ziemlich gutem Stand erhaltene Kirche soll bald gänzlich abgetragen werden, indem sie für die zahlreiche Gemeinde nicht mehr ausreicht und die Mittel zur Erbauung einer neuen Kirche aus ihrem eigenen Fonde vorhanden sind. Es dürfte bei dieser Gelegenheit der Wunsch geäussert werden, dass etwa nebst der nothwendigen Vergrösserung doch auch die ursprüngliche gothische Form behalten, ja das bereits Fehlende und Verunstaltete ergänzt werden würde.

genommen werden, so wäre es hilf, und somit wieder die oben bei Fölsö-Bár vorkommende, wie dort gesagt vielfach gebrauchte Anrufung in der kirchlichen Epigraphik: O Maria hilf [1]). Das zweite unverständlich scheinende Wort tno nach Anno dürfte etwa nur aus Unverständniss des Glockengiessers (wie solche Beispiele in Fülle vorhanden sind) aus dni (anno domini) entstanden sein, durch die Verwechslung des *d* mit *t* und des *i* mit *o* (doch *Salvo iudicio meliori!*). In der Jahreszahl 1467 hätten wir etwa auch die Zeit der Erbauung der plump gestalteten spätgothischen Kirche [2]).

Die Kirchengruft war einst die Begräbnissstätte der gräflichen Familie Zichy, doch sind heute keine Denkmale vorhanden. Nach den geschichtlichen Daten, welche diesen Ort als den Schauplatz merkwürdiger Ereignisse, Friedensschlüsse, Verhandlungen u. s. w. anführen, scheint hier ehemals auch ein Schloss oder befestigtes Castell gewesen zu sein, wo jetzt keine Spur mehr vorhanden ist.

Ferner sind hier noch eine Kirche der Reformirten H. C. und ein Bethaus der Israeliten, unbedeutende Bedürfnissbauten.

Nagy-Paka (Pressb. Comitat). Deutsch auch Grosscapelle genannt. Urkundlich mit dem ungarischen Namen vom J. 1300—1 angeführt (Cod. dipl. VIII, I, 83); als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss (a. a. O. 95) und in der Urkunde von 1390 mit dem Namen Egyház-Paka vorgebracht. Vom Jahre 1309 finde ich die urkundliche Erwähnung eines Pfarrers von Paka (Cod. dipl. VIII, I, 342). Die jetzige katholische Pfarrkirche, wahrscheinlich ein älterer Bau, auf einem Hügel in der Mitte des Dorfes, früher von einer Mauer und dem Friedhof umgeben, ist durchaus modernisirt: nur der pyramidale Thurmhelm und der niedrige dreiseitig geschlossene Chor, mit starken, breiten Mauern deuten auf einen älteren Bau. Bemerkenswerther ist noch ein kleines capellenartiges Gebäude, mit dem Chor von der Südseite in Verbindung gesetzt, welches jetzt zur Sacristei dient; schon die sechsseitige Form und die äusserst massiven Mauern, mit starken und breiten Strebepfeilern, verrathen den alten Bau, welcher als eine Nebencapelle, etwa ein Baptisterium der Pfarre oder Karner am Friedhofe, gegolten haben dürfte. Nach der früher erwähnten Quelle wäre die Kirche in den übrigen Theilen im J. 1678 neugebaut oder umgebaut; also auch in der Zeit der vielen Neubauten des in dieser Hinsicht für die Schütt besonders thätigen Erzbischofs Szelepcsényi.

In der unmittelbaren Nachbarschaft ist die Filiale Kis-Paka, mit einer unbedeutenden neueren Capelle.

Nagy-Tány (Komorner Comitat). Urkundlich bekannt vom J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 452). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss (a. a. O. 94) angeführt, jetzt hat es nur eine unbedeutende neuere Kirche der Reformirten H. C. und keine Spuren mehr der älteren ehemaligen Kirche.

Nyárasd (Pressburg. Comitat). In einer Urkunde von 1193 etwa dieser Ort gemeint (Cod. dipl. II, 285). Im Jahre 1307 wurde hier eine Kirche in honorem S. Michaelis erbaut und zugleich die Pfarre gestiftet (Cod. dipl. VIII, I, 229, im Pázm. Verzeichniss fehlt sie doch). Der Chor der jetzigen katholischen Pfarrkirche ist noch etwa der Rest jener ursprünglichen alten Kirche, die übrigens öfter und zuletzt im J. 1853 renovirt und erweitert wurde.

Ólesa (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 449). In dem Pázm. Verzeichniss der älteren Pfarren wahrscheinlich unter dem Namen Olthva (a. a. O. 94) gemeint. Nach Thiele (a. a. O. II, 210) wären hier die Ruinen einer alten Kirche zu suchen; mir ist es nicht mehr gelungen solche ausfindig zu machen. Jetzt besteht nur noch eine Kirche der Reformirten H. C., neuerer unbedeutender Bau.

Padány (Pressburg. Comitat). Urkundlich seit 1270 — 1291 (Cod. dipl. VI, I, 171) erwähnt. Jetzt Kirche der Reformirten, neueres Gebäude.

Patas (Pressb. Comitat). Urkundlich kenne ich es nur aus einer ungedruckten Urkunde (im Archive der Familie Kondé) vom J. 1384. Kirche der Reformirten, Bedürfnissbau.

Neben einem Fluss gegen Bös zu, wo die einstmalige urkundlich genannte Villa Vitéz (also Heldensitz) und Árpád-soka liegt, kommen hier mehrere Grabhügel vor, die alle noch auf eine Untersuchung warten. Bemerkenswerth ist es, dass eben bei mehreren Ortschaften dieses Namens (der heute seine sprachliche Bedeutung verloren hat) in Ungarn Heidengräber vorkommen (s. Ipolyi Magy. Mytholog. 382).

Pruk (Pressburg. Comitat). In der Nähe von Pressburg. Die hiesige deutsche Colonie soll dem Vernehmen nach im Besitze von Privilegien-Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert sein. Sonst kommt eine urkundliche Nennung von 1283 vor (Cod. dipl. V, III, 203). Einer hiesigen steinernen Kirche: *ecclesia lapidea in honorem S. Thomae* geschieht Erwähnung vom J. 1335 und noch früher von 1332 eines hiesigen Pfarrers. (Eine Schenkungs-Urkunde König Karl's I. zu Gunsten seines Gevatters, des Pressburger Richters. Cod. dipl. VIII, III, 641 und VIII, IV, 95.) Est ist möglich, dass schon die jetzige wohl nur theilweise aus Bruch- und Haustein gebaute kleine katholische Pfarrkirche jene, bereits in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bestehende *Ecclesia lapidea* war, indem dieser lateinische Ausdruck im Allgemeinen auch für Backsteinbauten gilt. Ihre alterthümliche Erscheinung sieht darnach aus, als wenn sie seit Jahrhunderten von keiner pflegenden Hand wäre berührt gewesen; dem gänzlichen Verfall nahe, ist sie von oben bis hinab auf die Grundmauern überall voll Risse, und hat doch, oder eben desswegen, weil keine restaurirende Hand der späteren Jahrhunderte über sie gekommen war, noch die meisten gothischen Elemente bewahrt; obzwar auch hier, trotz ihres angegebenen frühen Alters, etwelche Formen des spätgothischen Styles, die mehr dem XV. Jahrhundert anzugehören scheinen, sich kundthun. Der platt geschlossene Chor hat noch das spitzbogige einfache Kreuzgewölbe, ohne Scheidegurten. Die kräftig mit Hohlkehlen und Plättchen profilirten Rippen ruhen auf einzelnen Consolen, deren hervorstehende Theile meistens abgebrochen sind. Der Gewölbschlussstein ist mit schönem Blattornament geziert. An der Evangeliumseite ist das sauber ausgeführte Sacramentshäuschen angebracht.

Im Langhause sind auch noch zwei Altarbellen zu sehen, die einzigen, welche noch in der ganzen Schütt vorhanden sind; ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen kräftig gegliederte Rippen an der Rückwand des Altars auf Consolen ruhen, bildet die Bedachung, gegen das Schiff zu aber von zwei achtseitigen schlanken Säulen mit gleichen, wenig gegliederten Basen und Capitälen getragen werden. Das Gewölbe des Schiffes ist neuer und mit roher Stuckarbeit, die Rippen des Kreuzgewölbes nachahmend, belegt. Die schmalen Fenster haben auch nur hie und da Spuren des ausgebrochenen Masswerkes. Nur der Thurm, der sich an der Westfront drei Stock hoch erhebt und die achtseitige pyramidale Helmkrönung nebst den vier Seitenthürmchen hat, zeigt noch ein gut erhaltenes Fenster, welches mit

[1]) Die vier Evangelistennamen erinnern wieder auf gleiche Glockeninschriften; z. B. die Merseburger Missalglocke zu St. Maxim hat als Inschrift blos die Namen der vier Evangelisten (siehe Quast und Otte, Zeitschrift für christliche Kunstarchäologie I, 81 und Otte, Handbuch 241).

[2]) Die Visitatio Canonica dieser Pfarre vom J. 1780 erwähnt hier noch auch einer anderen älteren Glocke, wobei auch ihre Schicksale und die Grösse der beiden beschrieben werden: *In turri habet ecclesia campanas duas, una trium, alia unius centenarii, sanus et harmoniae commodae* (die oben beschriebene hat einen dünnen angenehmen Klang), *major fere duarum metretarum, minor trium quadrantum capax erit. Haec ante annos triginta aliquot ex alveo Milér dicto, quo eam sub turmis domesticis haeretici praecipitasse dicuntur, extracta est, et ante aliquot annos sumptibus ecclesiae refusa et ab Eppo Sufr. Jauriensis Praesulis D. Comite Franc. Kornisa consecrata est. Major campana quando? quibus sumptibus comparata? a quo denique consecrata sit? nescitur.* Die erste Frage beantwortet uns die mitgetheilte Inschrift.

seinen einfachen Formen, spitze Kleeblattbogen und Vierblatt-Masswerk, auf frühgothische Elemente weiset.

Die ganze Länge der kleinen Kirche hat im Lichten nur 55' 10", die grösste Breite 21'. Auch ein älteres Taufbecken aus Sandstein, achtseitig mit Fussgestell, ist noch im Gebrauch. Der Deckstein der Gruft am Boden scheint eine Grabtafel aus den späteren Jahrhunderten zu sein, in wie fern es die einzelnen Zeichen von den abgewetzten Inschrift zeigen. Über dem Haupteingang ist eine, wie es scheint, spätere bemalte Holzschnitzlerarbeit, die heil. Dreifaltigkeit darstellend, angebracht. Wie gesagt ist die Kirche im schlechtesten Zustand, der baldigsten Restauration bedürftig.

Püspöki (Pressb. Comit.). Deutsch auch Bischdorf. Bekannt aus dem XIII. Jahrhundert als zeitweiliger Sitz des Graner Erzbischofs (siehe z. B. die von hier datirte, bei Egyház-Karcsa angeführte Urkunde). Als alte, sogenannte exemte Pfarre — (nämlich von der Jurisdiction des Archidiacons) — in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. a. O. 88). Die katholische Pfarrkirche aus der spätgothischen Zeit des XV. Jahrhunderts ist eine grössere dreischiffige Hallenkirche, noch grösstentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Der aus dem Achteck dreiseitig geschlossene Chor hat das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidegurten; die einfach gegliederten Rippen ruhen auf Consolen, die an den Seitenwänden angebracht und verschiedenartig gestaltet sind; theils hübsch und reich mit Blatt- und Blumenornament geziert, theils flach aus dem Achteck construirt, deren Abkröpfung verschiedenartig gelöst ist. An der Epistelseite ist eine einfachere und im Schiffe neben den Seitenaltären reicher ausgestattete grössere Nischen. Es waren dies wahrscheinlich Schränke, sogenannte Scrinien oder Depositorien für das heilige Öl (siehe noch weiter unten besondere Beispiele bei Szent-Mihályfa). Die Wölbung der Sacristei ist ähnlich jener des Chores, nur dass hier die reiche Ornamentirung noch besser erhalten ist.

Die drei Schiffe des Langhauses sind in gleicher Höhe, wie gesagt, hallenartig ausgeführt und werden von drei Paaren runder schlanker Pfeiler abgeschieden, sie sind mit etwas hervorspringender Base aus Hausandstein, ohne alle andere Gliederung ganz glatt gebildet; das Gewölbe, welches sich hier als ein neueres Machwerk darstellt, ruht unmittelbar ohne Vermittlung der Capitäle oder Kämpfer auf den Pfeilern. Die Fenster sind grösstentheils modernisirt, nur am Chor sind welche geblieben, die mit einfachem Kleeblatt-Masswerk versehen sind. Die Wandung des spitzbogigen Portales, an der nördlichen Langseite des Schiffes, mit einer vorgebauten Halle, ist reich mit Hohlkehlen, Cylindern und birnförmigen Wulsten profilirt. An der Westseite der Kirche erhebt sich der vier Stock hohe Thurm, der sich hier ausnahmsweise mittelst Giebeln mit dem sechsseitigen pyramidalen Helm verbindet. Die Strebepfeiler am Äusseren, den inneren Gewölbträgern entsprechend angelegt, sind mit hervortretender Base zweimal gegliedert und mit Giebeln versehen. Die Kirche ist grösstentheils aus Bruchstein, theilweise auch aus Haustein gebaut.

Die hier bedeutenderen Massverhältnisse sind folgende: die lichte Länge des Chores 38', die Breite 20'. Die Länge der Schiffe 51' 1", die Breite des mittleren 13', der Seitenschiffe 10' 5". Die Wände, jetzt mit oftmaligem Abputz versehen, waren einstens bemalt, wie es noch der, hie und da an der Stelle der abgefallenen Kalktünche sichtbare grüne, gelbe und violettfarbige Grund zeigt. Als neuere Bauten aus den vorigen Jahrhunderten reihen sich an die Kirche ein erzbischöfliches Oratorium, mit unterem und oberem Geschoss an der Südseite des Chores; und an der nämlichen Seite des Langhauses eine Capelle, mit prächtigem neueren marmornen Altar und der Gruft der Familie von Ormosdy. Endlich besitzt sie auch zwei ältere Weihwasser-Behälter.

An dem vormals befestigten Orte des erzbischöflichen Schlosses steht jetzt eine unbedeutende Sommerwohnung; früher sollen auch hier berühmte Kunstgärten mit Raritäten und Kunstsachen, im Geschmacke der vorigen Jahrhunderte geschmückt gewesen sein. (Siehe Thiele a. O. I. 22, Bél II, 226.) Der ungarische und deutsche Name des Ortes: Püspöki, Bischdorf, bezieht sich, wie gesagt, auf den hiesigen, seit dem XIII. Jahrhunderte bekannten zeitweiligen erzbischöflichen Sitz.

Radvány (Komorn. Com.). Urkundlich genannt vom J. 1252 (Cod. dipl. VII, V, 294). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95). Die jetzige Kirche der Reformirten H. C. ist die vormalige kath. Pfarrkirche, ein gothischer Bau, wahrscheinlich auch aus der spätgothischen Zeit, mit Strebepfeilern und spitzbogigen Fenstern, übrigens modernisirt und verunstaltet.

Sámot (Pressburger Comitat). Schon längst vor 1277 als Besitzthum des Pressburger Domcapitels bekannt, indem von diesem Jahre die in Verlust gerathenen älteren Urkunden darüber bestätigt werden (s. Praepositura de Posonio pag. 32 und Cod. dipl. VIII, I, 625). Die Pfarrgedenkbücher von Somorja, wozu es jetzt als Filiale gehört, erwähnen hier einer ehemaligen Pfarre. (Das Pázm. Verzeichniss führt sie nicht an.) Jetzt besteht der verödete Ort aus einem einzigen Meierhof und der kleinen alten Kirche auf einem Hügel daneben. Der niedrige halbrund geschlossene, dem höheren Schiff vorgelegte kleine Chor oder eigentlich nur ein Altarraum, sieht einer romanischen Apsis gleich; sonst kennzeichnet aber in dieser Hinsicht nichts die oftmals renovirte, übertünchte und beschädigte Kirche, als etwa die etlichen rundbogigen, sehr schrägen und besonders schmalen Fenster (eines hat nur vier Zoll lichte Breite). Das Durchschnittsmass, 15' 6", scheint auch hier in Betracht der kleinen Kirche zu gross für eine romanische Apsis. Die Wölbung des Chores ist neu eingesetzt, so wie auch die flache Decke des Schiffes. In dem letzteren sind auch nur die schrägen schmalen und mit starken gehauenen Steinpfosten besetzten Fenster die einzigen anscheinenden Merkmale eines älteren Baues. Von Aussen sieht man weder die einfachen romanischen Strebepfeiler, noch eine Spur von Rundbogenfries. Ein rohes sandsteinernes Weihwasserbecken dürfte etwa der frühere Taufstein gewesen sein. Auf dem unbedeutenden neueren Altar ist die räthselhafte Inschrift angebracht: *Honori S. Margaretae . Ata. Eterb. S. r. u. s. R. Rs. ss. R. R.* Die kleine Kirche im verlassenen Zustande wird kaum mehr benützt.

Sárosfalva (Pressb. Com.), gemeint etwa in der Urkunde von 1075? (Cod. dipl. I, 431). Jetzt eine neuere Capelle aus dem vorigen Jahrhunderte. Filiale zu Egyház-Gellye.

Sipos-Karcsa (Pressb. Com.), siehe Egyház-Karcsa, wozu es eine Filiale ist. Die Ruinen eines mächtigen Castells, wovon nur mehr die weitläufigen Unterbauten und ein grosser zur Hälfte erhaltener viereckiger Thurm zu sehen. Das ursprüngliche Aussehen ist nicht mehr auszunehmen. An einer Seite des Thurmes war ein jetzt im Strassenkoth unten liegendes Hautrelief, in Sandstein ausgeführt, angebracht, welches den einstigen Besitzer, Erbauer oder Erweiterer des Castells, den Ritter Georg Somogyi v. Derghi darstellt, ein Bruchstück in späterer Harnischtracht (Brustschienen mit Panzer-Ringgeflechttracht); die Kopfbedeckung bildet noch dazu eigenthümlich der ungarische Kalpag mit Federbusch; darunter die Inschrift, daneben das Wappen [1]).

---

[1]) Die kaum mehr leserliche Inschrift unten lässt noch folgende schlechte Verse entnehmen, die sich auf die Vorstellung beziehen und in Betracht der Ruine und des auf der Strasse liegenden Denkmals wohl als eine Ironie klingen:

Stas Leoparde manu operis fortissima ferri,
Robora gentis extollis nomen ad astra Tuae.
Te Deus erexit Somogyi de pulvere virtus,
Stabit in aeternum, sicquoque structa domus (!).

Oben ist von einer Seite die Inschrift angebracht: *Georgius Somogyi de Derghi . Anno Domini 1581.* Von der anderen Seite das Wappen.

Somorja (Pressburger Com.), deutsch Sommerein. In de Urkunden wird es mit dem früheren ungarischen Namen Szent-Maria von 1287 (Cod. dipl. V, III, 343) und später mit dem lateinischen Fanum S. Mariae und Villa Beatae Virginis (von 1326 Cod. dipl. VIII, III, 156) genannt, wovon also der jetzige ungarische und deutsche Name des Ortes (S. Maria, Somerja) entstanden. Dieser Marktflecken wurde seit 1293 mit vielen Privilegien, Freiheiten und Rechten von den Königen Ungarns Andreas III., Ludwig I., Matthias I. u. s. w. ausgestattet, war im Besitze eigener Municipal-Statuten und bewahrt im Archive noch in ungarischer Sprache abgefasste alte Rechts- und Sittenvorschriften, sogenannte Weisthümer. Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (s. O. 95), als auch in der Urkunde von 1390 genannt. Zwischen mehreren Kirchen ist für uns die als Baudenkmal einzig bedeutende jetzige Kirche der Reformirten H. C. von besonderem Interesse; sie ist die einstmalige kathol. Pfarrkirche gewesen und wurde erst im J. 1789 an die jetzigen Besitzer veräussert, nachdem die katholische Gemeinde eine frühere Klosterkirche zur Pfarrkirche erhielt. Das genannte Gebäude gehört auch unzweifelhaft dem spätgothischen Style an (obzwar ich sonst auch hier die bestimmtere Zeit der Erbauung nicht ermitteln konnte) und macht sich durch die besondere Anlage bemerkbar; nebst dem aus dem Achteck dreiseitig geschlossenen Chor hat sie ein vierschiffiges Langhaus, dessen zwei äusserste Abseiten etwas niedriger schliessen als die zwei mittleren gleich hohen Schiffe, und von diesen durch drei Pfeilerarcaden getrennt sind, bis die letzteren hallenartig, durch einfach dazwischen gelegte hohe schlanke Pfeiler geschieden, wie gesagt, in gleicher Höhe schliessen. Die Stellung der mittleren Pfeiler correspondirt mit der Langaxenlinie des Chors, so wie bei der dreischiffigen Kirche in Csütörtök oben der Fall vorgekommen ist, nur mit dem Unterschiede, dass sich hier auch noch von der Sudseite eine vierte Abseite anschliesst. Die Rippen des mit gedrücktem spitzbogigem Kreuzgewölbe überdeckten Chores sind theilweise abgebrochen. An den hie und da zurückgebliebenen Consolen ist die Profilirung wegen des oftmaligen Abputzes kaum mehr zu entnehmen. An der Evangeliumseite bemerkt man noch die Spuren eines ehemaligen Sacramentshäuschens; die Einfassung der Nische zeigt ein Giebelwerk über der viereckigen Öffnung, mit Masswerksblenden belegt, an den Kanten von Krabben geziert, ist es von beiden Seiten mit fialenartigen Streben oder Thürmchen flankirt. Die verunstalteten Fenster schliessen mit Rundbogen. Das Gewölbe des Langhauses ist verschiedenartig gebildet; das äusserste südliche Schiff hat noch das ursprüngliche spitzbogige Gewölbe, mit runden Schlusssteinen und kräftigen aus Hohlkehlen und Plättchen gebildeten Rippen, welche blos auf den spitzig zulaufenden, einfach gegliederten, an die Mauer- und Pfeilerflächen angebrachten Consolen ruhen. Die zwei mittleren Schiffe haben ein mehr gedrücktes Spitzgewölbe, mit Kreuz- und Querrippen der Länge und Breite nach, die am Ende in scharfen Winkeln auseinandergehen; sie verlaufen sich von einer Seite an den Arcadenpfeilern, von anderer Seite aber verkröpfen sie sich an den achtseitigen Pfeilern, welche die Mittelschiffe trennen. Wie das beschriebene Gewölbe demjenigen der Anna-Capelle zu Pressburg gleicht [1], so sind die mittleren Pfeiler gleich denen des Pressburger Domes gebildet. Das äusserste nördliche Schiff mag bereits seine ursprüngliche Wölbung eingebüsst haben, indem es jetzt mit einfachem rohem Tonnengewölbe überdeckt ist. An der erhöhten Wand, welche die mittleren Schiffe von den Abseiten scheidet, sieht man noch über den Pfeilerarcaden die Spuren von vermauerten Fenstern, was darauf deutet, dass früher die niedrigeren zwei Abseiten mit einem abgesonderten Dache versehen waren; jetzt ist die ganze Kirche unter ein hohes Satteldach gestellt. Die Kirche bietet folgende Flächenmasse: Chorlänge im Lichten 32′ 3″, die Breite 18′ 8″, Länge der Schiffe 44′. Breite der zwei mittleren Schiffe, einzeln genommen 12′, zusammen 24′, Breite der zwei äussersten Abseiten einzeln 10′, zusammen 20′. Daher die Breite aller vier Schiffe zusammen 44′ ist, gleich der Länge. Das Materiale besteht grösstentheils aus Ziegeln. Bemerkenswerth ist das sehr roh gebildete absonderliche Portal für einen gothischen Bau, welches als Haupteingang mit einer vorgelegten Vorhalle an der Südseite des Langhauses angebracht ist. Die Wandung ist von beiden Seiten durch 3 viereckige Halbsäulen mit gleichen etwas vorspringenden Capitälen (die Basen wie auch theilweise unten die Schäfte sind bereits abgebrochen) gegliedert, worüber sich plattgedrückte langgestreckte Bogen fortsetzen. Die zweimal gegliederten schlanken Strebepfeiler entsprechen den Gurtträgern im Innern. Das Gesims ist aus einem Zahnschnitt-Ornament recht gut ausgeführt. Der Thurm an der Westfront erhebt sich drei Stock hoch und setzt oben aus dem Viereck in das Achteck über; nebst Helmkrönung sind die gewöhnlichen vier Seitenthürmchen angebracht. Der Kirchenplatz, am Ende des kleinen Städtchens, ist von einer festen Mauer umschlossen; es scheint, dass es einst als befestigter Ort benützt wurde. Bemerkenswerth ist noch ein älterer rothmarmorner Taufstein, mit achtseitigem Becken und Säulenfuss. Eben so eine, wie es scheint, mit dem Gebäude gleichzeitige Kanzel unter dem Scheidebogen des Chores, den sogenannten Triumpfbogen, an die nördliche Wand gelehnt und gegen Südwest gekehrt; sie ist eben so aus festen Materialien, Hanstein und Ziegeln, gebaut, wie jene zu Nagy-Paka; sechsseitig gestaltet erhebt sie sich auf gleicher Base. Die Kanten der Seiten sind mit einfachen Cylindern oder Stabwerk belegt, welches breitere gewundene Basen hat. Die Schalldecke fehlt gänzlich. Gruft und Sacristei werden jetzt als Keller und Vorrathskammern benützt. Die Kirche ist ohne alle Einrichtung, ausgenommen die Sitzbänke und einen Tisch, nach Gebrauch der Kirchen der Reformirten. Somit wissen wir heute gar nicht, ob diese Kirche der Mutter-Gottes geweiht war und ob sie etwa an dem Platze jener romanischen zu stehen kam, von welcher ohne Zweifel dieser Ort den eben gesehenen Namen: Villa Beatae Virginis und S. Maria schon im XIII. Jahrhundert hatte.

Die jetzige katholische Pfarrkirche war ehemals, wie eben berührt, die Klosterkirche des Ordens des heiligen Franciscus a Paula zubenannt. Der Orden soll erst im J. 1690 durch den Reichsrichter (Judex curiae) Grafen Stephan Koháry und den Primas-Erzbischof Szelepcsényi eingeführt worden sein. Die Kirche, ein im vorigen Jahrhundert um 1778 neu errichtetes grosses Gebäude, ist in gefälligen Renaissanceformen mit stark hervortretenden Wandpfeilern, durchaus mit hübschen Fresken und mit mehreren guten Altarbildern geziert.

Hier noch eine Kirche der Evangelischen A. C. und eine Spitalcapelle, beide unbedeutende neuere Nothwendigkeitsbauten.

Süly (Pressb. Com.). Kleine gothische Kirche, etwa aus dem XV. Jahrhundert, bereits vielfach modernisirt. In dem dreiseitig geschlossenen Chor sieht man die Spuren der abgefallenen Gewölbsrippen, Schlusssteine und Consolen; selbst im Langhause, welches jetzt mit flacher Nothdecke aus Dielen versehen ist, scheinen die Wandlesenen aus den Diensten oder Pfeilerbündeln des vormaligen Gewölbes entstanden zu sein. Auch das Masswerk der schmalen Spitzbogenfenster ist ausgebrochen. An der Westseite der von einer Mauer umschlossenen Kirche steht der Thurm, wie gewöhnlich mit achtseitiger pyramidaler Helmkrönung und den vier kleinen Seiten-Thürmchen.

Hier ein älteres Castell mit Thürmen, früher im Besitze der Barone von Maholányi, kam es später an die Grafen Zichy; jetzt ist

am Schenkel ausgebogener Schild; im Felde von links nach rechts gezogener schräger Balken, darüber rechtsschreitender gekrönter Löwe mit ausgelegter Zunge; in der rechten Pranke gerades blankes Schwert haltend. Helmzeichen: ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

[1] Vergl. Mittheilungen II, S. 186.

es auch theilweise modernisirt, und theilweise wird es als Getreidespeicher verwendet.

Száp (Komorner Com.); genannt etwa in einer Urkunde vom J. 1252 (Cod. dipl. IV, II, 156). Kirche der Reformirten H. C., neuerer Bedürfnissbau.

Szarva (Pressb. Comitat). In dem Pázm. Verzeichniss der alten ehemaligen Pfarren wahrscheinlich unter Szent-Andrásfalva gemeint, dessgleichen auch in der Urkunde vom J. 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 313) unter diesem Namen als Pfarre angeführt. In den Gedenkbüchern der Vajkaer Pfarre, wozu sie jetzt als Filiale gehört, kommt wenigstens aus älterer Zeit die Erwähnung der hiesigen Kirche vor, mit dem Ausdruck: Ecclesia in praedio S. Andreae ad Szarvam. Die kleine kathol. Kirche hat unverkennbare gothische Merkmale, obzwar der Chor ganz eigenthümlich gestaltet ist; von weitem fast wie eine halbrunde romanische Apsis aussehend, zeigt sich bei näherer Betrachtung eine absonderliche parabelische Form. Nebstdem ist die Kirche vielfach restaurirt und modernisirt. Eine kleine Nische mit Spitzbogenblenden-Einfassung und Kleeblatt-Masswerk zeigt das ehemalige Sacramentshäuschen an der üblichen Stelle; auch in der Sacristei ist ein dessgleichen Wandschrein mit Zahnschnitt-Gesims und durch Hohlkehlen und Plättchen gegliederte Wandung auffallend. Im Übrigen erinnern nur noch die Strebepfeiler und der Thurm mit pyramidalem achtseitigen Helm auf den gothischen Ursprung. Die Länge der kleinen Kirche im Lichten, ohne der Thurmhalle, beträgt nur 55′ 8″, die grösste Breite des Chores 13′ 8″, des Schiffes 18′ 8″. Die Kirche steht von dem kleinen Orte entfernt, in der Mitte eines Friedhofes mit einer Mauer umgeben und wurde eben wieder restaurirt und angetüncht. In der Mitte des Chores, am Boden als Deckstein der Gruft, liegt eine steinerne Grabtafel mit der Monogramm-Inschrift: G. D. E. S. D. A. M. D. aetatis suae (ausgetreten) obiit die 17. May 1655. Darunter Wappenschild mit ausgebogenen Schenkeln; im Felde aus einer dreispitzigen Krone herverwachsende unbekleidete Frauengestalt mit wallendem Haupthaar, in der Rechten einen Apfel oder eine Kugel haltend, um welche sich eine Schlange windet. Wie es scheint, ist es das Wappen des berühmten Geschlechtes von Sárkány.

Hier das ehemalige, mit Wassergräben und Wällen befestigte Castell der Familie Sárkány, wo im J. 1521 der Baron Ambrosius Sárkány von Ákosfalva (Bevollmächtigter des Königs Ludwig II. zur Vermählung seiner Schwester Anna mit Erzherzog Ferdinand) den König Ludwig auf seiner Hochzeitsfahrt mit Maria, Schwester Ferdinand's, bewirthete (Pray, Annal. Reg. Hung. V, 38 und Istvánffy, Historia Lib. VI). Später kam das Schloss an die bereits auch erloschenen Grafen Illyésházy und wurde im vorigen Jahrhundert im Zopfgeschmacke, mit Mansarden, Dachreitern u. s. w. modernisirt; jetzt im Besitzthume der Grafen Batthyányi, birgt es noch ein reichhaltiges Archiv und eine werthvolle Bildergallerie, in welcher seit dem XVI. Jahrhundert alle Familienglieder und Verwandte des gräfl. Illyésházy'schen Hauses mit solcher Vollständigkeit sich vorfinden, dass sogar die Porträts der in der Wiege verstorbenen Säuglinge vorkommen, gewöhnlich todt auf dem Paradebette liegend dargestellt; ausserdem sind die Porträts vieler berühmter Persönlichkeiten der früheren und neueren Zeit in vortrefflichen Abbildungen zu sehen, wie auch eine ausgezeichnete kleine Sammlung von Ölgemälden niederländischer Schule, besonders Thierstücke, Genrebilder. Es ist ein reichhaltiger und interessanter Schatz für die Kenntniss der geschichtlich berühmten Persönlichkeiten Ungarns, besonders der zwei letzten Jahrhunderte, wie auch für die Costümkunde, und er wäre einer besseren Ordnung und Pflege werth, als derer er sich jetzt erfreut.

Szemet (Pressb. Com.). Urkundlich erscheint es mir erst von 1336 (Cod. dipl. VIII, IV, 661, wo bereits das Kaufrecht darüber angefochten wird). In den Pfarrgedenkbüchern der Samorjaer Pfarre, wozu es als Filiale gehört, als ehemalige Pfarre angeführt. (Das Pázm. Verzeichniss der älteren Pfarren erwähnt dessen nicht.) Die jetzige kleine kathol. Kirche ist ein spätgothischer Bau, so ziemlich gleich jener in der unmittelbaren Nachbarschaft befindlichen Kirche zu Gutor (s. oben). Das Innere ist auch hier durchgängig modernisirt; der dreiseitig geschlossene Chor, so wie das Schiff neu überdeckt; die schmalen Fenster rundbogig geschlossen u. s. w.; was noch zurückgeblieben ist, sind auch hier nur die aufgegebenen Reste eines einfachen Sacramentshäuschens mit spitzbogiger Öffnung und Gitterthür, eine rohe Thüreinfassung mit platt überdecktem Kleeblattbogen, am Äusseren die Strebepfeiler und der viereckige, oben mit dem achtseitigen pyramidalen Helm gekrönte Thurm mit den kleineren vier Nebenthurm-Aufsätzen und etwelchen gekuppelten spitzbogigen Fenstern. Die Länge des sonst ziemlich schlank und massvoll sich erhebenden Kirchleins beträgt nur 40′, die grösste Breite, nämlich im Schiffe 18′. Das Materiale besteht auch hier grösstentheils aus Ziegeln. Bemerkenswerth ist das ober einem Nebenaltar an der Wand hängende, auf Holz gemalte Ölbild, das, aus dem J. 1677 herrührend, die Hauptmomente aus dem Leben des heil. Johannes des Täufers darstellt.

Szent-Antal (Pressburger Comitat). Das Kloster und die Kirche der Franciscaner hier, vom Erzbischof Georg Lippay und seinem Nachfolger G. Szelepesényi in den Jahren 1660 — 1676 gestiftet und erbaut [1]), womit erst auch der Name des Ortes entstanden, welcher früher unter den oben angegebenen Namen Bácsfa bekannt war. Die Kirche ist ein grosser, gefälliger Bau im Renaissance-Geschmacke jener Zeit, mit stark hervortretenden Wandpfeilern. In der Kirche und den Klostergängen kommen zwischen vielen anderen auch einige recht gute Ölgemälde vor. Am Chorschlusse von Aussen ist die Familiengruft der Grafen Apponyi angebracht; an beiden Seiten stehen die Wappen der Stifter; das links des Primas-Erzbischofs Szelepesényi ist bereits bei Eberhard beschrieben worden, rechts des Erzbischofs Lippay: ovaler Schild, im Felde aufrechtstehende gekrönte Säule, von beiden Seiten durch je einen gekrönten Löwen gehalten; über dem Schild die Standeszeichen: Cardinalshut und Bischofsmütze, mit dem apostolischen Kreuz und Krummstab. In dem Klostergarten sind zwei ausgezeichnete Torsos ehemaliger Statuen aus weissem Marmor zu sehen, woher sie gekommen? wusste man keinen Bescheid. (Hier war auch die oben bei Bácsfa erwähnte alte gothische Kirche von Sz. Györgyúr).

Das im neueren Style gebaute Haus der Grafen Apponyi hier, soll auf dem Platz eines früheren Castells stehen.

Szent-Mihályfa (Pressburger Comitat). Warum eben diese Pfarre und Kirche als seit 1050 bestehend in mehreren Jahrgängen des Schematismus Cleri Archidioecesis Strigoniensis angeführt wird? ist mir nicht einleuchtend, indem weder die bekannten Urkunden unserer Diplomatarien, noch das Pfarrarchiv diese Angaben zu bestätigen im Stande sind. Allerdings wird es als Pfarre schon in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95), wie auch in der Urkunde v. J. 1390, daraus dürfte man aber mit Gewissheit nur darauf schliessen, dass hier zu Ende des XIV. Jahrhunderts bereits eine Pfarre war; möglicherweise also allerdings auch etwa früher, was aber noch kein Zeugniss für das angegebene Jahr 1050 bietet. Mir kommt in einer ungedruckten Urkunde (im Familien-Archiv der Herren von Kondé) v. 1423 ein hiesiger Pfarrer vor, mit Namen Gallus plebanus ecclesiae de Sz. Mihályfa. Die jetzige katholische Pfarrkirche ist ein spätgothischer Bau, wahrscheinlich aus dem XV. Jahrhundert, wovon noch zur Bestimmung genügende Merkmale vorhanden sind. So ist noch in dem dreiseitig aus dem Achteck geschlossenen Chor das spitzbogige Gewölbe mit Kreuz-

[1]) Siehe Schematismus Provinciae Hung. S. Mariae Ord. min. S. Francisci 1851, 145.

und Scheidegurten gut erhalten; die auf gewöhnliche Weise gebildeten Rippen reichen bis in die Mitte der Seitenwände herab, wo sie auf den angebrachten, verschiedenartig gebildeten Consolen ruhen. Manche der letzteren zeigen auch ursprüngliche reiche Ornamentirung von Blattwerk und figürlichen Darstellungen, welche aber jetzt wegen unzähligen Übertünchungen kaum mehr zu entnehmen sind. Eben so reich ornamentirt waren auch die übrigen Theile, besonders die Gewölbschlusssteine; einer derselben hat die nämliche Darstellung des Christuskopfes mit dem Kreuznimbus, wie wir es oben bei Püspöki gesehen; ein anderes wieder das Agnus dei. Die Darstellung des letzteren ist ziemlich gleich derjenigen von Professor Eitelberger (Jahrbuch der Central Commission 1856, S. 114) nach einer Rosette des Gewölbes der Gisela-Capelle zu Veszprim mitgetheilten, nur dass dort anstatt des Kreuznimbus, blos ein einfacher vorkommt; wie hier auf unserer Figur wieder anstatt des byzantinischen Kreuzes ein einfaches ohne Nagel vorkommt; übrigens ist es auch hier charakteristisch, mit dem gehobenen Fuss die Fahne haltend und mit dem Kopf gegen den Altar oder vielmehr gegen die Fahne zugewendet [1]. Die Vorstellung scheint also wegen des häufigen Vorkommens auch in Ungarn besonders beliebt gewesen zu sein. Andere Gewölbschlusssteine haben wieder Pflanzenornamente. Selbst das Gewölbe der kleinen Sacristei ist eben so reich ausgestattet; die schildartig gebildeten Consolen zeigen Drachen, Ungeheuer und beflügelte Schlangen anderer Art, die freilich wegen der Tünche nur hie und da zu entnehmen sind. Die nur theilweise bestehende Profilirung des ehemaligen Sacramentshäuschens ist die gewöhnliche. Das stark hervortretende untere Gesims lehnt sich auf besondere Kragsteine. Dem gegenüber auf der Epistelseite öffnet sich eine andere Nische, noch einfacher gehalten, blos mit stärker hervorstehender Einfassung und oben mit einer Art schräger Abdachung, in der Mitte durch eine Zwischenmauer abgetheilt, von beiden Seiten die Öffnungen mit Kleeblattbögen überwölbt. Es ist schon oftmals hier auf das häufige Vorkommen dieser Nischen in den Kirchen der Schütt aufmerksam gemacht worden, welche bald an der Epistelseite im Chore selbst, bald im Schiffe an der Seite der Nebenaltäre, an der oftmaligen Stelle des Taufsteines angebracht sind. Ohne Zweifel sind das die ehemaligen Behälter, Scrinien für das heilige Öl gewesen, obzwar sie jetzt eben so verlassen und leer stehen wie die Sacramentshäuschen, ja nicht einmal mehr ihre ehemalige Bestimmung bekannt ist [2]. Selbst in den Handbüchern über christliche Kunst-Archäologie dürfte seltener ihre Erwähnung vorkommen; mehrere, die mir vorliegen, wissen nichts davon, und doch scheint sowohl ihre Aufzeichnung und Mittheilung berechtigt, wie auch ihre Wiederherstellung für diesen Zweck (meist werden jetzt die heiligen Ölgefässe in den Sacristeischränken gehalten) erwünscht [3]. Ausserdem sind auch hier in der Chorwand ähnliche Arcaden-Nischen angebracht, wie zu Csütörtök und Egyház-Gellye; die Bänke bilden darin grosse rothmarmorne Platten, die sich durch die hie und da noch ersichtlichen Inschriftzeichen als Bruchstücke ehemaliger Grabdenkmale erkennen lassen; solche sind auch in der Vorhalle der Kirche für den nämlichen Zweck angewendet. Die spitzbogigen und mit kräftig gekanteten Pfosten in zwei Felder getheilten Fenster sind bis auf das ausgebrochene Masswerk erhalten. Das Schiff hat aber bereits ein neueres Gewölbe. Am Äusseren correspondiren die zweimal gegliederten Strebepfeiler den inneren Gurtträgern, wenigstens jenen noch erhaltenen des Chores. Der viereckige Thurm mit achtseitigem pyramidalen Helm und den vier Nebenaufsätzen erhebt sich drei Stock hoch auf der Westseite der Kirche. (Wie bei allen gothischen, ja auch neueren Kirchen ist selbstverständlich auch hier die west-östliche Lage beobachtet.) Der Taufstein besteht aus einem runden Becken mit der Jahreszahl 1538.

Szent-Örzsébet (Pressb. Com.). Laut einer Aufzeichnung der Csütörtöker Pfarre, wozu der Ort jetzt affiliirt ist, war es ehemals eine Pfarre. In dem Pázm. Verzeichniss kommt sie nicht vor. Einstens also Pfarre und Dorf, ist der Ort jetzt gänzlich verödet, und besteht blos aus einem Meierhof mit der ehemaligen Kirche, welche jetzt nur als Fruchtspeicher benutzt wird. Ob der halbrunde Chorschluss sich aus der romanischen Zeit datirt, und ob hier etwa sogar jene erste (wahrscheinlich romanische) zur Ehre der heil. ungarischen Elisabeth errichtete Kirche zu suchen sei, von welcher eine Urkunde vom J. 1244 (Cod. dipl. IV, I, 339) spricht: dass zwei Hofdiener der Heiligen, die Ungarn Farkas und David, nach ihrem erfolgten Tode in die Heimath zurückkehrend, die königliche Bewilligung erhielten auf ihrem Besitzthum eine Kirche zu ihrer Ehre zu errichten, — lasse ich dahingestellt, indem mir die weiteren von Fejér (a. a. O. des Cod. dipl.) angeführten Nachweisungen nicht vorliegen. Übrigens ist der Namen des Ortes (Szent-Örzsébet bedeutet nämlich heil. Elisabeth), welcher zu der Frage und Untersuchung hier berechtigen dürfte, auch mehreren anderen (etwa acht) Ortschaften in Ungarn gemein. Jedenfalls scheint aber die hiesige Kirche, nach der Nachricht des Bél, noch im vorigen Jahrhundert einige Berühmtheit und Verehrung in der Umgegend gehabt zu haben [1].

Szunyogdi (Pressburger Comitat). Kleine kath. Kirche, Filiale zu Püspöki, die an der Stelle einer älteren im J. 1681 errichtet wurde [2], in dem damals üblichen Zopfgeschmack.

Tárnok (Pressburger Comitat). Urkundlich erscheint es mir nur vom J. 1341 (Cod. dipl. VIII, IV, 482); Filiale zu Szent-Antal. Kleine kathol. Kirche, neuerer Capellenbau, mit halbrundem Chorschluss.

Tönye (Pressburger Comitat); etwa gemeint in einer Urkunde vom J. 1274 (Cod. dipl. V, II, 190) unter dem Namen Tunig. Die Erwähnung eines hiesigen Pfarrers finde ich in einer ungedruckten Urkunde des gräfl. Amadéischen-Archives zu Bőős vom Jahre 1492. Auch in dem Pázm. Verzeichniss wird es als ältere Pfarre angeführt. Jetzt ist nicht einmal der Standort der ehemaligen Kirche bekannt.

Túri-Szakálos (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 447). Hier wäre eine jener Kirchen gestanden, welche die eben angeführte Urkunde damals als bereits bestehende nennt und wovon das Nähere bei Bálvány-Szakálos angegeben worden ist. Es ist jetzt keine Spur mehr von dieser, wahrscheinlich romanischen Kirche (von 1268 genannt, also schon früher errichtet, zu welcher Zeit aber in Ungarn nachweislich noch der romanische Styl vorherrschend war) vorhanden. Die kleine katholische Capelle, so wie die Kirche der Reformirten H. C. sind neuere Bedürfnissbauten.

Udvarnok (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt von 1252 (Cod. dipl. X, II, 723). Damals schon, wie es aus der Urkunde ersichtlich ist, ein Sitz der königlichen Hofdiener (Udvernici regales).

---

[1] Caumont, Abecedaire Archéol. 170 sagt: soutient du pied une croix à laquelle flotte un petit étendard, qu'il se retourne quelquefois pour examiner.

[2] Zu beachten ist jedoch bei diesen Nischen, ob sich nicht auch Spuren von Wasserabläufen vorfinden, als sie in solchen Fällen als Piscinen im Gebrauche standen. D. Red.

[3] Worauf auch bereits das Organ für die christliche Kunst 1856, Nr. 4, in einem berücksichtigungswerthen Aufsatz aufmerksam gemacht hat.

[1] Not. Hung. II, 230

[2] Ich theile mit die, diesen Umstand erwähnende, an dem Portale angebrachte Inschrift; indem solche Inschriften, selbst aus der neueren Zeit, fast die einzigen Urkunden über die Entstehung dieser Kirchen sind, und doch werden sie bereits durch fortwährende rücksichtslose Übertünchung, wie auch eben hier der Fall ist, fast unkenntlich gemacht. Es lautet: A. M. D. G. et honorem S. Josephi noviter erecta est haec ecclesiola per Celsiss. et Reverend. Principem D. D. Georg. Szelepcsényi Archiepiscopum Strigon. A. D. 1681. Das Wappen ist dem oben bei Eberhard beschriebenen gleich, so wie die Kirche sich der vielen gleichartigen Bauten dieses Erzbischofs anschliesst.

wovon auch der Name des Ortes. Ob nach einer Urkunde von 1340 (Cod. dipl. VIII, IV, 485), welche Castrenses de Udvarnok hier erwähnt, da auch ein Castell oder Schloss gestanden sei, oder dass nur darunter die in Udvarnok wohnenden Hörigen des Pressburger Schlosses gemeint sind, muss ich unentschieden lassen. Jetzt ist neben den kleineren adeligen Sitzen keine Spur eines Castelles mehr vorhanden. Die kleine Capelle ist ein neuerer Bau.

Uszor (Pressburger Comitat). Urkundlich erscheint es mir erst vom J. 1348 (Cod. dipl. X, I, 146, 461). Als alte Pfarre angeführt im Pázm. Verzeichniss (a. a. O. 96) und in der Urkunde von 1390; jetzt Filiale zu Somorja, hat es nicht einmal mehr die Ruinen der vormaligen Kirche aufzuweisen.

Vajka (Pressburger Comitat). Urkundlich erscheint es seit 1186 (Cod. dipl. II, 228), als Hauptsitz der Praedial-Adeligen des Graner Erzbischofes des sogenannten Vajkaer Stuhles bekannt. In dem Pázm. Verzeichniss als alte Pfarre angeführt (a. O. 95), so auch in der Urkunde v. 1390. Die hieher bezüglichen Sagen, von dem hiesigen Aufenthalte des heil. Königs Stephan habe ich vom Anfange in der Einleitung berührt. Die Pfarrgedenkbücher und Kirchenvisitations-Protokolle aus den vorigen Jahrhunderten berichten von der vormaligen hiesigen Kirche: Structura eius magnam praeseferebat antiquitatem, prout etiam vetus ecclesia S Georgii in filiali Sz. Györgyúr et in praedio Szent András penes filialem Szarva (s. dieses und Bócsfa). Es wird auch die Inschrift einer alten, nicht mehr vorhandenen Glocke aus dieser Kirche in einer Zeichnung mitgetheilt, welche sowohl in grösserer Form au trait, wie auch in kleinerer, ausgefüllt beigelegt ist.

Nach der genannten Aufzeichnung sollte es bedeuten: Joannes Evangelista in ecclesia Strigoniensi, 905 v. 1005 consecrata a Sebastiano (der letztere Name sollte sich auf den Erzbischof von dem angegebenen Jahre 1005 beziehen). Wie zu sehen, statt einer paläographischen Lösung scheint in dieser Deutung die willkürliche Annahme obzuwalten, dass die Lettern grösstentheils Monogramme sind (gelesen etwa: Jon. ev. in E. S. MV oder IXV C. A. S.), denen die oben angegebenen Wörter darnach unterlegt worden. Allerdings scheint das erste Wort, oder vielmehr der erste Theil der Inschrift sich auf Joannes zu beziehen; angenommen etwa, dass die Schwierigkeit bei den mittleren Lettern vielleicht nur durch das Ausbrechen und die fehlerhafte Bildung, wie auch durch dazwischengelegte Trennungszeichen verursacht ist. Füglicher wäre dazu noch das zweite Wort oder der zweite Theil für Lucas zu lesen; indem hier nur der erste Buchstabe etwa ein verzeichnetes *L*, und die zwei Punkte als Trennungszeichen nach der ersten Sylbe, wie auch vor dem letzten *S.*, eine Schwierigkeit bieten. Es wären also hier die Namen der zwei Evangelisten: Joannes und Lucas zu lesen; wenn es nämlich so recht ist? Das oben gedeutete frühe Jahr 1005 oder gar 905 (das letztere gar schon ein Anachronismus auch in Betreff des Erzbischofs Sebastian und einer Ecclesia Strigoniensis, als etwa Diöcese, zu der Vajka gehörte) hat ohnedem kaum einen Grund für sich; denn obwohl die Schrift noch kein ausgebildetes neugothisches Element zeigt, scheint sie jedoch von einem um etwas späteren Datum, etwa aus dem XIII. Jahrhundert zu sein. Alle Berechtigung fehlt aber auch der Deutung: Consecrata a Sebastiano; indem selten ein Consecrationsdatum in einer Glockeninschrift vorkommen dürfte. Die grösste Schwierigkeit bietet aber noch die unsichere Beantwortung der Frage ob die Inschrift auch richtig copirt sei? und ob sie vollständig ist, oder nur von einem Bruchstück herrührt. Bei alledem verdient sie immerhin die Aufmerksamkeit, da, wie gesagt, die wenigen Schriftzeichen selbst das Alter einer hiesigen ehemaligen Kirche, etwa aus dem XIII. Jahrhundert, also wahrscheinlich romanischen Styles und ihrer Glocken darthun.

Zur Zeit, wie gesagt, ist weder diese Glocke noch auch etwas aus dem alten Kirchenbau vorhanden. Die jetzige katholische Kirche, ein grösserer, neuerer, gefälliger Bau des Renaissance-Styles aus den Jahren 1772—1793, ist mit einigen ziemlich hübschen neueren Altarbildern geschmückt (die Verkündigung Maria's, Christus am Kreuze); die Unterschrift: pinx. Fran. Schön 1807, macht uns den Künstler bekannt. Von der nämlichen Hand scheint auch das Hauptaltarbild (Erzengel Michael) zu sein; doch finde ich kein Zeichen darauf.

Der Ort scheint einst mit Wällen, Gräben und Mauern befestigt gewesen zu sein, wie dessen Spuren auch um die Kirche herum noch zu sehen; es dürfte hier etwa ein Castell, als am Hauptsitze der Banderial adeligen Ritter des Graner Erzbischofs gewesen sein. Jetzt steht in der Mitte des Ortes das einfache neuere Rath- und Versammlungs-Haus der genannten Praedial-Adeligen; das wie die Inschrift besagt, während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1771 erbaut wurde.

Vámos-Ujfalu (Pressburger Comitat). Etwa gemeint in einer Urkunde vom J. 1268 (IV, III, 452), und im Pázm. Verzeichniss der alten Pfarren (a. O. 95) unter dem Namen Vámos? Es besteht hier nur eine kleine Capelle, im J. 1775 errichtet.

Várkony (Pressburger Comitat). Ein Ort dieses Namens erscheint urkundlich schon vom J. 1015 (Cod. dip. I. 182)[1]; bestimmter angeführt in einer Urkunde vom J. 1274 (Cod. dip. V, II, 190). Die Erwähnung der Pfarre geschieht in der bereits oben bei Egyház-Karcsa angeführten Urkunde vom J. 1308; wornach sie eine der ältesten Pfarren dieser Gegend gewesen zu sein scheint. Als solche auch im Pázm. Verzeichniss (a. O. 96) und in der Urkunde v. 1390 angeführt. Die jetzige katholische Pfarrkirche im Verhältnisse zu den vielen niederen, kleinen, ja sogar rohen und plumpen gothischen Bauten der Schütt, besonders massvoll gebaut, scheint, wie es noch etwelche Merkmale andeuten, ein frühgothischer Bau, etwa aus dem XIV. Jahrhundert zu sein. Der bedeutend erhöhte und aus dem Achteck dreiseitig geschlossene Chor hat das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz und Scheidegurten, deren Träger aus einzelnen Halbsäulchen bestehen, die aus der Wand hervorspringend, ungefähr bis in die Mitte herablangen, wo sie wie abgebrochen — eben so wie jene zu Egyház-Gellye beschriebenen — enden. Die Capitäle scheinen hier ein flacheres Blattornament zu haben, welches aber wegen der oft aufgetragenen Tünche kaum ausnehmbar ist. Indem also zu Egyház-Gellye mit dem gerollten Blattwerk und Rundbogenfries nebst Spitzbogen mehr die Formen des Übergangsstyles aus dem romanischen sich ankündigen, fehlt hier beides; und die blossen Wandgurtträger dürften mehr auf den frühgothischen Styl weisen. Die Rippen sind auf die gewöhnliche Art kräftig profilirt; die Gewölbschlusssteine haben reiche Blattornamente; auf einem begegnet uns wieder die Darstellung des Lammes mit der Fahne. Die wohl etwas schmalen aber langen, weit hinabreichenden Fenster mit kräftig gekanteten Pfosten in zwei oder drei Felder getheilt, sind auch die best angelegten der ganzen Schütt; das Masswerk darin ist regelrecht aus einfachen Dreipässen gebildet, sonst ist die Wandung auch hier flach, ohne eine Gliederung geblieben. Das Schiff, von Aussen mit Strebepfeilern, grauen nackten Wänden und theilweise mit Resten von Wandmalereien, ist im Innern leider auch hier ganz modernisirt. Nur das Portal ist noch vorhanden und ob zwar einfach gehalten, macht es doch auch eine günstige Ausnahme zwischen den gewöhnlichen, mit plattgestürztem Kleeblattbogen überdeckten Thüröffnungen unserer Kirchen; indem es hier spitzbogig gebildet und die Wandung mit Hohlkehlen und Cylindern, welche auf einer säulenartigen Base aufsitzen, reich gegliedert ist. Die schlank gebildeten Strebepfeiler am Äusseren verjüngen sich dreimal und enden mit einfachen Giebeln. An der Westseite erhebt sich der Thurm viereckig, unten eine Vorhalle bildend, übergeht er im dritten Stock in den pyramidalen achtseitigen Helm, von vier kleinen Nebenaufsätzen begleitet. Die Flächen-

[1] Es wird in diesem Namen eine Beziehung auf die Varkhuniten (avarischen Hunnen) gesucht.

masse sind: lichte Länge des Chors 22′ 3″, Breite 19′ 3″. Länge des Schiffes ohne Vorhalle: 45′ 8″, Breite: 28′. Das Materiale besteht hier ausnahmsweise durchaus aus Stein und theilweise auch aus Hausteinquadern, besonders an den Grundmauern, Streben und Ecken.

Die Kirche war übrigens von Innen und Aussen mit Wandmalereien geschmückt; man gewahrt sie noch unter der Tünche. Am Äusseren bemerkt man, dass jene Theile, welche aus Quadern aufgeführt worden sind, keinen Anwurf erhielten, die übrigen Flächen aber bemalt waren. So sieht man noch an der Südseite neben dem Haupteingang die ganze schmälere Seite des Langhauses gegen den Thurm zu nach seiner ganzen Länge und Breite mit der kolossalen Darstellung des heil. Christoph in Roth monochromisch bemalt; die Malerei ist freilich hie und da schon stark verletzt, doch ist die Riesengestalt, reich gefaltete Gewandung, der grosse Stock in der Hand und das Kind am Arm genau zu erkennen [1]). An der anderen Seite des Einganges ist nur mehr der untere Theil eines Wandgemäldes zu entnehmen, daran die Füsse und untere Bekleidung zweier, wie es scheint neben einander sitzender Personen zu erkennen sind; es dürfte etwa das Bild der heiligen Dreifaltigkeit gewesen sein; die hervorragenden Farben an diesem Bruchstücke sind grün, violet, gelb. Das übrige aus diesen Malereien ist entweder abgefallen oder stark übertüncht. An der inneren Chorwand ist eine rothmarmorne Gedenktafel angebracht, mit Angaben über die Familie des Kirchenpatrons, über die Stiftung und Renovirung der Kirche [2]). Am Scheidebogen des Chors, dem sogenannten Triumphbogen, ist eine Wappen- oder Grabscheibe der Grafen Amadés aus Holz angebracht, mit Wappenschild, Helm und Zimieren plastisch ausgearbeitet und nach dem Blason bemalt. Nebst älteren Bildern ist ein gutes Ölgemälde, den heiligen Apostel Jacobus darstellend, vorhanden; wie auch ein älteres achtseitiges Taufbecken aus Sandstein.

In der Sacristei, welche mit einem alterthümlichen rohen, etwa noch dem ursprünglichen Tonnengewölbe überdeckt ist, befindet sich in einer Ecke ein 3′ 8″ breiter, und 2′ 10½″ hoher viereckiger Bau, der fast wie ein gewöhnlicher Feuerherd aussieht. Auf der oberen horizontalen Fläche hat es ungefähr in der Mitte eine runde Öffnung von 9″ Durchmesser und daneben ein kleines viereckiges Loch; beide Öffnungen reichen bis hinab, indem selbst der ganze Bau inwendig hohl ist; bei dessen näherer Untersuchung ist es kaum anzunehmen, dass es etwa ein Baptisterium oder eine Piscina pro immersione gewesen sei (dazu ist selbst die oben angegebene Öffnung zu schmal), oder gar dass es nur als Feuerherd gedient hätte, für den Gebrauch des Weirauch-Gefässes. Da mir auch sonst, weder in natura, noch in der Beschreibung gleiches nie vorgekommen ist, entgeht mir auch dessen Bestimmung.

Vásárut (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt vom J. 1235 (Cod. dipl. I, 28); als Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss (a. O. 96) angeführt. Wie die Pfarrgedenkbücher berichten, wäre hier von alter Zeit her eine kleine Kirche aus Holz gestanden; was in der an Bauholz eben so wie an Stein sehr bedürftigen Schütt, hier um so leichter möglich war, indem diese Gegend eben eine der waldreichsten ist. Dieser Bau wäre von den Fluthen der Donau weggerissen, und es erfolgte im Jahre 1668 ein neuer Kirchen-Bau aus festem Material; an dessen Stelle dann im J. 1754 im nüchternen Geschmack der damaligen Zeit die jetzige kath. Pfarrkirche gebaut wurde.

Ausser diesen hier untersuchten und constatirten Baudenkmalen der Schütt kommt auch in den Urkunden hie und da die Erwähnung einer oder anderen Kirche aus der romanischen oder gothischen Bauperiode vor (so z. B. in einer ungedruckten Urkunde — im Archive des Pressburger Capitels — vom J. 1317 ein Ecclesia S. Crucis in Csallóköz, und in dem Pázm. Verzeichniss etwa ein paar hierher bezügliche Ortschaften, mit unbestimmter Angabe); es ist aber ihre Lage und ihr Standort aus den ungenügenden Angaben heute nicht mehr zu ermitteln.

(Schluss folgt.)

Notizen.

(Restaurationen.) Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die Alten bei ihren Ausbesserungen von Kirchen an eine romanische Kirche ein gothisches Chor ansetzen, oder einen Thurm, oder Capellen und Alles, was sie thun, erscheint geschickt, passend, wie eine ursprüngliche Nothwendigkeit, als ob es nicht anders sein könnte. Wir und oft die Leute nicht nur guten, sondern des besten Willens machen Pläne, setzen Preise darauf, lassen sie prüfen, die geprüften nachprüfen und am Ende gibts doch meist Fehler und Pfuschwerk. Woher kommt das? Einen Grund will ich der betrachtenden Aufmerksamkeit empfehlen, und der ist folgender. Alles Leben entwickelt sich in einem geschichtlichen Aufeinander und Auseinander, das in der Volkssprache gewöhnlich Sitte heisst, auch in würdigster Weise

---

[1]) Bekanntlich als Symbol der Kirche kommt das Bild des heiligen Christoph an den Eingängen der Kirchen u. s. w. oft vor. Siehe (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission I, 42 von Freih. v. Sacken) in Meran an der Pfarrkirche, in der Nische oberhalb der Schlosscapelle zu Sebenstein und in der Kirche von Basch an dem Bogenschluss einer Altarhalle (Feil in den Berichten des Alterthumsvereins zu Wien I, 201 und 203). Vgl. auch Dr. Heider: Neu entdeckte Fresken der Pancratius-Capelle bei Siebing. Mittheilungen III, S. 22, und Organ für christliche Kunst Jhg. 1858, Nr. 7.

[2]) Ich will die Inschrift hier mittheilen, als eine interessante Probe, wie wie man im vorigen Jahrhundert in solchen epigraphischen Denkmalen Familiengeschichten gemacht hat: *Templum hoc divo Jacobo dicatum, ab illustri familia Homodeorum seu Omodeorum, e vetustissimis Romanorum consulibus originem ducente, qui sub regibus Hungariae, S. Stephano et Andrea I. proprio aere conductis cohortibus in auxilium Pannoniae, Hungariae et Palestinae advenerant, plura ante saecula erectum. Genus hoc eo felicissimum, quod in tantis Hungariae tumultibus nunquam infideles Deo, nec Regi fuerint* (bekanntlich waren der Graf Omode und seine Söhne gewaltige Parteigänger unter König Karl I.) *Harum successor devotus, perpetuus terrestris dominus et Patronus, illustrissimus dominus Ladislaus Franc. Ser. L. B. Amade de Várkony et Marczaltő S. c. R. A. M. com. sac. colonel. gener. adjutantius, eques aurat. exc. cam. r. hung. aul. cons. r. quia semper dilexit decorem domus Dei, in perennem posteritatis memoriam restaurando ara maiori Deiparae Virgini boni consilii, et aere fidelium sepulturae loco decoravit. In cuius devotam memoriam et perennae posteritatis monumentum, lapidem hunc lateri ecclesiae huius incidit, plenipotent. patroni praef. Joanne Ev. Bittó ex pietate et obstrictione procurante, R. Jos. Cserháti fidelis xti oves curante A. rep. salut. MDCCLX. Orate grata posteritas. Inspicite facite secundum exemplar.* Die Familie Amadé stammt bekanntlich nach den ungarischen Chroniken und Urkunden von dem im IX. Jahrhundert eingewanderten deutschen Geschlechte der Gut-Keled. Dieser Name scheint aber eines und dasselbe zu sein mit dem lateinisirten Omodeus, oder Homo-dei, nämlich Gottes-Mann, Dinner oder etwa Kerle? und somit hätten sie gar nichts gemein mit den römischen Consuln und dem italienischen Geschlechte der Amadés.

Geschichte genannt werden könnte. Ohne Geschichte und Sitte ist kein Volk denkbar; jedoch ich mag diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, da unsere Zeit hier an einem furchtbaren Abhange steht. Um gleich die Sache selbst anzugreifen, so sucht seit dem Zerfalle des heidnischen Römerreiches nach einem Ereignisse, welches so tief in die Geschichte und Sitte eingeschnitten hat, als die französische Weltumwälzung. Die Kirchenneuerung und der dreissigjährige Krieg haben nicht die Verwüstungen von 1789 angerichtet, an denen die Welt noch leidet, und, wer weiss, wie lange, leiden wird.

Diese furchtbare Revolution hat nun die ganze Völkergeschichte und Sitte nicht nur durch- und abgeschnitten für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart und Zukunft, nicht blos in Frankreich, sondern in allen mit Frankreich und seinen Ideen schon früher verkehrenden Ländern, das heisst, ganz Europa. Wir kennen in vielen Dingen unsere Väter nicht mehr, und sind von ihnen getrennt, als lägen Jahrhunderte zwischen uns.

Nehmen wir Beispiele. Hier will man eine alte Stiftskirche herstellen. Das jetzige Geschlecht kennt aber keine Stiftsherren mehr. Gingen diese noch in den Chor und füllten noch ihre Stallen, so würde es Niemanden einfallen, in Tollheiten zu verfallen und den zweiten Hauptaltar oder den Pfarraltar, auf welchen oft, wie zu Schwäbisch-Gmünd in der Kreuzkirche, der Titel geweiht ist, ohne Weiteres wegzureissen, und so die eigene Landes- und Stadtgeschichte zu zerstören. Jetzt ist aber der Chor leer, die Laienwelt besetzt den weiten Raum, der jetzt keine Bestimmung mehr hat, der geschichtliche Pfarraltar wird unbequem, der Stiftsaltar die Hauptsache, also die Herstellung beginnt mit Niederreissen. St. Peter zu Rom, wie Wiseman so schön beschreibt, ist eine Völkerkirche und die grossen Räume passen nur für die grossen päpstlichen Festlichkeiten, an welchen die Kirche ganz und würdig ausgefüllt ist. In gleicher Weise passen viele alte grosse Münster nicht mehr auf die jetzigen ärmlichen Zustände; aber das jetzige Geschlecht hat davon keine Ahnung. Ein anderes Beispiel. Unsere Zeit hat die Vorzeit zerschlagen, neue ungeschichtliche Bisthümer eingerichtet; wenn also das schöne Münster zu Freiburg im Breisgau nicht als bischöfliche Kirche gebaut ist, so kann sie auch darauf nicht passen, und ist zu klein, wie die Stiftskirche zu gross. Mir scheint es, dass es gar keine unnöthige Arbeit wäre, einmal genau festzustellen und den Leuten einmal wieder klar ins Bewusstsein zurückzurufen, was für jede Art von Kirchen passt. Eine gewöhnliche Pfarrkirche braucht nur einen kleinen Chor, Stifts-, Kloster- und Bischofskirche einen grossen nach Verhältniss der Personenzahl der Stiftsherren, Mönche u. dgl. Letztere Kirchen gebrauchen ausser den Chorstallen auch noch Ministranten-Sitze, bischöfliche mit einem Weihbischofe sogar zweierlei, auf der Evangelien- und Epistelseite, ferner Räumlichkeiten für die Weihen am grünen Donnerstage, für bischöfliche Consecrationen. Kennt daher ein Baumeister das Pontifical nicht, so wird er die schönsten dummen Streiche machen. Ein Lettner, der mehr ist als ein Mauerabschluss, ist auf viele Personen, also grosse Räumlichkeit berechnet, passt also nicht in einfache Pfarrkirchen, sollte dagegen namentlich in grösseren gothischen Münstern nie fehlen, weil Unterchor und Laienschiff auf gleicher Fläche liegen und Abtrennung der Priesterschaft von den Laien gesetzlich ist. Auch für die Umgänge und Processionen wird der Raum bedacht werden müssen; denn Mariä-Lichtmess u. s. w. ist das *Procedamus in pace* vorgeschrieben, so wie auch die *Adoratio crucis*, welche hinter dem Altare am Charfreitage beginnt, das Anlehnen des Altares unmittelbar an die Ostwand unmöglich macht, also verbietet.

So sind, um nicht zu lang zu werden, tausend Kleinigkeiten zu beobachten, die früher traditionsmässig geübt, jetzt übersehen werden. Wer lehrt sie an den Bauschulen? Ich weiss es nicht. Man irrt und greift fehl im Bauen und Herstellen, ohne es zu wissen und wollen. Wie zu heilen ist, überlasse ich den berechtigten Ärzten: ein sehr grosser Arzt aber ist die Kenntniss der Geschichte und der, ach! so vielfach untergegangenen Sitte.

Kreuser.

(Ein Gemälde auf Stein aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts in Cöln.) Wie wir dem „Organ für christliche Kunst“ entnehmen, ist die Ursulakirche in Cöln im Besitze von zehn Steintafeln, die mit den Darstellungen der Apostel Andreas, Judas d. T., Bartholomäus, Thomas, Johannes, Jacobus maj., Jacobus min., Simon, Matthäus und Philippus bemalt sind und von denen eine jede 3′ hoch und 2′ 1½″ breit ist. Die Tafeln mit der Darstellung der hh. Petrus und Paulus fehlen und sollen sich in der Krypta der Gereonskirche befinden.

Die Tafel mit dem Bildnisse des h. Philippus trägt auf der glatt geschliffenen Rückseite die Aufschrift mit der Kunde, dass der Altar, wozu die Tafeln wahrscheinlich als Blendung des Tisches gedient haben, im Jahre 1224 an dem Vortage des 4. Mai von Bischof Walter gestiftet worden ist. Diese Schrift ist untrüglich alt und mit rother Farbe dick aufgetragen; dieselbe ist zwar an denjenigen Stellen, wo die Farbe abgesprungen, nur durch einzelne Überbleibsel und durch die erhaltene Abglättung der Steinfläche noch leserlich und in so weit erhalten geblieben, um versichert zu sein, dass die Abstammung aus der angegebenen Zeit wirklich herrührt.

Die Platte des Gemäldes ist blau grundirt und vormals mit vergoldeten Rosettchen verziert gewesen und ist mit einem drei Zoll breitem, rothen Rande eingefasst. Die Gestalt des Apostels Philippus ist, wie alle übrigen, bekleidet mit weiten, faltenreichen Gewändern, sitzt nach links gewandt, hält mit der rechten Hand das stehende Kreuz und mit der linken das geschlossene Buch. Das Haupt, mit langem Kopfhaar und Bart, ist mit einem rothen, ehemals vergoldeten, runden Heiligenschein versehen. Die Zeichnung ist mit starken Contouren und an den Schattenseiten mit eintöniger Abstufung abgerundet. Die Lichtflächen sind mit Goldauftrag erhöht; die Zeichnung ist im Faltenwurf gut und richtig, aber bei den Händen und Füssen unvollkommen. Die Färbung ist in den Contouren schwarz, aber durchgängig grau und gelblich, wesshalb das Ganze einer grau und gelblich getuschten Zeichnung ähnlich sieht. Die Farben haben ein kräftiges Bindemittel, weil sie dem geglätteten Steine fest anhangen und nur durch eine an einigen Stellen übergelaufene ätzende Flüssigkeit abgelöst worden sind. Nach der Meinung des „Organs für christliche Kunst“, sind es Tempera-Farben, welche später mehrfach mit Öl und Firniss überzogen worden. Übermalungen oder Restaurationen haben nicht stattgefunden, wie dieses irrthümlich anderweit angegeben worden ist.

Correspondenzen.

Wien. Nachdem Seine k. k. apost. Majestät zur Restauration der **Domkirche in Trient** eine Summe von 10000 fl. allergnädigst zu bewilligen geruht haben, wendte sich Seine k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog **Karl Ludwig** an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission Freiherrn v. **Czoernig** um Bekanntgebung eines Mannes, der vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung in dem Fache der monumentalen Baukunst und nach dem vortheilhaften Rufe in Wiederherstellung von mittelalterlichen Kunstbauten besonders geeignet wäre einen Plan über die an der Domkirche zu Trient vorzunehmenden Restaurationsarbeiten zu entwerfen. Mit genauer Würdigung der obwaltenden Umstände brachte die k. k. Central-Commission über Antrag des Herrn Präses zu dieser ehrenvollen Mission den Architekten und Ingenieur der österr. Staats-Eisenbahngesellschaft A. **Essenwein** in Vorschlag, worauf auch Seine k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog einzugehen und den Ersteren zu beauftragen geruhte, sich unverweilt nach Trient zu begeben und einen Restaurationsplan zu entwerfen.

Wien. Die Pfarrkirche des Marktes **Guttenstein** stammt theilweise aus dem Mittelalter; der Chor nämlich, um 1487 gebaut, zeigt spätgothische Formen, — dreiseitigen Abschluss, Fenster mit einfachem aber schönem Masswerk, in den Schlusssteinen der Kreuzgewölbe den österreichischen Bindenschild (Guttenstein war in dieser Zeit noch landesfürstlich) und einen gekrönten Kopf. Das Schiff wurde neuerer Zeit angebaut, der alte Thurm aber abgetragen.

Im verflossenen Sommer fand an dieser Kirche ein zweckmässiger und stylgemässer Neubau Statt, den der thätige gräfl. Heyos'sche Forstdirector Herr Franz **Newald** nach einem mit dem Gefertigten berathenen Plane mit grosser Umsicht ausführte. Es wurde nämlich an der Westseite ein **viereckiger Thurm** zu 93 Fuss Höhe aufgeführt mit gothischer Halle und Portal, spitzbogigen Schalllöchern und steilen Giebeln über den Seiten, zwischen denen der pyramidale Helm emporsteigt, — also dem gothischen Style des Chores ganz angemessen. Im Gebirge harmoniren diese spitzen Thürme ganz besonders mit der Umgebung und auf Anrathen des Unterzeichneten wird in diesem Jahre ebenfalls durch den mit den alten Baustylen wohl vertrauten Herrn **Newald** der spätgothische Thurm in **Buchberg**, der gegenwärtig ein hässliches Zwiebeldach hat, eine ähnliche Bekrönung mit Giebeln und spitzem Helm erhalten.

An den Chor der Guttensteiner Kirche baute **Newald** ferner ein **Oratorium** an, zwischen zwei Strebepfeiler. Es öffnet sich gegen die Kirche in einem grossen Spitzbogen, der mit einem sehr schönen, dreitheiligen Fenster aus der Wagramer Thonwaaren-Fabrik ausgefüllt ist; es zeigt im Bodenfelde reines Masswerk und ist nach einem guten Muster gefertigt; auch die Brüstung ist mit Masswerkblenden verkleidet. Entsprechend ist auch ein schmales Fenster des Oratoriums.

Möchten alle Zubauten und Restaurationen, bei denen, wie es hier der Fall war, keine bedeutenden Geldmittel zur Verfügung stehen, so zweckmässig und im Geiste des alten Baues ausgeführt werden wie diese!

Neben der Kirche stand eine viel jüngere (moderne) Capelle, welche als Beinhaus diente und beim Thurmbau abgetragen werden musste; sie hat in ihren Bauformen durchaus kein Interesse dar. Unter dem Dache derselben wurden drei **Bildertafeln** gefunden, welche unstreitig dem ursprünglich im Chore bestandenen **Flügelaltare** angehörten, sowie der **architektonische Aufsatz** über dem Schreine derselben. Eine grössere Tafel ist beiderseits bemalt — es ist der rechte Flügel des Altares — und zeigt auf einer Seite oben die Verkündigung, unten die Anbetung der heil. drei Könige; auf der Rückseite oben die Begegnung von Joachim und Anna, unten die Heimsuchung.

Die beiden anderen Bilder, von der halben Höhe dieser Tafel, deren eines den heil. Georg, das andere die heil. Katharina darstellt, befanden sich wahrscheinlich nebst zwei fehlenden im Altarkasten oder an den Seiten desselben. Blos das letzte dieser Bilder kam mir behufs der Restauration zu; es ist eine gute Arbeit der oberdeutschen Schule. Der Kopf der Heiligen ist fein und von frommem Ausdrucke, gut gezeichnet. Der Goldgrund zeigt schöne gepresste Muster, in den Ecken sind zwei Wappenschilde, deren eines den steierischen Panther enthält, das andere einen Löwenkopf mit einem Ring im Rachen. Dem Kunstcharakter dieses Bildes nach gehörte der Altar dem Ende des XV. Jahrhunderts an.

Es zeigt sich aus den Massen, dass eine vortrefflich geschnitzte Madonna mit dem Kinde, welche gegenwärtig auf einem der Seitenaltäre der Kirche steht, ursprünglich im Schreine des Flügelaltares stand, der, wie der aufgefundene Flügel erweist, der heil. Jungfrau geweiht war. So hat sich der alte Altar wenigstens in einigen Theilen erhalten.

Dr. Ed. Freih. v. **Sacken**.

* **Wien.** Die Versammlung des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wird in Übereinstimmung mit einem Beschlusse der Versammlung in Augsburg in diesem Jahre in **Berlin** stattfinden, und ist auf die Tage vom 15. bis 18. September festgesetzt worden. Von den Besprechungsgegenständen heben wir jene der 1. und 2. Section hervor, da dieselben speciell für unsere Leser von Interesse sein dürften.

Sect. I. 1. Lässt sich die nordische Theorie der Eintheilung der Gräber in die 3 Perioden des Stein-, Bronze- und Eisenalters auch auf die Mark Brandenburg oder auf einzelne Theile derselben anwenden, und welche Resultate lassen sich aus den Funden dieser Art auf die hier früher gesessenen Völkerschaften machen?

2. In welchen Theilen Deutschlands hat man Leichen in hockender Stellung gefunden? Kommen dergleichen namentlich im nordöstlichen Deutschland vor?

3. Haben die Burgwälle der vorchristlichen Zeit eine ausschliesslich kriegerische, oder eine überwiegend religiöse Bedeutung, und welche Bewandtniss hat es mit dem heiligen Walde der Semnonen? wo ist derselbe zu suchen?

4. Welche mit Sicherheit nachweisbare Denkmäler slavischer Gottheiten sind noch vorhanden?

5. Was ist unter den in nordischen Gräbern oder sonst gefundenen, für Hauptschmuck, Diademe, Kronen etc. angesprochenen, erzenen und goldenen Geräthen mit Bestimmtheit hierfür anzuerkennen? und welche Bestimmung ist den andern ähnlichen Gegenständen zuzuschreiben?

6. Sind Inschriften, wenn auch nur einzelne Buchstaben, auf Stempeln und dergleichen Geräthen in dem von den Römern nicht berührten Deutschland nachzuweisen?

7. Wozu dienten die kleinen bronzenen Wagen, die man namentlich in der Mark Brandenburg und wo anders noch? gefunden hat?

8. Besprechungen über die ältesten Schädel aus heidnischen Gräbern.

Sect. II. 1. Worin unterscheidet sich die Bauweise der Mark Brandenburg von der ihrer Nachbarländer? Welcher gegenseitige Einfluss lässt sich, namentlich auch von Seiten der Boden-Verbindungen nachweisen? und welches sind in diesen Landen die ältesten,

wie die jüngsten Beispiele des Baues aus Feldsteinen, des Quader- oder Bruchstein- und des Ziegelbaues in ihrer jedesmaligen Anwendung auf die verschiedenen Baustyle?

2. Findet sich in der Mark Brandenburg ein ausgebildeter Holzbau?

3. Sind ausgezeichnetere Tafelmalereien und Sculpturen mit Angabe der Künstler und ihrer Heimath in der Mark Brandenburg nachzuweisen?

4. Wo haben sich im nordöstlichen Deutschland alte Wandmalereien vorgefunden, und wodurch zeichnen sie sich aus?

5. Wo finden sich in den Marken Glasmalereien und kleinere Kunstwerke aus Metall, Elfenbein, Holz und aus anderen Stoffen, als: Stickereien, Webereien u. s. w.?

6. Wo ist das älteste datirte oder sonst in der Zeit sicher beglaubigte Beispiel in Deutschland vorhanden, dass an Gebäuden des gothischen Baustyls statt des gewöhnlichen Spitzbogens an Wimpergen etc. der kielförmige Bogen in Anwendung kommt?

7. Welches sind die ältesten Denkmale der Bildhauerei in Deutschland, an welchen, durch Inschriften oder anderweitig für die Zeit beglaubigt, an den Gewändern die scharfen und eckigen Brüche der Falten vorkommen?

8. An welchen Orten in Deutschland befinden sich ausser den von Kugler in Cöln (Handbuch der Malerei, 2. Aufl., Bd. 1, S. 253 etc.) und von Waagen in Bamberg (Kunstwerke und Künstler in Deutschland, Bd. 1, S. 116 etc.) aufgeführten Beispielen, datirte Gemälde, in welchen nach dem Jahre 1450 noch in den Gewändern die weichen und fliessenden Falten, so wie andere Eigenschaften der Kunstweise, welche man gewöhnlich die altcölnische nennt, vorhanden sind?

9. Aus welcher Schule ist Andreas Schlüter hervorgegangen? Wer ist der Meister des Sparrschen Grabmonuments in der Marienkirche zu Berlin?

10. Wie behandeln wir die alten Kirchen bei der Restauration derselben in Beziehung auf ihre Decoration?

11. Besprechungen über die ältesten Synagogen Deutschlands, die im romanischen und im Übergangsstyl gebauet sind.

12. Besprechungen über die zweischiffigen Kirchen, deren Verbreitung und Bedeutung.

Gratz. Bei der Demolirung der Bastion neben dem sogenannten eisernen Thore in Gratz wurde eine Gold- und drei Kupfermünzen gefunden.

Erstere ist ein Ducaten Friedrichs Markgrafen von Brandenburg, zu Schwabach 1512 geprägt, von vorzüglicher Erhaltung.

Die Kupfermünzen bestehen in zwei nieder-österr. Raitpfennigen (Rechenpfennigen), deren erster vom Jahre 1527, der zweite ohne Jahreszahl ist. Die dritte Münze ist bis auf die Jahreszahl 1553 unkenntlich.

Ausser diesen Münzen und einigen neueren unbedeutenden Gegenständen wurden noch Bruchstücke eines Schmelztiegels und eines in demselben geschmolzenen sehr dunkeln Glasflusses gefunden, jenem sehr ähnlich, der zu der sogenannten römischen Mosaik in verschiedenen Farben und in Stücke zersägt verwendet wird.

Ich habe die wichtigeren aller dieser Stücke für den hierortigen historischen Verein an mich gebracht.

Scheiger.

Brünn. Auf Anordnung des Herrn Abtes von Raygern, Günther Kalivoda, unter dessen umsichtsroller Leitung das Stift in wissenschaftlicher Beziehung immer mehr und mehr aufblüht, wird eine vollständige Capelle zu Pontifical-Ämtern nach Originalmustern und dem Style des XIII. Jahrhunderts angefertigt und in Gebrauch gesetzt. Den Stoff hiezu liefert, gleichfalls nach Originalmustern, welche der rühmlichst bekannte Kunstkenner Dr. Bock aus Cöln verschaffte, die Mailänder Fabrik Martini; die Anfertigung und Verzierung selbst soll, wie wir hören, in Cöln unter den Augen des Herrn Dr. Bock geschehen. Wie schon so oft, so sieht man auch dieses Mal wieder Raygern voranschreiten. Möge dieses Beispiel eines edleren Sinnes für Kirchenkleidung in unseren österreichischen Stiften einen freudigen Wiederhall finden!

Brixen. Auf einem hohen Berge bei Klausen, 5 Stunden von hier entfernt, breitet sich in vielen Einzelnhöfen und Gruppen von der Thalsohle, wo die Rebe blüht, bis zur Spitze des Gebirges, wo nur im Hochsommer der Schnee vor den Sonnenstrahlen weicht, die ziemlich zahlreiche Pfarrgemeinde Lazfons aus. Diese hat im abgewichenen Jahre mit grossen Mühen, persönlichen Leistungen und gemeinen Auslagen ihre kleine und klüftende Pfarrkirche erweitert und restaurirt. Die Erweiterung geschah durch Verlängerung an der Frontseite, soweit das Ebenmass es gestattete, und die Restauration durch Ergänzung des Fehlenden und Abledigung des Fremdartigen. Erweiterung und Restauration wurden im Styl der alten Kirche, d. h. im gothischen ausgeführt, wobei denn freilich die Mängel der alten Kirche, als z. B. das zu niedere Gewölbe, die zu starken Rippen beibehalten werden mussten. Indessen was geschehen ist, ist gut geschehen und konnte bei den sehr geringen Mitteln und der unabweislichen Vorlage des Alten nicht anders geschehen. Der Pfarrer H. Patigler und der Architekt von Stadl aus Matrei in Tirol, ein sehr verständiger und durchgebildeter Autodidakt, verdienen die vollste Anerkennung sowohl für ihre Bemühung als auch für die Geschicklichkeit, mit welcher das fragliche Werk eingeleitet und ausgeführt worden ist.

Auf Requisition des Herrn Pfarrers habe ich mich am 19. Mai dahin begeben, theils um die Restauration in Augenschein zu nehmen, theils um einige Zweifel über Aufstellung der neu projectirten gothischen Altäre und Anheftung der Apostelzeichen und Stationsbildnisse zu lösen. Es ist mir gelungen, die Aufgabe zur Befriedigung des Herrn Pfarrers zu lösen.

G. Tinkhauser.

Literarische Anzeigen.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. Herausgegeben von Dr. Gustav Heider und Professor Rudolph von Eitelberger. Stuttgart. Ebner und Seubert, 1858. Zweiter Band, 1.—3. Lieferung.

Was wir bisher von dem ersten Bande dieses Werkes Rühmendes hervorgehoben, können wir auch von den bisher erschienenen Lieferungen wiederholen — es ist ein Werk, welches in wissenschaftlicher wie artistischer Beziehung das Siegel der Vollendung an sich trägt und auf viele Jahre hinaus eine ergiebige und unentbehrliche Quelle für das Studium der mittelalterlichen Kunstgeschichte des Kaiserstaates bleiben wird. Die vorliegenden drei Lieferungen enthalten: 1) Die Kirche des h. Ambrosius zu Meiland, von Prof. R. v. Eitelberger (nach den Aufnahmen des Architekten W. Zimmermann, mit 5 Tafeln und 30 Holzschnitten); 2) die Cistercienser-Abtei Zwetl in Niederösterreich, von Dr. Ed. Freih. v. Sacken (nach den Aufnahmen des Architekten J. Lippert, mit 5 Tafeln und 23 Holzschnitten); 3) Der Reliquienschrein im Schatze des

Veitsdomes zu **Prag** mit einer einleitenden Darstellung der Entwickelung des Emails im Mittelalter, von Dr. G. **Heider** (mit 1 Tafel in typographischem Farbendruck) und 4) der romanische **Krummstab** in der Schatzkammer des Benedictiner Nonnenstiftes auf dem Nonnberge zu **Salzburg**, von Dr. G. **Heider** (mit einer Tafel in typographischem Farbendruck).

San Ambrogio gehört zu den interessantesten Denkmalen des Mittelalters in der Lombardie. In historischer Beziehung ist es denkwürdig durch die hervorragende Stellung seines Kirchenpatrons, durch die im XI. Jahrhundert dort abgehaltene Synode und durch die zahlreichen Krönungen deutscher Fürsten, welche darin vorgenommen wurden. In artistischer Hinsicht bildet das Bauwerk ein Glied jener abgeschlossenen Gruppe lombardischer Kirchen, welche sich deutlich von dem Style der Bauwerke des südlicheren Italiens unterscheiden und in kennbarer Beziehung zu den romanischen Bauten Deutschlands stehen. Das artistische Interesse concentrirt sich indess nicht blos auf diese Erscheinung. San Ambrogio besitzt ein Atrium im romanischen Style — mithin aus einer Epoche, wo solche Bautheile zu den grössten Seltenheiten gehören; eine über der Halle des Atriums aufgebaute Loggia von eigenthümlicher höchst malerischer Wirkung, und eine Kirche, die einen langgestreckten romanischen Pfeilerbau, aus drei Schiffen bestehend und mit Emporen ohne Querschiff, bildet, welcher wahrscheinlich auf dem Grundplane einer älteren Basilica aufgeführt wurde und nicht ohne Verwandtschaft mit San Michele in Pavia ist. Unter dem Chore befindet sich noch eine Krypta, welche fünfschiffig und auf Säulen ruhend, dem XIII. Jahrhundert angehört. Nebst diesen nach der Zeit ihrer Entstehung verschiedenen baulichen Bestandtheilen besitzt die Kirche noch mehrere ausgezeichnete Schätze, von denen wir den *Altare aureum* mit dem berühmten Antipendium, die eherne Schlange, das Grabmal des Stilicho, die Mosaik der Apsis, das hölzerne Lesepult und die alte Cattedra besonders hervorheben. Diesen reichen und dankbaren Stoff benutzte auch Herr Prof. v. **Eitelberger** zu einer sehr anziehenden und mit sorgfältiger Benützung der historischen Quellen gearbeiteten Darstellung und wozu auch die ausgezeichneten Aufnahmen des Architekten **Zimmermann** eine würdige Illustration bilden.

Eine nicht minder glückliche Wahl in der Aufnahme der Architecturwerke bildet die Cistercienser-Abtei **Zwetl**. Aus dem Mittelalter haben sich erhalten das Capitelhaus (Ende des XII. Jahrhunderts), der Kreuzgang (Ende des XII. und erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts), der Chor und Theil des Langhauses der Kirche (Mitte des XIV. und Ende des XV. Jahrhunderts). Das Capitelhaus führt uns in die Periode des rein romanischen Styls. Es ist ein quadratischer Raum mit in Rundbogen geführten Kreuzgewölben, die sehr breite Gurten haben und von einer einzigen in der Mitte stehenden gewaltigen Granitsäule mit attischer Basis und halbsäulenförmigen Diensten anstatt des Capitäls getragen werden. Der Kreuzgang gehört dem Übergangsstyl an und ist ein prachtvoller Bau mit ungemein reicher lebendiger Gliederung in den Arcaden und dem Vorherrschen des Spitzbogens in der Construction. Die Kirche repräsentirt einen schlanken Hallenbau mit einem Chore, der, angeordnet in der Weise der französischen Kathedralen, aus einem dreiseitig abgeschlossenen Chorhause besteht, der von einem siebenseitig abgeschlossenen Capellenumgange begrenzt ist, worin 13 Capellen eingebaut sind. Besonders schön entwickelt sind hier die Pfeiler. Ihre Grundform — mit Ausnahme jener des inneren Chorschlusses — ist quadratisch, und an jedem derselben lehnen acht Halbsäulen, welche die verschiedenen Gewölbrippen aufnehmen. Wir haben hier den vollkommen ausgebildeten Bündelpfeiler, wie er annäherungsweise schon im Cölner Dome und ganz ähnlich im Schiffe der Katharinen-Kirche zu Oppenheim erscheint. Hohe breite Fenster, welche beinahe den ganzen Raum der Umfassungswände ausfüllen, erhellen die Kirche, und leicht gebaute Strebebögen nehmen einen Theil der Gewölbelast auf. Eben so schön ist auch das Querschiff angeordnet, während der gothische Theil des Langhauses meist die Merkmale des dem Verfalle sich nahenden Styles besitzen. Der beschreibende Theil des Textes des Freih. v. **Sacken** ist genau in den Details; klar, verständlich und mit voller sachverständiger Beherrschung des Stoffes gearbeitet. Die Aufnahmen des Architekten **Lippert** sind äusserst sorgfältig und präcis, und jedenfalls die gelungensten dieses Künstlers.

Von ausserordentlichem Werthe ist der kostbare „Reliquienschrein in Prag" und die äusserst anziehende Darstellung der Entwicklung des Emails im Mittelalter von Dr. G. **Heider**, die wir auch ihrer archäologischen Wichtigkeit wegen in unserem nächsten Hefte reproduciren wollen. Das Prager Reliquarium hat die Form eines kleinen Sarges und dürfte am Schluss des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts angefertigt worden sein. Die Hauptseite ist im Grunde, der blaues Email zeigt, durch freie Ornamentverschlingungen geschmückt, deren Ausgänge mit Blattwerk in wechselnder Farbengebung von blau, grün, roth und gelb emaillirt sind. Auf diesem Grunde sind in Messing gegossen und vergoldet Reliefgestalten angebracht. An diesen Gegenstand knüpfte **Heider** eine übersichtliche Geschichte des Emails, und zwar mit Zugrundelegung des Prachtwerkes von J. **Labarte** „Recherches sur la peinture en émail dans l'antiquité et au moyen-âge" und eines im diesjährigen Märzhefte des deutschen Kunstblattes erschienenen Aufsatzes von Franz **Kugler**. Durch diese neuesten Forschungen hat die Geschichte des Emails, welche auf dem Gebiete der Kleinkünste vom frühesten Mittelalter an eine hervorragende Rolle spielte, überraschende Aufklärungen erhalten. Die Ausübung dieses Kunstzweiges war zwar im Oriente und in Italien schon in den ersten christlichen Jahrhunderten heimisch, in Deutschland und Frankreich datirt jedoch dieselbe erst aus den letzteren Jahren des X. Jahrhunderts, und bisher galten die Werkstätten von Limoges als die ersten, von denen aus die Pflege dieses Kunstzweiges — wesentlich unterschieden von jener des Orients und Italiens — ihren Weg nach Deutschland gefunden hat. Nun hat aber selbst ein Franzose — **Labarte** — zugestehen müssen, dass die deutschen Emails die Priorität vor jenen zu Limoges besitzen und **Kugler** hat ausführlicher nachgewiesen, dass die Kunst des Emails zuerst am Rhein in Aufnahme gekommen und sich erst von dort nach Deutschland verpflanzt habe.

Ein hervorragendes Interesse nimmt endlich auch der romanische Krummstab aus der Schatzkammer des Nonnenstiftes auf dem Nonnberge zu Salzburg, gleichfalls von Dr. **Heider** beschrieben, in Anspruch, dessen Stab wie die Krümmung aus Elfenbein angefertigt ist. Letztere erhebt sich aus dem Rachen eines Ungethüms und endet mit dem Kopfe eines solchen. Innerhalb der Rundung erblickt man im schwachen Relief die Gestalt eines Lammes in typischer Auffassung mit dem Nimbus über dem Haupte und der Kreuzesfahne. Das ganze Kunstwerk trägt das Gepräge des entwickelten Romanismus an sich, und bei der ornamentalen Behandlung des Lammes ist die auffallende Ähnlichkeit mit arabischen Motiven sehr bemerkenswerth, wie sie an dem Krönungsmantel der deutschen Kaiser bemerkt werden können.

Schliesslich können wir bei Anzeige dieses Werkes nicht unterlassen, auf die Sorgfalt, Zartheit und Lebendigkeit des Stiches, auf das seltene Verständniss der Künstler, welche damit betraut sind, hinzuweisen, was zugleich als Beleg der grossen Aufmerksamkeit des Verlegers für dieses Werk angesehen werden kann. Was aber die beiden typographischen Farbendrucke der k. k. Staatsdruckerei anbelangt, so sind dieselben so vollendete Kunstleistungen, dass sie mit Recht die rückhaltloseste Bewunderung verdienen.

K. W.

Des hohen deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. Mit steter Rücksicht auf das Central-Archiv des hohen Ordens geschichtlich dargestellt und beschrieben von Dr. B. Dudik, O. S. B.

Unter diesem Titel veröffentlichte der Herr Graf Attems, Landcomthur der d. O. Ballei an der Etsch und im Gebirge im Namen seines hohen Ordens ein Werk, welches uns einen neuen Schatz, den unsere Residenzstadt in sich birgt, aufgeschlossen hatte. Die im deutschen Hause aufbewahrte, dem hohen Orden gehörige Münzsammlung, welche nur deutschordische Münzen und Medaillen an mehr als 1200 Exemplare enthält, erscheint in diesem Werke von dem Begründer und Ordner des d. O. Central-Archivs in einer Weise beschrieben und verarbeitet, dass sie von nun an wie dem Numismatiker so dem Geschichtsforscher als neueröffnete Quelle dienen könne. Denn es wird der Numismatiker kaum in irgend einer Sammlung eine so vollständige Übersicht der vom deutschen Ritterorden ausgegangenen und der auf ihn sich beziehenden Münzen und Medaillen sich verschaffen können, wie in jener des deutschen Hauses in Wien, und dem Historiker öffnet sich in Dudik's Arbeit eine Fundgrube, die nach den mannigfachsten Richtungen hin eine reiche Ausbeute verspricht. Das d. O. Central-Archiv, welches durch Dudik's Thätigkeit in Wien auf Anordnung S. k. Hoheit Erzherzog Maximilian als Hoch- und Deutschmeister entstand, wird, einmal verarbeitet und veröffentlicht, gewiss manche Lücke unserer Heimathsgeschichte ausfüllen.

Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil, denen als Einleitung die Geschichte der Entstehung dieser auserlesenen Sammlung vorangeht. Der allgemeine Theil spricht über das Münzwesen des d. O., über sein Wappen etc. und besonders über den von demselben geführten Namen, was Veranlassung gab, die Stiftungsgeschichte des hohen Ordens einer neuen Revision zu unterziehen. Wir sind der Ansicht, dass gerade dieser Gegenstand durch Dudik's Forschungen von nun an als abgeschlossen zu betrachten sein wird. Der besondere Theil behandelt die im d. O. Cabinette aufbewahrten Münzen und Medaillen nach den einzelnen Hochmeistern bis zum Jahre 1526 und dann nach den Hoch- und Deutschmeistern bis zur Gegenwart. Diesen Letzteren schickt Dudik einen Abriss ihres Lebens, ihrer Titel und Erklärung des von ihnen geführten Wappens voraus, worauf dann die Beschreibung und Erklärung der von ihnen geprägten Stücke mit allen numismatischen Einzelheiten gleichsam als Beleg gegeben wird zu der Münzgeschichte, wie sie sich unter den einzelnen Hoch- und Deutschmeistern gestaltet hatte, und die, je nach den Quellen, bald weitläufiger, bald kürzer, doch fast immer nach neuen, bis jetzt unbekannten Quellen, dem Leser vorgeführt wird. Den Hochmeistern sind keine biographischen Skizzen beigegeben, weil Dudik meint, hier nichts neues vorgefunden zu haben. Doch aus den sehr zahlreichen Citaten des d. O. Central-Archivs, welche zu jedem Meister die ihn angehenden Archivsschätze anführen, glauben wir entnehmen zu können, dass auch diese Partie eine ähnliche Bearbeitung verdient hätte, wie wir sie bei den Hoch- und Deutschmeistern wahrnehmen. Mangel an Zeit und der grosse Umfang des Werkes mögen vielleicht Dudik entschuldigen. Als Beispiel seiner eigenthümlichen, aber, wie wir glauben, ganz glücklich gewählten Methode, wie eine abgeschlossene Münzsammlung als Geschichtsquelle in Verbindung mit Archivalien verarbeitet werden solle, um mehr als blosser Münzkatalog zu erscheinen, verweisen wir den geneigten Leser auf die Münzen der Hochmeister Martin Truchsess von Wetzhausen oder Albrecht von Brandenburg, und auf die der Hoch- und Deutschmeister Walther von Kronberg oder Maximilian I.

Zur Erläuterung sind diesem wahren Prachtwerke, welches der Karl Gerold'schen Druckerei zur hohen Ehre gereicht, 21 Kupfer und 1 Holztafel mit mehr als 250 Münzzeichnungen beigegeben. Sie wurden schon vor etwa 15 bis 20 Jahren unter Leitung und Aufsicht des Herrn Directors Arneth durch die künstlerische Hand Schindler's und Altparth's angefertigt und als Zierde dem Werke beigegeben. Dudik lässt bei jeder Gelegenheit dem Herrn Director Arneth volle Würdigung seiner Verdienste um diese Tafeln, so wie überhaupt um den deutschen Orden wiederfahren.

Dies also der Inhalt eines Werkes, durch dessen Veröffentlichung sich der hohe deutsche Ritterorden, und namentlich Herr Graf Attems, dem dasselbe auch gewidmet ist, ein bleibendes Denkmal gesetzt und den Dank der Numismatiker und der Geschichtsforscher erworben hat. Möge derselbe, damit das so schön und grossartig Begonnene auch vollendet werde, noch die Geschichte seines höchst interessanten Central-Archivs und dann die seines Ordensschatzes auf ähnliche Weise, wie seine Münzen veröffentlichen. Beide dieser Arbeiten sind gewissermassen nothwendig geworden, um das Münzwerk zu ergänzen. Wir wissen, dass Dudik wie für die Geschichte des Central-Archivs so für die des d. Ordensschatzes auf seinen Reisen ein reiches Material gesammelt hat, und dass unter den zahlreichen Gegenständen des Ordensschatzes vielleicht 35 einen entschieden historischen und künstlerischen Werth haben, und würdig wären, nicht nur beschrieben sondern auch abgebildet zu werden. Wir wollen hoffen, dass der hohe deutsche Ritterorden bei dem so eben durch die Veröffentlichung seines Münz-Cabinettes bewährten edlen Streben, Kunst und Wissenschaft zu fördern, mit einer ähnlichen Munificenz eben das Werk durch die Herausgabe einer Geschichte des Central-Archivs und der Beschreibung und historischer Würdigung seines Ordensschatzes recht bald ergänzen werde. S. M.

* Von Franz Bock's „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" ist die zweite Lieferung, enthaltend die geschichtliche Entwickelung der Stickerei im Dienste des Altars, im Verlage von Henry et Cohen in Bonn erschienen. Eine ausführliche Anzeige dieses vorzüglichen Werkes bringen wir im nächsten Hefte.— Von demselben Archäologen ist in der Herausgabe begriffen: „Das heilige Cöln. Beschreibung der mittelalterlichen Kunstschätze in seinen Kirchen u. Sacristeien." (Leipzig 1858, T. O. Weigel.)

* Von der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst", herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte ist das dritte Heft des zweiten Bandes ausgegeben worden. Dasselbe enthält Nachrichten von dem bevorstehenden Erscheinen des nachgelassenen Werkes von Heinrich Schultz aus Dresden über die Denkmäler des Mittelalters in Unteritalien; einen Aufsatz v. Dr. E. Strehlke „Über byzantinische Erzthüren des XI. Jahrhunderts in Italien und das Geschlecht des Pantaleon v. Amalfi", den Schluss des Aufsatzes über den Maler Roger van der Werden und einige Notizen über Goswin und Peter van der Werden von Passavant.— An kleineren Notizen und Aufsätzen enthält das Heft: Ein griechischer Reliquienbehälter im Aachner Münster — Glocke zu Oberkleen — die alte Rheinbrücke in Mainz — Kelch im Kloster Zedenik — Reisenotizen über alte und neue Kunst.— Dem Hefte sind drei Tafeln und zwei Holzschnitte beigegeben.

(Berichtigung.) Der Verfasser des Aufsatzes „Monumentalstatistik der Insel Schütt" hat uns noch vor der Veröffentlichung des Juli-Heftes der Mittheilungen ersucht, die unter Fölsö-Bör pag. 181 vorkommende Enträthselung der Inschrift an einem Kelchbuckel, anstatt der dort gegebenen Erklärung, durch die richtigere „S. Marin" zu verbessern.

Eben so ist durch ein Versehen unter Kürth in eben diesem Hefte pag. 183 der Abdruck der Glockeninschrift weggeblieben, welche dort weiter besprochen wird. Es lautet daher die dort einzuschaltende Glockeninschrift:

O rex gloriae Christe veni cum pace
O Maria pia sis nobiscum in via MCCCCLXXXII Magister Thomas.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 10. | III. Jahrgang. | October 1858.

Bartfeld in Oberungarn[1]).

Von Joseph v. Łepkowski in Krakau.

Auf der von Gorlice über Zduny und Konieczna aus Galizien in die Saroscher Gespanschaft führenden Strasse gelangt man auch nach Bartfeld, einer in alterthümlicher Hinsicht sehr interessanten Stadt. Inmitten des ziemlich geräumigen Ringplatzes von Bartfeld erhebt sich ein alterthümliches Rathhaus; die ganze Nordseite des Platzes nimmt die hoch über die einstöckigen Häuser emporragende Pfarrkirche ein; um die Stadt herum ziehen sich Überreste einer doppelten Festungsmauer mit einem Graben und einigen noch theilweise erhaltenen Thürmen. Einstens war die Stadt durch ihren Handel nach Polen sehr belebt. Jetzt ist dort alles still und abgestorben; jeder Tritt wiederhallt auf dem Pflaster der einsamen Gassen und der Glockenschlag der Uhr, der dumpf und einförmig die fliehenden Stunden der Vergangenheit zuzählt, erinnert unwillkürlich an dieselbe und an das einst regere Leben dieses Städtchens vor der gegenwärtigen Abgestorbenheit. In diese Vergangenheit möge auch uns die Betrachtung der zwei hauptsächlichsten Baudenkmale dieses Ortes einführen.

Das Rathhaus bildet ein längliches Viereck mit einem spitz zulaufenden Dache; im Spitzbogenstyl des 15. Jahrhunderts aufgeführt, hat es sich ohne Verunstaltung erhalten. Die Spitzen beider Giebelfelder, an deren beiden Seiten aus Stein gehauene phantastische Gestalten hinaufranken, schmücken steinerne Kreuzblumen. Am Gesimse sind auf der Südseite die Zeichen des Thierkreises, weiterhin eine Menge symbolischer Gestalten in erhabener Arbeit angebracht, welche als Sinnbilder der Tugenden, der Lebensweise und Beschäftigung des Bürgerthums und seines Gerichtswesens einen reichhaltigen Stoff zu archäologischen Forschungen liefern.

Die Seite des Eingangs schmückt ein erkerförmiger, mit Sculpturen aus Stein gezierter Vorsprung; die geschmackvolle steinerne Thüreinfassung vollendet die schöne Zeichnung dieses zwar nicht grossartigen aber vollendet hübschen Gebäudes. Von Aussen sind an den Wänden Spuren von Alfresco-Malereien sichtbar; in einer Ecke erblickt man alte steinerne Masse zum Marktgebrauch, unterhalb mit einer verschiebaren Öffnung, durch welche das übermessene Getreide weggeschafft werden konnte. Dergleichen Masse befanden sich ehedem auch am Krakauer Rathhause und sind jetzt in den Sammlungen der Krakauer gelehrten Gesellschaft zu sehen.

Im Vorhause des oberen Stockwerkes fällt zunächst ein ziemlich plump aus Eichenholz geschnitzter und mit einer Rüstung aus Eisenblech beschlagener Ritter in die Augen. Er soll, wie man daselbst will, einen gewissen Laurentius, den Sohn eines römischen Ritters gleichen Namens, vorstellen, der vom Könige Karl Robert 1324 das Privilegium zur Anlegung einer Ansiedlung in Bartfeld erhielt. Es lässt sich jedoch muthmasslich annehmen, dass diese Rittergestalt ehedem auf der vorderen Giebelspitze, gleichsam als Wappenbild stand. Das ist wenigstens gewiss, dass befestigte Städte, wie deren eine Bartfeld war, häufig einen bewaffneten Ritter im Wappen führen. Wahrscheinlich mag dieser Ritter in der Hand eine Hellebarde oder eine Streitaxt, Barte, gehalten haben, woher auch der Name des Ortes Bartfeld stammt, gleichsam ein Feld, auf dem man nach einer Schlacht Streitäxte gefunden, wie denn das gegenwärtige Stadtwappen zwei übers Kreuz gelegte Barten bilden. Zunächst an der Treppe ist ein aus Holz geschnitzter Samson, wie er den Löwen zerreisst, zu sehen. Nach der Zeichnung und rohen Arbeit könnte man glauben, dieses Schnitzwerk

[1]) In der Krakauer Zeitung vom Jahre 1857, Nr. 128 bis 134 veröffentlichte ich meinen Bericht von den innerhalb der Grenzen des alten Polens vorkommenden Schnitzwerken des Veit Stoss; die gegenwärtige Arbeit soll theilweise eine Ergänzung desselben sein.

stamme aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte, während es doch kaum den XVII. angehört. Was sonstige Sehenswürdigkeiten in dem recht ordentlich eingerichteten und wohlerhaltenen Stadtarchive anbelangt, so erwähne ich eine mit Wachs überzogene hölzerne Schreibtafel, wie die Römer derlei gebrauchten, eine Hakenbüchse, vier Richtschwerter, ein Stück einer Armbrust, Stücke alter Rüstungen, Weingläser aus der eingegangenen städtischen Glashütte, im Gerichtssaal einen gothisch geformten, sechsarmigen bronzenen Kronleuchter mit einem zweiköpfigen Adler oben und der Jahreszahl 1544[1]), endlich in einem der Rathszimmer einen schönen Kasten aus dem 15. Jahrhunderte mit einem sehenswerthen Beschläge. An Büchern fand ich unter anderen: *Completio judicialis practicae, Venet. 1473*, von Joh Peter aus Ferrara, mit schönen Holzschnitten und gemalten Verzierungen, dann: *Concordia discordantium Canonum, Venet. 1479*, endlich: *Decretum Latino-Hungaricum sive Opus Juris Consuetudinarii Regni Hungariae, Authore Stephano Werboczy, Bartphae, typis et sumptibus Jacobi Kloszel 1643*. Eine Druckerei bestand in Bartfeld schon lange vorher. Interessant wäre es aber für uns, zu ermitteln, ob hier nicht auch polnische Bücher gedruckt wurden.

Aus den ziemlich zahlreichen und sammt den Siegeln meist recht gut erhaltenen Urkunden des Stadtarchivs, — die älteste darunter ist von Bela IV. vom Jahre 1247, — ist zu ersehen, dass die Cistercienser, die auch am nördlichen Abhange der Karpathen[2]) den Grund zu einer allgemeineren Gesittung legten, in Bartfeld eine Abtei besassen und die Entstehung dieser Ortschaft veranlassten. Die Tartaren verwüsteten während ihres Einfalles Kloster und Kirche. Später legte, wie schon oben erwähnt worden, Karl Robert den Grund zum Wiederaufblühen der Stadt; Ludwig, König von Ungarn und Polen, liess sie, um sie gegen herumziehendes Raubgesindel zu schützen, mit Mauern und Thürmen umgeben, verlieh ihr auch 1365 das Magdeburger Recht, was Ladislaus der Jagellone bestätigte. Andere Actenstücke reichen bis zum Jahre 1301; darunter Correspondenzen mit Krakau, Pilzno, Sandec u. s. w. In den Rechnungen über die städtischen Weinberge, vom Jahre 1435 an, fand ich die Namen polnischer Weinhändler, die in Bartfeld Weinniederlagen hatten.

Unter den Gerichtsacten fiel mir zwischen den daselbst verzeichneten Urtheilssprüchen auf, dass eine Bürgerin Muterana mit Namen, im Jahre 1569 für Vernichtung von Bienenstöcken zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. So harte Strafen für Verletzung von Gütern, welche einzig und allein der Obhut des Gewissens eines Jeden überlassen bleiben, findet man nur im deutschen Recht; in Polen kam ehedem eine ähnliche Strenge blos in Masovien und Lithauen vor; nach dem polnischen Rechte wurden derlei Schäden mit Marken gebüsst[1]).

Seit Jahrhunderten führte über Bartfeld eine Handelsstrasse aus Ungarn nach Polen, was einen steten Verkehr dieser Stadt mit den auf der Nordseite der Karpathen gelegenen unterhielt. Ein polnischer Edelmann Thomas Lisiecki, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Gebrauch des Bartfelder Mineralbades seine Gesundheit wieder erlangte, hat zum Andenken seine Krücken daselbst zurückgelassen, deren eine im Stadtarchiv zu sehen ist. Das treffliche Bartfelder Stahlwasser muss ehedem in Polen sehr stark getrunken worden sein, da man bis nun zu hohe bauchige Flaschen aus grünlichem Glas Bartfelder Flaschen (bardyówki) nennt.

Soviel über das Bartfelder Rathhaus. Wir übergehen zu dem zweiten und wichtigeren Baudenkmale, welches Bartfeld aufzuweisen hat, zur Pfarrkirche.

Was an diesem Gebäude sowohl äusserlich als innerlich zunächst auffällt, ist der Mangel an Ebenmaass und Harmonie; mag nun der Fehler in dem Plane selbst gelegen, oder was wahrscheinlicher ist, diese Kirche gleich vielen anderen nicht völlig ausgebaut sein. Dieser Mangel an Symmetrie tritt besonders hervor, wenn man das Innere vom Hochaltare aus überblickt; Anbaue, offenbar nur als Stützen, hier ein Vorsprung, anderswo ein angefangener Bogen, gewähren keinen perspectivisch befriedigenden Anblick und überzeugen zur Genüge, dass man nicht das vor Augen hat, was sein sollte. Diesen unwillkommenen Eindruck steigern noch Risse und schadhaft gewordene Stellen der Wölbung, mehrere mittelst eiserner Bänder mühsam aufrechterhaltene Pfeiler im Kirchenschiffe, verstümmelte oder stückweise in der Kirche umherliegende Grabmäler u. dgl. Die grosse Menge der hier angehäuften Alterthümer vermag der Kirche das Ansehen eines Alterthümermuseums nicht zu verleihen, da sie das nicht ist, während es den religiös feierlichen Eindruck, den eine solche Kirche auf den Eintretenden machen soll, schwächt. Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, dass Herr Emanuel Krinner und die übrigen Mitglieder der Kirchenvorstandschaft Alles thun, was in ihren Kräften steht, um dem gänzlichen Verfalle der Kirche vorzubeugen; doch ist es auch klar, dass eine Stadtgemeinde wie Bartfeld nicht die Mittel besitzt, welche die Herstellung dieses, bei allen Mängel nimmer noch ehrwürdigen Baudenkmales erheischen würde, wie denn überhaupt der allmähliche Verfall von kirchlichen Baudenkmälern nicht zu verhüten ist, wenn der Sinn erlischt, der mit liebevoller Anhänglichkeit und Ehrfurcht über ihnen wachen soll. So lange

---

[1]) Derlei Kronleuchter mit einem zweiköpfigen Adler oberwärts sind in jüdischen Synagogen in Polen zu sehen. Wahrscheinlich ist bei den Juden dieser Adler der Adler des Eliseus und bedeutet den zweifachen Geist des Herrn. (Man sehe meine Ikonographie (polnisch), Warschau 1857, S. 79.)

[2]) Ludzimierz, Szaflary, Szczyczye.

[1]) J. Lelewel, *O pszczołach i bartnictwie w Polsce*. Poznan 1856. (Über Bienen und Bienenzucht in Polen.)

irgendwo noch Nachkommen von Familien leben, deren Vorfahren Grabmäler errichtet oder für deren Seelenheil Stiftungen gemacht worden; so lange findet sich auch noch eine Hand und ein Herz, die selbst von dem belebenden und kräftigenden Hauche der Tradition angeweht und emporgehalten, von diesen Denkmälern Verödung und Verfall abwehren.

Um mit der Bartfelder Kirche in Ordnung zu kommen, wäre es vor Allem nöthig, einen guten Theil der hier in Winkeln und an den Wänden zusammengedrängten und langsam zu Grunde gehenden alterthümlichen Kirchengeräthschaften in ein Museum oder eine andere Kirche zu schaffen, den Rest in gehörigem Zustande zu erhalten. Die geschmackvollen gothischen Leuchter aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte, wie ich sie nirgends schöner gesehen, die vielen Altäre aus dem XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, die alterthümlichen Beicht- und Betstühle, hier unzweckmässig in dem eben nicht geräumigen Kirchenschiffe zusammengedrängt, alles das könnte zur Ausschmückung von zwei Kirchen hinreichen, oder das Überflüssige einen Saal füllen, wie jene im Museum im Grossen Garten in Dresden es sind. Gothische, recht wohl erhaltene, gemalte und geschnitzte Altäre mit Altarflügeln gibt es hier zehn, die mit ihrem Schmuckwerke an den Pfeilern des eben nicht sehr geräumigen Kirchenschiffes hinaufranken.

Übersieht man nicht die späteren Anbaue, so sind an der Bartfelder Pfarrkirche die Übergänge des Spitzbogenstyles vom XIII. bis zum XV. Jahrhunderte sichtbar. Das Baumaterial bildet Ziegel und Sandstein. Mit einer quellenmässigen Erforschung der Geschichte des Baues dieser Kirche habe ich mich nicht befasst; doch glaube ich die Behauptung aussprechen zu dürfen, dass, wie die Cistercienser den Bau begonnen, derselbe allmählich bis zum XV. Jahrhunderte fortgeführt worden sei, ohne ihn jedoch nach dem ursprünglichen Plane völlig zu vollenden. Das aus halbkreisförmigen Bögen bestehende Portale, der gleichfalls rund gewölbte Haupteingang der Kirche, mit gothischem pyramidalen Schmuckwerk zu beiden Seiten, überhaupt der ganze an die südliche Seite derselben sich anlehnende Zubau, den oben eine Kette kleiner durch einfache Tragsteine verbundener Halbkreisbogen ziert (wie dies im romanischen Baustyl stattfindet), scheint im XV. Jahrhunderte als Stütze dieser Seitenwand des Kirchenschiffes aufgeführt worden zu sein. Das Presbyterium dürfte dem XIII., das Schiff dem XIV. Jahrhunderte angehören. Ober der Orgel werden die von oben herablaufenden Rippen des Gewölbes an ihrem Vereinigungspunkte durch ein vorspringendes bemaltes Brustbild in bürgerlichem Gewande, vor sich auf einem Schild Zirkel und Winkelmass, geschlossen. Es ist dies das Bildniss des Baumeisters des Kirchenschiffes; die unterhalb auf dem Schilde angebrachte Jahreszahl 1760 aber zeigt nur die Zeit einer an der Kirche vorgenommenen umfassenderen Reparatur an, wo auch dieses Brustbild mag bemalt worden sein. Die Aussenwände des zusammengestürzten, nach der Überlieferung einst sehr hohen Thurmes, sowie jene des Zubaues auf der Südseite der Kirche waren mit Frescomalereien überdeckt, deren Spuren noch sichtbar sind. Die Gestalten der ungarischen Landespatrone, des hl. Ladislaus, Stephan, Emmerich und Christoph, lassen sich noch gut unterscheiden. Ähnliche Alfrescomalereien, Scenen aus der Bibel und Ornamente nach Art der deutschen Schule im XVI. Jahrhunderte ausgeführt, schmückten auch die inneren Wände der Kirche; an der nördlichen Wand wenigstens trat nach Hinwegnahme der Übertünchung, was Herr Krinner mittelst eines gewöhnlichen Messers bewerkstelligte, ein Gemälde, Christus am Ölberge, deutlich hervor.

Ausser den durch Alterthum und Kunstwerth gleich merkwürdigen Altären, den bereits erwähnten gothischen Leuchtern und einem bronzenen Kronleuchter, ähnlich dem von uns beschriebenen im Bartfelder Rathhause, sind in dieser Kirche noch bemerkenswerth der aus Glockenspeise gegossene und mit Hautreliefs von Heiligen geschmückte Taufstein aus dem XV. Jahrhunderte, dann die Betstühle neben dem Sacramenthäuschen mit der Jahreszahl 1492, andere neben der Sacristei aus späterer Zeit (1597), vor allen aber jene unter der Orgel aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts (1483), mit in Holz eingelegten Wappenschildern aller mit dem Hause Anjou verwandt gewesenen Regentenhäuser; das polnische Wappen ist abgefallen. Auch einige leider ziemlich schadhafte Beichtstühle aus dem Anfange des XVII. Jahrh. mit Textüberschriften in deutscher Sprache und ein schöner Bücherkasten verdienen erwähnt zu werden; vor allem aber drei köstliche Messgewänder aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, darunter eines mit erhabener Stickerei, deren Abbildung auch in Bock's „liturgischen Gewändern" eine ehrenwerthe Stelle einnehmen würde.

Unter den meist Bartfelder Bürgern errichteten Grabmälern wäre insbesondere jenes des Georg Seredi zu erwähnen. Es war dies ein Sarkophag aus gesprenkeltem rothen Marmor, stand ehemals in einer der Capellen ober der Seredischen Familiengruft, wurde aber später zernommen. Die obere Steinplatte dieses Grabmales stellt eine schön gemeisselte Rittergestalt, in der einen Hand eine Fahne, die andere am Säbel ruhend, vor; die übrigen Stücke liegen in der Kirche herum. Die wichtigste Aufschrift auf diesem Grabmale lautet: *Magnifico Dno Georgio de Seredi* (etc. Titel) *Marito defuncto ac de se praeclare merito Generosa Dna Catherina Buczynska de Olszyny conjunx moestissima hoc monumentum ex pietate posuit. Obiit autem XXIII. die Apr. A. D. M.D.LVII.*

Das schöne und sehr gut erhaltene gothische Sacramenthäuschen bildet sehr nett aus Stein gehauenes pyramidalförmig aufstrebendes Laubwerk, völlig in der Art, wie das bekannte Iterburger in der St. Nikolauskirche [1]). Auf

[1]) H. Otte, Kunst-Archäologie, Lpzg. 1854, S. 32.

dem eisernen Gitterthürchen desselben sind das königliche Wappen des Hauses Anjou, das Stadtwappen und das Familienwappen eines bemittelten Bürgers, der es hat anfertigen lassen, angebracht. Es gehört dem XV. Jahrhundert an. Ausser dem Hochaltar aus dem XVII. Jahrhunderte und einem wunderthätigen Bildniss der heiligen Jungfrau Maria (*de armis* genannt) befinden sich in dieser Kirche geschnitzte Triptychen, über die meines Wissens noch Niemand ausführlich berichtet hat. Denn was A. Grabowski und nach ihm E. Rastawiecki, Sobieszczański und Andere hierüber mitgetheilt, beschränkt sich auf die flüchtige, dem Conversations-Lexikon für bildende Künste (Lpzg. 1843, II, 55) entlehnte Bemerkung, dass in der Bartfelder St. Ägidiuskirche bemalte Schnitzwerke sich befinden, welche mit den bekannten Bildhauerarbeiten des Veit Stwosz viele Ähnlichkeit haben. Mehr ist hierüber bis jetzt nicht bekannt geworden.

Der schönste und werthvollste unter diesen Altären ist ohne Zweifel jener, der die Geburt Christi darstellt. Composition und Ausführung sind gleich meisterhaft. Den Hintergrund bildet ein der dargestellten Scene treffend entsprechendes Landschaftsrelief. Ganz im Vordergrunde kniet die heilige Jungfrau über dem neugebornen Weltheilande, den Engel mit ihren Flügeln umschatten. Aus der Tiefe und vom Gebirge eilen die Menschen, die das Wunder vernommen, andachtsvoll herbei, und Hirten, Könige und Thiere folgen dem Lichte des Sternes, der sie zur Geburtsstätte des Erlösers geleitet. Oberhalb schwebt ganz frei und leicht ein Engelchor (*Gloria in excelsis*). Den unteren Theil des Altarblattes schmücken gemalte Darstellungen biblischer Scenen, die auf die Geburt Christi folgten, die Reinigung der h. Jungfrau, der Bethlehemitische Kindermord, der zwölfjährige Heiland im Tempel, und vor allen durch Schönheit ausgezeichnet, die Flucht nach Ägypten. Zu beiden Seiten des Altarblattes sind in Nischen Statuetten vier heiliger Königinnen, nämlich der h. Katharina, Barbara, Dorothea und Elisabeth, ober dem Altare unter drei sich wölbenden und in pyramidale Spitzen auslaufenden Schirmen die Statuetten des h. Ladislaus, Ägydius und Adalbert angebracht. Ober dem h. Ladislaus vereinigen sich diese reich ornamentirten pyramidal aufstrebenden Spitzen in eine einzige, welche überragend an den Bogen des Gewölbes hinaufrankt, zuletzt umbiegt und rundet, wie das auch an dem Kraft'schen Sacramenthäuschen in der St. Laurentiuskirche in Nürnberg zu sehen ist. Auf den doppelten in mehrere Felder getheilten Altarflügeln sind Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn gemalt.

Ist nun das so eben geschilderte Schnitzwerk dieses Altars von hohem Kunstwerthe und leicht möglich eine Arbeit von Veit Stwosz, so ist doch die Malerei auf den Altarflügeln noch werthvoller. Der Einfluss des italienischen Kunststyles, die Verbindung des Zarten mit dem Ausgiebigen der deutschen Schule, eine entwickelte Perspective, überall viel Leben, Bewegung und Frische fallen bei einer auch nur flüchtigen Betrachtung vortheilhaft ins Auge. Fast würde ich behaupten, dass diese Gemälde ein Werk des nämlichen Künstlers sind, den wir Sues nennen und dem wir mehrere in Krakau erhaltene treffliche Arbeiten zuschreiben [1]).

Schön ist auch der Altar mit der Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, zur Seite der h. Adalbert und Nikolaus, sämmtlich in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte, und der Statuette des h. Laurentius oberhalb desselben. Auf die Altarflügel sind die Verkündigung der Jungfrau Maria, ihr Entschlafen, dann Scenen aus dem Leben des h. Adalbert, Nikolaus, Laurentius und Erasmus gemalt. Hinter der Statue der Mutter Gottes fand ich auf dem Altarblatt die Jahreszahl 1505 aufgemalt, was für weitere Untersuchungen über die Arbeiten von Stwosz und seiner Schüler von Belang sein dürfte. Denn bekannter Massen verliess Veit Stwosz Krakau mit Schluss des XV. Jahrhunderts nach Beendigung des prächtigen Grabmals des Königs Kasimir des Jagellonen, von wo er sich, wie man allgemein glaubt, nach Nürnberg begab. Doch wäre hier anzunehmen, dass er noch vorher in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts in Bartfeld, Leutschau, Kirchdorf und Neusohl, und zwar mit seinen Schülern, sich aufgehalten habe. Ich sage: mit seinen Schülern; denn ein Jeder irrt, der eine Veit-Stwosz'sche Schule nicht annimmt und ihm selbst diese Menge von Schnitzwerken von ungleichem Werthe zuzuschreiben geneigt ist. Den Einfluss und die Wichtigkeit des Zunftwesens in jenen Zeiten auch im Gebiete der Kunst sollte man in derlei Fällen, wie der eben von uns zur Sprache gebrachte es ist, nicht ausser Acht lassen.

Von gleichem Kunstwerthe, wie der vorhergehende Altar, ist auch der mit dem gekreuzigten Heiland, zu beiden Seiten die Jungfrau Maria und die h. Maria Magdalena, sämmtlich in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte; in den Seitenvertiefungen vier Propheten, oberhalb Christus der Herr und die Werkzeuge seines Leidens. Auf den Altarflügeln Darstellungen der Apostel von Innen, die Geschichte der Kreuzauffindung von Aussen.

Von geringerem Kunstwerthe und auch in den sonstigen Verzierungen einfacher als die bisher angeführten Altäre ist der mit der schmerzhaften Mutter Gottes in ganz erhabener Arbeit aus Stein. Die Altarflügel schmücken Darstellungen aus dem Leben des h. Johannes des Almosengebers, des h. Makarius, Hieronymus, Rochus und des h. Antonius des Eremiten, überdies die Herabnahme des Herrn vom Kreuze und Christus im Grabe.

---

[1]) Über Sues sehe man meine: *Starożytności i pomniki Krakowa* (Alterthümer und Denkmäler von Krakau). 7. Heft. E. Rastawiecki. Słownik malarzy (Malerlexikon) II, 244. Krakauer Zeitung. 1857. Nr. 130 und 131.

Weiter sind zu bemerken der Altar mit dem heiligen Georg, der h. Apollonia und Elisabeth in ganz erhabener Arbeit im Altarblatte, und die gemalten Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen auf den Altarflügeln, und ein anderer mit dem barmherzigen Heiland gleichfalls in ganz erhabener Arbeit und mit gemalten Altarflügeln. Der Altar mit dem letzten Abendmahl im Altarblatte ist ganz gemalt; auf den Altarflügeln: Melchisedech, das Wunder mit dem Manna in der Wüste, die h. Barbara, die Jungfrau Maria, der h. Ägydius und Christus der Herr; ober dem Altare eine symbolische Statuette, die Gerechtigkeit darstellend.

Noch einer von den zehn Altären, bei denen gegenwärtig die h. Messe gelesen wird, hat die Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, im Altarblatte, und geschnitzte Darstellungen der Geburt des Herrn auf den Altarflügeln. Er ist von geringem Kunstwerthe und daher wahrscheinlich das Werk eines noch ungewandten Gesellen, der sich an den Musterwerken des Veit Stwosz erst einübte.

Schliesslich sind noch zu erwähnen: ein Altar mit der Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte Statuetten der h. Katharina, Barbara, Dorothea und Elisabeth an den Seiten, und gemalten Darstellungen aus dem Leben der h. Jungfrau Maria auf den Altarflügeln; in einer Seitencapelle ein Altar des h. Andreas mit gemalten Feldern auf den Altarflügeln; endlich in einer anderen Capelle ober dem Eingange ein Altar mit der h. Maria Magdalena in erhabener Arbeit auf einem gemusterten vergoldeten Grunde (Paradiesäpfel genannt), auf den Altarflügeln eine gemalte Darstellung der *opera charitatis*.

Bei dieser, mit besonderer Rücksicht auf alles das, was sich auf Veit Stwosz beziehen konnte, vorgenommenen Rundschau fand ich nirgends das Monogramm dieses Künstlers.

Es erübrigt nun, vorliegende Mittheilung kritisch zu würdigen und weiterhin die Kirchen in Leutschau [1]), Neusohl und Kirchdorf in Bezug auf die darin sich vorfindenden Kunstschätze genauer zu besichtigen. Wenn dies in Gesellschaft eines geübten Zeichners geschehen könnte, dann würden die gesammelten Abbildungen zu einem vollständigen Album der Werke unseres berühmten Bildhauers einen nicht unwillkommenen Beitrag liefern.

Zum Schlusse finde ich mich veranlasst, dem Herrn Grafen Johann Załuski, dem Herrn Karl von Rogawski und dem Krakauer Gymnasiallehrer Eugen Janota, die mir bei meinen an Ort und Stelle angestellten Forschungen gefällig an die Hand gingen, dem letztgenannten auch für die Übertragung dieses von mir in polnischer Sprache verfassten Artikels ins Deutsche hiermit meinen verbindlichsten Dank auszudrücken.

Die Ruinen am Firtos in Siebenbürgen.

Vom k. k. Conservator Friedrich Müller in Schässburg.

Es gibt kaum einen Punkt in Siebenbürgen, der eine so ausgebreitete und schöne Rundsicht über dieses an Naturschönheiten wahrhaft gesegnete Land bieten könnte, als der Berg Firtos (sprich Firtosch), 5 Stunden nordöstlich von Sz. Keresztúr an der Grenze des gleichnamigen und des Makfalver Bezirkes gelegen. Von einer, genauer meines Wissens noch nicht bestimmten, aber zwischen 4—5000 Fuss schwankenden Höhe gesehen, tritt das grosse Amphitheater des siebenbürgischen Binnenlandes weiter und weiter aus einander, bis es an den fernen Grenzgebirgen seine letzten, höchsten Stufen findet. Zwischen den Bergzügen der Mitte blinken die Wasserspiegel der Kokeln, der Mieresch und Aranyosch und zählt das freie Auge des entzückten Wanderers vierzig Dörfer, die in den wechselndsten Lagen hervortreten.

Doch war es nicht das landschaftliche Interesse allein, welches am 24. August 1857 eine Gesellschaft, bestehend aus dem rüstigen Nestor der siebenbürgischen Alterthumsforschung Pfarrer Ackner von Hammersdorf, dem eifrigen Archäologen Stadtprediger Fabritius von Schässburg [1]) und dem Schreiber dieses, in dessen ämtlichen Wirkungskreis jener Berg noch gehört, bewog, unter der Führung des Notars Karl Szász von Tarcsafalva die auf Tagereisen weit sichtbare Höhe von Etéd aus zu besteigen. Es knüpfte sich die Hoffnung an diesen Ausflug, reiche Ausbeute auch in antiquarischer Hinsicht zu gewinnen, da der Firtos als dahin einschlagender Fundort von Neugebaur und Kövár y noch in jüngster Zeit bezeichnet worden war [2]). Man wählte Etéd als Ausgangspunkt, weil theils durch die genannten Werke, theils durch mündliche Mittheilung der ältere reformirte Pfarrer dieses Ortes als Sammler von dorther stammender antiker Gegenstände namhaft gemacht worden war und sich die Aussicht darbot, durch Anschauung derselben für die Besichtigung des Fundortes selbst fruchtbringend vorarbeiten zu können. Doch sollte dieser Wunsch leider nicht in Erfüllung gehen, da jeder derartige Besitz in Abrede gestellt und in Beziehung auf den ganzen Punkt

[1]) Über einige Altäre der Leutschauer Kirche liegen uns einige treffliche Zeichnungen v. W. Merklas aus Leutschau vor, welche wir später veröffentlichen werden. D. Red.

[1]) Ich fühle mich die von Beiden bei der vorliegenden Beschreibung empfangene Unterstützung dankbar anzuerkennen verpflichtet.

[2]) Zuletzt von Ackner im Jahrbuche der k. k. Central-Commission für Erforsch. und Erh. der Baudenkmale. 1856. 19.

einfach auf Kőváry's Beschreibung hingewiesen wurde. Ungläubig nahmen wir die Behauptung hin, dass dort oben einst der Sulmonische Sänger seine Tristien gedichtet, und stiegen unter nicht sehr günstigen Auspicien zwischen Gebirgswiesen und Buchenwäldern, über denen der Adler kreiste, den Berg hinan.

Der Kamm des von Norden nach Süden gestreckten, aus Trachytbreccie bestehenden Berges, welchen wir nach etwa dreistündigem Marsche erreichten, erhebt sich in drei Gipfeln, von denen der nördliche — Firtos = der abgestumpfte — nach den meisten Richtungen schroff, hie und da fast senkrecht abfallend sich nach S. und SO. sanfter abdacht und oben eine von W. nach O. zu geneigte 261′ lange und 242′ breite Fläche zeigt. Der mittlere — Péterhegye = Petersberg — von jenem durch eine mässig tiefe Einsattelung getrennt, bricht fast senkrecht etwa 400′ tief nach W. ab, während er nach den übrigen Seiten eine ziemlich gleichmässige sich verlaufende Neigung zeigt. Zwischen ihm und dem höchsten bewaldeten Gipfel der ganzen Erhebung — Keselyö = Geiersitz — senkt das Terrain sich so weit, dass eine freilich sehr steile Auffahrt von W. her möglich wird. Um diese Höhen verläuft der ganze Berg nach allen Seiten in mehr oder weniger steilen Terrassen, welche nach N. und O. mit dem herrlichsten quellenreichen Buchenwalde bestanden sind, nach W. und S. dem Anbau von Roggen und Hafer eine wegen nicht seltener Erdrutschungen schwankende Unterlage bieten. Zwischen dem nördlichsten und mittleren Gipfel ist Hutweide; die milder sich senkenden Seiten des Peterhegye werden für eine spärlich lohnende Cerealiensaat gepflügt. Vom Keselyö zieht ein kahler mit Felsblöcken übersäeter Grat in rascher Wendung nach W. und bildet die Grenze zwischen den Thälern von Firtos Várallya (südlich) und Enlaka (nördlich). Von seinen nördlichen Abhängen ausgehend, bewässert ein nach Etéd fliessendes Bächlein das rasch sich senkende Thal. Ausser den genannten Dörfern können Agyha und Korond noch nach N. und O. als benachbart bezeichnet werden; eine Stunde nördlich von letzterem liegen die beiden Sófalva, an einem im S. des Firtos entspringenden Bache die beiden Benczéd und Szent Mihály. Die ganze Situation ist nothwendig, um zu einer richtigen Übersicht der archäologischen Bedeutung zu gelangen, welche der Berg sowohl als seine nächste Umgebung besitzen dürfte.

Wir gelangten, einem Fusspfade folgend, der sich an der westlichen Seite hinaufzieht, an dem Pfaffenteich (Barátto) vorbei, dessen Querdämme noch gut kenntlich sind, in der Einsattelung zwischen Firtos und Péterhegye an und stiessen rechts sogleich auf die Substructionen eines nach Westen halbrund geschlossenen 6′ 8″ breiten, etwa 14′ langen Gebäudes, in dessen 2′ starke Mauern Ziegeln von 2″ Stärke und 5″ Breite mit verarbeitet sind, und welches von den Führern als Capelle bezeichnet wurde. Links folgten wir der Auffahrt zum Firtos, welche über einen 12′ breiten, 6′ tiefen Graben zwischen zwei Vertiefungen, wahrscheinlich von eingestürzten Thürmen herrührend, hindurch in den „Burg“ (vár) genannten Raum von etwa 350 Schritten im Umfang führt. Um den südlichen und östlichen Theil desselben zieht sich eine 3′ starke Ringmauer, aus an dem Orte selbst gebrochenen Steinen aufgeführt, an der südöstlichen Biegung noch 4′ über die innere Fläche hervorstehend, sonst derselben beinahe gleich. Dort fanden wir im Innern der Mauer eine dieselbe der Länge nach durchziehende enge Öffnung von nicht enträthselter Bestimmung und in einem nach Innen gefallenen gewaltigen Mauerstück schiessschartenartige Queröffnungen von 6″ Weite, 10″ Höhe. Nach N. bildet der 200—500′ tiefe Absturz eine vollkommen genügende natürliche Vertheidigung. Dasselbe ist auch gegen W. der Fall. Ein langes Hauptgebäude, dessen Grundmauern und zellenartige Abtheilungen theilweise noch sichtbar sind, diente den Mönchen zur Wohnung, deren Aufenthaltsort der Platz längere Zeit hindurch ausschliesslich gewesen. Die Nebengebäude standen getrennt von jenem; wir fanden aus Koronder Salzthon geformte Ofenkachelstücke in der Nähe des oben bezeichneten Mauerstückes in grösserer Anzahl. Zwischen diesem Punkte und dem Klostergebäude stand die Kirche, deren noch vorhandener Unterbau Anlage und Verhältnisse noch vollständig erkennen lässt. Der im Halbkreise geschlossene Chor setzte 7′ weit, 6′ tief das 15½′ breite, 28½′ lange Schiff nach O. zu fort. Letzteres hatte nach N. und S. Ausgänge, während es nach W. geschlossen erscheint, und seine Mauern zeigen eine Stärke von 2′ 2″. Neben den Bruchsteinen waren in den Bau auch Ziegeln verwendet; von gehauenen Steinen fand sich keine Spur. Der Mörtel zeigt die im Mittelalter gewöhnliche Mischung.

Südöstlich von der Burg erscheint ein Raum von etwa 60 Schritt Breite und 270 Schritt Länge, von wallartigen Erhöhungen eingeschlossen; doch könnte dabei auch blosse Naturkraft thätig gewesen sein. Nahe der westlichen Ecke derselben begegneten wir einer mit Steinen ausgelegten runden Vertiefung, welche als Kalkofen erkannt wurde. Von Mauerwerk fanden wir auf der ganzen Höhe nur noch die Substructionen eines kleinen viereckigen Steingehäuses nahe dem Gipfel des Péterhegye, wahrscheinlich Überreste einer ehemaligen Feldcapelle. An der nördlichen Abseite derselben Höhe tragen zwei Felsblöcke, der obere ein doppeltes, der untere ein einfaches Kreuz eingemeisselt und gelten dem Volke als Grenzsteine der Klosterbesitzungen gegen die Feldmark von Firtos Várallya. Der ganze Raum zwischen Firtosvár und Péterhegye heisst Pfaffenmarkt (barátpiacz) und soll dort bei Gelegenheit der zur Capelle stattgefundenen Wallfahrten Jahrmarkt gehalten worden sein.

Der Firtos ist trotz seiner mehr als gewöhnlich starken Befestigungen von der siebenbürgischen Geschicht-

schreibung bisher auffallend unbeachtet geblieben. Ich kenne nicht ein einziges älteres Document, keine Stelle eines Chronisten, welche darauf Bezug nähme, und kann darüber blos den an Ort und Stelle gesammelten mündlichen Mittheilungen folgend angeben, dass dort oben der Prätendent Franz Rakoczi vor seiner Flucht in die Moldau eine Zeitlang sich versteckt gehalten haben soll und ein Franciscanerkloster stand, dessen Sitz unter Kaiser Joseph II., um den bei den Wallfahrten stattfindenden Unzukömmlichkeiten zu begegnen, nach Etéd und später nach Maros-Vásárhely verlegt worden [1]). Der Platz selbst soll durch die Gemeinde Firtos Várallya nach Beendigung eines darüber mit Agyha geführten Processes von den Franciscanern für 1200 Gulden angekauft worden sein.

Über das Alter der ganzen Anlage hat sich mir bei der Untersuchung derselben folgende Ansicht gebildet. Das Mauerwerk ist nicht antik, sondern dem — allerdings frühen — Mittelalter angehörig. Der Mörtel liefert den Beweis dafür. Die römischen in die Capellen mitverwendeten Ziegeln sind vom Fusse des Berges heraufgebracht worden. Die Burg wurde nicht zum Schutze eines Klosters aufgeführt, sondern dieses kam erst später hinzu, wie das Dominicanerkloster auf den Kecskekö bei Karlsburg (1273) [2]). Doch reicht dem runden Chorschlusse und dem Abgange der Strebepfeiler zufolge die Burgkirche mindestens in das XIII. Jahrhundert hinauf, und die Burg selbst gehört ihrer Entstehung nach also noch in die Arpadische Periode, was auch durch die Festigkeit des massiven Steingemäuers, den Mangel aller Strebepfeiler und die geringe Zahl der Thürme wahrscheinlich gemacht wird. Jedenfalls entstand dieselbe vor der Einführung des Feuergewehres in Siebenbürgen; die oben erwähnten Öffnungen in der Ringmauer können bei dem Mangel aller Abschrägung eher als Luftlöcher oder Fenster für ein an der Innenseite angebrachtes Wohngebäude angesehen werden [3]). Die ausserhalb der Ringmauern erscheinenden Gebäude mögen hinzugekommen sein als der ganze Platz in den Besitz des erwähnten Ordens übergegangen war. Auffallend erscheint dabei die westliche Choranlage — falls das Gebäude wirklich eine Capelle war — und deren runde Form in diesem Falle vielleicht nur rohe Nachahmung der Burgkirche.

Können somit die Trümmer auf dem Firtos nur das Interesse mittelalterlicher Bauten in Anspruch nehmen, so ist die ganze Erhebung doch schon weit früher der Schauplatz antiken Völkerlebens gewesen. Zeugen dessen sind zunächst einige Funde auf der Höhe des Berges selbst. Vor einigen Jahren eggte ein Knecht zwischen Péterhegye und Keselyö ein Goldstück aus, an dessen Fundort eine bald die Bevölkerung der ganzen Umgegend herbeiziehende Nachsuchung einen reichen Schatz zu Tage förderte [1]). In einem Umkreise von etwa 30 Schritten Durchmesser fanden sich über 300 byzantinische Goldmünzen aus den Zeiten der Völkerwanderung, von denen uns folgende zu Gesicht gekommen sind.

1. Avers: Brustbild des Kaisers mit dem Diadem. Umschrift: DN.PLA.VALENTINIANVS.P.F.AVG. Revers: Ein geharnischter Krieger, den rechten Fuss auf ein Schiffsvordertheil (?) gestemmt, in der Rechten das lange Kreuz, in der Linken eine Kugel und darauf Victoria mit dem Kranze in der ausgestreckten Hand, zur rechten Seite R., zur linken N., unten CONOB. Umschrift: VICTORIA AVGGG. (v. J. 424 n. Chr. Geb.).

2. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, in der Rechten den über die Schulter gelegten Speer, in der Linken den Schild mit dem Reiter haltend. Umschrift: DN. THEODOSIVS.P.F.AVG. Revers: Stehende männliche Gestalt, in der Rechten ein Labarum, in der Linken einen Reichsapfel mit dem Kreuze haltend, darunter CONOB. Umschrift: GLOR.ORVIS.TERRAR. (v. J. 443 n. Chr. G.).

3. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, wie Nr. 2. Umschrift: DN.MARCIANVS.P.F.AVG. Revers: Geflügelter weiblicher Genius nach rechts gekehrt, in der Rechten ein langes Kreuz haltend, rückwärts ein Stern; unten CONOB. Umschrift: VICTORIA . AVGGG. (v. J. 450 n. Chr. Geb.).

4. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, wie Nr. 2 und 3. Umschrift: DN.LEO.PERPET.AVG. Revers: wie Nr. 3. Umschrift: VICTORIA AVGGG. B. (v. J. 457 n. Chr. Geb.).

Ausserdem sahen wir im Besitze des Notars Szász in Taresafalva eine vom Firtos stammende Silbermünze von jener Hohlform mit dem Kopfe Philipps (?) [2]) auf dem Avers und einem rohen Reiter auf dem Revers, welche hier zu Lande nicht eben selten vorkommen und wohl als dacische Prägen bezeichnet werden.

Neugebaur, Dacien 257, gibt als in der Nähe des alten Klosters gefunden, überdies noch einige Bronzeketten, Urnen und ein Stück von dem goldenen Gebiss eines Pferdezaumes an; doch ist seine Angabe zu unbestimmt, um die Funde selbst der Höhe des Berges zuzuweisen. Die Urnenscherben namentlich mögen von einem Platze stammen,

[1]) Vielleicht liessen sich im dortigen Conventsarchive nähere Andeutungen auch über den Firtos finden.

[2]) Urkunde, abgedruckt im Urkundenbuch zur Gesch. Sieb's von G. D. Teutsch und Fr. Firnhaber in den Fontes rerum Austriacarum. XV, S. 106.

[3]) Die Sage schreibt der Burg riesenhafte Entstehung zu. Siehe des Verf. siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, 150.

[1]) Wir empfingen die darauf bezüglichen Mittheilungen durch einen alten Bewohner von Firtos Várallya, der selbst mitgegraben hatte. Den Fund selbst erwähnt auch Neugebaur, Dacien, S. 287.

[2]) Ich vermuthe, dass es dieser macedonische König sei, welchen in immer roher werdenden Formen die barbarischen Prägen auf ihre Silbermünzen, wahrscheinlich nach griechischen Vorbildern, anbrachten. Ein Stück der Schässburger Sammlung trägt die Bezeichnung ΦΙΛΙΠΠΟΥ.

dessen Bedeutung bisher noch unbekannt und für die ältere Geschichte der ganzen Gegend äusserst wichtig ist.

Kann nämlich die Höhe des Firtos selbst als römischer Bauplatz auch nicht nachgewiesen werden, indem jene byzantinischen Goldmünzen mit den dortigen Mauertrümmern in keinem ursprünglichen Zusammenhange stehen, so ist dieses ohne Zweifel der Fall mit einem südwestlich von demselben in der Nähe des Dorfes Enlaka gelegenen Punkte, welcher von dem Volke noch gegenwärtig unter dem Namen Jelaka ausgezeichnet und als Burg eines gleichnamigen sagenhaften Fürsten angesehen wird [1]). Hier nimmt ein viereckiger befestigter Raum die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Zwei gegenüber stehende Seiten dieses Viereckes sind je 142, die anderen zwei je 159 Schritte lang. Grössere Trümmerhaufen an dem mittleren Theile der vier Seiten lassen dort Thore und Thorbefestigungen vermuthen. Der jetzige südliche Eingang liegt nicht in der Mitte und mag später entstanden sein. Die aus Steinen aufgeführte Ringmauer ist an einem Punkte der östlichen Seite noch ungefähr 3′ hoch sichtbar, sonst nahezu bodengleich. Zum Mörtel wurde ein sehr feiner Kalk mit ausserordentlich grobem Sande vermischt, dessen Bestandtheile — Quarz und Feldspath — nicht der Trachytformation der Gegend angehören und auf einen mehrstündigen mühsamen Transport deuten [2]). Die gesammte Anlage scheint an den Ecken abgestumpft oder mit Befestigungswerken versehen gewesen zu sein und ist eine reiche Fundgrube entschieden römischer Mauer- und Dachziegeln, von denen die letzteren 1″ stark mit $^{7}/_{8}$″ hohem Rande erscheinen. Achtzig Schritte südwestlich von dieser Befestigung und etwas höher gelegen treten die Spuren eines zweiten befestigten Viereckes mit 16 und 21 Schritt langen Seiten und 3′ starken Mauern deutlich zu Tage, in welchem mehrere runde Ziegeln von $6^{1}/_{2}$″ Durchmesser und $3^{1}/_{2}$″ Stärke gefunden wurden, die nach der einen glatten Seite gegen die andere rauhe um $^{1}/_{4}$″ verjüngt sind. Zweihundertvierzig Schritte südsüdöstlich von der grösseren Befestigung zu beiden Seiten eines Wassergrabens finden sich endlich eine Menge grauer und rother Urnenscherben um einen Platz, den die geschmolzene Ziegelmasse und Reste von Asche und Knochen als Brandplatz bezeichnen [3]).

Dass wir es hier mit einem römischen Standlager zu thun haben, dessen Existenz der Forschung bisher entgangen zu sein scheint, kann nicht bezweifelt werden. Alle Bestandtheile eines solchen (Dachziegeln, Ummauerung, der Wachtthum *[speculum]* in der Nähe, und das *cimeterium*) sind Zeugen dafür, und selbst der Stempel der Soldatenziegeln wird einigermassen ersetzt durch die Auffindung eines Denkmales, welches aus der zwischen dem Castrum und dem Begräbnissplatz in späterer Zeit erbauten fünfseitig geschlossenen Capelle nach Taresafalva gebracht und in dem Hause (Nr. 38) des Grundbesitzers Dionysius von Pálffy als Stütze eines Treppenvordaches aufgestellt worden ist. Es ist dies eine vierseitige Ara, $35^{1}/_{2}$″ hoch, 15—17″ breit, oben mit der schalenförmigen Aushöhlung, und am vorderen Rande mit einem sechsstrahligen Sterne verziert. Die Inschrift, so weit sie an dem stark verwitterten Trachyte noch gelesen werden konnte, lautet:

DEO . MARTI.
T . AEL . CRES . .
TIANVS . PRAEF
COH . IIII HISP . . [1])
. . . . .
EX . VOTO . POSVIT.

Endlich sah der Verfasser auch einen in dem Castrum gefundenen römischen Silberdenar, welcher von dem gegenwärtigen Besitzer Notar Szász für das siebenbürgische Landesmuseum bestimmt ist. Derselbe zeigte auf dem Avers ein jugendliches männliches Haupt mit der Umschrift: P. SEPTIM . . S GETA CAES, auf dem Revers eine nach rechts gekehrte vor einem Altar stehende und aus einer Schale mit der Rechten opfernde Person (verschliffen) und die Umschrift: PONTIF COS II.

Alles Gesagte zusammengenommen, so bestehen die Resultate dieses Fundes in der Entdeckung eines römischen Standlagers und damit der Einfügung eines neuen Verbindungsgliedes in die Reihe der gegen die östlichen Grenzgebirge vorgeschobenen römischen Posten, so wie in der Feststellung eines bisher nicht gekannten Präfecten der vierten Cohorte spanischer Hülfstruppen in Dacien, so dass die Ansicht mehr und mehr Raum und Sicherheit gewinnt, dass zwischen den Hauptorten des römischen Daciens nach dieser Richtung hin Parolissum und Ponte vetere der Peutinger'schen Karte eine directe, die Flussgebiete der beiden Kokeln quer durchschneidende, die Salzberge von Parajd und Sófalva berührende und durch feste Standlager gesicherte Verbindung stattgefunden habe. Unter den letzteren musste das auf der Höhe der Wasserscheide angelegte

[1]) Ich verdanke die wesentlichsten hierauf bezüglichen Angaben dem Eifer des genannten Notars Szász.

[2]) Proben davon befinden sich in der Sammlung des Schässburger Gymnasiums. Die runden Ziegeln mögen wohl zur Pflasterung gedient haben. Ähnliche, fast von derselben Grösse erwähnt Neugebaur bei der Aufzählung der Funde von Várhely, Thorda und Földvár. S. 43, 213, 244.

[3]) Proben und besonders ein Knöchel von einer menschlichen Handwurzel in derselben Sammlung. In der Kirche von Enlaka fand sich ein römischer Mauerziegel von 18″ Länge, 8″ Breite, 3″ Stärke etwa 4′ hoch rechts vom Eingang eingemauert.

[1]) Ackner hat durch mich verleitet zwischen M und H in seinem in der Transsylvania, Beibl. z. Siebenb. Boten, 1857, S. 144 über unsere Fahrt veröffentlichten Berichte eine Lücke zu bezeichnen. Ich bin nach einem an Ort und Stelle gemachten Facsimile überzeugt, dass diese nicht vorhanden ist und höchstens die senkrechten Linien des H etwas aus einander stehen. Das L (legionis), welches wir Anfangs dort vermutheten, widerlegt sich schon aus paläographischen Gründen, weil wenigstens in allen bei Neugebaur veröffentlichten die Leg. XIII betreffenden Inschriften nirgends die Abkürzung L für LEG erscheint und ebensowenig die Weglassung der Legionszahl vorkommt.

castrum stativum bei Enlaka von entschiedener Bedeutung sein. Die bisher aus dieser Gegend zur öffentlichen Kenntniss gelangten antiken Funde hatten die wissenschaftliche Neugier mehr angeregt als befriedigt. Die Goldfunde von Sófalva [1]), welche höchst wahrscheinlich mit dem nach Neugebaur, S. 257, im Besitze des ref. Pfarrers von Etéd befindlichen Stücke eines goldenen Pferdezaumgebisses und einer nach desselben Pfarrers mündlichen Mittheilung in derselben Gegend gefundenen Masse in einen Knäuel gewundenen Golddrathes zusammengehören, berühren wohl nicht römisches Colonistenleben, sondern sind Zeugen der Kunstthätigkeit eines mehr an dem kostbaren Stoffe als der gefälligen Ausführung Gefallen findenden barbarischen — ob dacischen? — oder barbarisch gewordenen Volkes, und erinnern namentlich in der Formung der Grate einigermassen an die so zahlreich im Lande gefundenen Bronzeketten. Auch der reiche Münzenfund von Tibód [2]) deutet, weil zum grossen Theil aus altrömischen Consularmünzen bestehend, nicht nothwendig auf eine erst nach Trajan's Eroberung entstandene Ansiedelung hin. Bei Korond endlich sind es wieder byzantinische Goldmünzen, welche gefunden wurden [3]), so dass aus der ganzen Gegend bis vor kurzer Zeit nur die Legionsziegeln von Szent Mihály [4]) als Anhaltspunkte für die Behauptung der Anwesenheit und Bauthätigkeit der Römer bestehen bleiben. Letztere aber „Ziegeln mit der Inschrift LEG VI HISP" müssen aus mehr als einem Grunde beanständet werden. Die Anwesenheit einer anderen als der XIII. und V. Legion in Siebenbürgen, nach dessen Eroberung durch Trajan [5]), wobei nachweislich ein grösserer Truppenkörper betheiligt war, ist sonst nirgends mit Sicherheit bezeugt. Jene, die Legio XIII gemina — „weil sie aus den Bestandtheilen zweier früherer Legionen zusammengesetzt war" wie die X. und XIV. [6]) — stand von August bis Claudius in Germanien; diese, Legio V Macedonica — weil sie früher mit der vierten in Macedonien gestanden [1]) — ebendaselbst. Bei der durch die neue Eroberung Britanniens nothwendig gewordenen frischen Dislocirung blieb die letztere am Rhein, während jene nach Pannonien kam [2]), von wo sie nur für kurze Zeit während des Thronstreites zwischen Vitellius und Vespasianus, auf dessen Seite sie stand, sich entfernte. Ihre Hauptstation dort war Patavio (Pettau) [3]). Unter Trajan machte sie den dacischen Feldzug mit und blieb von da an in dem neueroberten Lande stationirt. Dort kennt sie noch Cassius Dio (222) [4]). Bei derselben Gelegenheit war auch die V. Macedonica nach Dacien gekommen und wurde im nördlichen Theile Siebenbürgens um Felvina und Thorda dislocirt, während jene den Süden zu bewachen hatte [5]) und die Hülfstruppen als äusserste Vorposten an den nördlichen und östlichen Grenzen von Ilosva über Bistritz nach Sz. Mihály ihre Aufstellung fanden (s. die Beweise bei Neigebaur). Diese Thatsachen werden durch eine sehr grosse Anzahl von Inschriften bestätigt, während von der VI. Hispanica ausser den Ziegeln von Sz. Mihály kein Denkmal redet und um so weniger reden kann, weil es keine römische Legion unter diesem Namen gab, die VI. vielmehr ferrata, die Eiserne, und eine zweite später unter dieser Zahl errichtete victrix, die Siegreiche hiess, während die IX. den Beinamen Hispana führte [6]). Von jenen stand die ferrata von August bis Claudius in Syrien, die victrix in

[1]) Besprochen von Arneth in seinen archäologischen Analekten (Sitzber. der philos.-hist. Cl. d. kais. Akademie der Wissenschaften VI, 1. 2) p. 10 f. und Taf. XIV, und darnach von Ackner im Jahrb. der k. k. Central-Comm. etc. 1856, S. 19. Ein Csakany und zehn runde meist mit punktirten Kreisen verzierte Brust- und Schulterzierden für Pferde wurden von dem k. k. Antiken-Cabinet für 700 fl. CM. angekauft, einige kunst- und formlose Objecte im Gewichte von $34^{31}/_{32}$ Loth zurückgestellt.

[2]) Es wurde im Jahre 1853 sieben Fuss tief unter der Erde 826 Stück römischer Silbermünzen gefunden, darunter 202 Familien- und Consular-Münzen; die übrigen Kaisermünzen von Vespasianus bis L. Aurelius Verus. J. G. Seidl, Beiträge zu einer Chronik der archäolog. Funde in der österreich. Monarchie, im Archiv für Kunde österreich. Geschquellen, XIII, S. 136; Ackner im Jahrbuche 1856, S. 20 und in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1856, S. 130.

[3]) Neugebaur, S. 292, Ackner im Jahrbuche, S. 19.

[4]) Neugebaur, S. 257.

[5]) Arneth, zwölf römische Militär-Diplome, Wien 1843, setzt nach Fabretti, Eckhel und Borghesi den ersten dacischen Krieg in die Jahre 101—103, und den Triumph Trajan's auf den 1. Januar 104, den Anfang des zweiten Ende 105 oder wahrscheinlicher Anfang 106, und dessen Beendigung in dasselbe Jahr.

[6]) Aschbach, die römischen Legionen prima und secunda adjutrix in den Sitzungsber. der philos.-histor. Cl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, XX, 2, S. 292.

[1]) Ebenda.

[2]) Ebenda, S. 294.

[3]) Muchar, das römische Noricum. Grätz, 1825, I, S. 39.

[4]) LV. 23. Vgl. Seidl, Beiträge zu einer Chronik etc. im Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen, XV, S. 323.

[5]) Neugebaur, S. 195, Ackner, S. 21 im Jahrbuche, 1856. Die östlichsten Ziegeln der XIII. Legion wurden bei Schässburg gefunden und gehörten wahrscheinlich dem Stenarum der Peut. Karte an (siehe das 2. Hft. Archäologische Skizzen aus Schässburg im Archiv des Vereines für siebenb. Landescultur, Neue Folge, II, S. 391). Ihr Stempel lautet:

LEG XIII GEM
AVR XENI

Als Name ist XENII bei Neugebaur, S. 138 bezeugt. Leider ist von der so wichtigen römischen Ansiedlung bei Galt und Hévíz noch kein auf eine Truppenabtheilung deutender Ziegelstempel bekannt geworden. Die von Mükesch 1855 gefundene und von Ackner in den Mittheilungen 1856, Nr. 154 veröffentlichte Inschrift SAGA fördert die Forschung in dieser Hinsicht wenig. Ich füge hier, weil es für die siebenbürgischen Leser dieser Blätter wohl meist neu sein mag, eine Notiz bei, welche v. Sacken, Die römische Stadt Carnuntum, in den Sitzungsber. IX, S. 688, mittheilt: „Von der XIII. Legion hat das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in neuester Zeit zwei Typen zum Stempeln der Ziegel aus der Jankovich'schen Stiftung in Pesth erworben. Die eine von oblonger Form, an den Enden rund, hat (natürlich verkehrt) die Aufschrift LXIII GEM; die andere fusssohlenförmig: LEG XIII GA, dürfte sonach aus der Zeit Caracallas sein (vgl. die Inschr. bei Orelli Seivert, Donati u. A., wo die Legion den Beinamen Antoniana führt). Auf der Rückseite, neben der Handhabe, sind auf ersterem die Buchstaben: D—L (decurio legionis) erhaben, auf dem zweiten ist DECVRIO vertieft eingeschnitten, woraus hervorgeht, dass die Besorgung des Stempelns der Ziegel ein Geschäft der Decurionen war."

[6]) Aschbach a. a. O. 291 f.

Spanien [1]); unter Claudius blieben beide in diesen Provinzen [2]). Cassius Dio nennt jene in Judäa, diese in Niederbritannien [3]). Die leg. IX Hispana dagegen stand in der ersten Periode, mit Ausnahme eines kurzen Zeitraumes unter Tiberius, wo sie nach Afrika commandirt war, in Pannonien, in der zweiten in Britannien; Cassius Dio übergeht sie ganz. Jene Ziegel-Inschrift muss daher unrichtig gelesen worden sein; und ich vermuthe um so mehr, dass statt LEG COH oder vielleicht statt L. C zu lesen sei, weil die Anwesenheit der Cohors IIII Hispanorum an demselben Orte durch zwei unverdächtige Inschriften bewiesen ist, welche durch Ackner in den Mittheilungen, 1856, S. 131 und im Jahrb. 1856, S. 19 veröffentlicht worden sind. Die erste befindet sich auf einem von dem Präfecten der ? T. Vettius Severus, die zweite auf einem vom Präfecten der vierten Cohorte der Spanier C. Julius Julianus dem Jupiter Optimus Maximus gesetzten Votivsteine. Beide wurden dem Correspondenten der k. k. Central-Commission Pfarrer Ackner 1853 aus dem Nachlasse des Pfarrers Gross, in dessen Hände sie wahrscheinlich durch Verwandte aus Udvarhely gekommen waren, übergeben. Die Cohortenzahl in der ersten Inschrift ist beschädigt. Der Gentilname des Präfecten Titus Vettius Severus erscheint unter den Soldaten der XIII. Legion schon während sie in Pannonien stand, so auf einem bei Ober-Meidling ausgegrabenen Römersteine: NYMPHIS SACRVM T.VETTIVS RVFVS > LEG. XIII [4]): ein M. Vettius Surus zu Carnuntum (Petronell) [5]), ein C. Vettius Eutyches und dessen Sohn C. Vettius Eucharis [6]); ausserdem M. Vettius Valens Princeps Praetorii Leg. XIII auf einem Steine zu Rimini [7]) und in Dacien: C. Vettius Priscus als Praefectus Alae Augustae Ituraeorum im Jahre 110 [8]), C. Vettius als Präfect einer Auxiliarcohorte [9]) und M. Vetius Bellator auf einem Votivsteine in Apulum [10]).

Wichtiger noch ist die Cohortenzahl und Bezeichnung als Cohors IIII Hispanorum auf dem zweiten Inschriftstein von Sz. Mihály. Ich ergänze dessen Legende zu EQ (uitum) DOM (o) ROM (ano) [11]) oder EQ (uitum) CIVIVM ROM (anorum) [1]), und es kann demnach der Präfect derselben C. Julius Julianus [2]) unbedenklich zum Präfecten derselben Cohorte T. Aelius Cres (cen) tianus vergleichen werden. Auch dessen Familienname kommt in Dacien mehrfach vor: so u. a. P. Aelius Catus und P. Aelius Vetustianus, Soldaten der XIII. Legion [3]), C. Aelius Maximianus [4]), P. Aelius Dacianus [5]), P. Aelius Maximus [6]), Aelius Niger zu den Hülfstruppen gehörig [7]). P. Aelius Victor und Aelius Secundus [8]), P. Aelius Valerianus [9]), die letzteren alle im Osten stationirt. Das Cognomen Crescentianus selbst zwar nicht, wohl aber Crescens ist bezeugt bei Neugebaur 76 und 225, T. Flavius Crescens Praef. N. M. (?) HISP. ebend. 82, *P. Aelius Crescens* ebend. 137, und noch näher an jene Form kommend Crescentinus ebend. 137 [10]).

Dass wir es aber in der berührten Inschrift wirklich mit einem Befehlshaber spanischer Hülfsvölker — mag dies nun Fussvolk oder Reiterei sein — und nicht mit einer Abtheilung der Legion selbst, zu welcher jene im weiteren Sinne unzweifelhaft gehörten — zu thun haben, geht nicht nur daraus hervor, dass der Buchstabe L an der schwer lesbaren Stelle nicht stehen kann, sondern praefectus cohortis ist überhaupt Bezeichnung für die in dem römischen Heere von dem Feldherrn ernannten Anführer der Bundesgenossen, welche den Kriegstribunen der römischen Legion entsprechen [11]). Die Stationirung einer vierten spanischen Cohorte ist übrigens in Siebenbürgen aus anderen Inschriften nicht nachgewiesen worden, während eine erste Pia Felix schon unter denjenigen erscheint, welche unter Trajan an der Donau fochten [12]), und die Anwesenheit eines

---

[1]) Ebenda, S. 293.

[2]) Ebenda, S. 294.

[3]) Daher sind wohl die von Neugebaur 26, 31 und 154 mitgetheilten Inschriften, auf denen die legio VI erscheint, entweder falsch gelesen oder verstümmelt, beweisen übrigens auch nicht die Anwesenheit der Legion selbst, sondern höchstens einzelner Legionäre.

[4]) Seidl, Beiträge im Archive etc. XIII, S. 78. Bei Arneth, Beschreibung der zum k. k. Münz- und Antiken-Cabinete gehörigen Statuen, Büsten, Reliefs, Inschriften, Mosaiken. 3. Aufl., Wien 1853, S. 40 fehlt das Centurionenzeichen.

[5]) Arneth a. a. O., S. 41. Sacken in den Sitzungsber. etc. IX, S. 746.

[6]) Arneth a. a. O. S. 43, ohne Fundort.

[7]) Nach Gruter MCII, Nr. 3, bei Seidl a. a. O. XIII, 78.

[8]) Arneth, zwölf röm. Militär-Diplome, S. 50.

[9]) Auf einem im Baron Bruckenthal'schen Garten in Freck befindlichen Denkstein, wo vielleicht CVI PRAEFST zu ergänzen ist, bei Neugebaur, S. 288.

[10]) Neugebaur, S. 139.

[11]) Vgl. Italia natione domo Miseno bei Arneth, zwölf röm. Militär-Dipl., S. 20 und — freilich von einer Einzelperson — Domo Mutena bei Sacken a. a. O. IX, S. 745.

[1]) Vgl. COH. IV. AQVIT. EQ(vitum) C(ivium) R(omanorum) nach Gruter, XIV, S. 9, bei Seidl a. a. O. IX, S. 138 und Cohors I FLAVIA VLPIA HISPANORVM (milliaria) C(ivium) R(omanorum) bei Arneth a. a. O. S. 49. — Die Inschrift von Enlaka (Tarcsafalva) erlaubt dieselbe Ergänzung. Dass der Zusatz: civium Romanorum zuweilen wegfiel, beweist die von Seidl a. a. O. veröffentlichte Inschrift von Neudegg in Illyrien.

[2]) Der Name kommt sonst in dacischen Inschriften nicht vor, wohl aber M. Julius Victor (Neugebauer, S. 25), C Julius Secundus und C. Julius Metrobitanus (ebenda, S. 89), Julius Primus (ebenda, S. 131) etc.

[3]) Neugebaur, S. 137.

[4]) Ebenda, S. 193.

[5]) Ebenda, S. 223.

[6]) Ebenda, S. 224.

[7]) Ebenda, S. 242.

[8]) Ebenda, S. 249.

[9]) Ebenda, S. 250.

[10]) Dieselbe Form bei einem Legionär der XIII Legion in Petronell, Seidl, a. a. O. XIII, S. 81.

[11]) Lübker, Reallexikon des classischen Alterthums, 1855, s. v. legio und socii.

[12]) Arneth, R. M. D., S. 49, 75. In dem Militärdiplome Hadrian's vom 22. März 129 erscheinen zwei erste spanische Cohorten (eine veterana) in Dacia inferior. Arneth a. a. O. S. 54. Neugebaur, S. 118. Sonst sind in Siebenbürgen (Dacia superior) bezeugt von Hülfsvölkern: cohors I Pannoniorum (Neugebaur, S. 33), VI Breucorum (ebenda, S. 34. Breuci, ein Volksstamm in Pannonien. Arneth, a. a. O. 38), VII Breucorum (Neugeb. S. 37), II Flavia Comagenorum (wie ich ebenda, S. 57 ergänze und 65. Pomagena in Syrien. Die I. Flavia Com. war schon bei der ersten Eroberung Daciens betheiligt. Arneth, a. a. O. S. 42), VI Ratorum (? Neu-



Gez. v. [illegible]

A.

B.



Gez. v. Mogele

C.

Lith. u. ged. i. d. k.k. Hof- u. Staatsdruckerei.

zweiten durch eine in Sebesvár (ehemals Koloser Comitat) gefundene Inschrift sichergestellt wird. Vielleicht kam jene unter Antoninus Pius hinzu, von welchem Capitalinus (Hist. Aug. Script. 132, bei Arneth M. D. 74) sagt: „Germanos et *Dacos* et multas gentes... contudit".

Über das Alter der Befestigungsanlagen von Enlaka kann, da die Münze von Sept. Geta zu wenig Anhaltspunkte darbietet, Genaueres bis zur Zeit noch nicht behauptet werden. Doch scheint es, als ob sie sowohl als die Gegend von Sz. Mihály bisher ungerechter Weise vernachlässigt seien und die Aufmerksamkeit aller derjenigen besonders in Anspruch zu nehmen verdienten, denen es um die Vervollständigung der Einsicht in den Umfang des römischen Daciens und die Vertheilung der zur Sicherung der nicht leicht erkämpften Provinz errichteten Schutzwerke ernstlich zu thun ist.

Die Rundcapelle zu Mödling und das in derselben aufgedeckte Frescogemälde.

Von Eduard Freiherrn von Sacken.

(Mit 1 Tafel.)

Es ist in diesen Blättern schon wiederholt von den Rundcapellen die Rede gewesen, welche sich so häufig in den österreichischen Ländern auf dem Friedhofe neben den Pfarrkirchen, meist an der Südseite derselben, vorfinden. Sie stammen grösstentheils aus der Periode des romanischen Styles und zeigen dann typisch einerlei Grundform, indem sie aus einem runden Raume bestehen, mit einem Kreuzgewölbe oder einer Kuppel bedeckt, über der sich das oft aus Quadern aufgemauerte, hohe Kegeldach erhebt und aus einer halbkreisförmigen Apsis. In der Zeit des Übergangsstyles nimmt der Hauptraum oder dessen oberer Theil eine polygone, meist achteckige Gestalt an; endlich in der Spät-Gothik, die sich in dieser Classe von Bauwerken fast unmittelbar an den romanischen Styl anschliesst, erscheinen diese Capellen als ein oblonger, dreiseitig abgeschlossener Raum, und in dieser Form, mit einigen Modificationen wurden sie noch in der neueren Zeit gebaut.

Ihre Anzahl, namentlich in Unterösterreich muss bedeutend gewesen sein; es sind mir 30 solche bekannt, nämlich romanische zu: Pulkau, Altenburg, Hainburg, Mödling, Friedersbach, Hardegg, Gars, Kuenring, Mistelbach, Loosdorf, Pottenstein, Burgschleinitz, Göffritz; im Übergangsstyle (polygone): Tuln, Neustadt, Margarethen am Moos (viereckig), Globnitz, Zellerndorf; spätgothische: Aspang Kirchschlag, Wirflach, St. Michael, Berchtoldsdorf, Randegg, Anzbach, Pöchlarn, Winzendorf; moderne: Wullersdorf, Lanzendorf, Neukirchen. An vielen anderen Orten bestanden ähnliche Grabcapellen, die aber neuerer Zeit abgebrochen wurden, wie zu Schweiggers, Klosterneuburg, Fischamend, Hadersdorf, Minichreit und a. a. O. Eine andere Classe von Rundbauten sind die selbstständigen Kirchen (Scheiblingkirchen, Markersdorf, vielleicht auch Petronell) oder Schlosscapellen (Starhemberg, Znaim in Mähren), unter denen sich nicht, wie bei den Friedhofcapellen, ein Beinhaus (Karner) befindet.

Die ursprüngliche Bestimmung der ersteren Classe von Rundcapellen ist ziemlich ausgesprochen; keine einzige lässt sich als Baptisterium nachweisen. Im XII. Jahrhundert, aus welcher Zeit die ältesten sind, war die Christianisirung in unseren Gegenden so durchgedrungen, dass die Taufe von Erwachsenen bei der allgemein üblichen Kindertaufe gewiss nicht sehr häufig war. Für Kinder dürfte aber, selbst wenn die Taufe durch Untertauchen (Immersio) vollzogen wurde, ein steinerner Zuber von der Tiefe, wie wir sie an Taufständern aus dieser Zeit sehen, genügt haben. Obwohl, wie in diesen Blättern von Dr. Gustav Heider nachgewiesen wurde (I. Band, 1856, S. 54 ff.), die Taufe durch Untertauchen neben der durch Begiessen bis tief in's Mittelalter bestand, so scheint letztere doch allgemeiner gewesen zu sein, wie aus bildlichen Darstellungen und der grossen Anzahl von Taufständern aus dem XII. und XIII. Jahrhundert (zu Schweiggers und Salingstadt in Österreich, zu Schwarzrheindorf, Merseburg, Limburg a. d. Lahn, St. Martin und St. Georg in Cöln, Unkel, Hildesheim, Osnabrück u. a. O.) hervorgeht. Es entfiel daher die Anlage eines Teiches (piscina), besonders da die Taufe nicht wie in früherer Zeit blos von Bischöfen und zu den drei grossen Festzeiten — wo es daher immer sehr viele Täuflinge geben musste — sondern auch von Pfarrern und zu anderen Zeiten, bald jederzeit, vorgenommen wurde. Da dieses Recht nicht allen Pfarrkirchen zukam, sondern nur einzelnen für grössere Bezirke ertheilt wurde, so erschiene es auffallend, dass die erwähnten Rundcapellen in so nahe beisammen gelegenen Ortschaften (Pulkau — Zellerndorf, Petronell — Altenburg, Hainburg, Schleinitz — Kuenring) und noch dazu in kleinen Dörfern oft in der Nähe grösserer Orte, deren Pfarrkirchen doch gewiss eher das Taufrecht ertheilt worden wäre, als denen der kleinen Dörfer, vorkommen. Auch können wir die Capellen durch alle Perioden herauf verfolgen und sehen,

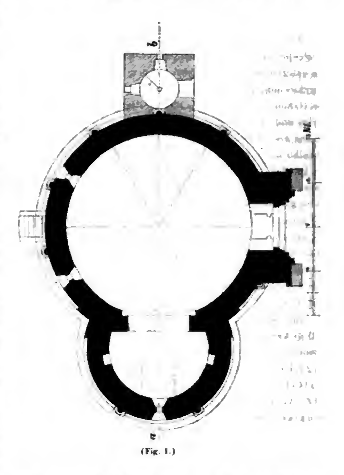
gebaur, S. 77), IIII Ulpia (ebenda, S. 132, vgl. I Ulpia im Militärdiplom des Antoninus Pius 143 bei Arneth, a. a. O. S. 62), I Flavia Ulpia (Neugebaur 222), Alpensis (?) equitum (ebenda, S. 242, eine I Alpensis peditum bei Arneth a. a. O. S. 11), II Hispanorum (Neugebaur, S. 242). I oder II Flavia (ebenda, S. 288) und die als I Hispanorum (ebenda, S. 67, vgl. Arneth a. a. O. S. 11). — Nicht zu deuten weiss ich die wohl falsch gelesene N. M. HISP., ebenda, S. 82.

dass dieselben noch zu einer Zeit gebaut wurden, wo längst in der Kirche selbst getauft wurde und an ein besonderes Baptisterium nicht zu denken ist. In keiner zeigt sich die Spur einer ehmaligen Piscina oder eines hier gestandenen Taufzubers, sondern sie enthalten am Ende der Apsis einen Altar mit Sepulcrum (also zur Feier des heiligen Messopfers geeignet), der bei einer blossen Taufcapelle nicht nothwendig gewesen wäre, beim Eingange bisweilen ein Weihwasserbecken. Was aber am entscheidendsten gegen die Bestimmung als Taufcapellen zeugt, ist das stets vorkommende Gruftgewölbe unter ihnen, da es sowohl dem kirchlichen Geiste des Mittelalters, als auch directem Concilbeschlusse widerspricht, an einer Begräbnissstätte zu taufen, oder an dem Orte, wo die Taufhandlung vollzogen wurde, Verstorbene zu bestatten.

Gerade dieser Umstand macht die Bestimmung unserer Friedhofcapellen ganz klar. Es sind geweihte Orte *ad reponenda ossa mortuorum* — womit auch ihr alter Name: Karner, der sich bei manchen, wie zu Pulkau, Zellerndorf bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in Zusammenhang steht — über denen sich die Anlage einer Capelle, in der das *officium mortuorum* oder *pro defunctis* abgehalten und die Seelenmessen gelesen wurden, sehr natürlich ergab. Es bestehen in der That bei manchen noch aus dem Mittelalter herrührende Stiftungen von Seelenmessen, die bis auf den heutigen Tag in den Karnern celebrirt werden; andere Stiftungen finden sich urkundlich erwähnt. Überhaupt liegen für die Bestimmung als Grabcapellen zahlreiche schriftliche Beweise vor. Dass sie nicht interimistische Kirchen waren, wie dies in Böhmen, wo sie von auffallender Einfachheit sind, hie und da der Fall gewesen sein mag (s. Mittheil. I. Bd. S. 198), geht aus der luxuriösen Ornamentik, welche viele zeigen, besonders aber aus dem Umstande hervor, dass sie oft neben Kirchen stehen, die ihren Bauformen nach gleichzeitig mit ihnen, selbst älter sind.

Beachtenswerth ist der Typus der runden Form; diese zeigen schon die grossen Grabmäler der alten Römer, z. B. die Engelsburg, das Mausoleum Hadrian's, das Grabmal der Cäcilia Metella, der Helena, der Constantia, durchaus Rundbauten. Noch mehr bürgerte sich diese Form im Orient ein und dies mag von einigem Einfluss auf die Gestalt unserer Grabcapellen gewesen sein, von denen sich sehr viele an Orten befinden, wo Ritterfamilien ansässig waren, die durch die Kreuzzüge mit ähnlichen Bauanlagen bekannt wurden; auch dürfte die Kirche des heiligen Grabes als Vorbild erschienen sein. So erbaute Leopold der Glorreiche nach seiner Rückkehr aus Palästina die Capella speciosa zu Klosterneuburg nach diesem Muster und noch 1481 der Bürgermeister Georg Emerich zu Görlitz die Grabcapelle daselbst durch einen Baumeister aus Palästina. Vielleicht ist in diesem Umstande die so häufige Tradition, welche unsere Rotunden den Templern zuschreibt, zu suchen.

Die Rundcapelle zu Mödling zeichnet sich durch ihre zierlichen Details aus (Taf. XI, B.). Sie steht an der Südseite der in der Mitte des XV. Jahrhunderts erbauten Pfarrkirche zum heiligen Othmar und war dem heiligen Pantaleon geweiht; noch in diesem Jahrhundert wurde am Tage dieses Heiligen eine heilige Messe in der Capelle gelesen. Gegenwärtig dient sie zur Aufbewahrung von verschiedenen zur Kirche gehörigen Geräthschaften; sie bildet den Unterbau des Glockenthurmes, der im XVII. Jahrhundert, höchst geschmackloser Weise im Zopfstyl darauf gebaut wurde. Der Hauptraum hat einen Durchmesser von 25 Fuss, die gegen Osten gelegene Apsis von 14 Fuss (Fig. 1); sie



(Fig. 1.)

bildet etwas mehr als einen Halbzirkel. An der Nordseite befindet sich ein viereckiger, 6 Fuss ausspringender Vorbau, in dem das Portal angebracht ist; an dem Theile, wo sich die Apsis an den Hauptraum anlehnt, hat derselbe eine breite Mauerverstärkung. Die Rotunde ist aussen mit sechs Halbsäulen besetzt, welche bis zum Bogenfriese unter dem Kranzgesimse hinauflaufen, die Apsis mit zwei, in nicht regelmässigen Zwischenräumen. Sie haben attische Basen mit Eckwarzen und ungemein zierliche Capitäle; zwei in Kelchform zeigen schöne, gereifte, am Ende schneckenförmig umgebogene Blätter, an den Ecken diamantirte Bänder, in der Mitte eine weibliche Büste und einen herum-

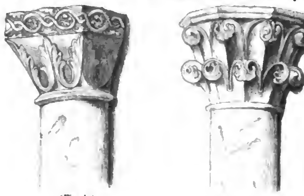
laufenden Kranz (Fig. 2, 3); eines vermittelt in seiner Ausladung den Übergang von der runden Säule zu





(Fig. 2.) (Fig. 3)

der viereckigen mit verschlungenen Laubzügen verzierten Deckplatte und ist mit flach anliegenden akanthusartigen Blättern verziert (Fig. 4); die vierte Säule hat ein Capitäl

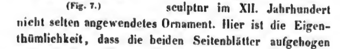


(Fig. 4.) (Fig. 5.)

von neun Knospenblättern in zwei Reihen und eine Deckplatte, die ein halbes Achteck bildet (Fig. 5), die fünfte ein beschädigtes Capitäl von gerippten Blättern (Fig.6), am Sockel der Basis eine Bandverschlingung (Fig. 7). Von den Säulencapitälen der Apsis ist eines stark beschädigt, das andere mit sehr schönem Blattwerk besetzt Der Rundbogenfries ist eben so eigenthümlich als zierlich; die Bogenschenkel sind nämlich unten abgerundet und jeder Bogen zwischen ihnen enthält eine schwungvolle Lilie *(francisca)* — ein, wie es scheint, aus dem Orient stammendes, in der Goldschmiedekunst, auf Stoffen u. dgl., weniger in der Steinsculptur im XII. Jahrhundert nicht selten angewendetes Ornament. Hier ist die Eigenthümlichkeit, dass die beiden Seitenblätter aufgebogen



(Fig. 6.)



(Fig. 7.)

sind. Dieser Bogenfries, der ganz ähnlich auch auf dem Thurme der Kirche zu Solenau vorkommt, wird von



(Fig. 8.)

den Halbsäulen gleichsam getragen (Fig. 8); über demselben läuft der übliche Zahnschnitt hin. An der Mauerverstärkung ober der Apsis und an der Stirnseite des Vorbaues fehlt der Bogenfries und sind blos Zahnschnitte angebracht.

Das **Portal** im Vorbau ist an seinen Gewänden dreimal rechtwinklig abgestuft (Fig. 9) und hatte auf jeder Seite zwei Säulen, die aber leider nicht mehr vorhanden sind [1]). Noch ziemlich gut erhalten sind aber die Bogenfriese der im Rundbogen geführten Überwölbung des Portales, welche ich mit dem Architekten Herrn **Heisse** von der dicken Mörtelschichte, mit der sie bis zur Unkenntlich-



(Fig. 9.)

[1]) An ihrer Stelle wurden neuerer Zeit Ziegelpfeilen vorgebaut. Da es möglich gewesen wäre, dass die ursprünglichen Säulen hinter diesen noch vorhanden wären, so liess ich die Pfeiler abbrechen, es war aber nichts da, nur einige sehr beschädigte Fragmente der Decksimse kamen zum Vorscheine.

keit bedeckt waren, befreite (Fig. 10): Der äusserste besteht aus horizontalen Rollen oder sogenannten Pfeifen, die sich in der Projection als Spiralverzierung darstellen;



(Fig. 10.)

diese Verzierung findet sich auch an der Dreikönigscapelle zu Tuln, am Dom von Wiener-Neustadt und an Capitälen der Kirche und Rotunde zu Deutsch-Altenburg. Der zweite Bogenfries erscheint als eine von zwei Rundstäben eingefasste Hohlkehle, die Stäbe waren alternirend mit Blättern besetzt, die am äusseren kleeblattförmig, am inneren schneckenartig gewesen zu sein scheinen — ähnlich wie die zweite Archivolte am Portal des St. Stephansdomes. Der innerste endlich — die dritte Abstufung — besteht aus Rundbogen mit Lilienenden in zwei rechtwinklig gegen einander gestellte Reihen (vertical und horizontal, wie es die Abstufung erforderte), so dass sich die Spitzen der Lilienblätter berühren. Diese sind fein geriffelt und mit einem diamantirten Bande gebunden, — ein lebensvolles, schönes Ornament, welches wir ganz gleich am St. Stephansportale antreffen. Die Thüre selbst sammt Sturz ist modern.

Am Vorbau ober dem Portale ist ein Relief angebracht, 2 Fuss 8 Zoll breit, 1 Fuss 10 Zoll hoch; es stellt einen reitenden Jäger vor, der einen Hirsch mit grossem Geweih und zwei Hasen verfolgt, in der Mitte ein Baum mit dem stylisirten, romanischen Blattwerk; die Arbeit ist roh und von geringer Durchführung, die Zeichnung plump, das Relief flach. Es scheint keine profane Darstellung zu sein, sondern, da sie an so auffallender Stelle, gerade über dem Eingang angebracht ist, dürfte sie symbolisch zu deuten sein. Den Jagdscenen des früheren Mittelalters liegt oft der Gedanke der Verfolgung der Gläubigen, oder die Verfolgung der Tugend und Unschuld zu Grunde. Zufolge des *hortus deliciarum* der Äbtissin Herrad von Landsperg bedeutet die Darstellung der Jagd die Bekehrung der Sünder, welche durch die vier Thiere: Hasen, Gemsen, Eber und Hirsche symbolisirt werden. Die Hasen, die alle Monate des Jahres empfangen und gebären sollen, bedeuten die Unzufriedenen, die Hirsche die Überklugen, die sich mit Beweisen, wie mit einem Gehörn vertheidigen. Diese Thiere werden mit den vier Pfeilen der Enthaltsamkeit, Demuth, Armuth und Liebe verfolgt, durch die Hunde — die Stimme der Prediger — geschreckt, in das Netz des Glaubens gejagt und zur Anerkennung der heiligen Religion bekehrt. Die Darstellung enthält also gewissermassen eine Aufforderung zur Bekehrung und eignet sich sehr gut für eine Grabcapelle.

Die Rotunde ist 32 Fuss hoch, mit einem Kreuzgewölbe ohne Rippen bedeckt; die sechs Grate laufen in der Mitte in eine Spitze zusammen (Taf. XI, A), bei welcher Eintheilung an den Wänden hohe, spitze Schildbogen entstehen. Bei der für Bauwerke dieser Art geringen Mauerdicke von 3 Fuss ist nicht anzunehmen, dass das Kegeldach frei aus Quadern hoch aufgemauert gewesen sei (wie in Friedersbach, Burgschleinitz), sondern es scheint einen Dachstuhl mit Ziegeln oder Schindeln gehabt zu haben. Die beiden an der Südseite angebrachten Fenster mit stark eingezogenen Gewänden sind im Verhältniss zur Höhe — 10 Fuss — auffallend schmal — 10 Zoll Lichtweite. Der in die Apsis führende Rundbogen bildet keinen vollen Halbkreis, er ruht auf stark vortretenden Wandpfeilern mit ganz einfachen, aus Platte und Schmiege gebildeten Kämpfergesimsen. In der Apsis steht noch der Altar von viereckiger Form mit abgefasten Ecken; das gerade darüber angebrachte kleine Rundbogenfenster bezeugt, dass er keinen Retabel-Aufsatz hatte. Die kleinen Nischen zu beiden Seiten scheinen für die Geräthe beim Messopfer gedient zu haben.

Die ganz mit Gebeinen angefüllte Gruft unter dem Hauptraume, 8 Fuss hoch, ist ganz einfach, mit einem Tonnengewölbe versehen; ober dem Eingang an der Südseite scheint eine Statue gestanden zu sein, neben ihm befindet sich ein zehneckiger Weihwasserständer aus etwas späterer Zeit. Das Stiegenhaus an der Westseite, welches eine der Halbsäulen versteckt, ist ein moderner Zubau.

Über die Zeit der Erbauung der Capelle liegen keine urkundlichen Daten vor, aber aus den Bauformen, namentlich den Bogenfriesen des Portals, welche in ganz ähnlicher Weise an anderen Bauwerken vorkommen und entschieden dem ausgebildet romanischen Style, dessen letzter Periode angehören, lässt sie sich mit ziemlicher Gewissheit auf das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts festsetzen.

Sehr geringe Spuren von Farbe, die in der Halbkuppel der Apsis unter der Tünche sichtbar waren, führten mich auf die Vermuthung, dass sie al fresco ausgemalt gewesen sei. Mit nicht geringer Mühe löste ich die mitunter sehr fest haftende Kalkschicht vorsichtig ab und hatte die

Freude, dass ein vollständiges Bild, das dem Style der Zeichnung nach ohne Zweifel mit dem Bau gleichzeitig ist, also dem XII. Jahrhundert angehört, durch die Tünche aber vielleicht seit Jahrhunderten unsichtbar war, zum Vorschein kam. Bei der grossen Seltenheit romanischer Wandmalereien in Österreich erschien dieser Fund um so erfreulicher, da er ein Zeuge ist, dass dieser Kunstzweig im selben Style wie in anderen deutschen Ländern auch bei uns in Übung war und ungefähr auf derselben Kunststufe stand. Das Frescobild stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor und nimmt die ganze Halbkuppel der Apsis ein (Taf. XI, C). In der Mitte sieht man die heil. Jungfrau mit dem Kinde, nach der ältesten Darstellungsweise auf einem verzierten Throne sitzend, eine höchst grossartige Gestalt, über 8 Fuss hoch. Das Haupt ist etwas geneigt, in der Linken hält sie einen goldenen Apfel, mit der Rechten umfasst sie das Jesukind, welches frei und aufrecht auf ihrem Schoosse sitzt, ein Knabe von entschiedenem, ernstem Gesichtsausdruck mit langem, blondem Haar, in einem Kleide mit weiten Ober- und engen Unterärmeln, die rechte Hand segnend gegen die Könige ausgestreckt, mit der Linken schmeichelnd das Kinn der Mutter fassend. Der Thron ist mit romanischem Blattwerk, der Schemel mit kleinen Rundbogen und Kreuzchen geziert. Der erste König, auf ein Knie niedergelassen, blickt zum göttlichen Kinde auf und reicht ihm mit beiden Händen sein goldenes Gefäss dar. Er hat einen langen Bart, langes Haar, ein gelbes Unterkleid mit oben weiten, unten anliegenden Ärmeln und einen rothen Mantel, der den knieenden Fuss bedeckt, auf dem Kopfe, wie auch die beiden andern eine Krone, an deren schmalem Reife Blätter mit spitzen Zinken abwechseln. Der zweite König, durch den kürzeren Bart und das blonde Haar als in mittleren Jahren stehend charakterisirt, deutet auf den ober dem Heiland befindlichen Stern und weist ihn dem dritten Gefährten, zu dem er sich wendet. Er ist mit einem rothen, bis auf die Knöchel reichenden, engen Leibrock bekleidet, der gitterartig verziert ist; von der linken Schulter fällt ein unter dem rechten Arm herumgezogener blauer Mantel, der auch die linke Hand bedeckt, mit der er ein hohes, büchsenartiges, goldenes Gefäss hält. Der dritte König, ein unbärtiger Jüngling, blickt ernst und sinnend vor sich hin, er deutet mit der Rechten auf seine in einem goldenen Gefässe verschlossene Gabe. Der rothe Leibrock zeigt einen Dessin von Kreisen, in denen sich kleine Kreuzchen befinden; das weite dunkelrothe Oberkleid mit grauem Futter und einer Art von Kragen ist vorne offen und über den linken Arm geschlagen. Diese Gestalten sind etwas über Lebensgrösse.

Die ganze Darstellung hat eine grossartige Würde, besonders die Hauptfigur, die Mutter Gottes mit dem Kinde; in der Stellung und der Neigung des Kopfes zeigt sich der Übergang von der alterthümlichen Strenge zu der Idee der mütterlichen Zärtlichkeit und jungfräulichen Demuth, wie sie die entwickeltere Kunst ausbildete; das Kind, welches hier durch sein Segnen in die Handlung eingreift, ist mehr in seiner welterlösenden Bedeutung als von der naiv kindlichen Seite, wie in der späteren Kunst, aufgefasst; die Könige erscheinen durch ihre Geberden individualisirt. Die Bewegungen sind scharf und bestimmt, die Gestalten gestreckt, die Zeichnung ist durchaus streng und bekundet ein Streben nach entschiedener Charakteristik, besonders sind die etwas langen Hände gut gezeichnet. Die Gewänder zeigen gute Motive in den feinen, scharf gebrochenen Falten; das Costüme der Könige stellt sich als das des XII. Jahrh. dar. Die Contouren sind mit braunrother Farbe bestimmt gezeichnet und dann mit der Localfarbe ausgefüllt, in welche die Details eingezeichnet wurden. Die Vergoldung ist verschwunden und blos mehr die rothe Grundfarbe, auf welche sie aufgetragen war, zu sehen. Der gesammte Kunstcharakter, Technik und Costüme scheinen das Gemälde als ein Werk aus dem Ende des XII. oder der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, vielleicht gleichzeitig mit dem Bau der Capelle zu bekunden.

Von besonderer Bedeutung sind die beiden Figuren zur Linken der Mutter Gottes, die nicht zur Vorstellung gehören; es ist eine Frau, welche eine Krone auf dem Kopfe trägt, gegen Maria gewendet, die Rechte wie sprechend halb erhoben, in einem knapp anliegenden blauen Kleide mit engen Ärmeln, über demselben ein vorne offener rother Mantel. Hinter ihr steht ein Mann, der ebenfalls die Hand halb erhoben hält, bärtig, mit einem langen dunkelblauen Mantel bekleidet. Diese Figur ist stark beschädigt, so dass sich weder das Costüme genau angeben, noch die Kopfbedeckung, von der man nur ein Stück, das wie eine Krone aussieht, bestimmt unterscheiden lässt. Er und die Frau gehören, wie die gleiche Bewegung anzeigt, zusammen; da sie keine Nimben haben, so sind sie wohl keine Heiligen, sondern Profanfiguren. Obwohl es nicht gewöhnlich ist, dass sich die Donatoren im Gemälde der Apsis darstellen liessen, so ist doch kaum zu bezweifeln, dass es hier die Stifter sind, wofür auch der Umstand spricht, dass sie in etwas kleinerem Massstabe erscheinen (4 Fuss hoch) als die heil. drei Könige; in Übereinstimmung mit dem Style des ganzen Bildes und der Bauart der Capelle sind sie unter den fürstlichen Personen — wegen der Krone — zu Ende des XII. Jahrhunderts zu suchen.

Nun war das benachbarte Bergschloss Mödling im XII. Jahrhundert im Besitze der babenbergischen Markgrafen und kommt als solches urkundlich im Jahre 1114 vor. 1136 erscheint Heinrich II. Jasomirgott als Herr von Mödling, wo er sich der Jagd wegen oft aufhielt, bis er nach dem Tode seines Bruders Leopold IV. die Regierung Österreichs übernahm (1141). Er liess Mödling dann durch Castellane verwalten; ein solcher war 1161 Rapoto von Kuenring. Nach Herzog Heinrich's Tode 1177 ging die Apanage an seinen zweitgebornen Sohn Heinrich III., der Heinrich der ältere von Mödling genannt wird, über; dieser war mit

Richsa, Tochter des Böhmenkönigs Wladislav, einer „seuberlichen und guetigen Fürstin" vermält; sie starb 1182, Heinrich 1223, doch liess er in letzterer Zeit Mödling durch Ministerialen verwalten.

Die Vermuthung liegt nahe, dass dieser Heinrich der ältere die Capelle erbauen und mit dem beschriebenen Frescogemälde ausschmücken liess, in dem er mit seiner Gemahlin als Stifter dargestellt wurde. Diese Vermuthung erhält dadurch grössere Wahrscheinlichkeit, dass die Frau mit einer Krone auf dem Kopfe erscheint, die ihr als Königstochter zukam. Wir haben also hier der Wahrscheinlichkeit nach das gleichzeitige Bildniss eines babenbergischen Fürsten, wodurch das aufgedeckte Frescogemälde besonderes Interesse und Bedeutung erhält.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Schluss.)

Nebst dieser Statistik und dem vollständigen Inventarium der Baudenkmale der Insel Schütt schien mir schon jetzt zur vollkommenen Kenntniss und Charakteristik der hiesigen Bauthätigkeit und Geschichte der Baudenkmale zweckgemäss, einen kurzen Überblick der die Schütt zunächst umgebenden Gegend folgen zu lassen.

Das kurze Ergebniss dieser Untersuchung ist, dass auch hier, einzelne grössere Bauten abgerechnet, nur sehr wenige Spuren, und nirgends mehr erhaltene Baudenkmale aus der romanischen Zeit vorkommen; aus dem Übergangsstyl ist eben fast gar nichts aufzuweisen, und das meiste noch Vorhandene gehört wieder der Spätgothik — was aber auch von weitem nicht in jener, hier nur der Schütt eigenen Fülle vorkommt — noch mehr aber sind es auch hier grösstentheils Kirchenbauten aus der Renaissance-Zeit, oder richtiger im Zopfgeschmack, deren grösster Theil wieder aus Capellen- und Bedürfnissbauten besteht.

Beschauen wir vorerst, von der äussersten Westgränze angefangen, die obere nordöstliche Umgebung der Schütt, so haben wir, angefangen von Pressburg, an den Abhängen der kleinen Karpathen — dem sogenannten Beskiden oder Weissgebirg — überall nur einzelne Denkmale der Gothik, anfangend mit dem Übergangsstyl (wovon mir aber nur ein einziges Denkmal in Pressburg bekannt ist), bis zu den späten Formen, die wie gesagt die häufigsten, und von welchen etliche bedeutendere Denkmale uns zu Pressburg und in den kleineren Städten St. Georgen, Bösing, Tyrnau u. s. w. erhalten sind. Der gothische pyramidale Thurmhelm, noch in den Gebirgsgebluchten häufiger, wird an der von dem Fusse der Gebirgsketten gegen die Schütt zu sich herablassenden weiten Ebene immer seltener. Weiterhin wird das flache Land von grossen Flüssen durchschnitten, welche von Oberungarn herab der Donau zufliessen, wie Dudvág, Vág, Nyitra. Zwischen ihnen, wo sie sich immer mehr einander nähern, ist die Gegend den Überschwemmungen ausgesetzt, und mit wenigen aber um so grösseren Ortschaften mit weit ausgedehntem Felde, bebaut, wie: Födémes, Hidaskürt, Fölső-Szeli, Faksony, Fallós, Nádszeg, Farkasd, Pered, Zsigárd, Negyed, Szimő, welche nichts besonderes Bemerkenswerthes bieten. Nur das an der nordöstlichen Grenze dieser Gegend stehende grosse Dorf Deáki bietet noch das einzige bedeutendere Baudenkmal, und zwar des normannischen Styls, ober- und innerhalb der ganzen Schütt.

Ich will mich desswegen hier noch in dessen kurze Beschreibung einlassen [1]), indem dieser Bau zugleich auch als Massstab dienen kann für die Erkenntniss und Vergegenwärtigung aller jener früheren romanischen Bauten der angrenzenden Schütt, von denen wir jetzt nichts anderes, als Zeugnisse ihres einstmaligen Vorhandenseins haben.

[1]) Ich hoffe später eine erschöpfende Beschreibung nebst dem Grundriss und Durchschnitt mitzutheilen.

Der Ort Deáki kommt schon in der Schenkungs-Urkunde des h. Stephan an die Benedictiner-Abtei zu Martinsberg vom Jahre 1001 — also gleichzeitig mit der Bekehrung Ungarns zum Christenthume vor; er wird nur im Allgemeinen unter dem Namen der terra Vág oder auch später terra Sala genannt, von dem diesnamigen Flusse Wág, und dem Hauptorte der Gegend Sellye, zu dessen Felde es noch damals gehört hat. Es wurde hier von dem Orden gleich von Anfang eine sogenannte Grangia, Meierei oder Wirthschaftshof, errichtet; später entstand daraus ein kleineres Kloster mit Priorat, und vom Jahre 1228 erwähnt eine Urkunde bereits die Consecrirung der jetzigen Kirche (S. Schemat. Ord. S. Benedicti 1853, 55). Spätere Urkunden (vom Jahre 1296) erwähnen das Klosters mit dem Namen Deák Monostor [1]).

Die berührte, wie gesagt im Jahre 1228 consecrirte, also wahrscheinlich dann auch vollendete jetzige Kirche ist ursprünglich eine dreischiffige romanische Basilica, mit drei Apsiden und zwei Thürmen an der Westseite. Die Kirche scheint zwar bedeutende Veränderungen in der späteren Zeit erlitten zu haben; doch behielt sie noch die ursprüngliche Anlage und Form in manchen wesentlichen Theilen. So haben die drei Schiffe noch die erwähnten drei halbrunden Altarvorlagen. Die mittlere Apsis, als die grösste, dem mittleren weitesten Schiff correspondirend, hat im Durchschnitte 12', die Neben-Apsiden messen etwa die Hälfte. (Ganz genaue Masse konnte ich nicht erhalten, indem wegen den die Halbrundung einnehmenden Altargerüsten die Wand nicht überall zu erreichen war, und wo es angelegt wurde, differirten auch die Masse, wie gewöhnlich bei allen diesen älteren Bauten aus hinlänglich bekannten Ursachen.) Eine Kreuzvorlage ist nicht vorhanden, es fehlt selbst der eigentliche Chor, und die Apsiden schliessen sich hiemit unmittelbar an die Schiffe an. Die letzteren sind durch drei Pfeilerpaare geschieden und haben die gleiche Höhe, so dass sie eine Art Hallenkirche darstellen. Es scheinen diese starken viereckigen Pfeiler, welche jetzt ganz glatt ohne Sockel und Capitäle sind und nur Decksimse haben, modernisirt zu sein; sowie auch ein neueres Gewölbe angebracht worden ist, welches sich unmittelbar auf die Pfeiler und Seitenwände ansetzt; ebenso sieht man auch keine Spur mehr von früheren Arcadenbögen. In Betracht dieses ist es aber besonders beachtenswerth, dass die Seitenwände des mittleren Schiffes an die Pfeiler angesetzt, etwa 2 Klafter hoch, ober dem, das Innere der Kirche abschliessenden Gewölbe, unter das Dach hinausgehen; sowie auch jene der Seitenschiffe oder die eigentlichen Umfassungsmauern des

[1]) Das heisst: Münster oder Kloster Deáki. Selbst dieser spätere ungarische Name des Ortes deutet darauf, dass hier damals ein Kloster mit einer Schule gewesen, indem Deák im Altungarischen nicht nur einen Lateiner, sondern vielmehr einen Literalen oder eigentlich den Gelehrten oder Beflissenen der Gelehrsamkeit, also auch den Studirenden bedeutet.

Gebäudes; nur dass die Höhe bei den letzteren unbedeutend ist, indem sich diese auch durch die gewöhnliche Abschrägung des Daches vermindern musste. Es entstehen daher auch ober dem jetzigen Gewölbe unter dem Dache drei Fenster, ein breiteres mittleres und zwei schmälere an den Seiten. Das mittlere Schiff enthält hier die Beleuchtung an beiden Enden, durch das an der Westfront der Kirche zwischen den zwei Thürmen in die Façade eingelegte Fenster und östlich durch die drei kleineren Fenster der mittleren Apsis, welche in ihrer halbrunden Gestaltung, gleich den mittleren Schiffswänden bis hinauf unter das Dach geführt wurde, indem sie unten in der Kirche etwas über die Mitte ihrer Höhe mit einem halbrunden Gewölbe schliesst. Diese Erhöhung der mittleren Apsis zeigt sich auch von Aussen betrachtet. Die zwei Nebenapsiden folgen dieser Richtung nicht; sie enden unten mit dem Gewölbabschluss, ungefähr in derselben Höhe mit der mittleren. Die zwei Seitengänge unter dem Dache haben daher auch keine eigenen Lichtzugänge; sie sind aber mit dem mittleren Gange durch thürartige Öffnungen in Verbindung gesetzt. Zwischen je zwei solcher Thüröffnungen ist überall eine grosse halbrund schliessende Nische angebracht.

Diese ganze Vorkehrung am Dache wird nun für gewöhnlich als die ehemalige Wohnung oder doch als zeitweiliger Aufenthalt der stillen Einsamkeit und dem Gebete besonders obliegender Mönche angenommen. Nach der besonderen Beschreibung Fuxhofer's wären die zu acht kleinen Räumen eingetheilt gewesenen oberen Seitenschiffe gerade die gewöhnlichen Zellen, und das mittlere obere Schiff das Dormitorium und Refectorium der ersten hier wohnenden Mönche gewesen, was er als eine, den Ordensregeln ganz entsprechende Einrichtung betrachten will [1]). Zugleich wäre aber auch diese Einrichtung der Zellen ober der Kirche jenen anderen der Benedictiner-Klosterkirchen Ungarns zu Martinsberg und Lébény ober den Seitenschiffen gleich, wie schon darauf Prof. von Eitelberger (in d. Jahrbuch der Central-Commiss. 1856, 104 und den mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österr. Kaiserstaates, 93) aufmerksam gemacht hat. Trotzdem kommt es mir bei näherer Betrachtung vor, als wenn hier die unter das Dach hinausgehenden Seitenwände des mittleren Schiffes nichts anderes wären, als die eigentliche ursprüngliche Erhöhung oder Obermauer des mittleren hervorragenden Schiffes; welches, nach der gewöhnlichen romanischen Anlage, sich ober den Pfeilern und Arcadenbogen über die niedrigeren Seitenschiffe erhebend, etwa auch hier flach gedeckt, ein abgesondertes Dach gehabt hat. Erst bei einer späteren Restauration — wie sie die Kirche manche erlebt hat — dürften alle drei Schiffe das neu eingelegte Gewölbe in gleicher Höhe erhalten haben, wodurch die jetzigen hallenartig sich gestaltenden Schiffe entstanden sind und die Obermauer des mittleren Schiffes unter das gemeinschaftliche Dach gekommen ist? Somit wären selbst die thürartigen Öffnungen dieser Seitenwände, die oben als Thüren der Zellen angegeben worden sind, nichts anderes, als einfach die gewöhnlichen Fensteröffnungen des über die Dächer der Seitenschiffe hervorragenden Mittelschiffes; so wie auch die zwischen diesen Öffnungen angebrachten Nischen nur an die gewohnte Vorkehrung des Romanismus erinnern, wie solche Wandnischen theils zur Vertheilung und Belebung der grossen Mauerflächen, theils aber zur Verringerung und Entlastung der von den Pfeilern getragenen Mauermasse angebracht worden sind. (S. die Beispiele bei Kallenbach, Chronologie der deutschen Baukunst, Taf. 4.) Es correspondiren auch hier die angegebenen Fenster den Arcadenbogen, wie die Nischen den Pfeilern, ober welchen sie angebracht erscheinen. Möglich indessen, dass nebstdem doch auch noch die Seitenschiffe etwa Zellen ober sich gehabt haben (so wie auch die oben angeführten Angaben von Martinsberg dieser Vorkehrung nur an den Seitenschiffen erwähnen), welche darnach ihre Öffnungen auswärts gehabt haben, und mit dem die Kirche umgebenden Kloster in Verbindung gewesen sind; von der anderen Seite aber etwa auch als Oratorien mit einer Aussicht in die Kirche versehen waren. Übrigens ist es auch kaum denkbar, wie diese Zellen, kaum ein paar Fuss breit und lang, ohne allen Lichtzugang, wie sie jetzt sind, bewohnbar gewesen wären, und noch weniger ist es anzunehmen, dass in einer Zeit, wo im XIII. Jahrhunderte schon, wie hier, so stylgemäss entwickelte und ausgeführte Kirchengebäude des Ordens vorkommen, ohne ein eigentliches Klostergebäude, oben auf dem Boden der Kirche, nicht nur für die Andacht bestimmte Räume, Oratorien u. dgl., sondern selbst die Wohnungen, ja sogar das Refectorium und Dormitorium vorkommen sollen, was kaum je durch die Ordensregel geboten war; und wenn ja, so konnte es ganz gewiss im XIII. Jahrhundert bei solch entwickelten Kirchenbauten des romanischen Styles nicht mehr stattfinden.

Sonst ist von dem Inneren der gänzlich modernisirten Kirche nichts zu bemerken. Von Aussen bietet sie in der gewöhnlichen Lage von West nach Ost den halbrunden Schluss ihrer drei Apsiden. Die mittlere springt stärker hervor und erhöht sich, wie gesagt, bedeutend über die zwei anderen. Unter dem kräftig gegliederten Gesims zieht sich der Rundbogenfries umher, der sich auch weiter unten an der Stelle, wo das Gewölbe im Inneren abschliesst, wiederholt; und von hier in gleicher Linie auch auf die Nebenapsiden übergehend, sich fortsetzt. Von dem unteren Bogenfries laufen an allen drei Apsiden platte Lesenen senkrecht herab; die aber nicht überall in gleicher Entfernung angebracht sind, wie auch manche verschoben und in der Mitte abgebrochen vorkommen. Diese Ungleichheiten, und besonders die nicht vollkommen halbrunde, sondern mehr verschobene Anlage der Nebenapsiden nebst der Unglattheit und Unebene des Mauerwerks geben dem Ganzen ein rohes Ansehen.

Die Seitenapsiden sind ohne Fenster geblieben, die mittlere hat nach hergebrachter Weise ihrer dreie, und zwar sowohl in dem unteren wie auch im oberen Stockwerk; die letzteren klein, schmal, mit bedeutender Wandabschrägung, schliessen gesammt halbrund; von den unteren ist nur das mittlere jenen gleich, die zwei Nebenfenster sind rund. Dies sind zugleich, in wiefern ich mich erinnern kann, die einzigen in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen Fenster. An der Westfront ist die gewöhnliche romanische zweithürmige Anlage, mit der Façade in der Mitte, und darunter die Vorhalle; es ist

[1]) Zum näheren Verständnisse theile ich hier seine interessante Beschreibung mit (*Monasteriologia regni Hung. I. 258*): *Nullum vidi in Hungaria e pristino aevo Benedictinum aedificium, quod ideam a regula praescriptam melius repraesentaret, quam Drakiense; — — ecclesia, cellae aliaque conclavia monachorum sub uno tecto continentur. Ecclesia pro necessitate loci satis capax, duobus colonnarum ordinibus separatur. Aras praeter principalem habet duas etc.* (Er spricht hier von den damals vorgenommenen inneren Ausschmückungen.) *Super ecclesia existunt adhuc necessaria monachorum habitacula primae observantiae. In medio visitur conclave maius, tantum nempe, quanta est navis ecclesiae. E maiori hoc conclavi patent octo introitus in minores cellas, e duro secto lapide, et superne in cuspides acuminato.* (Er spricht von von den Thüröffnungen, *introitus*, dass also die Thürpfosten aus Haustein waren, denn die Mauern hier, sowie an dem ganzen Baue sind aus Ziegeln; und zwar die unter dem Dache in ihrem natürlichen Zustande, ohne auch nur eine Spur des Anwurfes oder Antünchung zu haben. Unrecht hat daher der Schemat. Ord. S. Benedict. (*a. a. O.*), dass diese Zellen selbst, oder dass die Kirche ganz aus gehauenem Stein gebaut sei. Auch sind jetzt diese Öffnungen ohne den besagten steinernen Pfosten; sie haben eine länglich-viereckige Form, die wohl etwas oben und an den Seiten ausgebrochen erscheint, als wären die Steinpfosten abgenommen worden. Dagegen scheinen nach der obigen Beschreibung des Fuxhoffer die Pfosten eine spitzige, etwa giebelartige oder spitzbogige Form (*in cuspides acuminato*) gehabt zu haben?). *Sed nullum* — setzt er fort — *in his apparet vestigium appendicum et sustentaculorum quibus aliquando portae appensae fuissent, ut omnino videantur refectorium, dormitorium, cellulae et loca orationis privatae, plerumque meditationum, intra has ipsas cellulas, sub unius portae clausura contenta fuisse.*

aber an diesem Theile nichts besonders Charakteristisches mehr anzutreffen. Die Thürme, welche noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein alterthümliches Aussehen gehabt haben mögen, wenigstens nach der damaligen Beschreibung Bél's (Not. Hung. II, 213): *duabus instructum turriculis antiqui cultus praebet indicium* [1]; sind jetzt mit gewöhnlichen zopfigen Dachstühlen und Blechüberzug bedacht worden; und die mit wiederholtem Anwurf bekleckstenWände sind noch dazu mit einer schmutzigen rothen Farbe angestrichen. Von dem ehemaligen romanischen Portale an der Vorhalle ist nichts mehr anzutreffen. — Übrigens ist die ganze Anlage der Kirche im Grundriss jener zu Nagy-Károly und auch der Benedictiner-Kirche zu Lébény (von Prof. v. Eitelberger in d. Jahrb. der Central-Commission 1856, 106 mitgetheilt) zu vergleichen. Es wird also auch hierdurch mit einem Beispiele mehr die Gleichförmigkeit der Bauformen dieser Zeit in Ungarn dargethan [2].

An der Südseite der Kirche, unweit oberhalb der Thurmanlage, ist ein Capellenrundbau mit hervorspringender halbrunder Apside angebracht, der etwa ursprünglich als Baptisterium, Karner, oder gar etwa schon damals zur heil. Grabcapelle (s. Lübke, Geschichte der Architectur, 234) mag gedient haben; zu welch letzterem Zwecke die Capelle auch gegenwärtig benützt wird; sie steht mit der Kirche nur durch eine schmale Thüre in Verbindung. Von der nördlichen Seite ist die Sacristei angebaut. Hie und da, besonders an den Ecken, sind auch Strebepfeiler angebracht, die nach spätromanischer Weise nur einen geringen Vorsprung und gar keine Gliederung haben. Von einer romanischen Krypta-Anlage ist nichts zu bemerken. — Die Massverhältnisse der Kirche sind folgende: Länge des Langhauses im Lichten ohne Apsis und Vorhalle 41', die Breite des mittleren Schiffes 12', der Seitenschiffe 6' (die Masse variiren, wo man nur anlegt, um etwas). Die Durchmesser der Haupt- und Seiten-Apsiden, etwa 12' und 6', sind schon oben angezeigt.

Neben der Kirche, die nach der gewöhnlichen Lage der Benedictiner-Kirchen ausser dem Dorfe auf einem kleinen Hügel steht, an den sich der Ort anlehnt, kommt noch ein kleinerer scarpirter und etwa auch ursprünglich schon künstlich gestalteter Hügel vor, der jetzt zu einem Calvarienberge hergerichtet ist; mit einer festen Mauer unterbaut und umgeben, bietet er auch Grotteneingänge, welche ebenso zu Calvarienstationen eingerichtet sind. Ich konnte leider nichts erfahren von dessen ursprünglicher Entstehung und ob etwa darin gleich jenen Grotten zu Tihany (beschrieben von Prof. v. Eitelberger, Jahrb. d. Central-Commission, 122) auch Lauben der Benedictiner der früheren Zeit zu suchen wären, wie solche in Ungarn, meines Wissens auch noch zu Szkalka, neben einem ehemaligen Benedictinerkloster vorkommen. (Über ihr Vorkommen und ihren Zweck, zum zeitweiligen einsiedlerischen Leben der Ordensmänner, wie es die Regel der Benedictiner vorschreibt, siehe bei Eitelberger a. O. u. Lenoir Architectur Monastique, 7.) Ich hoffe noch von den ersteren und letzteren ausführlichere Berichte geben zu können. Sonst ist von dem ehemaligen Klostergebäude zu Deáki keine Spur mehr vorhanden.

Dies ist also noch das einzige hervorragendere und theilweise erhaltene romanische Baudenkmal, welches in der ganzen geschilderten, sich weit erstreckenden Gegend vorkommt. Dass es aber kaum allein gedacht werden kann, sondern dass wahrscheinlich auch die übrigen Kirchen dieser Gegend, von denen wir die Meldung aus dem XIII. Jahrhundert haben, wie zum Beispiel die in der Nachbarschaft befindliche Kirche der damals weit ausgedehnten Pfarre Faksony, und von anderer Seite unweit die alte Klosterkirche zu Sellye u. s. w. im romanischen Styl erbaut waren, ist leicht anzunehmen.

So finde ich auch hier, in der unmittelbaren Nachbarschaft von Deáki, in den Pfarrgedenkbüchern der Ortschaft Főlső-Szeli eine alte Glockeninschrift aufgezeichnet, unzweifelhaft aus dieser, wenn nicht früherer Zeit des XI. oder XII. Jahrhunderts, welche von dem Bruchstücke einer halben Glocke (das erst in der neuesten Zeit abhanden gekommen, wie mich Mehrere versichert haben, die es noch gesehen) abgenommen wurde.

Zugleich ist dort die Inschrift mit folgender Erklärung begleitet: *Lucas Marcus. Jorsi Anno Reparatae Salutis. MXCI. Virginis Mariae. S. Laudem S. Lauren.(tii) Honorem.* Wie zu sehen hat die Leseart, ausgenommen die zwei oder etwa drei ersten Wörter, gar nichts für sich. Wir sind mehr berechtigt, darin wieder die Namen der Evangelisten zu suchen, indem sich das dritte Jorsi gelesene Wort leichter (mit der Annahme einer Abkürzung und Weglassung des letzten als nicht hingehörigen Zeichens) Jons d. h. Joannes lesen liesse; wie auch das als Jahreszahl MXCI gedeutete (mit einem umgestürzten A in der Mitte) etwa Mat. oder Matheus dürfte sein; was wenigstens wahrscheinlicher ist, als die Annahme eines Zunamens Jorsi mit zwei Taufnamen Lucas und Marcus, als etwa des Donators oder Giessers, was jene Deutung bezwecken will. Es sind übrigens die weiteren, theils verschränkten Lettern, theils abgekürzten Wörter, wenigstens meiner Ansicht nach, kaum mehr zu deuten. Es dürfte wohl auch hier noch dazu die Frage entstehen: ob die Zeichnung richtig sei und ob auf dem Bruchstück im Zusammenhange die ganze Inschrift erhalten war. Es soll uns also die Inschrift mehr nur dazu dienen, um das frühe Alter einer hiesigen bedeutenden Glocke und damit auch einer Kirche darzuthun; was sich auch aus ihrer Betrachtung ergibt, indem nebst den reinen römischen Capital-Buchstaben darin nur Uncialen vermischt vorkommen, und sich noch fast gar keine Spur des gothischen Elementes zeigt. (Es scheint auch, als wenn römische, und zwar Cursiv-Minuskeln dazwischen wären, die aber wahrscheinlich nur Theile einzelner Lettern sind; die zwei letzten Zeichen werden sich wohl auf Amen oder gar auf das, auch an Glocken häufig vorkommende Alpha und Omega beziehen. Wenn also auch die Leseart mit dem Jahre MXCI am allerwenigsten berechtigt ist, so dürfte doch der Charakter der Schrift aus paläographischen Gründen auf eine nicht um vieles entferntere Zeit deuten. Das übrigens um diese Zeit bereits auch bei uns selbst die Dorfkirchen mit Glocken versehen sein konnten, liesse sich urkundlich beweisen [1]). So hatte nach der Urkunde des heil Stephan v. J. 1015 das Kloster zu Pécsvárad fünf „*pulsatores*" (Cod. dip. I, 297). Der Dömöser Convent aber laut Urkunde von 1138 (Cod. dip. II, 104) zählte in mehreren Dörfern zusammen 44 „Campanisten".

Betrachten wir nun noch die entgegengesetzte südliche Umgebung der Schütt; so haben wir vor uns überall die grosse Donau, als westsüdliche Grenze, über welche sich die sogenannte kleine Insel oder kleine Schütt, ungarisch Szigetköz genannt, ein von der grossen Donau und von dem sogenannten Raaber Arm gebildetes kleines Eiland, erstreckt. Wir fallen zwar mit dieser Gegend in ein fremdes Gebiet ein, indem nach der neueren politischen Eintheilung Ungarns die Klein-Schütt, welche früher theilweise zum Pressburger Comitat gehörte, nunmehr dem Ödenburger Statthalterei-Gebiete einverleibt wurde, womit sie also auch in das Bereich des diesortigen Herrn Conservators gehört, dem wir auch die Beschreibung ihrer Baudenkmale anheimlassen; ich will sie nur

[1]) Meines Wissens ist auch Bél der erste, der gerüchtsweise erwähnt, dass die Mönche ober der Kirche in den Zellen gewohnt haben.

[2]) Lébény wurde im Jahre 1208 gestiftet (siehe die Urkunde von diesem Jahre, Fejer, Cod. dipl. III, I, 59, wo bereits auch Erwähnung des Baues geschieht). Die Kirche von Deáki wurde, wie oben bemerkt ist, bereits im Jahre 1228 auf das besondere Geheiss des Papsten Gregor IX. von den Bischöfen von Neutra und Waitzen feierlich consecrirt.

[1]) Die Acta Sanct. Aug. III. 656 haben schon von Dagaeus, den Mönch von S. Kirian, die Angabe: *fuit Faber tum in ferro quam in aere; fabricavit enim trecentas campanas.*

insofern in Betracht ziehen, inwiefern sie wegen des Zusammenhanges zur Ergänzung der Charakteristik und der Geschichte der Baudenkmale der grösseren Nachbarinsel Schütt von besonderer Bedeutung erscheinen.

In dieser Hinsicht haben schon die Bodenverhältnisse der beiden Nachbarinseln den gemeinschaftlichen Charakter des von grossen Wässern eingeschlossenen Eilandes. Auch hier begegnet uns ein von vielen Wasserarmen durchschnittenes Weichland, ohne Hügel und Gestein; zwischen Auen nahe aneinander gerückte kleine Dörfer, über welchen wieder der gothische achtseitige pyramidale Thurmhelm vorherrscht; wir sahen ihn gleich in Rameto, Ásvány u. s. w., wo überall wieder spätgothische Kirchenbauten vorkommen.

Der bedeutendste Ort aber nicht nur dieser Gegend, sondern selbst für die Baugeschichte der frühesten Zeit des zum Christenthum übergegangenen Ungarns ist hier Hédervára, der Hauptort der kleinen Schütt. — Es kommt nämlich in den ältesten ungarischen Chroniken die beglaubigte Kunde aus der ersten Zeit des christlich gewordenen Ungarns vor, dass noch unter dem heidnischen ungarischen Fürsten Gejza, dem Vater des ersten Königs des heil. Stephan, ungefähr um das Jahr 990, die alemannischen Grafen von Homburg: Hedrich und Wolfger mit ihrem Gefolge nach Ungarn gekommen, und von dem, den Christen und Fremden bereits geneigten Fürsten diese Insel zum Sitz erhielten, wo sie auch auf einem Hügel unweit von Raab ein hölzernes Castell zur Wohnstätte und ein Kloster als Begräbnissstätte sich erbaut hatten. Dieser Ort erhielt nun vom Grafen Hederich den Namen Hédervára, d. h. Hedrichsburg [1]).

Hier wäre also eine der ersten bekannten Stätten der fremden christlichen Niederlassungen und kirchlichen Bauthätigkeit, somit auch eines der ältesten Baudenkmale Ungarns aus dem X. Jahrhundert, noch vor der Bekehrungswirksamkeit des heil. Stephan zu suchen. Ich theile auch darum die Stelle unten im Original und in extenso mit, weil wir darin auch ein bestimmtes Zeugniss für die Baugeschichte dieser Zeit besitzen; woraus wir ersehen, dass die Bauten dieser Epoche, wie noch grösstentheils selbst im übrigen Europa, aus Holz aufgeführt worden sind, was genügend dafür spricht, warum wir fast gar keine Baudenkmale aus dieser ersten Zeit aufzuweisen haben.

Was nun die jetzigen Baudenkmale von Hédervára betrifft, rühren alle aus einer bedeutend späteren Zeit her; und ich will selbst nicht einmal das behaupten, dass sie etwa an jenem Orte stehen würden, von welchem wir die eben mitgetheilte Kunde haben. Zwischen ihren annoch bestehenden Kirchen ist nur noch eine, die als Baudenkmal eine nähere Berücksichtigung verdient. Es ist dies die ehemalige katholische Pfarrkirche, welche jetzt zur Grabstätte der gräflichen Familie Viczay von Hédervára dient und in der Mitte eines aufgegebenen alten Friedhofes, von einer Mauer umschlossen, steht. Der Bau scheint ursprünglich ein spätgothischer gewesen, oder doch die Kirche zur Zeit dieses Styls umgebaut worden zu sein. Jetzt theilweise modernisirt, zeigt sie noch ein Portale aus der genannten Zeit. Mit einem geschweiften sogenannten Eselsrückenspitzbogen überwölbt, ist die Wandung mit Wulsten und Hohlkehlen gegliedert, der Giebel, mit Krabben besetzt, endet in der Kreuzblume. Die äusserste Einfassung bilden stärker hervortretende säulenartige Cylinder mit einfach gegliederten Basen und Capitälen, auf denen Thierfiguren, wie Hunde, mit langen herabhängenden Ohren gebildete Ungeheuer, aufsitzen; alles das ist bereits sowohl stark übertüncht als auch beschädigt. Der Chor ist ausnahmsweise hier platt geschlossen (wo doch sonst, wie wir gesehen, alle unsere spätgothischen Baudenkmale, selbst die einfachsten, den dreiseitigen Schluss haben, ausgenommen etwa die Kirchen zu Gomba und Pruk, eben wie es scheint die ältesten Baudenkmale der Schütt noch aus dem XIV. Jahrhundert). Dass aber dieser Theil auch von dem ursprünglichen Bau herrührt, beweist ein in die Mitte der Wand eingesetztes, jetzt halbvermachtes spitzbogiges Fenster, mit bedeutender Abschrägung, wie auch die von Aussen angebrachten Strebepfeiler. Die übrigen Fenster sind neu verunstaltet, so wie auch die Wölbung des Chors. Das Schiff hat eine platte Decke. Aus dem Langhause führt eine Öffnung in eine Nebencapelle, welche an die Langseite des Schiffes angebaut, sich nach der ganzen Länge des Schiffes von der Westfront der Kirche bis zum Chor fortsetzt und daher auch mit der Kirche unter einem Dache stehend, ein einziges Gebäude darstellt. Möglich, dass hiemit die Kirche ursprünglich zweischiffig war, und die erwähnte Abseite erst später zu einer Capelle abgeschieden ward. Jetzt dient sie, wie oben erwähnt, zur Begräbnissstätte der gräflichen Familie. An den Wänden sind neuere Grabmonumente und Tafeln auf weissem und rothem Marmor, Sandstein und Messingplatten. An der Hinterwand ist ein neuerer sogenannter Lauretanischer Altar angebracht. Eben so ist auch die ganze Chorwand der Kirche mit rothmarmornen Grabsteinen aus dem XVII. und vorigen Jahrhundert besetzt. Der hervorragendste unter ihnen stellt ein Hautrelief, das Bild des Barons Adam Viczay vor, aus einer Nische im Hintergrunde hervortretender Ritter mit Vollbart und voller Platten-Harnischtracht, mit Achselflügeln, Armschienen, Kniebuckel u. s. w.; die Kopfbedeckung besteht aus einem mit herabwallenden Straussfedern geschmückten Helme. Von dem schmalen Hüftgürtel hängt an der linken Seite das lange gerade Schwert, die rechte Hand hält aufwärts den ungarischen Buzogány, eine Art Streitkolben. Auf einer Nebentafel ist die Inschrift: „*Sepultura Baronum familiae Viczai de Loos, quam primo Adamus Viczai de Loos pro successoribus occupavit. Anno Domini 1650.*" Darunter das Wappen: eine beflügelte Adlersklaue und zwei einander zugekehrte, zweischweifige, aufrechtstehende Löwen. Die späteren Wappen haben auch noch in einem dritten Felde vier Querbalken wegen Hédervár [1]).

Die jetzige katholische Pfarrkirche ist ein nüchterner Bau des vorigen Jahrhunderts mit einem äusserst barocken Thurmaufsatze, der auf getreppter Unterlage eine Vase darstellt. Auf dem Hauptaltar befindet sich ein ziemlich gutes Ölgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Auch die Wände der Kirche sind mit grossen Ölgemälden behängt, die aber von keinem besonderen Werthe sind [2]). Be-

[1]) Siehe *Chronicon Budense ed. Podhraczky, p. 47. Chron. Thuróczi II, 11. Confer. Chron. Kéza ed. Podhraczky, p. 79: Posthaec de Alemannia Volfgerus cum fratre suo Hedrico de comitibus Homburg ortus, cum trecentis dextrariis phaleratis intravit. Cui dux Geycha montem kissen et insulam Danubii circa Jaurinum dedit pro descensu aeterno; ubi castrum ligneum faciens, fecit quoque in eodem monte coenobium ubi est tumulatus. De istis Hederici generatio derivatur.* (Nämlich das berühmte Geschlecht der Herren von Hédervára, die seit dem Anfange hier gewohnt haben und im männlichen Stamme erloschen, in weiblicher Abkommenschaft ihre Stammgüter auf die späteren Barone und Grafen von Viczay de Loa und Hédervára vererbt hatten. Der hier in den Chroniken erwähnte Berg Kissen und richtiger mit der Variante Kiscen bei Thuróczi, ist weder Güssing (wie Podhraczky meint), noch Köpcsény, sondern das neben Hédervára etwas erhöht liegende Kiszö oder Keszö, wie auch das Wort Kiscen nach der altungarischen Schreibweise zu lesen ist.

[1]) Ich halte es nicht der Mühe werth, die übrigen weitläufigen Inschriften in schlechten lateinischen Versen aus dem XVII. u. XVIII. Jahrhunderte hier mitzutheilen.

[2]) Bedeutend erscheinen mir aber dagegen die Gemälde in der nahen Filiale zu Lipold, sowohl das Altarblatt, den heil. Clemens darstellend, wie auch die etwa zwei Klafter grossen Ölmalereien, enthaltend die Leidensgeschichte Christi. Wenn auch die Ausdrücke des Schmerzes, der Wuth u. s. w. hie und da in Verzerrungen ausarten, kann ihnen doch die gelungene Technik und Ausführung nicht abgesprochen werden. Sie scheinen mir der italienischen Schule des XVII. Jahrhunderts anzugehören. Es stammen alle diese grossartigen Gemälde aus einem im vorigen Jahrhunderte aufgehobenen Kapuziner-Kloster in Ungar. Altenburg, wo sie damals per Stück um 30 kr. hintangegeben wurden. Ein Werth, den

merkenswerth ist aber der Taufstein, ein rothmarmernes Becken auf einem Fussgestell; nach der Inschrift wäre er aus dem Jahre 1339. *Anno domini millesimo de III (trecentesimo) tricesimo VIIII.* Von Unkundigen gelesen, wurde die Jahreszahl für 1031 oder 1033 gehalten und das Taufbecken damit der Zeit des heil. Stephan zugeschrieben, wie es die Stelle in den Pfarrgedenkbüchern darüber bezeugt [1]). Dieser Umstand verursachte noch dazu leider, dass das Taufbecken die Aufmerksamkeit des damaligen Grafen Kirchenpatrons auf sich gezogen hat und es wurde dessen Reinigung und Aufstellung auf ein neues Piedestal angeordnet; wobei es auf unverantwortliche Weise von dem Steinmetz mit neuen geschmacklosen Zierathen beschert und dadurch die Inschrift fast gänzlich verwischt wurde, so dass nur unter den Schnörkeln hie und da einige Züge bemerkbar sind. Ich theile sie hier mit nach der gedachten Aufzeichnung der Pfarrgedenkbücher aus dem vorigen Jahrhundert, wo sie mit den bereits ausgebildeten neugothischen Minuskeln, wie hier mitgetheilt, erscheint; die treue Abzeichnung scheinen die sichtbaren Spuren an dem Becken zu bestätigen.

Es dürfte uns schon also diese Jahreszahl auf die Spuren früherer hiesiger Kirchenbauten führen, als es die jetzt vorhandenen spätgothischen sind. Die Pfarrgedenkbücher berichten eben auch von einer ehemaligen „Capella Mortuorum", die neben der damaligen Kirche gestanden ist, an deren Stelle die jetzige um das Jahr 1755 erbaut wurde. Dieser Bericht erzählt sehr ausführlich, dass die Capelle ein uralter Bau war, von besonderer Mauerconstruction, und anscheinlich um vieles älter als die damals gestürzte Kirche, deren Gründung selbst unbekannt war. Die Capelle wurde bereits im Jahre 1658 restaurirt; bei der Abtragung ihrer Mauern bemerkte man, dass sie auch bemalt war mit den Bildern und Gestalten des Todes und mit sehr interessanten, darauf bezüglich angebrachten ungarischen Inschriften, von welchen das vorgefundene aufgezeichnet wurde, was ich am passenden Orte mittheilen werde. In dieser Capelle soll nun auch der Taufstein gestanden sein. In Folge einer Stiftung wurden hier allabendlich öffentliche Gebete für die Verstorbenen verrichtet u. s. w. [2]).

Wir wären also hier wieder auf der Spur eines romanischen Baptisteriums oder vielmehr eines Karners, zu welch beiden Zwecken, wie wir hören, die Capelle später vereinigt wurde. — Ich lasse übrigens dahingestellt, ob das noch die Reste etwa des ehemaligen Klosters und anderer hiesigen früheren und frühesten Bauten dieses Ortes sind, von welchen wir eben die Kunde erhielten.

Im Schlosse hier ist auch noch eine Capelle, die aber jetzt im neueren Styl hergerichtet, nichts Bemerkenswerthes als etliche gute Bilder hat.

Das Schloss oder Castell selbst ist an der Stelle der früher befestigten, mit Schutzmauern und Wällen versehenen Burg der mächtigen Herren von Hédervára neu aufgeführt oder wenigstens durchgängig modernisirt im Style der vorigen Jahrhunderte; es bildet ein zweistockhohes Viereck mit drei gewaltigen Eckthürmen, von denen der eine besonders hoch hervorragt. Den Archäologen und Kunstfreunden vom Anfange dieses Jahrhunderts war der Ort rühmlichst bekannt durch die ausgezeichneten Kunst-, Bücher- und besonders numismatischen Sammlungen des Grafen Laurenz Viczay von Hédervára (das sogenannte Museum Viczaio-Hedervarianum; das Verzeichniss der Sammlungen ist auch im Druck erschienen). Leider sind diese, kraft des Vermächtnisses ihres Gründers, veräussert und zersplittert worden. Der grössere Theil der Kupferstichsammlung wurde beim Einfalle der Franzosen geplündert; eine noch bestehende prachtvolle Gewehr- und Gerüstsammlung wurde erst in der neuesten Revolution verschleppt; so dass jetzt nichts mehr als eine ungarische Münzensammlung und etwelche noch immerhin im Einzelnen bedeutsame Reste von Sculpturen, Gemmen, Torsen und Ölgemälden (wie eines angeblich von Paul Veronese, eine Madonna von Sasso Ferato) vorhanden sind. Auch wird im Archive ein bedeutender Schatz von unedirten Original-Urkunden u. s. w. aufbewahrt.

Es wären übrigens noch in der kleinen Schütt in Vámos, Bajcs, Ásvány, Hemete, Ráró, Kiliti, Szögye u. s. w. Spuren älterer Kirchen und Bauten zu suchen. An der südöstlichen Grenze über der Donau, unweit von den ehemaligen römischen Niederlassungen von Ács und Szöny — das einstige Bregetium — haben wir die Kunde aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts über ein hervorragendes Kloster dieser Gegend: Katspán-Monostor genannt; an der Stelle seiner gänzlich verschwundenen Reste steht nun das kleine Dorf Monostor (d. h. Monosterium = Münster). Wie hier am anderen Donauufer die grosse Schütt mit der Stadt und Festung Komorn abschliesst, so endigt die kleine Schütt südlich mit der bedeutenderen Stadt Raab. Diese beiden Städte haben aber wenige oder fast gar keine Reste mehr aus ihren älteren Bauten aufzuweisen, welche meist überbaut worden sind, sowohl ihre Kirchen wie auch die alten Burgen und Festungen. Sie bieten also gar keine Anhaltspunkte für die, etwa auch aus ihnen ausgehende Bauthätigkeit und Baugeschichte der Gegend.

Und somit finden wir auch hier kein bedeutenderes Denkmal aus der früheren, besonders romanischen Zeit. Nur das etwa von Hédervár zwei Meilen entfernte Lébény mit seiner grösstentheils erhaltenen romanischen, dreischiffigen Basilica bildet hier wieder ausser der Insel das einzige Muster des romanischen Baues dieser Gegend, eben so wie oberhalb der Schütt Deáki dafür gelten kann. Es sind also diese zwei romanischen Kirchen von Lébény und Deáki, zwischen welchen die ganze Schütt ihrer Breite nach sich ausdehnt, und welche etwa acht Meilen von einander entfernt in diagonaler Lage sich gegenüber stehen — die allein erhaltenen grösseren romanischen Bauten, welche uns ein Zeugniss von den früheren bedeutendsten Baudenkmalen dieses Gebietes gewähren.

Weiter von Lébény westlich, ist noch die ehemalige Prämonstratenser Propsteikirche von Horpács mit dem annoch erhaltenen prächtigen, romanischen Portale, welches uns Prof. v. Eitelberger in den mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österr. Kaiserstaates S. 91 mittheilt, und noch weiter die aus dem XII. Jahrhundert herrührende, aber bereits umgebaute Prämonstratenser-Klosterkirche von Csorna zu finden.

---

heute ungefähr die Rahmen aus Holz, blos als Feuerungs-Materiale betrachtet, etwa haben würden.

[1]) *Fons baptismalis e marmore rubro sectus antiquissimus, ad ad tempora illa adhuc referendus, ubi S. Stephanus vixit: anno millesimo tricesimo primo, qui numeri in eodem marmore his figuris et gothicis literis hodiedum expressi visuntur.* Die Figur am Anfange stellt das ungar. Reichswappen dar, wie es schon um diese Zeit vorkommt.

[2]) Die Stelle in den Pfarrgedenkbüchern lautet: *Structura huius sacelli multo antiquior apparebat, quam ecclesiae ipsius, ut ut et huius erectio superet omnem memoriam hominum. Dicebatur capella haec defunctorum, siquidem ad suffragia iisdem ferenda destinata fuit. In hac capella conservabatur fons baptismalis e rubro marmore sectus* (wie oben). *Laboratum est in difractione murorum capellae, qui saxorum ad instar ex mera calce et frustillis lapidum et tegularum structi, concrescentes, vix longo tempore disjici poterant et et instrumentis validissimis. Dum fornix capellae huius infringeretur die 12 Julii (1755) sub obscuras observari quaspiam quasi literas, quas cum ruderem et calcis in crustationes removerem, integram capellam nigro colore expictam et integros in parietibus deprehendi versus et certa consecrationis indicia, quae ab utraque parte mortis falcatae stipabant imagines.* (Es folgen dann die ungarischen Vers-Inschriften.) Besondere Berücksichtigung verdient in dieser Beschreibung die Angabe über die Construction des Mauerwerkes.

Notizen.

(Das alte Capitelhaus des Cistercienserklosters Viktring in Kärnthen.) Aus der in der Handschriftensammlung des kärnthnerischen Geschichtsvereines befindlichen „Series Abbatum monasterii Victoriensis" habe ich nachstehende Notiz entnommen: Gerhardus II, 31, Abbas Victoriensis canonice electus anno 1445 regnavit annis 20 mensibus 9, diebus 10, obiit anno 1466 17 Cal. Martii. Hic curabit Sarcophagum fieri in Capitulo, qui vidit ter civitatum Sanctam Jerusalem.

Hierzu kam, dass mir erinnerlich war, dass vor mehreren Jahren in dem vormaligen Conventgebäude der Abtei Viktring ein der Kirche benachbartes, ebenerdiges Gemach zu einem Einsatzkeller umstaltet wurde und dass bei dieser Gelegenheit unter dem Fussboden Menschengebeine und auch Reste priesterlicher Kleider gefunden worden seien.

Endlich ersah ich in Valvasor's Topographie von Kärnthen Seite 232 auf dem Bilde von Viktring nach dem Stande vor den im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vorgenommenen, bedeutenden Umbauten, dass an derselben Stelle, welche nun der Einsatzkeller einnimmt, aus der Ostwand des Erdgeschosses der polygone Abschluss eines Capellenbaues gegen Osten hervortrat.

Diese Umstände liessen mich hoffen, auch in Viktring die Stelle des alten Capitelhauses aufzufinden. Ich wendete mich unverzüglich an Herrn Max Ritter von Moro in Viktring mit dem Ersuchen, möglichst genaue Erhebungen über alle Umstände der im Eingange erwähnten Adaptirungsgeschichte zu pflegen und den Erfolg derselben mir gefälligst mitzutheilen.

Hierüber erhielt ich die nachfolgende Mittheilung:

„Zu den beiläufig um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts vollendet gewordenen Neubauten des Cistercienserklosters in Viktring gehört auch das Conventgebäude. In der westlichen Fronte desselben, zu ebener Erde, ganz nahe am Kreuzgang-Portale, befand sich das Capitel-Locale. Dieses hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, war von West nach Ost gestellt, und hatte den Eingang auf der Westseite. Der Boden war mit Steinplatten belegt und auf der Ostseite nur eine Stufe erhöht, auf welcher Erhöhung ein Altar stand. Längs der zwei Seitenwände bis zu dieser Stufe waren hölzerne Stühle. In der Mitte, unmittelbar vor der Stufe, befand sich im Boden ein 4 Schuh 4 Zoll hoher und 3 Schuh 4 Zoll breiter Grabstein mit folgender Inschrift in lateinischen Buchstaben:

Hic requiescit R^mus Perillustris D^nus D^nus Gerhardus XXXI abbas Victoriensis canonice electus anno MCCCCXLV qui ter vidit civitatem sanctam Jerusalem et reliquias insignes Ducae passionis et Sanctorum reportavit. Regnavit an XX mens IX dieb. X. Obiit XVII Cal. Martii an MCCCCLXVI.

Im Jahre 1835 wurde dieses Locale zu einem Keller umgestaltet und zu diesem Ende der Fussboden um 6 Schuh niederer gelegt. Nachdem man die Steinplatten nebst obigem Grabsteine weggenommen hatte, kam man an eine 3 bis 4 Zoll tiefe Schichte von Schutt, und nach deren Hinwegräumung unter der Stelle, wo sich genannter Grabstein befand, auf einen zweiten, 6 Schuh 10 Zoll hohen und 3 Schuh 9 Zoll breiten, schön gearbeiteten Grabstein. Auf demselben befindet sich in Hochrelief ein Mann im geistlichen Ornate, mit der Infal am Kopfe, der auf einem Polster ruht. In der rechten Hand hält er den Hirtenstab, dessen Windung desshalb eigenthümlich ist, weil sie wieder in den Knauf zurückkehrt. Innerhalb der Krümmung ist eine Capelle gemeisselt, wahrscheinlich um anzuzeigen, dass der Träger des Stabes der Stifter einer Capelle war, welche Annahme auch die nachfolgende Umschrift am Grabsteine unterstützt. In der linken Hand hat er ein einfaches Kreuz, das theilweise beschädigt ist, auf dem jedoch noch folgende Worte in gothischen Buchstaben deutlich zu lesen sind: „civitatem sanctam Jerusalem".

Die Umschrift am Rande des Steines in gothischen Buchstaben lautet:

Anno Domini millesimo 461 12 mensis augusti sarcophagus iste factus est procurante reverendo in xpo pie et D^no D^no Gerardo hujus monasterii et capelle abbate ac fundatore pro sua suorumque successorum sepultura Deo gratias.

Unter diesem Steine war ein mit Ziegeln ausgemauerter und überwölbter, länglich-viereckiger Raum, in dem man nach Durchschlagung des Gewölbes zwei auf einander stehende hölzerne Särge fand. In jedem dieser Särge war ein schon verwester Leichnam mit Resten geistlicher Kleider, unter denen die Stola erkennbar war. Ausserdem fand man beim Ausheben der Erde und des Schuttes kein Mauerwerk, wohl aber zerstreut Gebeine von zusammen beiläufig 11 menschlichen Körpern. Im Schutte wurde ferner ein Ring, bestehend aus einem schmalen goldenen Reif, auf dem die Namen der heil. drei Könige eingravirt gewesen sein sollen, vorgefunden. Dieser Ring ist seither in Verlust gerathen.

Sowohl die zwei Särge mit den in denselben befindlich gewesenen Leichnamen, als auch die vorgefundenen Gebeine wurden nach vom damaligen Amtspfarrer Franz Puntschart vorgenommener Einsegnung in Begleitung desselben in die Kirchengruft, die sich unter der dem nördlichen Querschiffe angebauten sogenannten Bernardicapelle befindet, übertragen. Der erstgenannte Grabstein mit lateinischen Lettern befindet sich gegenwärtig in der Kirche links vom Haupteingange, der zweite in Hochrelief mit gothischen Buchstaben in einer kleinen Seitencapelle, welche der Bernardicapelle östlich angebaut ist (in der sich nun das heil. Grab befindet), eingemauert."

Diese Mittheilung ist die Frucht sehr mühsamer Nachforschungen und war nur von der Umsicht und unermüdlichen Thätigkeit des Herrn Max Ritter von Moro zu erwarten. Derselbe ist in den Jahren noch zu wenig vorgerückt und befand sich zur Zeit, als die Umstaltung des Capitelhauses in den Einsatzkeller Statt hatte, noch hier in den Studien, hatte daher von der Umstaltung und dem Detail derselben nur von Hörensagen Kenntnisse. Ein einziger, mehr als siebenzigjähriger Arbeiter, welcher den ganzen Umstaltungsact mitmachte, konnte verlässliche Auskünfte geben. Er fand die Grabsteine, welche sich nun in der Kirche befinden, unter den übrigen Grabsteinen ohne die mindeste Anleitung heraus, ist mit einem so sicheren, erprobten Gedächtnisse begabt und wendet den alten Denkwürdigkeiten von Viktring so viele Aufmerksamkeit zu, dass an der Richtigkeit seiner Aufgabe nicht zu zweifeln ist. Es muss als eine glückliche Fügung angesehen werden, dass die Erhebungen noch bei Lebzeiten dieses alten Mannes gepflogen werden konnten, denn nach dem Tode dieser lebendigen Viktringer Chronik wäre es ganz unmöglich gewesen

über die erwähnte Umstaltung und die dieselbe begleitenden Umstände eine verlässliche Auskunft zu erhalten.

G. Freih. v. Ankershofen.

(Résumé aus der Relation vom Jahre 1597 über die am Schlusse des XVI. Jahrhunderts in der Burg Karlstein ausgeführten Restaurationsarbeiten.) Das Original dieser in böhmischer Sprache verfassten Relation — deren Schluss aber fehlt — befindet sich in der böhmischen Landtafel (172, lit. K, 14). Diese überaus ausführliche Relation enthält den Bericht der Kämmerlinge bei der Landtafel, welche auf Verlangen des Burggrafen zu Karlstein, Herrn Joachim Nowohradský von Kolowrat, von den böhmischen Ständen abgeschickt wurden, um die von dem genannten Burggrafen auf Landeskosten ausgeführten Restaurationsarbeiten zu Karlstein zu besichtigen und zu beschreiben.

Die wichtigsten auf die Baugeschichte der Burg sich beziehenden Resultate habe ich aus jener weitläufigen, stellenweise unklaren Urkunde, von der mir eine ämtlich vidimirte Abschrift von dem ehemaligen Director der Herrschaft Karlstein, Herrn Ferd. Jičinský, übergeben wurde, auf folgende Weise zusammengestellt und mit Beziehung auf den Plan der Burg Karlstein geordnet:

1. Das untere erste Burgthor wurde nach dem Berichte der Relation im Jahre 1596 vom Grunde aus neu gebaut, war aber um ein Stockwerk höher, als es sich gegenwärtig darstellt. Das mit Eisen beschlagene Fallgitter des Thores wurde am Ende des verflossenen Jahrhunderts beseitigt.

2. Nach dem Berichte der Relation führte vor dem J. 1597 ein enger Fahrweg, der sich durch eine tiefe Schlucht wand, zum Burgthore; diese Schlucht ward aber im genannten Jahre ausgefüllt und eine neue breite Fahrstrasse angelegt.

3. Fast in der Mitte der langen Mauer (von Ziegeln) an der Westseite der Burg befand sich ursprünglich eine Pforte, zu welcher aus dem tiefen Thale (*hluboký důl*) an der steilen Berglehne ein Pfad in die Burg führte. Diese Pforte wurde, wie im Berichte erwähnt wird, im J. 1596 zugemauert.

4. Der Thurm links vom ersten Burgthore wurde in dem angedeuteten Jahre durchaus restaurirt, und die zu diesem Thurme (*Worsilka*) führenden Stufen hatte man zur selben Zeit grossentheils im Felsen ausgehauen. Ebenso wurde dazumal die Mauer zwischen mehreren Bastionsthürmen restaurirt und mit grauer Farbe zierlich übermalt.

5. Vor dem zweiten, oberen Thore waren ehemals zwei Brücken, eine feste und eine Zugbrücke. Über die Joche, welche diese Brücken trugen, führt jetzt der Weg in die Vorburg. Die mit Eisen beschlagene Thür, welche diesen zweiten Eingang gegenwärtig verschliesst, rührt aus der ursprünglichen Bauperiode der Burg her, denn die Relation nennt es das alte Thor, und berichtet, dass es im Jahre 1597 blos ausgebessert worden sei. Über diesem Thore ragten ehemals drei Thürmchen; den oberen Theil dieses Baues hatte man aber im Jahre 1802 abgebrochen.

6. Über dem zweiten Hauptthore befand sich eine getäfelte Stube; diese (und wahrscheinlich auch die anstossenden Gemächer der Vorburg) war die Wohnung des Capitulardechants von Karlstein [1]), keineswegs aber, wie man bisher vermeinte, eine Capelle des heil. Wenzels.

7. Die Relatoren schildern sehr ausführlich die Umbaue, welche in den unteren Räumen der alten Burg vorgenommen wurden. Diese beziehen sich aber fast durchgehends auf die Herstellung von Stallungen, Vorrathskammern, Wagenschuppen u. s. w. Bemerkenswerth ist aber die Erwähnung, dass man, um die schwachen Hauptmauern des Palas zu festigen, einen mächtigen Strebepfeiler und überdies zwei Strebebogen aufführte.

8. Ferner wird erwähnt, dass sich neben der St. Nikolauscapelle ehemals zwei grosse Säle befanden, welche aber bei der Restaurirung vom Jahre 1596 durch Quermauern in vier Gemächer abgeschieden wurden. Sodann erhellt aus der Relation, dass ursprünglich blos der in dem vorspringenden Thurme befindliche Raum, der gegenwärtig die Sacristei bildet, die St. Nikolauscapelle gewesen und dass diese Capelle im Jahre 1597 neu eingewölbt worden sei. In viel späterer Zeit wurde das an die alte Capelle anstossende, mit einer flachen Decke überdeckte Gemach in die gegenwärtige St. Nikolauscapelle verwandelt, während man die ursprüngliche Capelle als Sacristei benutzte.

9. In einigen Beschreibungen der Burg Karlstein wird erwähnt, dass man zur Zeit Karl's IV. aus dem Palas in die Collegialkirche der Mutter Gottes über den oberen Schwiebbogen gelangen konnte. Unsere Relation gibt aber nicht blos über diesen Gegenstand, sondern auch über die ursprüngliche Anordnung der Marienkirche einen befriedigenden Aufschluss. Es spannen sich nämlich noch gegenwärtig zwei Strebebogen von dem Palas zur Marienkirche. Der obere derselben wurde lediglich zur Festigung der schwachen Hauptmauer des Palas aufgeführt. Das Innere dieses Bogens umschliesst noch jetzt einen gewölbten Raum, in welchem sich, wie die Relatoren berichten, im Jahre 1597 Pulver und Kugeln vorfanden. Über dem unteren Schwiebbogen führte aber ein Gang aus dem Palas, wo man zu diesem Zwecke die Mauer eines Gemaches im Jahre 1596 durchgebrochen und eine Thüre angebracht hatte, in die unter der Marienkirche befindliche Stube der Lehensmannen, aus der man auf die Hauptstiege gelangte, welche noch jetzt in die Marienkirche führt.

10. Die Relatoren berichten, dass sich über der gewölbten Capelle des heil. Nikolaus (im Palas) eine kleine Stube und neben dieser ein grosses Gemach mit zwei Fenstern und einem wälschen Kamine befunden habe (das letztere wird gegenwärtig ohne allen Grund als die Wohnung der Karlsteiner Domherren bezeichnet). An dieses Gemach — lautet der weitere Bericht — stösst das mit Holzgetäfel ausgelegte Zimmer, welches Karl IV. bewohnte, und aus diesem trat ein gewölbter Erker hervor (dieses ehemalige kaiserliche Wohnzimmer wird gegenwärtig der Audienzsaal genannt). Ferner wird berichtet, dass man aus diesem Zimmer in die Halle gelangte, auf deren Wänden die Bilder der Ahnen Karl's IV. gemalt waren. Die Wände dieser Halle wurden damals mit Kalk übertüncht; es ist möglich, dass man unter dem Kalkanwurfe die Spuren jener wichtigen historischen Gemälde auffinden könnte.

[1]) Im Stiftungsbriefe Karl's IV. heisst es zwar: Volumus praeterea et ordinamus, ut Decanus et Presbyteri (canonici) saepe dicti ante portas castri praedicti in una domo communi simul resideant et morentur; es scheint aber, dass hier unter dem „castri“ die eigentliche Königsburg, der Palas, zu verstehen sei. Die Relation gibt an, dass die Wohnung des Dechants wenn auch nicht vor, doch wenigstens ober dem Thore der Vorburg gelegen war.

Über diesen Räumlichkeiten befanden sich im oberen Stockwerke die Gemächer, in welchen die Kaiserin mit ihrem Frauenzimmer zu wohnen pflegte (v nichž císarova bývala s svým frauneimerem). Diese Kemneten hatten ursprünglich blos aus Backsteinen und Zimmerwerk gefügte Wände, welche wegen ihrer Baufälligkeit im Jahre 1596 durch neue massive Mauern ersetzt wurden. Aus dieser Angabe erhellt, dass die bis jetzt herrschende Meinung, als ob keine Person weiblichen Geschlechts zu Kaiser Karl's Zeiten zu Kalkstein bleibend verweilen durfte, durchaus unbegründet sei.

11. Aus der ausführlichen, aber etwas verworrenen Beschreibung jenes Bestandtheiles der Burg, in welchem sich die Collegiatkirche der Mutter Gottes befindet, geht hervor, dass in dem untersten Raume dieses Gebäudes sich ein Keller befand, in welchem die Kriegsmunition aufbewahrt wurde; neben diesem Keller waren zwei Vorrathskammern, von denen die eine in ein Gefängniss (Cerwenka) umgewandelt ward. Im zweiten Stockwerke befand sich über jenen Räumen eine Handmühle, und neben dieser die Stube der Lehensmannen. Zu dieser Stube führte, wie oben erwähnt war, seit dem Jahre 1596 aus dem Palas der Weg über den unteren Schwiebbogen. Weil nun die Relation weiter erwähnt, dass man von jeher aus der Stube der Lehensmannen auf steinernen Stufen in die Kirche der allerheiligsten Jungfrau Maria gelangte, so ergibt sich daraus, dass der gegenwärtige Zugang in die genannte Kirche der alte von Karl IV. angelegte sei.

12. Deutlich geht aus dem Berichte der Relatoren hervor, dass die Marienkirche ursprünglich um die Hälfte kleiner gewesen sei, als sie gegenwärtig sich darstellt. Dieselbe reichte nämlich blos bis zu dem in der Mitte des Kirchenraumes befindlichen Pfeiler, welcher im Jahre 1596, als man die Kirche durch die Hinzufügung des anstossenden Gemaches erweiterte, aufgemauert worden war. Es scheint, dass an der Stelle, wo gegenwärtig der Pfeiler sich erhebt, der ursprüngliche Altar gestanden, denn es wird ausdrücklich erwähnt, dass man (im Jahre 1596) gegenüber von diesem Pfeiler die Mauer ausgebrochen und in dieselbe ein Fenster, dessen Wölbung einem Kirchenchore ähnlich ist, eingesetzt, unter dasselbe aber den Altar aufgestellt habe. Eben diese Anlage des Altars stellt sich noch heute dem Auge dar. Die bis jetzt herrschende Meinung, dass vor Zeiten an der Stelle jenes Fensters der Eingang gewesen, durch welchen man über den darunter befindlichen Strebebogen in die Kirche gelangte, wird durch diese Schilderung entschieden widerlegt.

13. Ferner erfahren wir aus der Relation, dass im Jahre 1596 die Marienkirche mit Kalk übertüncht und dass nicht blos die neugelegte Decke, sondern auch alle vier Wände der Kirche mit verschiedenen schönen Figuren aus dem alten und neuen Testamente ausgemalt worden waren. Der Anblick dieser Malereien beweist aber deutlich, dass die Bilder zur rechten Hand des Altars, auf denen Karl IV. in drei Momenten seines Lebens dargestellt erscheint, wie auch das schöne Madonnenbild dem Eingange gegenüber im Jahre 1596 blos restaurirt wurden, während man die übrigen Wandflächen, namentlich die Darstellungen aus der Apokalypsis, mit sehr mittelmässigen Malereien bedeckte. Nach dem vorliegenden Berichte zahlte man damals den Malern für diese geschmacklose Übermalung die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Meissn (1383 fl. 20 kr. CM.)! Bei der im Jahre 1857 vorgenommenen Restaurirung der Kirche fand man unter der Rudolphinischen Malerei noch Reste von den ursprünglichen Gemälden, und es stellte sich heraus, dass dieselben auf Goldgrund ausgeführt waren.

Als ein Glück müssen wir es ansehen, dass, wie der Bericht meldet, weder die St. Katharinencapelle, noch die prachtvolle Capelle des heiligen Kreuzes im Thurme der Burg damals einer Reparatur bedurften; denn sonst würde die Hand der Rudolphinischen Zopfmaler dasselbe traurige Schicksal, welches die karolinischen Gemälde der Marienkirche traf, den herrlichen Bildwerken, mit denen die Wände jener geweihten Räume bis jetzt noch geschmückt sind, bereitet haben.

14. Aus der Zahl der übrigen, minder wichtigen, in der Relation vorkommenden Angaben mögen noch folgende angeführt werden: Vor dem grossen Thurme der Strasse gegenüber wurde im Jahre 1596 ein Bollwerk auf Pfählen aufgebaut, um darauf das grobe Geschütz aufstellen zu können. Vor dem Eingange in den grossen Thurm hatte man zu jener Zeit eine Zugbrücke angebracht; sowohl jenes Pfahlwerk als auch diese Zugbrücke wurde späterhin beseitigt. Endlich ist zu erwähnen, dass der gewölbte Raum im untersten Geschosse des Thurmes nicht, wie man bisher anzugeben pflegte, eine Marterkammer, sondern ein Gewölbe war, in welchem Pulver und Kugeln aufbewahrt wurden.

Dr. J. E. Wocel.

Correspondenzen.

Prag. Die Restauration der Wandmalereien in der Ludmilla-Capelle der Georgskirche zu Prag wurde durch den von dem Grafen Kolowrat selbst dazu bestimmten Maler H. Hellich vorgenommen. Diese Restaurirung ist bereits vollendet. Die Gemälde an der Deckenwölbung sind mit sorgfältiger Schonung und Beibehaltung ihres ursprünglichen Charakters restaurirt; gut sind auch die aus dem XVII. Jahrh. herrührenden Figuren in der Leibung des Eingangbogens hergestellt. Die übrigen Bilder der Capelle, welche allerdings sehr beschädigt und an einigen Stellen völlig zerstört waren, lassen aber den Styl und die Hand des modernen Malers erkennen.

Der Prager Magistrat ersuchte mich um meine Wohlmeinung, ob die Erhaltung der Portiuncula-Capelle vor der Maria-Schnee-Kirche aus alterthümlichen Baurücksichten wünschenswerth sei. Ich hatte meine Ansicht darüber auf folgende Weise ausgesprochen: Dieser am Ende des XVII. Jahrh. aufgeführte Bau stellt sich als eine misslungene Nachahmung einer romanischen Capelle dar; — nach Hammerschmid's Angabe soll sie nach dem Vorbilde der Kirche zu Assisi erbaut worden sein, welches ich aber aus wichtigen Gründen bezweifeln muss. Dieses Bauwerk hat somit eine geringe archäologische und eine noch geringere artistische Bedeutung. Da nun durch die Abtragung der Capelle der Vorhof und die Frontseite der Maria-Schnee-Kirche bedeutend gewinnen würde, so glaubte ich von meinem Standpunkte als Conservator keine Einwendung gegen die Wegräumung dieses ohnehin verwahrlosten und zu unkirchlichen Zwecken benützten Bauwerkes erheben zu können, vorausgesetzt, dass der hochw. Franciscaner-Convent seine Einwilligung zum Abtragen der Capelle geben würde. Zugleich sprach ich aber den Wunsch aus,

dass der Grabstein des Stifters der Capelle, eines Grafen Berthold von Ungerschitz, gehoben und an der Seitenmauer der Kirche aufgestellt, wie auch, dass die Capelle vor ihrer Demolirung aufgenommen und abgezeichnet werde, hauptsächlich für den Fall, damit die Zeichnung, wenn man späterhin die geringe artistische Bedeutung des verschwundenen Baudenkmales in Zweifel ziehen sollte, als Gegenbeweis dienen könnte.

Der Administrator der Kirche zu St. Cajetan in der Spornergasse hatte mich ersucht mein Gutachten über die von demselben beabsichtigte Restaurirung der St. Cajetans-Kirche abzugeben, und legte mir eine von dem Maler Nawratil zu diesem Zwecke entworfene Farbenskizze, nach welcher das Innere jener Kirche restaurirt werden sollte, vor. — Wiewohl die am Anfange des XVIII. Jahrh. erbaute St. Cajetan-Kirche nicht in die Kategorie der Alterthumsdenkmale gehört, auf welche im strengsten Sinne sich der Einfluss eines Conservators bezieht, so gab ich doch meine gutächtliche Meinung (die als nothwendige Bedingung zur Bewilligung jener Restaurirung von mir erlangt wurde) und zwar in dem Sinne ab, dass der Farbenanstrich der Kirche, wenn er nach der trefflichen Skizze des Hrn. Nawratil ausgeführt werden sollte, den ästhetischen Anforderungen, welche man an ein Unternehmen dieser Art stellt, vollkommen entsprechen würde.

Dr. Joh. Er. Wocel.

Salzburg. Salzburgs einstiger Landesfürst Erzbischof Leonhardt von Keutschach, 1495—1519, liess während seiner ruhmvollen Regierung auf der Festung Hohen-Salzburg, seinem Lieblingsaufenthalte, ein grosses aus mehr als 200 zinnernen Pfeifen bestehendes Orgelwerk erbauen, welches täglich früh zu einer bestimmten Stunde, so wie Abends vor dem Aveläuten spielte.

Durch 300 Jahre that dieses Werk fleissig seine Dienste und es machte immer einen feierlichen Eindruck an einem schönen stillen Sommerabende diese ernsten kräftigen Accorde hoch über der Stadt ertönen zu hören. Leider hat seit beiläufig 20 Jahren jedoch der Zahn der Zeit dieses Werk gänzlich zum Schweigen gebracht. Wissen unsere Neu-Salzburger auch wenig mehr davon, so beklagten es dennoch ältere Salzburgs Freunde, so wie selbst Fremde, die Salzburg aus früherer Zeit kennen, stets recht sehr diese alte Sitte, die immerhin der Stadt eine interessante Eigenthümlichkeit mehr verlieh, erlöschen zu sehen. Ich fasste daher den Entschluss, mich der Sache anzunehmen, wiewohl keine Aussicht vorhanden war, dass von Seite des Militär-Ärars solche Wiederherstellungskosten übernommen werden würden, und eine löbliche k. k. Genie-Direction ertheilte mir die Herstellungsbewilligung, wenn diese Kosten nicht von ihrer Seite getragen werden dürfen, die sich nach einem erhobenen Anschlage auf 95 fl. C. M. belaufen. Ich veranstaltete unter einigen Freunden alles Guten und Schönen eine Collecte, und in wenigen Stunden hatte ich das zur Wiederherstellung dieses altehrwürdigen Keutschach-Denkmals, an das Salzburg durch 300 Jahre gewohnt war, nöthige Geld in meinen Händen. Ein, mit dem geschickten Orgelbauer Katholnigg geschlossener Contract sicherte die in Angriff genommene tadellose Herstellung bis 25. Juli und vom Tage der glücklichen Entbindung Allerhöchst Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Kaiserin angefangen ertönt feierlich wieder jeden Abend diese Orgel.

Süss.

Brixen. Die Restaurationsarbeiten am Kreuzgange der Kathedrale haben zu Entdeckungen geführt, die lohnend für die wirklich grosse Mühe und Sorgfalt sind, welche ich der Arbeit widme. Seitdem man mit Wegräumung der Grabsteine begonnen hat, welche schon seit mehr als 50 Jahren die Seitenwände des Kreuzganges bedeckten und verunstalteten, öffneten sich die ehrwürdigen Hallen in ihrer ursprünglichen Form und in ihrem schönen Ebenmasse. Merkwürdige und reiche Bildwerke wurden aber zugleich an den Wänden, welche die Grabsteine bedeckten, enthüllt. Die Ablösung des Mörtels ist grösstentheils in Folge der genauen Überwachung und sorgfältigen Behandlung mit solchem Glücke erfolgt, dass die Gemälde gar nichts gelitten haben. Einige sind auch ganz gut erhalten, so dass man staunen muss, wie es Jemanden hat einfallen können, dieselben mit Grabsteinen und fussdickem Mörtel zu belegen. Unter den besten der aufgefundenen Gemälde sind zu nennen: 1. eine sehr schöne, jugendliche und äusserst kräftige Rittersgestalt, in den Contouren noch ganz erhalten, mit sehr richtiger Zeichnung und reich geschmücktem Harnisch. Es dürfte St. Florian sein. Ein Näheres kann ich vorderhand nicht angeben, weil der Grabstein, der dieses Bild deckt, noch nicht ganz ausgehoben ist. 2. Eine sehr schöne und sehr gemüthlich gegebene Vorstellung der Flucht nach Ägypten. Ein Engel voran weist den Weg, St. Joseph folgt, in der einen Hand das Kreuz haltend, in der andern den Wanderstab, das edle Antlitz sorgsam zum Kinde und der göttlichen Mutter rückgewandt, welche beide nachfolgen. 3. Der untere Theil des Bildes „Maria Krönung“, welcher den *Chorus coelistis* vorstellt. Durch diesen wird das Bild erst vollständig, welches bisher nur mit dem obern Theile über die Grabsteine heraufgeragt hat. Wahrlich, eine reiche und erhebende Composition tritt nun dem Beschauer entgegen! Auch dieses Bild ist unter dem Mörtel beinahe ganz unversehrt geblieben. Die Freude, welche ich über diese Entdeckung empfunden habe, kann ich nicht beschreiben. 4. Der untere Theil des Bildes: „Darstellung Mariens im Tempel“. Es ist hier derselbe Fall, wie bei dem vorgenannten. Auch findet sich in diesem Bilde eine sehr reiche aber nicht in dem Grade auch edle Darstellung. Es ist nicht ganz gut erhalten, aber auch nicht stark beschädigt. 5. Mehrere Medaillons, von denen aber noch einzelne Theile von den Steinen nicht entledigt sind.

Unter den Grabmonumenten finden sich sieben ausgezeichnete Stücke, eigentlich Prachtexemplare. Darunter sind 5 aus dem fünfzehnten und 2 aus dem sechzehnten Jahrhundert; 6 stehende Figuren im Hochrelief, und 1 in liegender Gestalt als Grabesdeckel. Diese fordern einen eigenen Platz und eine auszeichnende Stelle. Die sechs im Relief müssen umrahmt werden, und für den siebenten als Deckstein muss man einen entsprechenden Sarg aus Mörtel bauen. Die zu diesem gehörigen Vorderseiten, aus Marmor und mit Figuren im Relief geziert, sind noch verbanden.

G. Tinkhauser.

Ober-Pettau (Steiermark). Bei den Erdarbeiten zum Bau der Kaiser Franz Joseph-Orientbahn in der Nähe von Pettau in der Gemeinde Kanischa auf der Catastral-Parcelle 153, wurden bei der Aushebung eines 3' tiefen Grabens an zwei Stellen Bruchstücke — nach der Textur und Grösse unverkennbare Römerziegel — ausgegraben. Nach diesem Wahrzeichen und früheren anderwärtigen Funden von Römergräbern liess ich nachgraben, und fand folgende 2 Gräber, welche 1 Klafter von einander entfernt und in ihrer Richtung von Osten gegen Westen gelegen sind.

Das eine Grab hatte im Innern 1 Klafter in der Länge, 2 Schuh Breite, 1 Schuh 3 Zoll Tiefe, die hiezu verwendeten Ziegel sind 1 Schuh 3½ Zoll lang, 11½ Zoll breit und 2 Zoll dick, im Innern lagen an den beiden Enden des Grabes 2 Stück halbe Ziegeln, worauf der Kopf und die Füsse geruht haben mögen. Nach den wenig verwesten Knochentheilen und Stücken des Schädels ist die seltene Erscheinung vorgefunden worden, dass der Kopf in Osten, daher die Gesichtsrichtung nach Westen gewendet war.

Das zweite Grab ist im Innern 5 Schuh 1 Zoll lang, 1 Schuh 3 Zoll breit und 1 Schuh 3 Zoll tief, hatte am Boden Ziegeln in Quadrat, wovon eine Seite 1 Schuh 3 Zoll lang war, die Seitenwände waren mit 9 Zoll langen, 5 Zoll breiten und 1½ Zoll dicken Ziegeln in der Ziegelbreite, nämlich 5 Zoll dick aufgeführt, und an der Aussenseite waren die Wände von Ziegeln 9 Zoll im Quadrat aufrecht

stehend umfangen. Bei diesem Grabe sind die 9 Zoll langen und 5 Zoll breiten Römerziegeln in sofern von Interesse, als derlei zur Mauerung verwendete kleine Ziegel bis jetzt hier nicht vorkommen.

Die beiden Gräber waren mit den grossen Ziegeln einfach zugedeckt, welche bereits zerbrochen, eingedrückt im Grabe lagen. Trotz der grössten Aufmerksamkeit bei der Ausgrabung der mit Erde angefüllten Gräber konnte jedoch nichts weiteres vorgefunden werden.

In der nächsten Nähe der aufgefundenen Gräber und zwar auf der aufgeschütteten Erde, welche aus dem, die Gräber angrenzenden Graben gewonnen wurde, ist eine in meiner Verwahrung befindliche, stark mit Patina überzogene Kupfermünze, auf welcher der Kopf und das Wort Augustus noch gut kennbar ist, und welche sich im Vergleich mit vollkommen erhaltenen Münzen als echter Augustus erweist, aufgefunden worden.

M. Seehann.

Venedig[1]). Beiläufig eine halbe Miglie von Venedig entfernt, liegt in den Lagunen gegen die Terra ferma zu die Insel Murano. Schon in den frühesten Zeiten der Geschichte der Laguneninseln erscheint Murano bevölkert. Die Einfälle der Hunnen trieben die Einwohner von Altinum, die Einfälle der Longobarden die Einwohner von Opitergum nach der Insel Amuriano, dem heutigen Murano. Mit der Blüthe und der Machtvergrösserung des heutigen Venedigs trat Murano wie Torcello und alle anderen Laguneninseln immer mehr in den Hintergrund, und was heutzutage Murano noch mit Glanz umgibt, das ist der Glanz der Jahrhunderte, der auf ihm ruht, die kirchlichen Monumente und die Fabrication der Glasperlen. Unter den kirchlichen Denkmälern nimmt heutzutage, nachdem die Kirche S. Salvatore, welche die Sage dem V. Jahrhundert zuschrieb, im Jahre 1810 zerstört wurde, den ersten Rang ein. Eine wenig begründete Tradition schreibt ihre Gründung dem Kaiser Otto III. zu. Ursprünglich dem h. Martin geweiht, erhielt sie später den Namen des h. Donatus, nachdem im Jahre 1125 der Doge Dominico Michiel den Leichnam des genannten Heiligen von Cephalonia nach Venedig gebracht hat.

Von Künstlern und Kunstfreunden wurde diese Kirche von jeher mit einer besonderen Vorliebe besucht. Die äussere Seite der Apsis mit ihren Nischen und Arcaden ihren umlaufenden Marmorfries und den bemalten Terracotten geben diesem Bau der früh-romanischen Stylperiode ein ganz eigenthümliches höchst malerisches Ansehen. Aber so glänzend und wohlerhalten die Apsis ist, im Innern fand man und findet man heutzutage ein Bild vollendeter Zerstörung, die natürliche Folge der Zeit und der vielfachen Veränderungen in den letzten Jahrhunderten. Die Kirche, eine dreischiffige Säulenbasilica mit Querschiff, hat im Innern vom alten Baue nur wenig mehr, was der Nachkommenschaft wird erhalten werden können. Die Mauern, erschüttert durch das Einsetzen grosser Bogenfenster, sind zerrissen von einem Ende zum anderen. Die Nordmauer insbesondere, die ganz aus den Linien gewichen, wird vollkommen abgetragen werden müssen, von der südlichen wird sich nur wenig erhalten lassen. Was bei der Restauration oder vielmehr Reconstruction wird unberührt bleiben können, ist die Apsis, die Säulen, der Fussboden und ein Theil der Façade. Die Apsis zeigt in Mosaik auf Goldgrund die h. Maria, eine schlanke schmale Gestalt, mit blauem goldgesäumten Gewande, ein Werk des XII. Jahrhunderts. Der mit Mosaikornamenten geschmückte Bogen, der die Apsis vom Hauptschiffe scheidet, zeigt die Inschrift.

Quos Eva contrivit, pia Virgo Maria redemit:
Hanc cuncti laudent, qui Christi munere gaudent.

Die Marmorsäulen mit ihren spät-römischen Capitälen sind wahrscheinlicher Weise von Altinum herübergebracht, der Mosaikfussboden stammt aus dem Jahre 1140 und ist theilweise noch ziemlich erhalten; die Façade mit Strebepfeilern hat ebenfalls noch Theile, die bei einem Umbaue werden benützt werden können. Unter der gegenwärtigen ganz zerstörten barocken Holzwölbung ruht in seinem Hauptkörper noch das wohlerhaltene Holzdach, dessen Felder und Balken Bemalung zeigen. Bei der Herstellung der Kirche gibt es viele Anhaltspunkte. Die Ornamente der Apsis und der anstossenden Mauer, die Spuren der alten Rundfenster der Basilica an den Seitenmauern, einzelne hie und da eingefügte Reliefs und Ornamente[1]) sind deutliche Fingerzeige für den Architekten Herrn Boito, dem vom durchlauchtigsten Erzherzoge Generalgouverneur das Project einer Reconstruction anvertraut worden ist. Die Restauration soll nicht blos den architektonischen Theil, im engeren Sinne des Wortes, sondern auch die Einrichtung und Anbauten, Altar, Kanzel, Baptisterium, Sacristei umschliessen; die inneren Wandflächen sollen Raum für Fresken bieten und der Bau, wiederhergestellt, ein Bild einer alten Basilica mit dem Schmucke, mit dem sie die Kunstfertigkeit und das Kunstverständniss unseres Jahrhunderts zu umkleiden vermögen.

Es braucht nicht viele Worte, um auf die Bedeutung einer solchen Restauration aufmerksam zu machen. Venedig hat bis jetzt nur sehr wenig gethan, um seine Kirchen würdig zu erhalten. Der Schmuck, mit dem unser Jahrhundert alte wie neue Kirchen umgibt, ist der diametrale Gegensatz von dem, was die alten Venetianer gethan haben. Die alte Pracht mit ihrer monumentalen Würde, die sich selbst in den barocksten Bauten zu bewahren strebte, ist einer theatralischen, fast kindischen, in jedem Falle aber würdelosen Prunksucht gewichen. Mit grellen rothen Vorhängen werden die Fenster verschlossen, die ein unruhiges, alle Farbenharmonie tödtendes Licht in die Räume führen. Himmelhohe Wachskerzen, umgeben von den gewöhnlichsten Blumen, verhindern den Anblick des Bildes, und rothe Damaststoffe verdecken die marmornen Säulen bis zur Höhe ihrer Capitäle. Die Frescomalereien, von denen der Beschauer in S. Maria Formosa und anderen Kirchen theatralische Attitüden in allen Variationen sehen kann, haben weder die Kraft, Kühnheit und geniale Conception Tizian's und seiner Zeitgenossen, noch die Einfachheit und Würde der Fresken des XIV. und XV. Jahrhunderts, wie sie, in der nächsten Nähe Venedigs, Padua in der Capelle degli Schrovegni, dem Baptisterium, der Capelle S. Giorgio und der Capelle S. Felice in Santo zeigte. Dem Baue der Kanzeln und Altäre, der Conception von Rauchgefässen und Kelchen fehlt ein gutes Vorbild und eine passende Gelegenheit. In S. Donato auf Murano ist sie vorhanden. Dort sollen die Frescomaler des heutigen Venedig sich den strengen Stylanforderungen der Basilica fügen, den gemessenen Linien folgen, welche die Vorbilder für ähnliche Werke, die Mosaiken von Ravenna und Rom zeigen. Dort soll der Altar auch nach jenen schönen Typen aufgebaut werden, die aus der romanischen Stylperiode in S. Marco zu Venedig, S. Ambrogio zu Mailand, Parenzo in Istrien u. s. f. erhalten sind. Dort sollen — was gegenwärtig in Italien so selten vorkömmt — Maler und Architekten, Ornamentisten und Handwerker sich einem einfachen, strengen Stylgesetze fügen und der Auflösung aller Formen, welche die Mode in Italien begünstigt, in einem schönen Beispiele entgegentreten. Alle Freunde der Kunst wünschen, dass es dem Architekten Herrn Boito gelingen möge, die Aufforderung des hohen Auftraggebers und die Erwartungen der Künstler und Kunstfreunde Italiens zu befriedigen, die ihre Hoffnungen bei der Restauration der alten Basilica S. Paolo

[1]) Aus der „Wiener Zeitung" vom 21. Sept. 1858.

[1]) Das Relief, bemalt in Holz, das den h. Donatus und zwei Donatoren vorstellt, befindet sich gegenwärtig in einem Convente zu Murano aufbewahrt. Dieses Relief ist als eines der ältesten Holzreliefs von sicherem Datum (1310) und wegen seiner alt-venetianischen Inschrift von doppeltem Interesse. Die Inschrift lautet: Corendo MCCCX indicion VIII. in tempo de lo nobele homo miser Donato Memo honorando podesta de Muran facto fo questa ancona de miser S. Donato. — Das Steinrelief des Donatus aus dem XIII. Jahrhundert ist ober dem Hauptportale eingemauert.

fuori le Mura in so trauriger Weise an den Ufern der Tiber haben scheitern sehen. R. v. E.

Pisek. Als ich heuer den 1. Juni abermals eine der berühmtesten Burgen Böhmens, Namens Zvikov, erst seit dem Jahre 1250 auch Klingenberg genannt, besuchte, nahm ich zu meinem grössten Vergnügen wahr, dass Se. Durchlaucht Karl Fürst zu Schwarzenberg, Besitzer von Cimelie etc., der Erbe der ausgezeichneten Eigenschaften seines fürstlichen Vaters Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs von Siebenbürgen, in neuester Zeit mit bedeutenden Kosten für diese Veste ungewöhnlich vieles that. Man kann sagen, dass Hochderselbe nicht blos der Erhaltung, sondern auch der Verschönerung dieser Burgruine eine wahrhaft väterliche Sorge widmet. Von den Arbeiten, welche darin vorgenommen wurden, habe ich bemerkt:

1. Den vollständigen Ausbau mehrer mangelhafter Pfeiler und der auf ihnen ruhenden, kreuzweise laufenden Bogenrippen im untern Kreuzgange. 2. Die Reparirung und Verknüpfung des geborstenen Burggemäuers mittelst eisener Schliessen. 3. Die Befestigung des von den Wänden sich ablösenden Gemäldegrundes. 4. Die Beschützung der noch erhaltenen alten Aufschriften vor Witterungsunbilden durch wohl verschliessbare Kästchen. 5. Die Wiederbelegung des stellenweise ausgerissenen Capellenpflasters. 6. Die Erbauung einer neuen zur obern Etage führenden Stiege zur rechten Seite der Einfahrt. 7. Die Wiedergabe der ursprünglichen Gestalt der sogenannten Markomanenthürme. 8. Die Ausschmückung seiner Zinne mit einem neuen Geländer. 9. Die Beseitigung des vielen durch eingestürzte Wölbungen verursachten, schritthemmenden Schuttes. 10. Die Erweiterung der geschmackvollen, schon im Jahre 1855 angelegten Parkanlagen und Promenaden an der Nordseite der Burg.

Ich konnte denn in Cimelie mich nicht enthalten, dem Gefühle der Bewunderung dieses wahrhaft fürstlichen Sinnes, der Freude und des innigen Dankes dafür einige Worte zu leihen.

Auch muss ich noch berichten, dass vor Kurzem bei Pisek zwei wichtige Funde vor sich gegangen sind, und zwar:

Bei dem Dorfe Hradist eine halbe Stunde von der Stadt Pisek entfernt standen seit undenklichen Zeiten zwei Mohylen (eine grössere und eine kleinere) oder künstliche slavische Grabeshügel auf dem Felde eines dortigen Landmannes unbeachtet. Erst voriges Jahr und heuer, da dieser den ihm zugewiesenen Theil der Verbindungshalbstrasse zwischen Hradist und dem nahen Dorfe Putim bauen sollte, verfiel der Bauer auf den Gedanken, den in jenen Hügeln befindlichen Stein dazu zu verwenden. Bei der vorjährigen Arbeit zeigte sich nichts. Aber heuer, als er tiefer kam, fand er 1. ein 1 Schuh hohes kupfernes Trinkgefäss, vom Roste hie und da durchgefressen, und mit schönen, wahrhaft künstlichen Linien verziert, vorzüglich der starke Henkel (ansa oder manubrium), welcher noch einmal ohne Gefäss allein ganz wohl erhalten vorkommt, nachdem jenes vom Roste verzehrt worden ist, und nur einige dünne Scherben übrig blieben. 2. Mehre Zierden, wahrscheinlich für das Reitpferd, als Ringe und Knöpfe, weil noch hie und da ein Stück Leder darin steckt, meist von Bronze mit der Aerugo nobilis. 3. Zwei eiserne Reste, einen Zoll breit und stark und eine Wiener Elle lang, mit zwei zierlich gebildeten Füssen an jedem Ende, worüber wahrscheinlich, weil Kohlen dabei waren, die vorchristlichen heidnischen Bewohner (denn der alten Sage nach stand dort eine Ritterburg, und das Dorf dabei sei älter als die Stadt Pisek selbst) das Holz zum schnellern Brennen geordnet, und dann die Todten darüber gelegt hatten. Alles vom Rost ganz durchdrungen. Und da sie gewohnt waren, dasjenige, was der Verstorbene bei seinen Lebzeiten am liebsten hatte, oder dessen er sich zu bedienen pflegte, ihm in sein Grab mitzugeben, so fand man da nicht nur jenes Trinkgeschirr, sondern auch eine kupferne Schüssel. 5. Ein Deckel, einige goldene Blättchen mit Punkten und Linien geziert, zwei gleiche schöne goldene Ohrgehänge von besonderer Form, nämlich der Hälfte einer mässigen ausgehöhlten Nussschale ähnlich, mit einem dünnen goldenen Faden, endlich einige goldene grosse Ringe, gleichsam von einem starken Drath, und eine ellenlange Stange, Alles von feinstem Golde, im Gewichte von 24 Loth, im Werthe gegen 500 fl. C. M., aber ohne die geringste Verzierung oder Gravirung.

Die Mohylen liegen nicht auf einem natürlichen Hügel, sondern in einem engen Thale von lauter natürlichen Hügeln, auf denen hervorragende Steine zu sehen sind, umgeben, in einem regelmässigen, länglichen Vierecke, dessen Länge 22 + 0', und Breite 10 + 3' ausmachen. Vom Boden sind sie beide von Menschenhand künstlich eine Klafter hoch, von Aussen rund, mit Steinen, Lehm und Erde befestigt, und so auch im Innern mauerartige Lage der Steine; im Innern eine halbe Klafter Tiefe und zwei Klafter Breite, beinahe im regelmässigen Quadrate. Oben ohne Ordnung viele kleine und grössere Steine leicht darüber geworfen.

Da aber in der ganzen Umgegend kein Lehm und keine solche feine, gute Erde zu finden ist, so sieht man deutlich daraus, dass Alles von Weitem mit ungeheuerem Fleisse und bewunderungswürdiger Ausdauer, gewiss viel über 1000 Fuhren dahin gebracht worden sind. Denn der Bauer hat schon davon einige Hundert Fuhren guter Erde auf seine übrigen Felder weggeführt, und noch ist viel Material vorhanden.

Jos. Patzold, Bürger der Kreisstadt Pisek und Wagnermeister, sah den 8. Juni nahe an einem Feldwege 10 Minuten von der Stadt entfernt, wo die Feldmaus eine Öffnung gemacht und der Regen etwas Erde weggeschwemmt hatte, am Fusse eines kleinen Hügels eine Münze hervorragen. Er kratzte ein wenig mit dem Finger und es zeigten sich ihm nach einander mehrere, und ein weiteres leichtes Rühren in der Erde brachte ihm der Münzen so viele, dass sie ein Gewicht von 33 Loth ausmachen. Es sind Silbermünzen in der Grösse eines Zwanzigers, nur etwas dünner (mit Ausnahme einiger kleinen, wie die sonstigen silbernen Groschen: Bern — dann Rudolph II. mit der Aufschrift gros cesky) meistens alle von Wladislaw II., welcher, wie bekannt, als König von Böhmen vom Jahre 1141 bis 1174 regierte, und dem deutschen Kaiser Friedrich die Polen und Mailänder besiegen half.

E. R. Bezdiczka.

Literarische Anzeigen.

Österreichs kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. Herausg. von Fr. Springer u. R. v. Waldheim, in Fol. Wien 1856—1858. 1. u. 2. Lief.: Maria Stiegenkirche in Wien. Beschr. von Dr. Ed. Freih. v. Sacken, mit 9 Taf. u. 20 Holzschn. im Text. 3.—6. Lief. Friesach. Beschr. von Dr. Heinr. Hermann, mit 13 Taf. u. 14 Holzschn. im Text.

In demselben Jahre als die Publicationen der k. k. Central-Commission und die „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates" ins Leben traten, wurde auch das Erscheinen des vorliegenden Werkes angekündigt und in dem Programme das Versprechen geleistet, „die kirchlichen Kunstdenkmale der Vorzeit Österreichs in einer allgemein gefälligen Form darzustellen, um nicht nur für die Kunst Materiale zu liefern, sondern auch das Vorhandensein so schöner Denkmale, wie sie Österreich besitzt, im weiteren Kreise zur öffentlichen Kenntniss zu bringen." Wir haben von beiden ersten Lieferungen keine Erwähnung gethan, weil dieselben nichts Neues enthielten und die Darstellung des Objectes Manches zu wünschen übrig liess. Um nicht gegen das junge Unternehmen einen Tadel auszusprechen und seiner Entwicklung hemmend entgegen-

zutreten, schwiegen wir daher und warteten das Erscheinen der nächsten Lieferungen ab, um vielleicht aus dem später Gebotenen einen erwünschten Anlass zu finden, demselben freundlich und ermunternd entgegen kommen zu können. Die folgenden vier Lieferungen, welche bisher erschienen, behandeln die Kunstdenkmale von Friesach und zwar das Petersschloss, die St. Bartholomäkirche, die Friedhof-Rotunden St. Michael und St. Kunigunde, die Kirche und das Kloster der Dominicaner, das ehemalige Cistercienser-Frauenkloster mit der Kirche zum h. Blut, das Comthurhaus und die Kirche des deutschen Ordens, den St. Vigilienberg und die Bergveste Gayersberg. Die Wahl dieser Kunstgegenstände war jedenfalls eine glücklichere, denn sie bieten eine Fülle von interessanten mittelalterlichen Kunstschätzen, die bis jetzt noch keine eingehende Würdigung gefunden haben. Friesach besitzt eine grosse Vergangenheit, es war im Mittelalter sowohl in kirchlicher wie in politischer Hinsicht eine Stadt von grosser Bedeutung, weltliche und geistliche Fürsten hatten dort wiederholt ihren Sitz aufgeschlagen; hartnäckige und blutige Kämpfe wurden unter seinen Mauern geschlagen, aber auch Wissenschaften und Künste fanden dort eine freundliche Stätte, und die Merkmale ihrer Blüthe liefern heute noch einen reichen Stoff für das Studium der Kunst- und Alterthumsfreunde. Friesach ist daher auch eine der dankenswerthesten Aufgaben für den Geschichtsforscher, Archäologen und Künstler und die Stadt lohnt sich der Mühe mit vollem Ernst die dort gestellten wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen. Wenn wir nun die vorliegende Arbeit einer genauen Prüfung unterziehen, so drängt sich uns leider die Überzeugung auf, dass dieselbe nur ungenügend gelöst wurde. Schon der Text des Herrn Dr. Heinr. Hermann, worauf wir in diesem Hefte eingehen wollen, nimmt Wunder, wie ein Mann, der mit geschichtlichen Arbeiten sich beschäftigt, so wenig verlässlich bei Bearbeitung des historischen Theiles zu Werke gehen konnte und nicht berücksichtigt hat, dass in unsern Tagen Jeder, der mit historischen Arbeiten sich beschäftigt, verpflichtet ist, Gewissenhaftigkeit und fleissiges Quellenstudium zu bethätigen und nicht Irrthümer fortzupflanzen, die schon längst durch neuere Forschungen widerlegt wurden. Es liegen uns wenigstens aus der Feder von Freih. v. Ankershofen die Nachweisungen zu einer Reihe der gröbsten Verstösse vor, welche sich Dr. Hermann bei Bearbeitung seines Textes zu Schulden kommen liess. Wir wollen sie hier ausführlich veröffentlichen, um den herben Ausspruch zu rechtfertigen.

Friesach soll als Carolingisches Besitzthum zuerst unter K. Arnulf im Jahre 890 vorkommen. Es ist offenbar die Urkunde K. Arnulf's vom 20. November 890 gemeint, womit dieser die Besitzungen der Salzburger Kirche bestätiget. Unter diesen erscheint auch Friesach. Wenn nun Friesach unter K. Arnulf eine Besitzung der salzb. Kirche war, kann selbes keine Carolingische Besitzung mehr gewesen sein (Anhang zur Juvavia S. 112). Der Hof Friesach hat schon unter König Ludwig dem Deutschen, dem Grossvater Arnulf's, aufgehört ein Carolingisches (richtiger ein Fiscal-) Gut zu sein; denn selbes erscheint unter den Höfen, deren Eigenthum König Ludwig d. D. am 2. November 861 der Salzburger Kirche abtrat, nachdem sie selbe schon früher als Beneficium inne hatte (Anhang zur Juvavia S. 95, Nr. 38). — Hermann schreibt dem Ambros Eichhorn die Hypothese von zwei Hemmen nach, obschon das Grundlose und Unhaltbare dieser Hypothese schon vor neun Jahren durch Muchar umständlich dargethan wurde (Archiv für Gesch. Stat. etc. Jahrg. 1828, Nr. 25 und 26). Unbegreiflich ist, wie die sogenannte ältere Hemma eine Enkelin K. Heinrich's II. (des Heiligen) genannt werden kann, da dieser bekanntlich in Enthaltsamkeit lebte, keine Kinder, und somit keine Enkelin hatte. Wenn K. Heinrich II. im Jahre 1015 eine Hemma urkundlich neptu nostra nennt, so ist dieser Ausdruck nicht mit Enkelin, sondern mit Verwandte zu übersetzen (Hormeyer's Archiv für Süddeutschl. II, S. 225, Nr. XI). Nur neuere Bearbeiter der Hemma-Legende erzählen, dass Hemma's Gatte, Graf Wilhelm, wegen der Reue über die nach Ermordung seiner Söhne geübte Rache seine Pilgerschaft angetreten habe, wogegen die älteste, einem St. Lambrechter Codex entnommene Legende sich dahin ausspricht: Haec (Hemma) cuidam Lantgravio Wilhelmo nomine a parentibus est legitime copulata: qui annis aliquibus secum deductis *peregrinandi licentiam ab ea petiit;* et sic — ad visitanda Sanctorum limina sine reversione accessit. Illa vero, viro *dimisso* et duobus filius tempore adolescentiae de mundo jubletis Christum Jesum pro sobole suscipiens etc. (Acta Sanct. T. V. Junii p. 300). Auch Hemma selbst sagt in einer Urkunde vom 3. Februar 1043 von sich: merito meo beate nemo ve viduata et filiis meis male peremptis orbata (Eichhorn's Beiträge zur älteren Topographie und Geschichte des Herzogthums Kärnthen I. S. 183). Dass Hemma früher Witwe wurde und erst später ihre Söhne verlor, ist deutlich genug ausgesprochen. Hemma, die Gründerin des Gurker Stiftes, soll im Jahre 1043 ihr ganzes Eigenthum, somit auch Friesach, dem Metropoliten von Salzburg zur Verfügung gestellt haben. Allein Erzbischof Baldwin sagt in seiner über die im Jahre 1042 erfolgte Gründung des Gurker Stiftes und die in diesem Jahre und in dem folgenden 1043 gemachten Schenkungen ausgefertigten Urkunde ausdrücklich: Eodem die post consecrationem altaris (15. August 1042) legendo tradiderat (Hemma) eidem ecclesie (von Gurk) permanum advocat, sui Swicheri *quicquid sibi proprietatis erat in toto tractu Vriesach* cum mercatu (Eichhorn a. a. o. I, S. 178). Wenn Hemma im Jahre 1042 ihr ganzes Eigenthum im Bezirke von Friesach der Gurker Kirche gab, so konnte sie ein Jahr später Friesach nicht mehr zur Verfügung des Metropoliten von Salzburg stellen, wie denn auch wirklich in der Urkunde K. Lothar III. vom 18. October 1030 das predium circa Friesach et forum unter den Gütern aufgeführt erscheint, welche K. Lothar III. der Gurker Kirche bestätiget (Archiv für Gesch. etc. 1820, S. 342). Hätte der Verfasser die Urkunde K. Ludwig's des Deutsch. vom 2. November 861 gekannt und in der Urkunde vom 9. und 10. Mai 928 nicht übersehen, dass Erzbischof Adalbert den Hof Friesach dem edlen Wemont und der Frau desselben mit dem ausdrücklichen Vorbehalte übergeben habe, dass das Uebergebene nach dem Tode der Empfänger, ihrer Söhne und Töchter der salzb. Kirche wieder heimfallen soll, und würde er aus der eben angeführten Bestätigungsurkunde Kaiser Lothar's III. ersehen haben, dass Friesach nicht das Besitzthum Eines Herrn war, sondern, dass sich in Friesach neben Gurker auch salzburgisches Besitzthum befand, würde er sich die Frage, wie Salzburg Besitzungen in Friesach erhielt, leichter und richtiger beantwortet haben, als dieses in seinem Texte geschehen ist. — Erzbischof Gebhard soll das Bisthum Gurk mit Zehenten reich dotirt haben. Allein wir besitzen das Schreiben des Papstes Gregor VII. womit er am 17. Juni 1075, also vier Jahre nach Errichtung des Bisthumes Gurk, den Erzbischof Gebhard auffordert: den eingesetzten neuen Bischof in den Genuss der Zehente zu setzen und ihn zur Verantwortung zieht, weshalb er jenem den Genuss der bischöfl. Zehente vorenthelte? (Hansig Germ. Sacra. II, p. 179). Erst dem Erzbischof Konrad I., dem Nachfolger Gebhard's, war es möglich, dem Gurker Bischofe die Diöcesangrenze und den Bezug der Zehente innerhalb derselben mit Urkunde vom 16. Juli 1131 anzuweisen. In dieser Urkunde (bei Eichhorn a. a. o. I, S. 211—217) heisst es von der Gurker bischöfl. Kirche ausdrücklich: que a die fundationis sue preter insigne episcopalis nominis et officii nec terminum barronie nec aliud quicquam abtinuerat. Wie kann also von einer Dotirung und vollends von einer reichen Dotirung des Gurker Bisthumes durch Erzbischof Gebhard die Rede sein? — Zur Seite XXII muss bemerkt werden, dass keineswegs Oswald der letzte Chorbischof in Kärnthen war; denn wir finden urkundlich einen Chorbischof Golebert, welcher der Kirche von Marie Saal noch im Jahre 945 vorstand (Ankershofen, Handbuch II.

S. 523—525). Auf derselben Seite wird behauptet, dass die erzb. Archidiakonen **n i c h t b e i M a r i a S a a l**, sondern in Friesach zu finden seien und dass ausser der Propstei mit dem Archidiakonate St. Virgil in Friesach auch die Propstei mit dem Archidiakonate St. Virgil in Friesach bestanden habe, so dass wir oft beide Dignitäre gemeinschaftlich handelnd oder Zeugniss gebend auftreten sehen. Zum Beweise dessen wird sich auf eine Urkunde vom 19. März 1151 berufen, in welcher die Erzpriester Hademar und Engelram als Zeugen aufgeführt werden. Wer aber diese einfach als Erzpriester aufgeführten Zeugen waren, zeigt am besten die von dem Textverfasser bald darauf selbst angeführte Urkunde vom (6.) September 1161, Hademar war Erzpriester und Pfarrer in Friesach, Engelram Erzpriester in M a r i a S a a l.

Auch die Grabschriften in der Pfarrkirche S. XXV sind wesentlich fehlerhaft copirt, so ist auf dem Gruftsteine im Presbyterium nicht das zu lesen, was angegeben wird, sondern es muss bemerkt werden, dass der nördliche Theil des Randes fehle. Die hiedurch mangelhafte Umschrift setzt aber in folgender Weise fort:

NIS DECEAMB. OBIIT DN̄S GEROLDVS EP̄S EC̄CE GVRCENSIS VICE DN̄S FRISACENSIS FVOATOR HVIVS CI

Das *nis* mag richtig durch *Nonis* e r g ä n z t sein; dagegen ist aber die Ergänzung des *ci* in *Civitatis* bestimmt unrichtig und ist wohl nur mit *cimiterium* zu ergänzen, denn der Grabstein bildet den Schlussstein der Gruft unter dem Presbyterium. Solche Willkürlichkeiten müssen strenge gerügt werden, weil sie den Forscher irreleiten. Von dem Todesjahre † 1333 ist keine Spur.

Die Grabschrift des angeblichen Lavanter Bischofs Peter G e s s, ebenfalls auf S. XXV., lautet richtiger:

ANNO DN̄I MCCCLXIII. VIII KAL. FEBRVARII HOC FVIT (?) IN DIE CONVERSIONIS S PAVLI AP̄LI DNS PETRVS ĒCCE (sic) LAVENTINE EP̄S ET VIC DOMINVS IN FRISACO OBIIT ET HIC SEPVLTVS

Es ist nicht zu begreifen, wie man statt des deutlich lesbaren ECCE einen GESS herausbringen konnte.

Unrichtig sind auch die Grabschriften der Cellerari im Kreuzgange des Dominicaner-Klosters copirt. Sie lauten:

† AN. DO. M.CC.LXX.VI. XIIII † KAL IV̄N PILRIMVS. CELLARI' OB' AN DO . MCCCXXVII. XVII KAL NOVEMB' VAI S' DEGRADVC FILIV', PILGRIMI CELERARII

ANNO DO M.CCC.XX XVI KAL APRIL' & † PILGRIMVS FI PILGRI CELERRII

Der Stein hat sich stark abgeblättert und die Schrift ist desshalb unsicher zu lesen. Soviel ist aber gewiss, dass das nicht darauf zu lesen, was nach S. XXVIII zu lesen sein soll.

Ich glaube, dass die Celerari einer bürgerlichen Familie angehörten, deren deutscher Name Kellner latinisirt wurde.

Die Angabe, dass Raimund von Pennafort in Friesach das canonische Recht gelehrt habe, ist eine ganz unbegründete und haltlose. Es besteht hierüber nicht einmal eine Klostersage. Dagegen ist der Stein unter der Kanzel in der Dominicaner-Kirche mit der Aufschrift hic stabat Thomas ab Aquin übergangen und die Sage unberührt gelassen worden, dass Thomas v. Aquin in Friesach gepredigt habe.

Unbegreiflich ist es, wie H e r m a n n schreiben kann, dass Herzog Marquard von Kärnthen die Cistercienser-Nonnen in Greuth bei Neumarkt in Obersteier eingeführt habe. Herzog Marquard starb 1076 und die Stiftung des Cistercienserordens kann nicht vor 1090 angenommen werden. Das e r s t e Kloster von Cistercienser-Nonnen gehört Frankreich und die Stiftung desselben dem Jahre 1120 an.

Die Behauptung S. XXXII, dass Herzog Engelbert v. Kärnthen sich an dem Erzstifte Salzburg wegen der Wahl des Bischofs Hillebold von Gurk zum Salzburger Vizedome habe rächen wollen, ist ganz unbegründet. Der Kampf des Herzogs Engelbert in Friesach war, wie die Geschichtquelle (Vita Chunradi c. 15 u. 16 in Perz. Mon. H. G. XI. p. 71 u. 72) zeigt, ein e r e r b t e r, von dem Vorfahrer des Herzogs Engelbert, dem Herzog Heinrich aus dem Eppensteiner Geschlechte begonnener, von dessen Nachfolger Heinrich wieder begonnener und von seinem Bruder Engelbert fortgesetzter Kampf und hatte einen ganz andern Grund als den Wunsch Vicedom in Friesach zu werden.

Die Note ** auf Seite XXXII ist ein vergeblicher Versuch, den Fehler in dem ersten Hefte, dass H e m m a ihr ganzes Eigen, somit auch Friesach, im Jahre 1043 zur Verfügung des hohen Metropoliten zu Salzburg gestellt habe, zu entschuldigen. Durch die über die Stiftung des Gurker Klosters errichtete Urkunde (Eichhorn's Beiträge I. S. 178—182) ist nun einmal erwiesen, dass H e m m a bei der Altarweihe im Jahre 1042 alles ihr im ganzen Bezirke von Friesach gelegenes Eigenthum ihrer Stiftung in Gurk schenkte, folglich ein Jahr später nichts mehr in oder zu Friesach dem hohen Metropoliten von Salzburg rechtlich zur Verfügung stellen konnte. Durch die Urkunde des K. Lothar III. vom 18. October 1130 womit dem Bisthum Gurk sein Güterbesitz bestätiget wird, wird bewiesen, dass sich das Bisthum Gurk, welches der Abtei Gurk in ihren Rechten nachfolgte, noch im Jahre 1130 im Besitze alles dessen befand, was Hemma in Friesach der von ihr gestifteten Abtei Gurk gegeben hatte, folglich auch factisch dem Erzbischofe nichts in oder zu Friesach abgetreten habe. In der Zeit von 1115 bis 1130 wurde nicht desshalb verhandelt, dass Gurk von Salzburg Rechte in Friesach erwerben sollte, sondern vielmehr umgekehrt desshalb, damit Salzburg von Gurk erwerbe. Es hätten daher schon A n k e r s h o f e n's Regesten, welche Hermann anführte und somit kennt, die aber E i c h h o r n, B e r g m a n n und H o h e n a u e r, als sie schrieben, noch nicht kennen konnten, Hermann aufmerksam machen können, dass Hemma ihre Güter und Rechte in Friesach nicht an Salzburg, sondern an Gurk abgetreten haben müsse. Hermann's Behauptung ist daher nicht mehr eine in zweifelhaften Sachen erlaubte individuelle Ansicht, sondern ein Verstoss gegen die sonnenklare historische Wahrheit.

Was endlich die Behauptung H. anbelangt (S. XXX), dass Erzbischof Eberhart II. von Salzburg den Deutsch-Ordensrittern die Verleihung des Patronatsrechtes bezüglich der Kirche in Grosssonntag bestätigt, so wurde die Urkunde nicht auf der Reise des Erzbischofs nach Steiermark, sondern fünf Jahre später, am 27. Jänner 1236 ausgefertigt und dass hierin von der angeblichen Erwägung, dass die Deutsch-Ordensritter die Bildung des slavischen oder wendischen V o l k e s sich besonders angelegen sein liessen, nichts, sondern nur die Erwägung zu lesen sei, das durch die klugen Anordnungen der Ritter die Besserung der dortigen slavischen Kirchengemeinde (von Grosssonntag) gelingen dürfte.

* Giovanni B o s i s i o, bekannt durch sein Werk: Intorno al luogo del supplizio di Severino Boezio (Pavia, Fusi 1855, 4º), hat eine Monographie über die Kathedrale von Pavia unter dem Titel: Notizie storiche del tempio cattedrale di Pavia (Pavia, Fusi 1 Bl., 167 S.) herausgegeben. Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten berichtet er, nach vorausgegangener kritischer Prüfung älterer Schriftsteller, über die Kirche von ihrer Gründung bis zum J. 1839. Er stützt sich hiebei auf ältere verdienstliche Forschungen. Der dritte Abschnitt enthält eine Darstellung der im und am Dome von den Jahren 1839 — 1857 vorgenommenen und ausgeführten Arbeiten, woraus hervorgeht, dass die Bevölkerung von Pavia in wenigen Jahren die Summe von 250.000 Lire beigetragen, um die Kathedrale zu erweitern und auszuschmücken.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 11. III. Jahrgang. November 1858.

Emails aus dem Dome zu St. Stephan in Wien, nebst einer Übersicht der Entwickelung des Emails im Mittelalter.

Von Dr. Gustav Heider.

I.

Die Entwickelung des Emails im Mittelalter [1]).

Der Name „Email" wird überhaupt einem mit metallischen Oxyden gefärbten Glasstoffe beigelegt, welcher die Eigenschaft seines Durchscheinens beibehält und auf Thon, Glas oder Metall aufgetragen wird. Von letzterem, nämlich den auf Metall aufgetragenen Emails, unterscheidet man drei Arten, nämlich:

a) die incrustirten, wobei die Zwischenräume der auf einer Metallfläche gezogenen und hervorragenden Umrisse musivartig eingelassen werden;

b) Relief-Emaillen, wobei die in sanfter Erhebung auf der Fläche angebrachten Figuren und Ornamente mit durchscheinenden Emailfarben colorirt werden; endlich

c) eigentliche Emailgemälde, wobei die Metallfläche nur als Grund für die Emailfarben dient, welche in ähnlicher Weise wie bei anderen Gemälden mit dem Pinsel aufgetragen werden.

Die erste Art scheint die ausschliessliche des Alterthums wie auch des Mittelalters bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts gewesen zu sein. Italienische Kleinkünstler waren es, welche um diese Zeit die zweite Art in Anwendung brachten, während die Erfindung der eigentlichen Emailgemälde der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört und zuerst von Limoges ausging.

Wir ziehen hier blos die sogenannten *Emaux incrustés*, die erste der aufgeführten Arten, in Betracht, da dieselben der Blüthezeit dieses Kunstzweiges angehören und für das Verständniss des von uns vorgeführten Objectes zunächst von Wichtigkeit sind.

Sie werden auf zweifache Weise erzeugt:

Entweder wird die Zeichnung des Gegenstandes, welchen der Künstler darstellen soll, mit Metallstreifen dargestellt, welche auf den Metallgrund befestigt werden *(émaux cloisonnés)*, und es werden sodann die Zwischenräume mit Email eingelassen;

oder es wird die Metallplatte selbst mit dem Stichel derart bearbeitet, dass Vertiefungen für das Email gebildet, hingegen die Umrisse der Zeichnung aus dem Metallgrunde hervorstehend belassen werden *(émaux champlevés)*.

Die Emails ersterer Art sind ziemlich selten und haben vorzugsweise den Zweck, ein zartes edelsteinartiges Mosaik hervorzubringen; sie finden sich daher vorzugsweise auf kleineren Gegenständen der Goldschmiedekunst, häufig auch als selbstständige Erzeugnisse zur Ornamentirung von Stoffen u. s. f. in Anwendung gebracht.

Die Emails letzterer Art sind sehr häufig, sie werden gewöhnlich auf einem umfangreicheren Metallgrunde ausgeführt und dienen nicht gleich den ersteren blos als Verzierungsbestandtheile von Kunstobjecten, sondern bilden in den meisten Fällen selbstständige Verkleidungen von Altären u. s. f. und werden für eine ganze Reihe von Gegenständen des christlichen Cultus angewendet. Im Vordergrunde stehen die Reliquienschreine, Kreuze, Columbarien, ferner Ciborien, Bischofstäbe, Bücherdeckel u. s. f. Die Emails ersterer Art sind die älteren und durchweg der orientalischen Kunst oder ihrer Nachahmung angehörig, während die Emails letzterer Art ebenso entschieden ein Eigenthum der occidentalischen Kunst sind, daher Kugler beide Arten zur kürzeren Bezeichnung als orientalische und occidentalische Emails unterscheidet.

[1]) Wir entnehmen diese Darstellung mit Zustimmung des Verfassers der 2. und 3. Lieferung des II. Bandes der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. Gustav Heider und Prof. R. v. Eitelberger (Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart).

Ohne uns auf die Beantwortung der Frage einzulassen, in welchem Umfange die Technik des Emails bei den Völkern des Alterthums bekannt gewesen sei, ziehen wir vorerst die Entwicklung derselben in Betracht, welche das Email in dem orientalischen Kaiserreiche genommen hat, von woher dieser Kunstzweig in die Abendlande, und zwar zuerst nach Italien herüberkam.

Zur Zeit des Kaisers Constantin, welcher Constantinopel vergrösserte und die von ihm daselbst erbauten Kirchen mit reichem Schmucke versah, scheint die Kunst des Metallemails noch unbekannt gewesen zu sein, wenigstens finden wir in den historischen Schriften dieses Zeitabschnittes, obgleich sie in eingehender Weise des reichen Kirchenschmuckes und der heiligen Gefässe erwähnen, mit welchen der Kaiser die Kirchen beschenkte, keine Aufzeichnung, die uns vermuthen liesse, dass die Kunst des Emails während dieser Zeit zur Verzierung des Metalles angewendet worden sei. Ein unbekannter Autor des 11. Jahrhunderts, welcher ein noch aus den Zeiten dieses Kaisers herrührendes Kreuz beschreibt, führt zwar an, dass es mit Edelsteinen und Glasfluss geschmückt gewesen sei, allein es geht wohl nicht an, unter letzterem einen Emailschmuck zu verstehen, da auch der griechische Ausdruck, dessen er sich bedient, von jenem abweicht, mit welchem gleichzeitige Schriftsteller das Email bezeichneten. Ein sicheres Zeugniss über die Übung dieses Kunstzweiges zu Constantinopel begegnet uns erst aus den ersten Jahren des 6. Jahrhunderts bei Aufzählung der Gegenstände, welche Kaiser Justin I. (518 † 527) dem Papste Hormisdas (514 † 523) zum Geschenke machte. Unter denselben finden wir nämlich eine goldene Leuchterschale mit Emailschmuck (gabatam electrinam) erwähnt. Zur Zeit seines Nachfolgers Justinian, welcher sowohl zu Constantinopel als in dem ganzen Umfange des byzantinischen Reiches eine grosse Anzahl Kirchen baute und sie mit reicher Einrichtung in Gold und Silber begabte, wurde das Email schon häufig zum Schmucke für die Goldschmiedekunst verwendet, und es unterliegt keinem Zweifel, dass bei dem prächtigen Altare, mit welchem dieser Kaiser und seine Gemahlin Theodora die Sophienkirche beschenkten, der Emailschmuck schon eine vorragende Stelle einnahm. Auch die Eingangspforten zum Baptisterium und Narthex dieses Gotteshauses waren nach dem Zeugnisse des früher erwähnten Anonymus mit Email geziert, wie auch viele andere Werke, die aus der Zeit Justinian's erwähnt werden. Auch blieb diese Kunst nun nicht mehr auf blosse Verzierungen beschränkt, sondern wurde bereits auch auf figuralische Darstellungen ausgedehnt, ja unter dem Kaiser Constantin, dem in Purpur gebornen, welcher alle Künste sorgsam pflegte und dem auch die Kunst des Emails einen beträchtlichen Aufschwung verdankt, finden wir es sogar zur Anfertigung von Portraits angewendet, und bereits waren kleinere Emailgegenstände, welche in grosser Fülle angefertigt wurden, ein Gegenstand des Handels geworden, welcher sie in das Abendland brachte, woselbst sie von den dortigen Goldschmieden als Verzierung an den von ihnen verfertigten Gegenständen angebracht wurden. Selbst als im 9. Jahrhundert die Kunst des Emails von Byzanz aus nach Italien gelangte, und weiter bis tief in das 13. Jahrhundert, waren im Abendlande die Erzeugnisse der byzantinischen Emailkünstler sehr gesucht und blieben es ohne Unterbrechung bis zum Sturze des byzantinischen Kaiserreiches. Wir verweisen hier nur auf einige Hauptwerke, welche aus Byzanz stammen oder doch durch Künstler von dorther ausgeführt wurden, als die Krone Karl's des Grossen in der Schatzkammer zu Wien [1], das Kreuz, welches Kaiser Lothar der Kirche zu Aachen darbrachte [2], die berühmte Altartafel in der Marcuskirche zu Venedig, welche im Auftrage des Dogen Orseolo in Constantinopel ausgeführt wurde [3]) und vieles Andere. Doch waren alle diese Emails nur auf Goldgegenständen angebracht; erst gegen Ende des 11. oder im Beginn des 12. Jahrhunderts, und auch dann nur in seltenen Fällen, wurden Emails auf Kupfer angefertigt.

Ziehen wir zunächst Italien in Betracht, so finden wir, dass zum ersten Male unter dem Pontificate des Hormisdas († 523) eines von Constantinopel nach Rom gelangten Emails Erwähnung gemacht wird; aus dem Schlusse des 6. Jahrhunderts werden die von Gregor dem Grossen der Königin Theodolinda geschenkten griechischen Emails aufgeführt; zwei Jahrhunderte verfliessen hierauf, ohne dass uns ein Zeugniss über das Herübergelangen byzantinischen Emails entgegentritt. Erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts erfahren wir, dass Papst Hadrian I. einen Altar mit goldenem und emaillirtem Getäfel, und ein Abt von Monte Cassino ein silbernes Ciborium mit Gold und Email schmücken liess. In den darauf folgenden fünfzig Jahren, insbesondere unter den Päpsten Leo III. und Leo IV., kam eine Reihe prächtiger Emailwerke zur Ausführung, von der Mitte des 9. Jahrhunderts ab hingegen finden wir durch den Zeitraum fast zweier Jahrhunderte nur acht Gegenstände aufgeführt, bei welchen die Emailkunst unzweifelhaft in Anwendung gebracht war, aber wahrscheinlich nur in der Weise, dass die von italienischen Goldschmieden gefertigten Goldschmiedeobjecte mit, von Byzanz oder aus dem Oriente im Handelswege bezogenen, oder von griechischen im Abendlande angesiedelten Emailkünstlern angefertigten Verzierungsgegenständen ausgestattet wurden. Dieses scheint auch die Thatsache zu bestätigen, dass im 10. Jahrhunderte der Abt von Monte Cassino, als er in seiner Kirche einen Altar aus emaillirtem Golde errichten wollte, sich genöthigt sah, einige seiner Mönche mit dem Auftrage nach Constantinopel zu schicken,

---

[1]) Bock: Reichskleinodien in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, II. Band, S. 89 und ff.

[2]) Melanges d'Archéologie. Paris 1847—1849, I, 203 u. ff. Taf. XXXI u. XXXII

[3]) Labarte a. a. O. S. 17 und Somerard: Les arts au moyen-âge. Série X, pl. XXXIII.

daselbst die für diesen Altar nothwendigen Emailtafeln anzukaufen. Auch war es dieser Abt, welcher zuerst aus Constantinopel eine Reihe Künstler der verschiedenen Gattungen berief und sie zum Unterrichte in seinen Klosterschulen verwendete. So wurden in Italien eigene Emailschulen begründet und diese müssen es gewesen sein, welche nunmehr die heimischen Kunstobjecte anfertigten, weil seit dem 12. Jahrhunderte Italien aufhörte seine Emails ausschliesslich aus dem Oriente zu beziehen, und die Toscaner sich schon damals in diesem Kunstzweige eines grossen Rufes erfreuten. In Bezug auf die Technik schlossen sich diese Erzeugnisse enge an die in Byzanz geübten an, welche wir im Eingange als jene der *Emaux cloisonnés* bezeichneten, und diese Technik blieb bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die ausschliessliche. Erst um diese Zeit fingen die italienischen Künstler an, auf emaillirtem Grunde Reliefffiguren anzubringen, und im Beginn des 14. Jahrhunderts wurde ein neues System der Ornamentation, welches in Frankreich bereits im 13. Jahrhundert in Übung stand, angewendet, welches darin bestand, dass im emaillirten blauen Grunde ciselirte Verzierungen oder Figuren von Silber angebracht wurden. Beispiele dieser Kunstübung sind der Aufsatz des silbernen Altares zu Pistoja und der Altar in der Taufcapelle des h. Johannes zu Florenz. Doch wendete sich die Mehrzahl der Emailkünstler seit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts jenem Verfahren zu, welches darin bestand, dass Reliefciseluren mit durchscheinendem Email umgeben wurden, worin sie einen hohen Grad der Vollendung erreichten.

In den übrigen Ländern des Occidents datirt die Ausübung dieses Kunstzweiges aus den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts. Wir müssen dieses annehmen, weil, wenn während des langen vorausgegangenen Zeitraumes bereits die Emailkunst von den heimischen Kleinkünstlern in Anwendung gebracht worden wäre, gewiss in den zahlreichen und oft sehr eingehenden Zeugnissen, welche uns über den Kunstfleiss unserer Vorfahren aufbewahrt sind, der hierauf bezüglichen Werke Erwähnung geschehen würde, was jedoch nicht der Fall ist, und die wenigen Kunsterzeugnisse von diesem Zeitraume, wie die beiden goldenen Emailringe im britischen Museum, wovon einer dem Könige Ethelwulf (836 † 857) und der andere dem Bischofe von Sherborne Alhstan (817—867) zugeschrieben wird, von zu geringer Bedeutung sind, um sie als Beweise des Bestandes einer heimischen Übung dieses Kunstzweiges anzusehen.

Erst die Heirath des Kaisers Otto II. mit der Prinzessin Theophanie führte eine nähere Verbindung des Abendlandes mit dem Orient herbei, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist [1]). Es ist nicht zu bezweifeln, dass unter den Gegenständen von Gold und Silber, welche die reiche Ausstattung dieser Prinzessin bildeten, auch die Kunst des Emails, welche gerade damals in Constantinopel eine hohe Stufe der Vollendung erreicht hatte, in würdiger Weise vertreten gewesen sei, wie auch angenommen werden muss, dass diese Prinzessin, von einem Hofe stammend, wo der Übung aller Künste eine bevorzugte Stätte bereitet wurde, es nicht unterlassen haben wird, an ihren Hof die besten Künstler jedes Faches heranzuziehen und zu beschäftigen. Auch die Wahl des kunstsinnigen Berward, späteren Bischofs von Hildesheim (992 † 1022) zum Lehrer ihres Sohnes Otto III. ist ein Beweis ihres gehobenen Sinnes für Kunst und Wissenschaft. Dieser Bischof errichtete in seinem Hause eigene Werkstätten für Metallarbeiter der verschiedensten Art, welche er täglich besuchte und dabei die Arbeit jedes Einzelnen prüfte und verbesserte. Auch zog er junge Künstler an den Hof und schickte einzelne zum Behufe ihrer Ausbildung in der Goldschmiedekunst auf Reisen. Aus seinen Händen ging eine Reihe sehr kostbarer Goldschmiedearbeiten hervor, welche uns sein Biograph Tangmar schildert: und wenn er auch nicht selbst die Kunst des Emails übte, so darf doch angenommen werden, dass er diese Kunst zuerst nach Deutschland verpflanzt habe.

Auch gehören die ersten Emailwerke, welche für eine von Byzanz unabhängige Übung dieses Kunstzweiges zu sprechen scheinen, seiner Zeit an. Es sind dies zwei Buchdecken in der königl. Bibliothek zu München. Die eine stammt aus dem Domschatze von Bamberg und ist mit einer auf Kaiser Heinrich II. (1002—1024) bezüglichen Inschrift versehen; sie hat ein figurenreiches Elfenbeinrelief und umher einen breiten Goldrand mit kleinen Emaillen, Steinen und Perlen. Zwölf der Emaillen, die Brustbilder Christi und eilf Apostel darstellend, sind bestimmt byzantinische Arbeit, vier andere Rundstücke mit den Symbolen der Evangelisten zeigen das byzantinische Verfahren in etwas derberer Fassung und zugleich etwas grellere Farbentöne. Noch entschiedener sprechen für den Ursprung ausserhalb Byzanz zwei ebenfalls runde Emailstücke, die auf dem Prachtdeckel der Kiste befindlich sind, welche das Evangelarium aus Kloster Niedermünster in Regensburg einschliesst: Bilder Christi und Mariens, letzteres mit lateinischer Beischrift.

Auch fehlt es nicht an Beweisstellen gleichzeitiger Schriftsteller, welche darauf hindeuten, dass unter diesem Kaiser die Emailkunst in Deutschland ausgeübt worden sei. So wird unter den Geschenken, mit welchen dieser Kaiser die von dem Bischof Dittmar von Merseburg erneuerte Kirche schmückte, auch ein Evangelienbuch aufgeführt, dessen Decke jener zu München ähnlich war, und als er im Jahre 1022 mehrere Tage in Gemeinschaft mit dem Papste Benedict VIII. in der Abtei zu Monte Cassino zubrachte, legte er bei seiner Abreise reiche Geschenke auf den dem

[1]) Über den Einfluss der Verbindung dieser beiden Kaiserhäuser auf die Kunst des Orients, vgl. Schnaase: Geschichte der bildenden Künste IV, 2, 367 u. ff.

heil. Benedict geweihten Altar, worunter sich auch ein Kelch von Gold, mit Edelsteinen, Perlen und schönen Emails geschmückt, befand.

Alle diese Werke waren ohne Zweifel in der bisher üblichen Technik des byzantinischen Emails gearbeitet, und für die Übertragung derselben nach Deutschland liegen uns noch weitere Kunsterzeugnisse aus dem 11. Jahrhunderte vor, welche eine eingehendere Erwähnung verdienen. Sie bestehen in der Ausstattung einiger Prachtkreuze des Münsterschatzes zu Essen [1]). Das eine von diesen hat am Fusse ein Emailtäfelchen mit der Darstellung einer weiblichen Gestalt, die von einer männlichen einen Kreuzesstab empfängt, jene inschriftlich als: Mahthild Aba (tissa), diese als Otto Dux bezeichnet. Das zweite hat ausser sehr zierlichen ornamentistischen Emailstücken ein etwas grösseres Täfelchen mit der Darstellung der thronenden Maria, zu deren Füssen gleichfalls die „Mahtild Abba(tissa)“ kniet. Der künstlerische Styl dieser Emails ist noch wenig entwickelt, es lässt sich eben nur sagen, dass er im Allgemeinen dem Charakter des 11. Jahrhunderts entspricht. Die schwierige Technik stand hier ohne Zweifel einer freieren künstlerischen Bewegung hemmend gegenüber; mit dem Kunstcharakter dieser Emails stimmt es zusammen, wenn wir unter der als Äbtissin bezeichneten Mathilde, deren mehrere in der Reihe der Äbtissinen erscheinen, jene voraussetzen, welche aus bayrischem Herzogsgeschlechte entsprossen, in der Spätzeit des 11. Jahrhunderts dem Kloster vorstand. Für den „Herzog Otto“ mag dabei etwa an Otto von Nordheim, Herzog von Bayern und Sachsen, den bekannten Zeitgenossen Heinrich's IV. gedacht werden.

Frühzeitig wurde jedoch in Deutschland statt des Goldes, welches von den Byzantinern fast ausschliesslich für Email verwendet wurde, ein minder kostbares Material, nämlich das Kupfer, gebraucht, und an die Stelle der auf den Grund aufgelötheten Streifen treten die *Emaux champlevés*, wobei, wie bereits erwähnt, die Contouren der Ornamente und Figuren aus dem Metallgrunde gearbeitet und für die Emails vertiefte Stellen gebildet wurden. Man kann ohne Gefahr eines beträchtlichen Irrthums annehmen, dass diese Umwandlung bereits im 11. Jahrhundert eingetreten sei. Eines der ältesten Beispiele dieser Technik in Deutschland ist ein Reliquiarium, welches in der Kirche zu Siegburg (Cölner Diöcese) aufbewahrt wird und die Emailkunst in Deutschland noch in ihren Anfängen zeigt. Man setzt dasselbe in die Zeit der Ottone [2]). Ein zweites, dem 11. Jahrhundert angehöriges Email Reliquiarium befindet sich zu Hildesheim. Auch dieses zeigt noch die Unbeholfenheit und Rohheit, welche allen Kunstanfängen eigen sind, und stimmt in dieser Beziehung mit der Technik jenes im Schatze zu Hildesheim aufbewahrten Kreuzes überein, welches dem heil. Bernward zugeschrieben wird [1]).

[1]) Kugler a. a. O., S. 69 und Organ für christliche Kunst, II. Band, S. 2 u. ff.

[2]) Organ für christliche Kunst, III. Bd., S. 149 u. ff.

Wir sehen in diesen Werken die ersten Anzeichen einer sich in Deutschland bildenden Schule, welche von den Provinzen des alten lothringischen Königreiches ihren Ausgang fand. Die zahlreichen aus ihr hervorragenden Werke sind in den rheinländischen Kirchen aufbewahrt, und die auf einem Reliquienschreine in dem Schatze der Kirche zu Hannover befindliche Inschrift: Eilbertus Coloniensis me fecit, berechtigt zu der Vermuthung, dass Cöln der Mittelpunkt dieser Schule geworden sei [2]), und bereits im Beginne des 12. Jahrhunderts hatte sich der Ruf der rheinischen Schule so weit verbreitet, dass Abt Suger um das Jahr 1144 eine Anzahl rheinischer Emailkünstler an die Abtei St. Denis berief, um daselbst verschiedene Arbeiten anzufertigen, namentlich eine Säule, bestimmt ein Kreuz zu tragen, auf welcher mehrere Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente ersichtlich waren.

Im Style und in der Ausführungsweise schlossen sich die deutschen Emailleure bis gegen Schluss der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch den griechischen Künstlern an, welche ihre Lehrmeister waren. Nach dieser Zeit jedoch machten sie sich allmählich von den überkommenen Traditionen los und bildeten sich einen eigenthümlichen Styl, welcher vorzugsweise in den Reliquienbehältern ersichtlich wird. Diese hatten nämlich bis zum Beginne des 12. Jahrhunderts die Form von Kreuzen, Triptychen oder Kistchen (arca); man wählt nunmehr dafür die Form eines Grabes mit einem prismatischen Deckel. So ist der Sarg, welcher die Reste Karl's des Grossen umschliesst und in der Sacristei des Domes von Aachen aufbewahrt wird [3]). Der deutsche Ursprung dieses Prachtwerkes ist unbestritten und auch die Zeit seiner Anfertigung gibt uns die Geschichte kund. Kaiser Friedrich I. nämlich, nachdem er von dem Gegenpapste Pascal III. die Canonisation Karl's des Grossen erwirkt hatte, öffnete 1166 dessen Grab, um die Überreste der Verehrung des Volkes darzulegen. Mehrere kleine Gebeine wurden bei diesem Anlasse in besondere Reliquiarien geborgen, der Körper selbst aber in die erwähnte prachtvolle Arca gelegt, welche sowohl in ihrem Style mit den Arbeiten griechischer Künstler nichts mehr gemein hat und ihren deutschen Ursprung heraussstellt, wie auch durch Vollendung der Emaille eine schon längere Übung dieses Kunstzweiges bethätigt.

Aus derselben Zeit und Schule stammen auch der Reliquienschrein des heil. Heribert zu Deutz [4]) und ein Reliquiarium von vergoldetem Silber, welches im Louvre

[1]) Kratz: Dom von Hildesheim, II. Bd.

[2]) Vogel: Kunstarbeiten aus Niedersachsens Vorzeit, gibt auf drei Tafeln eine Abbildung dieses Reliquienschreines.

[3]) Melanges d'Archéologie I, pl. 43.

[4]) Organ für christliche Kunst, V. Bd., S. 230 und Kugler: Kleine Schriften, II. Bd., S. 332.

zu Paris aufbewahrt wird und einst einen Arm Karl's des Grossen umschloss, wie dies die mit Majuskelschrift angebrachte Inschrift darthut: Brachium SCI Gloriosissimi Imperatoris Karoli [1]). Es ist reich mit plastischen Figuren und in den Bogenfüllungen der Arcaden mit Blattornamenten und Email geschmückt, welche eine sehr zarte Zeichnung und eine grosse Reinheit der Ausführung zeigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit mag der Sarg der heil. drei Könige angefertigt worden sein, welcher in der Domkirche zu Cöln aufbewahrt wird [2]). Es war die erste Sorge des Bischofs von Cöln, Philipp von Heinsperg, für die Reliquien der heil. drei Könige, welche Kaiser Friedrich dem Bischof von Cöln, Reginald und dieser seiner Kirche zum Geschenke machte, einen ihrer würdigen Verschluss herzustellen, welcher ein Prachtstück der Goldschmiedekunst ist. Alle Seiten desselben sind mit Email geschmückt, und zwar in beiden Arten der Technik (nämlich mit *émaux cloisonnés* und *champlevés*) zum Beweise, dass die deutschen Künstler das Verfahren ihrer Lehrmeister, der Griechen, nicht ganz ausser Acht gelassen haben.

Einen weiteren überzeugenden Beweis von dem Vorrange, welchen zu jener Zeit die deutschen Emailarbeiten unbestritten einnahmen, finden wir in einer historischen Begebenheit aus dem Schlusse des 12. Jahrhunderts [3]). Um 1181 nämlich waren Mönche der Abtei Grandmont bei Limoges nach Cöln gegangen, um sich Reliquien der Gefährtinnen der heil. Ursula zu erbitten. Sie brachten deren zurück, die in verschiedene Schreine vertheilt wurden. Einer dieser Schreine, in üblicher Weise mit Emaillen verziert, ergibt sich aus einer nicht viel späteren Beschreibung als deutsches Fabricat mit den Bildern der Geschenkgeber der Reliquien, des Abtes Gerhard von Siegburg und des cölnischen Erzbischofes Philipp von Heinsperg und mit dem Namen des deutschen Verfertigers, Riginald. Man war also veranlasst gewesen, den Schrein gleichzeitig in Cöln zu bestellen, während man die Arbeit, hätte die Technik damals schon in Limoges geblüht, aus allernächster Nachbarschaft hätte beziehen können.

Ein weiterer sehr wichtiger Beleg für die Blüthe der Emailkunst in Deutschland im Laufe des 12. Jahrhunderts ist der sogenannte „Verduner Altar" zu Klosterneuburg bei Wien, ein Werk, welches in künstlerischer Beziehung eine Bedeutung hat, wie vielleicht kein zweites, und dessen Meister aus der Heimath jener Künstler stammt, welche Abt Suger einige Jahrzehende früher nach St. Denis berufen hatte [4]).

Dieses Werk bildete ursprünglich, wie die Pala d'oro in Venedig, die Bekleidung der Vorderseite des Altars und wurde erst später im 14. Jahrhunderte zum Altaraufsatze mit Flügeln umgestaltet. Aus den daran befindlichen Inschriften geht hervor, dass es durch Meister Nikolaus von Verdun gefertigt und 1181 in seiner ursprünglichen Stellung geweiht wurde, und dass 1329 eine Erneuerung und veränderte Aufstellung stattfand, bei welchem Anlasse den ursprünglichen 45 Tafeln 6 neue heigefügt wurden. Sie enthalten Darstellungen biblischen Inhaltes; alttestamentliche Scenen sind mit solchen des neuen Testaments auf sinnreiche Weise in wechselseitige Beziehung gesetzt. Die conventionelle Richtung des 12. Jahrhunderts bildet an den aus dieser Zeit stammenden Tafeln die entschiedene Grundlage ihrer stylistischen Behandlung. Aber sie entwickeln sich, wie Kugler treffend bemerkt, von solcher Grundlage aus zu einem energisch bewegten Leben, das bei manchem auffälligen Ungeschick, bei manchem sehr Übertriebenen, die beredteste dramatische Aussprache des Moments zur Erscheinung bringt; sie gestalten sich bei einzelnen, namentlich weiblichen Gestalten, zu den durchgebildeten Grundzügen eines classisch geläuterten Adels, der mit Empfindung auf die Muster der Antike zurückgeht und in staunenswürdiger Meisterschaft vorweg nimmt, was etwa erst um ein halbes Jahrhundert später, besonders in den sächsischen und toscanischen Bildhauerschulen zur umfassenden Ausbildung gelangen sollte.

Aus der Zeit Kaiser Friedrich's II. (1211—1250) endlich stammt der prachtvolle Reliquienschrein in Form einer kleinen Kirche, welcher in der Liebfrauenkirche zu Aachen aufbewahrt wird [1]). Die Zeit seiner Anfertigung ergibt sich aus dem Umstande, dass seiner bereits in einem Edicte des Kaisers vom Jahr 1220 Erwähnung gemacht wird. Obgleich die Technik dieses Schreins jene der griechischen Emailkünstler ist, so ist doch die Behandlung eine von der byzantinischen Kunstweise durchaus ganz verschiedene. Die Ornamente sind durchaus correct und lassen sich auf verschiedene Combinationen des Zirkels zurückführen; man erblickt an ihnen nicht mehr die launenhaften Details und die oft bestechende Unregelmässigkeit des byzantinischen Styls. Diese und eine Reihe anderer Werke, deren Aufzählung hier nicht am Platze erscheint [2]), geben ein glänzendes Zeugniss für die Blüthe dieses Kunstzweiges in Deutschland, auch erhielt sich derselbe auf gleicher Höhe bis gegen den Schluss des 13. Jahrhunderts, wo mit Aufnahme der von Italien ausgegangenen neuen Kunstübung, deren wir bereits erwähnt haben, das frühere Verfahren mehr und mehr in den Hintergrund trat, bis es zuletzt ganz verdrängt wurde.

In Frankreich wurde die Kunst des Emails erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts heimisch. Diese Annahme

1) Laborde: Notice des émaux du Louvre, nro. 3—21, p. 43.

2) Melanges d'Archéologie. Tom. I, pl. 40, 42 u. 43.

3) Duchesne: Hist. franc. script. I, IV, p. 746.

4) Vgl. das Prachtwerk Camesina's: das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg. Wien 1844.

1) Melanges d'Archéologie, Tom. I, S. 12 und Tafel 1—3.

2) Vgl. Kugler Kleine Schriften, I. 94. 780, II. 329, 343 und 703.

widerspricht zwar allen bisherigen Ansichten, welche die Schule von Limoges als den Mittelpunkt der Entwicklung des Emails im Occidente und zwar bereits vom 11. Jahrhunderte angefangen, hinstellen; allein die neueste Forschung Labarte's hat die Richtigkeit dieser Anschauung sehr erschüttert und die Abhängigkeit der Limoger Schule von der ihr vorausgegangenen rheinischen nachgewiesen [1]).

Wir besitzen nämlich über die Entwicklung der Goldschmiedekunst in Frankreich während des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zahlreiche Zeugnisse. Keines derselben aber deutet darauf hin, dass während dieses langen Zeitraumes die Kunst der Emails geübt wurde.

König Robert, welcher von 996—1031 regierte, war ein würdiger Zeitgenosse des Kaisers Heinrich. Seine Geschichtschreiber Raoul Glaber und der Mönch Helgang, beide Zeitgenossen von ihm, gehen oft sorglich auf die Aufzählung jener Schmuckgegenstände ein, mit welchen er die von ihm erbauten Kirchen ausstattete, nirgends aber wird des Emails Erwähnung gethan. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts veröffentlichte Jean de Garlande einen Dictionnaire des arts et métiers, er führt darin die Goldschmiede (aurifabri) und die Verfertiger der Gefässe (scypharii) wie auch die Werke an, welche aus den Händen der verschiedenen Künstler hervorgingen, aber weder des Emails noch der Emailleure macht er darin Erwähnung.

König Ludwig der Grosse (1108 † 1137), ein besonderer Gönner der Abtei St. Denis, wo er auferzogen wurde, machte kurz vor seinem Tode sein prachtvolles Kirchengeräthe dieser Abtei zum Geschenke; der Abt Suger führte in der von ihm angefertigten Lebensbeschreibung dieses Fürsten die vorzüglichsten Gegenstände dieses Schatzes auf: ein Evangelienbuch, einen Kelch, ein Rauchgefäss, Candelaber u. s. w., und erwähnt ihres Schmuckes in Gold und edlen Steinen, von Emailschmuck aber schweigt er gänzlich.

Die durch die Obsorge dieses kunstsinnigen Abtes angefertigten kirchlichen Geräthschaften zeigen zwar, soweit wir dies aus den auf unsere Zeit gekommenen Überresten und den historischen Zeugnissen ersehen, bereits vielfachen Emailschmuck, allein eben so sicher steht, dass derselbe seiner Technik nach griechischen oder italienischen Ursprunges ist, und als Suger zum Schmucke einer Säule Emails von grösserem Umfange auf Kupfer mit figuralischen Darstellungen bedurfte, fand er hiefür in Frankreich keine geeigneten Künstler und sah sich daher veranlasst, im Jahr 1144 sieben Goldschmiede aus Lothringen für diese Arbeit zu berufen. Er hätte dies gewiss nicht gethan, wenn bereits, wie dies die früheren Archäologen erwähnen, um diese Zeit zu Limoges eine Schule der Emailleure bestanden hätte, um so weniger, als er bereits 1137, da er den Sohn Ludwig's des Grossen nach Bordeaux zum Behufe seiner Vermählung mit Eleonore, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, begleitete, auch nach Limoges kam, und bei seinem bekannten und vielgepriesenen Kunstsinne ohne Zweifel mit den Kunsterzeugnissen dieser Stadt sich bekannt gemacht hätte.

Man muss daher, um der Geschichte und den Thatsachen ihr Recht zu lassen, annehmen, dass die Kunst des Emails auf Kupfer, welche, wie wir gesehen haben, in Deutschland bereits im 11. Jahrhunderte geübt wurde, von hier aus und zwar speciell durch die von Abt Suger berufenen rheinischen Künstler nach Frankreich verpflanzt wurde und dass diese es waren, welche zur Begründung der Schule von Limoges die erste Anregung gaben.

Den ersten sicheren Beweis über den Bestand dieser Limoger Schule und ihrer Wirksamkeit treffen wir jedoch erst 25 Jahre nach der von Suger vorgenommenen Berufung deutscher Emailkünstler, und zwar in einem Briefe, welchen der im Jahre 1170 nach England übersiedelte Augustinermönch Johann an den Prior des Klosters Saint Victor schrieb und worin er des Deckels eines Evangelariums, als eines Werkes von Limoges, Erwähnung macht. Bald aber erreichte diese Schule einen hohen Aufschwung. Bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren ihre Erzeugnisse von allen benachbarten Ländern gesucht und es war der Gegenstand des Rühmens, im Besitze eines „Opus Limovicense“ zu sein. So kam es, dass die Erzeugnisse von Limoges auch hier einen raschen Eingang und grosse Verbreitung fanden, während die Emailkunst gleichzeitig in Paris eine bei weitem geringere Pflege fand, wenn gleich auch ihre Erzeugnisse den Weg in fremde Länder fanden. Die Entwicklung dieses Kunstzweiges in Frankreich ging mit jener bereits geschilderten in den übrigen Ländern gleiche Wege. Die incrustirten Emails blieben bis in das 14. Jahrhundert vorherrschend. Limoges hielt auch mehr, als dies anderwärts geschehen, an der überkommenen Technik und an der Strenge des Styles fest, so dass ihre Erzeugnisse lange Zeit für byzantinische galten. Der im 14. Jahrhunderte zur Herrschaft gelangte Geschmack an Gold- und Silbergegenständen, wie die aus Italien stammende Erfindung der Anwendung durchscheinender Emails auf Reliefciselnren verdrängten stufenweise das incrustirte Email, bis die im 15. Jahrhundert erfundene Email-Malerei die gänzliche Beseitigung desselben zur Folge hatte.

Im Allgemeinen ist die technische Behandlung des Emails in der Blüthezeit dieses Kunstzweiges in Deutschland und Frankreich ziemlich gleichartig [1]). Vollständige farbige Darstellungen mit erhöht stehen gebliebenen Metallrändern zwischen den Farben sind nicht zu

[1]) Wir verweisen über die noch folgende Darstellung und den ihr zu Grunde liegenden urkundlichen Apparat auf Labarte's Werk, S. 165 bis 224.

[1]) Labarte a. a. O. S. 42, 57 und 221.

häufig. Dieses als das ältere Verfahren findet sich mehr bei den deutschen als französischen Arbeiten, zumal wenn es sich um figurenreiche Compositionen handelt. Auch kommen bei älteren deutschen Arbeiten aufgelöthete Zwischenstreifen nach Art des byzantinischen Verfahrens mehrfach vor. In anderen Darstellungen entbehren die nackten Körpertheile der menschlichen Gestalten der Färbung und werden nur durch die erhöht stehen gebliebene vergoldete Kupferfläche mit gravirter und niellirter Zeichnung wiedergegeben, was ebenfalls mehr bei deutschen Arbeiten der Fall ist. In sehr grosser Mehrzahl sind nur die Gründe und decorativen Umgebungen mit Farben versehen und die ganzen Figuren in der eben angedeuteten gravirten Zeichnung dargestellt. Dies Verfahren finden wir überwiegend bei den Limusiner Arbeiten in Anwendung gebracht, doch findet es sich auch in Deutschland häufig. Die Tafeln des erwähnten Altars zu Klosterneuburg sind in derselben Weise behandelt, mit zweifacher, theils blauer, theils rother Niell-Färbung der gravirten Umrisslinien der gegenständlichen Darstellungen, welche durchgehends auf blauem Emailgrunde erscheinen. Wesentliche Vorzüge der deutschen Arbeiten vor den französischen bestehen in der kräftigeren Farbe, dem mehr harmonischen Tone, der besseren Politur des Emails, in der sorgfältigeren Zeichnung, in dem reineren Geschmacke und der grösseren Mannigfaltigkeit der Ornamente, lauter Punkte, die naturgemäss von der in der romanischen Epoche vorwiegenden Kunstblüthe Deutschlands bedingt sind.

Die Wandmalereien aus Virunum in der Antiken-Sammlung des kärnthnerischen Geschichts-Vereines.

Besprochen von A. Ritter v. Gallenstein, Correspondenten in Klagenfurt.

Es gehört nicht zur Aufgabe dieser Zeilen, die einstige Bedeutenheit Virunum's als römisch-norische Colonie in politischer, commercieller und strategischer Beziehung zu erörtern. Ich beziehe mich diesfalls auf die Darstellung des vaterländischen Geschichtschreibers Freiherrn von Ankershofen[1]), und erwähne dieses Vorzuges nur, weil er mir massgebend scheint für die Ansicht und Vermuthung, dass ein nicht unbedeutender Theil der Bewohnerschaft der Colonialstadt in mehr als gewöhnlicher Wohlhabenheit gelebt haben dürfte.

Dass wir hierüber grossentheils nur Vermuthungen, oder doch nur wenige dafür sprechende Beweise haben, liegt eines Theils in dem geringen Umfange der geschichtlichen Daten, die wir über Virunum besitzen, — andern Theils in der allem Anscheine nach gänzlichen Zerstörung der Stadt, endlich aber auch darin, dass in der Durchforschung derselben bisher fast durchweg nur mit vereinzelten ungeregelten Nachgrabungen vorgegangen worden zu sein scheint, je nachdem man an der einen oder anderen Stelle eine ergiebigere Ausbeute hoffen zu dürfen glaubte.

Zu den wenigen factischen Zeugnissen, welche für obige Meinung sprechen, gehört nun eben auch das Gebäude, aus dessen Ruinen der kärnthnerische Geschichts-Verein die — leider nur in Bruchstücken erlangten — vortrefflichen Wandmalereien erhielt, welche gegenwärtig der Antiken-Sammlung desselben zur vorzüglichen Zierde dienen.

Im Jahre 1845 gestattete die Besitzerin des Gutes Töltschach (eine starke Wegstunde nördlich von Klagenfurt, rechts abseits von der Wiener Reichsstrasse gelegen) dem Geschichts-Vereine, auf einem von diesem selbst bezeichneten Terrain nächst dem genannten Gute Nachgrabungen machen zu lassen.

Der Verein, dessen Mittel die geregelte Aufdeckung einer grösseren Strecke der alten Stadt zu unternehmen nicht erlaubten, wählte hiezu einen Punkt am südwestlichen Abhange des „Töltschacher Berges", eines terrassenartig aufsteigenden Hügels, an dessen Fusse das Gutsgebäude von Töltschach und der sogenannte „Tempel-Acker" liegt, wo vor mehreren Jahren der Unterbau eines tempelähnlichen Gebäudes entdeckt und nebst mehreren früher gemachten interessanten Funden im Jahre 1842 die dermalen in der Lapidar-Monumenten-Sammlung des kärnthnerischen Geschichts-Vereines befindlichen vier schönen antiken Statuen[1]) ausgegraben worden sind.

Ausserdem berechtigten auch zahlreiche hier zu Tage liegende Mauerreste und die besondere Gestaltung der Hügelvorsprünge zu der Vermuthung, dass an dieser Stelle ein grösseres, vielleicht öffentliches Gebäude begraben liegen dürfte.

Die diesfalls gehegten Erwartungen wurden zwar damals nicht ganz erfüllt, da die vorhandenen Cassemittel, nach mehrtägigen fruchtlosen Arbeiten, eben nur noch hinreichten, eine von Süden nach Norden streichende, mehrere Klafter lange Mauer theilweise blosszulegen.

Demungeachtet sah man sich für die aufgewendeten Kosten reichlich entschädigt durch die Auffindung einer grossen Anzahl von Mauer-Trümmern, welche, zumeist mit vortrefflichen Malereien bedeckt, in der an der obgedachten senkrechten Mauer lagernden mehrere Schuh hohen Erdschichte sich vorfanden.

Im Jahre 1852 veranlasste die Direction des Geschichts-Vereines eine neuerliche Nachgrabung längs der erwähnten Mauer, welche von gleich günstigem Erfolge gekrönt war, ja die erstere durch besonders grosse Mannigfaltigkeit und Schönheit der entdeckten Wandmalereien noch übertraf.

[1]) Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnthen bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I. Band, Seite 495 u. w. f.

[1]) Carinthia, Jahrgang 1842, Nr. 31.

Im Spätsommer 1855 endlich unternahm eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden die weitere Aufdeckung des an dieser interessanten Stelle verborgenen Gebäudes, da sich das Dasein eines solchen wohl nicht mehr bezweifeln liess.

Über die Ergebnisse dieser letzteren Aufgrabung enthielt das Wochenblatt „Carinthia" (Jahrgang 1855, Nr. 17, 24, 25, 29, 30, 31 und Jahrgang 1857, Nr. 21) ausführliche Berichte und Besprechungen.

Unter den Anticaglien, welche bei diesem Anlasse gefunden wurden, befand sich abermals eine nicht unbedeutende Zahl von Mauerstücken mit Malereien, welche, sowie die übrigen erlangten Fundstücke, die erwähnte Gesellschaft dem Geschichts-Vereine überliess.

Wenngleich nun diese Trümmer grösstentheils zusammenhanglos sind und zu einem vollständig geordneten Ganzen nicht mehr gefügt werden können, so sind sie doch — selbst in ihrer Verstümmelung — noch mehr als hinreichend, um einen annähernden Begriff von der Eleganz und Farbenpracht zu geben, welcher den Theil des Gebäudes ausgezeichnet haben mochte, den sie einst schmückten.

Denn noch jetzt, nachdem anderthalb Jahrtausende mit der zerstörenden Macht unserer eisigen Winter und mit den Gluthen der sommerlichen Sonne über diese Ruinen hingeschritten sind und sie tausend- und aber tausendmal durchnässt und wieder getrocknet haben, lässt sich die bewundernswerthe Klarheit und Kraft in den Farben der Wandgemälde erkennen, welche alle die Unbilden der Zeit und Witterung nur in einem — verhältnissmässig — geringen Grade zu schwächen vermocht haben.

Reisende, welche Gelegenheit hatten, die Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum im königlichen Museum in Neapel zu sehen, fanden die Virunenser Wandmalereien diesen in Zeichnung und Colorit sehr ähnlich und einen bemerkenswerthen Unterschied nur in der mannigfach begünstigten besseren Erhaltung der Ersteren.

Noch mehr hervortretend ist diese Ähnlichkeit in der Technik der Malereien.

Ich habe unsere Virunenser Gemälde, mit Dr. Overbeck's vortrefflichem Werke über Pompeji[1]) in der Hand, sorgfältig untersucht, und war auch in der Lage, dieselben mit Fragmenten pompejanischer Wandmalereien zu vergleichen, welche der Geschichts-Verein zum Geschenke erhalten hat.

Ich habe vollkommen bestätigt gefunden, was Dr. Overbeck, mit Berufung auf Vitruv's (7, 3, 5) in den Gebäuden Pompeji's allenthalben ziemlich streng eingehaltenen Vorschriften, über die höchst sorgfältige Bereitung des zur Aufnahme der Malereien bestimmten Wände-Bewurfes berichtet.

An den mit der Malerei bedeckten, meistentheils von der rohen äusseren Mauer abgetrennten, an einigen Stücken aber auch noch mit Trümmern derselben zusammenhängenden Mauerstücken des in Rede stehenden Virunenser Gebäudes sind mit vollkommener Deutlichkeit vier, durch stufenweise zunehmende Reinheit und Feinheit des Mörtels von einander unterscheidbare Schichten des Bewurfes zu erkennen, von denen besonders die dritte[1]), welche aus einem Gemenge von Kalk und grobem, aber gut geschlämmten Flusssande bereitet scheint, die Eigenthümlichkeit hat, dass sie sich in schönen ziemlich compacten Platten von durchschnittlich 1" Dicke rein und leicht ablöst. Es ist möglich, dass diese Eigenschaft eine Folge des Festschlagens mit dem „Schlagholze" (Baculus) ist, welches, nach Overbeck's Mittheilung, auch an dem Wände-Bewurfe in den pompejanischen Gebäuden, zur Erlangung der noch heutzutage an demselben bewunderten Festigkeit und Glätte angewendet worden ist.

Von dieser Mörtelschichte löst sich in gleicher Reinheit die, mit der ersten (bemalten) Schichte innigst verbundene zweite Lage des Bewurfes in Tafeln von halber Zollhöhe ab.

Sie enthält bereits eine bemerkbare Beimischung von Gyps-Pulver, aus welchem Materiale die erste kaum 3 Linien hohe Schicht zum grössten Theile besteht, wesshalb sie, ungeachtet ihrer festen Verbindung mit der zweiten Lage, von dieser durch reineres Weiss und grössere Dichtigkeit sich deutlich unterscheidet.

Die vierte, unmittelbar auf der rohen Aussenmauer aufliegende Mörtelschichte besteht aus einem groben Gemenge von Kalk, Sand und kleinen Steinchen.

Die bei den Virunenser Wandmalereien angewendeten Farbstoffe sind, zufolge der hier unten gegebenen Analyse, wie bei denen von Pompeji — mit Ausnahme der schwarzen Farbe, welche vegetabilischen Ursprunges ist, — durchgehends Mineralfarben[2]).

[1]) Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst- und Alterthums-Freunde, dargestellt v. Dr. J. Overbeck. Leipzig 1856.

[1]) Ich zähle die Schichten von der bemalten Wand anfangend.

[2]) Analyse der antiken Fresco-Malereien aus Virunum, — dargestellt von Herrn Milleregger, Lehrer der Chemie an der k. k. Ober-Realschule in Klagenfurt.

Farben:	Chemische Bestandtheile:	Farb-Materiale:
Weiss.	Kohlensaure Kalkerde.	Kalk
Schwarz	Kohlenstoff.	Kienruss.
Blau.	Kohlensaures Kupfer-Oxyd.	Mineralblau (Kupferlasur).
Grün.	Eisenoxydul-Oxydhydrat.	Grünerde.
Hochroth.	Quecksilber-Sulfid.	Zinnober
Braunroth.	Eisenoxyd mit Thonerde.	Röthel.
Gelb.	Eisenoxyd-Hydrat.	Gelberde (Eisenocher).

Von Harz oder Wachs sind keine Spuren bemerkbar.

Man findet hier wie dort in verschiedenen Mischungen Kreide, Ocher (gebrannt und ungebrannt), Rotherde (Röthel), Mennig, Kupfer-Oxyd und Kupfergrün im Gebrauche.

Dass das Auftragen der Grundfarben und zum Theile auch der ersten Ornament-Tinten auf den Bewurf bei den hier vorliegenden Wandmalereien aus Virunum al fresco — auf die nasse Wand — geschah, ist einestheils durch die vorgenommene chemische Untersuchung derselben, zufolge welcher die Farben keine Beimischung erhalten, die auf enkaustische Behandlung (Anmachen der Farben mit Wachs oder Harz und Flüssigmachen derselben durch ein von den Alten hiezu benütztes, aber unbekanntes ätherisches Öl) schliessen liesse, — anderntheils aber durch die innige Verbindung der Farbe mit der äussersten feinsten Bewurfsschicht dargethan.

Für diese Verbindung, welche in solchem Grade nur durch Frescomalerei erzielt werden kann, spricht die bei den meisten bemalten Mauerstücken leicht und deutlich erkennbare gleichmässige Sättigung der Tünche mit der Farbe, deren Eindringen in diese auch das Poliren oder Glätten der gegründeten Flächen gestattete, wodurch einzelne Wände unseres Virunenser Gebäudes, wie die vorhandenen Rudera bezeugen, einen besonderen Schmuck erhalten hatten.

Dagegen dürfte es auch keinem Zweifel unterliegen, dass die auf die Grundfarbe aufgetragenen Zeichnungen, Schildereien und Ornamente, besonders wo man kräftigere Licht- und Schattenpartien hervorheben wollte, fast durchgängig — oder doch mit nur wenigen Ausnahmen — a tempera — auf die getrocknete Grundfläche — gemalt sind, welche Ansicht ich durch das ziemlich häufig wahrzunehmende, bei Malereien al fresco nicht mögliche Abblättern oder Abspringen der Farben von dem unverletzt zurückbleibenden Grunde gerechtfertiget halte.

So besitzt — um hievon ein Beispiel zu geben — der Geschichts-Verein ein vorzüglich schönes, beiläufig 1 Schuh im Flächenmasse haltendes Stück von — ursprünglich wahrscheinlich schwarzer, — gegenwärtig zu einem dunklen Schwarzgrau verblichener Grundfarbe. Eine schlanke, in blassem Braunroth gemalte Säule hebt sich von dem dunklen Grunde ab, über welchen, die Säule umschlingend, eine grünbelaubte Ranke in äusserst anmuthigen leichten Windungen — gleichsam — hingeworfen ist. Ein über dem grünen Gewinde wie im Fluge schwebendes, zart und sorgfältig ausgeführtes Vögelchen vervollständiget das Ganze zu einem sehr freundlichen, lieblichen Bilde.

Hier nun eben ist die grüne Farbe eines grossen über die Säule gelegten Blattes fast ganz abgesprungen, während diese selbst sammt dem dunklen Grunde vollkommen unverletzt geblieben ist.

Ein besonders interessantes Vorkommniss bei unseren Virunenser Wandgemälden ist das Verschmelzen der Plastik mit der Malerei durch eingefügte Relieffiguren aus Gyps-Pasta.

Trotz des sorgfältigen Nachsuchens gelang es nur, sechs Mauerstücke mit solchen Relief-Bildern aufzufinden, obschon nicht zu bezweifeln ist, dass die Wand mit mehreren geschmückt war.

Die vorzüglichsten derselben sind: Eine 7" hohe schwebende, nackte Figur, deren Rückseite dem Beschauer zugewendet ist, auf gelbem, und zwei kleine Genien auf rothem Grunde, dann ein gleichfalls gelb gegründetes Stück mit einen kleinen Genius und den Resten einer grösseren Figur, welche eine (gemalte) Lyra gehalten zu haben scheint (Fig. 1).


(Fig. 1.)

Dem schlanken wohlgestalteten Leibe der Erstgenannten fehlen leider der Kopf, die Vorderarme und Hände, und die Beine vom Schenkel abwärts. Ein gemalter Mantel von hellgrüner Farbe umgibt denselben.

Wesentlich unterschieden von eigentlichen Reliefbildern sind diese Kunstschöpfungen dadurch, dass die Gewandungen und einzelnen Körpertheile, welche der Künstler mehr zurücktreten lassen oder deren zartere Textur er andeuten wollte, durch Malerei ersetzt sind.

So ist an der vorbeschriebenen grösseren Figur nebst dem erwähnten grünen Mantel auch der linke, durch diesen zum Theile verhüllte, Fuss gemalt.

An dem kleinen Genius im gelben Felde, der nach Links zu schweben scheint, ist nebst den Flügelchen, der vorgestreckte rechte Arm und der rechte Fuss durch Malerei ausgedrückt, und die ganz aus Gyps geformten beiden Genien auf den roth gegründeten Stücken haben gemalte Flügel.

Von einem schlangenartigen Fischchen auf einem anderen Stücke ist nur das nördliche Köpfchen aus Gyps-Pasta noch vorhanden, der übrige Theil aber abgefallen.

Der Zustand des Wand-Bewurfes an den Stellen, wo Theile dieser plastischen Gebilde weggebrochen sind, lässt entnehmen, dass man die Figuren zuerst in einem — unbedeutend — verkleinerten Masstabe, in rohen Umrissen auf die Wandfläche zeichnete, diese Zeichnungen dann mit einer Spitze vertiefte, indem man die ganze von den Contouren eingerahmte Stelle auf beiläufig Viertel-Zoll Tiefe ausgrub, worauf das bereits fertig geformte Bild in die Vertiefung eingesetzt wurde. Kleinere Körpertheile, wie z. B. die Arme und Füsschen der kleinen Genien, scheinen einfach auf den (nassen?) Bewurf aufgeklebt worden zu sein.

Ich habe bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können, ob man ähnliche Darstellungen auch in Pompeji gefunden hat. In den neuen und neuesten Schriften über die Alterthümer von Pompeji und Herculanum, welche einzusehen mir vergönnt war, fand ich solcher nicht erwähnt.

Ein klares, genaues Bild, wie die Wandgemälde unseres Virunenser Gebäudes in ihrem ursprünglichen unbeschädigten Zustande ausgesehen haben mochten, lässt sich durch die aufgefundenen Reste wohl nicht mehr hervorrufen.

Dennoch aber macht die Menge der vorhandenen Bruchstücke es der Einbildungskraft möglich, durch Zusammenstellung der gleichartigen, und mit Zuhilfnahme guter Abbildungen von pompejanischen Gemälden ein Ganzes zu ordnen, welches der einstigen Wirklichkeit vielleicht nicht sehr ferne liegt.

So viel darf man, wie ich schon im Eingange erwähnte, mit voller Zuversicht behaupten, dass diese Kunstgebilde in ihrem rüstigen, frischen, unverblichenen Farbenglanze, wenn auch nicht den besten, doch gewiss den vorzüglicheren pompejanischen Wandmalereien zur Seite zu stellen gewesen sein dürften.

Diese Überbleibsel geben Anhaltspunkte genug zu dem wohlbegründeten Urtheile, dass auch unsere Wandgemälde aus Virunum durch jene reiche, mit wohlthuender Farben-Harmonie gepaarte Ornamentik ausgezeichnet waren, die man an den gemalten Wänden in Pompeji mit allem Rechte rühmet.

Grössere mythologische, allegorische oder landschaftliche Darstellungen scheint der in den Überresten seiner künstlerischen Ausstattung uns bekannt gewordene Theil unseres Virunenser Gebäudes nicht enthalten zu haben.

Dagegen entbehrten die Wände desselben keineswegs den reizenden Schmuck der heiteren lieblichen kleinen Schildereien, mit welchen der kunst- und poesiefreundliche Sinn der Alten so gerne die Räume ihrer Wohnungen verschönerte. Da sind Thiergestalten, z. B. Leoparden, Gazellen Vögel, Fische u. dgl. — weiss auf rothbraunem Grunde, keck und flüchtig hingeworfen, eine Jagd; — dort hängt eine blaue Traube mit grünen Blättern am Gesimse, — niedliche Rosen auf gelbem Grunde zieren die gemalte Gallerie; — da weiset uns ein Mauerstück eine vortrefflich — ochergelb in Braun — gemalte Gitterthüre, und dort wieder ein anderes eine kleine Landschaft mit Gebäuden und Gebüschen. Auf einem grossen, aber stark beschädigten Wandfragmente erblickt man — zur Hälfte — die Gestalt einer Psyche; ein anderes, auf welchem in gelbem Grunde ein lebensgrosser grüner Papagey mit rothem Halsbande dargestellt war, zerfiel leider, trotz aller Schonung, später in kleine Trümmer, da man (bei der ersten Ausgrabung im Jahre 1845) die Unvorsichtigkeit begangen hatte, selbes nebst mehreren anderen mit Wasser zu begiessen, um sie vom Staube zu reinigen.

Vorzüglich elegant muss eine, dem Anscheine nach ziemlich ausgedehnt gewesene, polirte, ochergelbe Wand sich ausgenommen haben, die mit einem breiten Rahmen von besonders gelungener Composition und Ausführung umgeben war, auf welchem in abwechselnd grünen und hellrothen Feldern Karyatiden und maskenähnliche Köpfe mit Arabesken sich wiederholen. — Nicht minder zierlich lassen weiss gegründete, polirte Stücke, auf denen blaue und carminrothe Arabesken in Pflanzenwindungen sich verschlingen, und einige Fragmente mit gelbem Grunde, der mit hellrothen und grünen in Weiss eingefassten Edelsteinen belegt scheint — endlich Bruchstücke von grösseren, in Ocher und Röthelfarbe gegründeten Wand-Feldern, welche von grünen Laubgewinden durchschnitten und mit solchen eingerahmt waren.

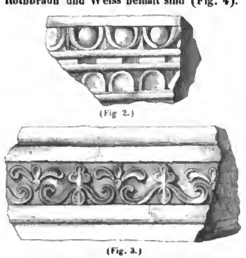
Es ist aus den vorhandenen Resten ohne gewagte Combinationen zu entnehmen, dass in unserem Virunenser Gebäude die decorative Eintheilung der Wände ganz dieselbe war, welche bei den Decorationen der pompejanischen Wohngemächer durchweg festgehalten ist, nämlich die horizontale Eintheilung in Sockel, Mittelfläche und Friesstreifen, und die verticale der Mittelfläche in eine Anzahl von Feldern, welche unter sich durch Einrahmungen verschiedener Art abgegrenzt sind. Als Grundfarben für diese Felder sind vorzugsweise Ochergelb und Röthelfarbe, und minder häufig Schwarz gewählt.

Wie bei den pompejanischen Gemälden scheint der richtige Geschmack des Künstlers auch hier die Sockel in schwereren, dunkleren Farben gehalten, dagegen aber die Friese durch die hellsten, frischesten Tinten und vorzugsweise reiche Abwechslung der Ornamente hervorgehoben zu haben.

Unter unseren Virunenser Malereien möchte man zum Beispiele das in Ochergelb und Braun ausgeführte, von grünem Laubwerke um- und überschattete Gitterwerk, und wieder die dunkelbraun rothgegründet Fläche mit den weissen Gestalten flüchtiger Jagdthiere, Hunde und Jäger für Sockelstreifen ganz geeignet finden.

Wenn man sich darüber das schwarze Feld der Mittelfläche mit geschmackvollen gelben Arabesken, Thierfiguren und dazwischen leicht und schlank emporstrebenden Säulen — neben diesem Felde ein anderes in Gelb von grünen Festons durchschnitten und eingerahmt, und wieder ein anderes in dunkler Röthelfarbe mit hellen Laubgewinden, u. s. f. versinnlichet, was alles nach den vorhandenen Bruchstücken zu schliessen wirklich dagewesen sein mochte — wenn man die, noch jetzt durch besonders lebhaftes Mennigroth, Blau, Gelb und Grün ausgezeichneten, zum Theil mit architektonischen Ornamenten, oder mit leichten Blätter-Gewinden und Arabesken in Grün, Gelb, Braun etc. geschmückten Trümmer und Stückchen zu einem Friesstreifen vereinigt sich vorstellt, mit kleinen, durch kecke gefällige Linien-Zeichnungen geschiedenen Feldern und zwischen innen mit einer grösseren geschmackvollen Decoration, deren Rudera sich ebenfalls noch vorgefunden haben, — wenn man endlich auf die ganze, in hellen harmonisch gewählten und geordneten Farben glänzende Wand noch elegante scharf ausgeprägte Gesimse in Stucco gesetzt sich denkt, wird man ein Bild vor sich haben, welches, wie ich schon früher zu behaupten keinen Anstand genommen habe, den besseren gemalten Wänden in Pompeji nicht nachstehen und nach allem noch Vorhandenen zu urtheilen, dem ziemlich ähnlich sein dürfte, was einst wirklich dagewesen ist.

Von Gesimsen, deren ich eben erwähnte, lieferte unser Virunenser Gebäude manoigfaltige Proben. Sie sind mehrentheils in Blätter-, Arabesken- oder Muschelform sehr gefällig ausgeführt (Fig. 2 u. 3). Die vorbandenen Muster sind weiss, mit Ausnahme von drei Gattungen, deren eine weiss mit breiten senkrecht laufenden grünen Linien ist, die beiden andern aber mit wahrscheinlich gepressten Ornamenten geziert, und sehr geschmackvoll in Blau, Roth, Rothbraun und Weiss bemalt sind (Fig. 4).



(Fig. 2.)

(Fig. 3.)



(Fig. 4.)

Der Stoff, aus dem sie angefertigt sind, ist feiner Mörtel mit sehr reichlicher Beimengung von Gyps-Mehl.

Was die Art zu malen, die Technik der Malerei im engeren Sinne anbelangt, so trifft auf beiden vorliegenden Virunenser Malereien im Allgemeinen dasjenige zu, was Overbeck in dieser Richtung an den Wandgemälden in Pompeji wahrgenommen hat.

Bei aller Flüchtigkeit und, man möchte sagen, Nachlässigkeit in der Behandlung, welche in vielen Theilen, besonders in einigen architektonischen Decorationen der Wandmalereien aus Virunum ausgeprägt ist, tragen diese aber dennoch allenthalben unläugbar den Stempel der Sicherheit und der, den geübten Maler bekundenden Kühnheit in der Pinselführung, welcher man in vielen Stücken selbst einen nicht geringen Grad von Meisterschaft zuerkennen muss.

Die Grundfarbe ist, mit Ausnahme der schwarzen, die sich nicht mehr fleckenfrei darstellt, durchweg, auch auf grösseren Flächen, rein und gleichmässig aufgetragen; die Ornamentfarben sind an manchen Stellen sehr dünn aufgelegt, an vielen anderen aber ist die Malerei vollkommen das, was man mit einem neueren technischen Ausdrucke „pastos“ nennt, wodurch auch das vorhin erwähnte Abspringen der Farben begünstiget sein dürfte.

Unbezweifelbar ist bei unseren Virunenser Wandgemälden, wie bei denen von Pompeji, die Schablone weder ganz noch theilweise angewendet, sondern Alles mit freier Hand ausgeführt worden; denn bei Allen sich wiederholenden, selbst bei den am häufigsten wiederkehrenden ornamentalen Formen findet man stets kleine, mehr oder minder augenfällige Verschiedenheiten, obwohl im Allgemeinen die gleichartigen Ornamente mit solcher Ähnlichkeit wiedergegeben sind, dass man hierin einen neuen Beleg für die künstlerische Geübtheit und Sicherheit des Malers erkennen muss.

Höchst wahrscheinlich ist das, von Overbeck bei den pompejanischen Malereien mit allem Grunde vorausgesetzte Vorzeichnen einzelner, wenigstens der complicirteren Ornamente mit Kohle oder Kreide auch bei den Virunenser Gemälden geschehen; Spuren davon sind jedoch jetzt nicht mehr bemerkbar.

Dagegen sind unter den Malerei-Fragmenten, die der kärnthnerische Geschichts-Verein besitzt, einige, auf denen das Vorreissen der Zeichnung einer Spitze vollkommen deutlich zu ersehen ist.

Der Alterthumsforscher hat in den Ruinen von Virunum, dessen durch Feindeshand zerstörte Gebäude er als Schutthaufen, im glücklichen Falle als nacktes, wenige Schuh hohes Gemäuer wiederfindet, einen begreiflich weit schwierigeren Standpunkt, als in Pompeji, der aus tausendjährigem Schlafe wieder erwachten Römerstadt, welche die Gunst des Geschickes in dem, wenn auch nicht unverletzten, doch noch immer reizenden Schmucke ihrer einstmaligen Herrlichkeit erhalten hat.

So lässt sich denn auch über das Gebäude, dem die vorbeschriebenen interessanten Überbleibsel alter Kunst entnommen sind, ein begründetes Urtheil kaum mehr feststellen.

Von der Ansicht, dass dasselbe ein Theater gewesen sei, haben die Ergebnisse der letztvorgenommenen Nachgrabungen auch fast alle jene zurückgebracht, welche durch die dem römischen Theater allerdings sehr ähnlichen Formen der Ruinen und ihrer nächsten Umgebungen verleitet, bis dahin an dieser Behauptung festgehalten hatten, ja, man ist jetzt selbst davon abgegangen, das fragliche Gebäude überhaupt für ein „öffentliches“ zu halten, und die hiernach ausgesprochene Meinung: es dürfte hier die „Villa“ eines reichen Virunensers gestanden haben, — ist so ziemlich allgemein als die wahrscheinlichste angenommen.

Auch ich pflichte dieser letzteren bei, obschon ich sie immer nur als „Vermuthung" anschlage, da Beweise dafür sich schwerlich geltend machen lassen.

Eine beiläufig 100 Schuh lange, durchschnittlich 10 Schuh hohe Mauer, von Süd nach Nord streichend, bildet gegen Westen die Vorderwand einer eben so langen, 17 Schuh breiten Plattform mit gut erhaltenem Estrichboden, längs welcher sieben, durch Zwischenwände abgetheilte, gegen Westen offene Kammern ohne sonstige Verbindung- oder Ausgangs-Öffnungen stehen.

Dies ist der gegenwärtig noch über der Erde sichtbare Theil des Gebäudes. Aus der an diese Ruine halbkreisförmig sich anschliessenden Vertiefung hob vor mehreren Jahren der letztverstorbene Besitzer des Gutes Töltschach eine bedeutende Anzahl grosser wohlbehauener Quadern.

Bei den letzten Nachgrabungen hat man in den rings um die Vertiefung abfallenden Hügel - Wendungen vier Gewölbe von bedeutender Ausdehnung entdeckt, über welche der in dem Wochenblatte „Carinthia" (Jahrgang 1857 Nr. 21) veröffentlichte Bericht über die Ausgrabungen am Zollfelde [1]) Folgendes meldet:

„Das nördlich zunächst der sieben Kammern gelegene Gewölbe ruht mit seinen beiden Seitenwänden auf Felsengrund, durch den ein kleiner, nur einen Schuh breiter offener Canal ausgehauen ist, welcher, nachdem er noch zwei andere ähnliche Canäle aufgenommen, südlich durch die Grube läuft, und sich in ein Gewölbe von 3 Schuh Höhe und 1/2 Schuh Breite einmündet, welches Gewölbe unter der Erde in einer Strecke von 70 Fuss gegen den Töltschacher Fahrweg in einer Krümmung fortläuft, und dann wegen des aufgehäuften Schuttes nicht weiter verfolgt werden konnte.

Kaum 1000 Schritte von dieser Vertiefung entfernt entspringt im Walde eine Quelle, deren Wasser in einen dabei angebrachten Teich rinnt und dann nächst dem Abflusse eine Mühle treibt. Nach der gepflogenen Nivellirung ist dieser Teich nur einige Schuh höher als der früher erwähnte in der Vertiefung bei den sieben Kammern befindliche Canal; es ist daher zu vermuthen, dass dieser Letztere sein Wasser einstens aus obigem Teiche erhalten habe."

Die Localverhältnisse machen die Annahme, dass diese Vertiefung eine *piscina* gewesen sei, mit welchem Bestandtheile, wie bekannt, grössere römische Villen nicht selten ausgestattet waren, nicht unwahrscheinlich, auch wenn man die einstige Speisung derselben nicht gerade auf die bezeichnete Quelle und den damit in Verbindung stehenden Teich, deren Existenz vor 150 Jahren problematisch sein könnte, beziehen wollte.

[1]) Nach einem mündlichen Vortrage des k. k. Landesgerichtsrathes Michael von Jabornegg-Altenfels, gehalten in der Abendversammlung im naturhistorischen Museum in Klagenfurt am 21. November 1856.

Weit unsicherer sind, meines Dafürhaltens, die Muthmassungen, welche sich über den Theil des Gebäudes aufstellen lassen, in dessen unmittelbarster Nähe die Wandmalereien aufgefunden worden sind.

Die Ansicht, dass vor der erwähnten langen Mauer ein Porticus gestanden habe, hat Manches für sich und scheint namentlich auch durch hier aufgefundene (freilich nur zwei) Fragmente grosser Säulen bestätigt zu sein. Auch der Umstand, dass an der ganzen langen Mauer nirgends Kennzeichen von angesetzten Zwischenwänden bemerkbar sind, möchte mehr für als gegen dieselbe sprechen.

Dagegen muss es auffallen, dass im Gegensatze zu dem künstlerischen Schmucke, den man hier aufgewendet hatte, die sieben Gemächer, welche über dem (hier vermutheten) Porticus stehen, ganz schmucklos und ihre Wände nur mit einem weissen, geglätteten Mörtel-Anwurfe, ohne Spur von irgend einer Malerei, bedeckt sind.

Dass die gefundenen Wandgemälde, wenigstens zum grössten Theile, der besagten langen Mauer angehörten, lässt sich nicht bezweifeln, da man an einigen Stellen derselben noch festsitzende Malerei-Fragmente bemerkte.

Das Gebäude hat, wenn man die (einstige) Existenz eines Porticus an dieser Stelle gelten lässt, bemerkenswerthe Ähnlichkeit mit der vorstädtischen Villa *(villa suburbana)* des M. Arrius Diomedes in Pompeji, welche Overbeck in seinem mehrbezogenen Werke (Seite 248 u. w. f.) beschreibt. Nur ist diese letztere in viel grösseren Verhältnissen aufgeführt.

Für eine „Villa" eignete sich dasselbe auch ganz besonders durch seine ausgezeichnete Lage auf der nicht unbedeutenden Erhöhung am südwestlichen Ende der Unter-Stadt (Virunum), von wo aus etc. deren Häusermassen, Tempel, öffentliche Gebäude man vollkommen frei überschauen konnte und zugleich die prachtvolle Aussicht über die ganze Thalfläche, auf die gegenüber gelegenen bewaldeten Berge und auf die im südlichen Hintergrunde aufsteigende imposante Kette der Caravanca's hatte.

Die Wichtigkeit der geschilderten Wandmalereien aus Virunum in archäologischer und kunsthistorischer Beziehung liegt wohl eben so wenig in Zweifel, als jene der pompejanischen. Als die einzigen auf uns gekommenen Repräsentanten antiker Malerkunst sind diese und ähnliche Malereien von besonders hohem Werthe für Kärnthen, und vielleicht auch für einen weiteren Complex der österreichischen Kronländer haben die Virunenser Wandgemälde aber ein noch gesteigertes relatives Interesse, weil alle übrigen bisher auf kärnthnerischem Boden und in den Nachbarländern aufgefundenen ähnlichen Überreste aus der Zeit der Römer - Herrschaft kaum über der ersten Stufe decorativer Malerei — dem einfachen Anstriche in einer oder mehreren Farben mit kunstlosen Linear-Zeichnungen — gestanden haben. Auch das unter den in Österreich erlangten antiquarischen Funden neuerer Zeit hervor-

ragendste Werk alter decorativer Kunst, — der prachtvolle in Salzburg ausgegrabene Mosaik-Fussboden, — hatte Wandmalereien, wenigstens solche von gleich bedeutender künstlerischer Ausführung, nicht im Gefolge.

Aus allem Vorgesagten darf man wohl den Schluss auf die günstige Vermögenslage des Virunensers ziehen, dem diese eine so reiche, aussergewöhnliche Ausschmückung seines Hauses gestattete, die wahrscheinlich nicht das Werk eines einheimischen Malers, sondern die — gewiss kostspielige — Schöpfung eines fremdländischen, vermuthlich italienischen Künstlers war.

Ob das tausendjährige Grab Virunum's noch Gebäude mit ähnlicher künstlerischer Ausstattung beherbergt, wird wohl später einmal durch eine grössere Nachgrabung, vielleicht durch einen günstigen Zufall entdeckt werden. Die bisher daselbst und am nahen Helenenberge aufgefundenen vorzüglichen Überbleibsel antiker Plastik lassen es mit Wahrscheinlichkeit hoffen.

Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark.

Meine letztere grössere Durchforschung des Kronlandes habe ich zu einem Ausfluge nach Radkersburg, dann zu einem grösseren in der Gegend um Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld benützt, dessen Resultate ich in nachstehendem Berichte unterbreite.

Der Zweck des Ausfluges nach Radkersburg war ein mehrfacher. Die erhaltene Mittheilung, dass ein schönes, reichverziertes Portal der dortigen Domkirche dringend einer Restauration bedürfe, dass ferners die an dieser Kirche befindlichen, interessanten Grabdenkmäler in ähnlicher Lage seien, endlich der Wunsch, die nicht unbedeutenden Befestigungen der Stadt zu sehen, bevor sie dem gewöhnlichen Lose solcher Werke, der Abtragung gänzlich verfielen, bestimmte mich den von Forschern verhältnissmässig wenig besuchten Weg dahin zu machen.

Er enthält, die interessante gothische Kirche St. Maria in Abstall und den Rathhausthurm in Mureck aus neuerer Zeit ausgenommen (welche Objecte ich seiner Zeit zu dem Ziele einer näheren Untersuchung zu machen gedenke), wenig Merkwürdiges.

Die Festungswerke von Radkersburg, ungeachtet des Abbruches einzelner Theile noch ziemlich gut erhalten, gehören der neueren Fortification an. Als wichtiger Punkt an der Verbindung mehrerer Strassen und an dem damals noch stark beschifften Murflusse, der ewig unruhigen ungarischen und croatischen Grenze nahe, war die Stadt schon früh unwillkürlich zur Festung geworden. Aber eben ihrer Wichtigkeit wegen mochten die alten Thürme und Ringmauern nimmer genügend erscheinen und im siebzehnten Jahrhunderte daher (wahrscheinlich um 1650) wurde sie mit einem System neuerer Werke und zwar mit sechs ganzen Bastionen und einer halben umgeben, die noch durchaus erkenntlich sind.

Ihre breiten Gräben waren durch die Mur, welche die Stadt in zwei starken Armen umfloss, mit Wasser gefüllt. Der Hauptwall war nieder, die Courtinen waren ziemlich kurz. Spuren von Casematten in den Flanken der Bastions sind noch sichtbar, die Contrescarpe war gemauert, hatte auch ein schmales Glacis, wahrscheinlich aber mit einem wenig breiten bedeckten Wege ohne Bankett.

Gegenwärtig sind die noch in Vischer's Topographie sichtbaren Aussenwerke (Ravelins mit zwei Facen, ohne Flanken) verschwunden, in deren jedem ein Wachthaus stand. Die hölzernen Jochbrücken über die Murarme waren damals in der Mitte durch Aufzugbrücken mit Wagbalken *(Ponts à bascule)* unterbrochen.

Vor und hinter dem einen Aussenwerke, welches ein Thor und den darüber gebauten Thurm schützte, waren über den Graben ebenfalls solche Brücken angebracht. Die beiden Hauptthore waren doppelt, das eine (Ungerthor) in der Mitte einer Courtine, das andere (Gratzerthor) neben der Flanke einer unregelmässigen Bastion angelegt.

Bei Vischer bemerkt man noch die Schilderhäuser auf den Bollwerksspitzen, eingeschnittene Scharten in der Brustwehr der Facen, eben solche in den niederen Flanken und darunter die Schusslöcher der Casematten.

Auf einem alten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts (vielleicht 1663, also vor Vischer) wahrscheinlich zum Behufe einer Restauration aufgenommenen Plane sieht man die alte Ringmauer [1]), ausser derselben einen Zwinger und um diesen die neueren Werke in acht Bastionen bestehend, davon vier platt, drei rechteckig, daher ganz unregelmässig, die letzte zwar regelmässig, aber der rechten Flanke beraubt ist. Als casemattirt werden auf diesem Plane nur zwei Bastions benannt, zwei Pulverthürme zeigen sich an der alten Ringmauer, ein Wachthaus „Corttigurde" steht in der Mitte der Stadt. Auf den Bastions sind 33 Scharten oder Bettungen für Geschütze, was bei der Undeutlichkeit des Planes nicht zu unterscheiden ist. Alle Bastionen hatten (wie noch heute ersichtlich) Eckquadern und steinerne Cordons. Der grösste Theil der Mauern war damals schadhaft „und liegen die maisten stain in stattgraben".

[1]) Sie stand noch im Jahre 1745, seither ist sie nur in wenigen Spuren aufzufinden.

In die Geschichte der Befestigung von Radkersburg und einiger anderer befestigten Städte von Steiermark dürfte übrigens mehr Licht gebracht werden können, wenn ein höchst wichtiges Manuscript der k. k. Hofbibliothek in Wien von dem Ingenieur Stier, der im siebzehnten Jahrhunderte für Kaiser Leopold I. Projecte zur Verstärkung und zum Umbau vieler fester Plätze in Steiermark und Croatien entwarf, die verdiente Publicität erhalten wird.

Da die Gegend von Radkersburg beinahe ringsum flach ist, daher das Feuer von den ziemlich niederen Wällen ein rasirendes, da die Stadt von den Murarmen umgeben war, so stellte sie, so lange das Schloss Ober-Radkersburg, der einzige hohe und dominirende Punkt in der Nähe, sich hielt, allerdings besonders den leichten ungarischen und türkischen Horden eine imposante Vertheidigung entgegen. Auch bei einer förmlichen Belagerung würde sie sich um so hartnäckiger haben halten können, als die Laufgräben und Batteriearbeiten der Belagerer theilweise sumpfigen, ja den Überschwemmungen der Mur ausgesetzten Boden gefunden hätten, an Angriffe durch Minen endlich aus diesem Grunde gar nicht zu denken war.

Das südliche Seitenportal der Pfarrkirche zu St. Johann Baptist in Radkersburg, eines grossen dreischiffigen in der Mitte überhöhten Gebäudes, fand ich eben so zierlich und reich geschmückt, als der Befreiung von der Kalktünche und Ausbesserung, wenngleich nicht äusserst dringend, bedürftig. Es hat einen ausgeschweiften Bogen mit Krabben, Fialen, Bilder-Baldachinen, alles von der geschmackvollsten, reinsten Arbeit. Da über die Ausbesserung Verhandlungen im Zuge sind, behalte ich mir vor, seiner Zeit darüber zu berichten.

Die Grabsteine, welche an der Aussenseite der Kirche in grosser Zahl, meist dem sechzehnten Jahrhunderte angehörig, eingemauert sind, und von denen einige durch ihre Widmung, andere durch die Darstellungsweise oder die Vorzüglichkeit der Arbeit sehr interessant sind, bedürfen theilweise ebenfalls der Reinigung und des Schutzes gegen weitere Elementareinflüsse. Acht derselben sind in Hammer's Gallerie aus der Riegersburg, Band I, abgebildet, jedoch in künstlerischer und archäologischer Beziehung gleich ungenügend. Übrigens ist Hoffnung vorhanden, die Reinigung, Sicherung derselben und theilweise ihre photographische Abbildung zu erzielen.

Der von Radkersburg aus unternommene Ausflug nach der Schlossruine Klech ist nur insoferne interessant, als von dieser Burg der älteste, wahrscheinlich in das dreizehnte Jahrhundert zurückgehende Theil besser erhalten ist, während die neueren Anbauten vollständig in Trümmern liegen. Man erkennt noch die Hauptmauern des auf einem Basaltkegel erbauten alten Hochschlosses, den viereckigen Thurm, die Capelle in demselben mit Resten von Fresken des sechzehnten Jahrhunderts und die zu ihr führende Stiege, endlich einige Erker. Da das Terrain gegen Westen sehr tief abfällt, findet man hier Schusslöcher mit sehr gesenkten Sohlen. Häufig kommen auch, wie am Friedrichsthurm in Alt-Cilli und vielen Bauwerken jener Zeit, die runden Gerüstlöcher vor. Das Chaos des in und um der Ruine wuchernden Waldes und Gestrippes ist so dicht, der Schutt in so hohen Lagen gehäuft, dass es unmöglich wird, irgend eine grössere Ansicht der Ruinen zu gewinnen, oder sich in den bestehenden Resten zu orientiren. Bei Vischer erscheint sie noch wohlerhalten und malerisch.

Judenburg war als der Ausgangspunkt der Ausflüge bestimmt, welche ich in die an alten Bauwerken ziemlich reiche Gegend um diese Stadt, dann bei Zeyring, Unzmarkt und Neumarkt, endlich gegen Obdach zu machen gedacht; Knittelfeld wurde zum Mittelpunkte einiger kleinerer Excurse gewählt.

Das interessanteste Bauwerk von Judenburg ist die am Fusse des Stadtberges und nahe an der Mur liegende Magdalenenkirche. Sie ist zweischiffig, mässig gross, von gut proportionirter Höhe, hat nur zwei schlanke, achteckige Pfeiler und zeigt sich im Innern wohl erhalten, nur sind die in dem dreiseitig [1]) geschlossenen Presbyterium angebrachten Bildsäulen, Baldachine in neuerer Zeit, um grössere Statuen aufzustellen, verstümmelt. Neben dem Hochaltar ist eine gothische Nische mit einem sehr zierlichen Gitter von tüchtiger Schlosserarbeit. Das Gewölbe des Schiffes ist ein einfaches Kreuzgewölbe, im letzten Joche vor dem Presbyterium aber sternförmig.

Die Kanzel gehört dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts an und ist oder scheint wenigstens von Ebenholz. Die acht Fenster der Kirche haben wohlerhaltenes Masswerk und die in derselben befindlichen ebenfalls gut conservirten Glasgemälde aus dem vierzehnten Jahrhunderte gehören zu den vorzüglicheren ihrer Art. Architektonischer Schmuck aus jener Zeit, wo noch der Spitzbogen mit dem Rundbogen gemischt vorkommt, wechselt mit Heiligenbildern, Wappen und Inschriften. Ein kniender Ritter dürfte den Stifter der Kirche oder wenigstens der Glasgemälde darstellen.

Aussen am Presbyterium sieht man zwischen den Strebepfeilern Fresken, von denen noch eine Kreuzabnahme aus dem sechzehnten Jahrhunderte erkennbar ist. Hier sind auch viele Namen mit Röthel in Schriftzügen des sechzehnten Jahrhunderts aufgeschrieben. Unter dem Dachgesimse läuft um die ganze Kirche ein grau in weiss gemalter, hängende Lilien vorstellender Streif, eine an Gebäuden des fünfzehnten Jahrhunderts und auch etwas später nicht selten vorkommende Verzierung. Ein ebenfalls an der Aussenwand angebrachtes Frescogemälde, der grosse Christoph, scheint sehr alt, ist aber von sehr untergeordnetem Kunstwerth.

Der über dem Eingange angebrachte, massive, viereckige Thurm ist ganz renovirt. An demselben ist ein

kleiner weissmarmorener Grabstein des Bildhauers Gallus Schirger, gestorben 1560, eingemauert.

Der Schatz von Glasgemälden, welchen diese Kirche besitzt, macht den Wunsch rege, baldigst vollkommen genügende Abbildungen derselben zu erhalten. Schon haben sie einen Brand der Kirche überlebt, aber wer verbürgt dem zerbrechlichen Materiale auch künftigen Schutz gegen ähnliche Ereignisse! Von einem einzigen Fenster besteht, so viel mir bekannt, eine gute colorirte Abbildung von dem eben so tüchtigen als bescheidenen Maler Tendler aus Vordernberg, gegenwärtig im Besitze des historischen Vereines in Gratz.

Von der Jesuitenkirche ist nur das dreiseitig geschlossene Presbyterium alt, aber sehr verunstaltet. Die Gewölbrippen setzen sich an der Wand auf Consolen ab. Die grosse lichte Kirche mit sechs Seitenaltären ist solid gebaut und in jenem Style, welchen die besseren Bauten des Jesuitenordens zeigen. Sowohl im Schiffe als im Presbyterium finden sich einige Gemälde von bedeutendem Kunstwerthe.

Das Gymnasium verdient einen Besuch wegen des in seiner Vorhalle eingemauerten rothmarmorenen, wohlerhaltenen Grabsteines, der zu den besseren seiner Zeit (des sechzehnten Jahrhunderts) gehört, dessen Inschrift aber leider fehlt. Die Marmortafel ist 7′ 10″ hoch, 3′ 6″ breit und stellt einen Ritter in voller Rüstung mit Schwert, Dolch und Fahne vor. Sowohl der Ritter, besonders der schöne Kopf, als die unter demselben erscheinenden Wappen sind von vorzüglicher Arbeit und verdienen eine Abbildung.

Die Pfarrkirche St. Nikolaus am Platze, ursprünglich im Jahre 1513, aber auch damals schon an der Stelle einer älteren aufgeführt, ist im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert wieder ganz umgeändert worden. Überraschend erscheinen daher einige aus dem älteren Bau erhaltene Grabdenkmale, darunter eines aus dem sechzehnten Jahrhunderte, von rothem Marmor, Balthasars von Gleinz, in ganzer Rüstung von schöner Arbeit. Die Ränder der Rüstung, die Brustkette u. s. w. waren einst vergoldet. Auf der Fahne, welche der Ritter führt, ist ein Crucifix sichtbar. Der älteste Stein ist jener des Tiburtius von Zinzendorf, † 1515. — In einer Seitencapelle ist ein ausgezeichnet schönes Ölgemälde, die Gottesmutter mit dem Leichname Christi, aus dem Ende des siebzehnten, oder Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, leider im kläglichen Zustande.

Sehr interessant ist der hohe und massive von der Kirche getrennte Thurm, der urkundlich 1449 begonnen und 1509 vollendet wurde. Einst viel höher, hat er gegenwärtig nur etwas über zwei und zwanzig Klafter. Er ist ganz von Stein gebaut und an den Eckquadern sind auf je zwei Flächen derselben Vertiefungen zum Eingreifen der Zangen angebracht, mit welchen diese schweren Steine an Stricken geschleppt und aufgezogen wurden. Ebenfalls merkwürdig ist die ziemlich verbürgte Sage von einem unter dem Thurme beginnenden und bei der Ruine Alt-Lichtenstein, eine Achtelmeile entfernt, ausmündenden unterirdischen Gange, zu dem aus dem Thurme eine 36 Klafter tiefe Stiege geführt haben soll, während der Ausgang bei Lichtenstein noch vor hundert Jahren mit einer eisernen Thür geschlossen, sichtbar war.

Ein bequemer und naher Weg führt von Judenburg nach dem in der Fläche liegenden, durch seine gute Erhaltung ausgezeichneten Schlosse Gabelkosten (früher Riegersdorf benannt). Das nicht ganz regelmässige Hauptgebäude, welches an den vier Ecken hängende Thürmchen hat, ist in mässigem Abstande von ziemlich hohen Mauern und einem einst bewässerten Graben umgeben. Diese Ringmauer hat an den Ecken vier gegen Aussen zu runde, gegen den Hof zu aber gerade abgeschnittene Thürme, deren Schiessspalten nicht nur gegen das Feld zu, sondern auch gegen den Hof schauen, um auch einen bereits in den Hof eingedrungenen Feind aus den Thürmen beschiessen zu können. Die Ringmauer hat eine Berm. Die Aussenseite des Grabens (Contrescarpe) ist gemauert. In der Mitte der gegen die Landstrasse zugewendeten Fronte ist ein viereckiger Thorthurm mit der Jahreszahl 1548, die sich aber nicht auf die Erbauung des Schlosses, sondern auf einen Umbau, oder die Errichtung der äusseren Befestigung zu beziehen scheint. Ein Frescobild am Thorthurm, über welchem die Worte: „Sub Tuum präsidium“, ist gegenwärtig durch einen darüber genagelten Bogen verdeckt. Im Thorbogenschlusse stehen die Buchstaben: I. H. S. — Die verschiedenen Schussspalten der Mauern und Thürme sind ersichtlich für Handfeuerwaffen und für kleineres Geschütz sowie für die Zwittergattung von Beiden, die Doppelhaken, bestimmt.

Das innere Hauptgebäude hat einen engen, theilweise mit Arcaden umgebenen Hof. Gedeckte Stiegen, ebenfalls mit Arcaden, führen in das erste Stockwerk. Einige Zimmer sind getäfelt, eines davon zu einer höchst ärmlichen Capelle verwendet, ein anderes hat eine Säule in der Mitte und einige mit Kalktünche überkleisterte Wappenschilder. Interessant ist in einem der Gemächer ein kleiner Wandschrank, mit einem eisernen, sperrbaren Thürchen, welches durch ein davor gehängtes Gemälde, der Sage nach seit uralten Zeiten, maskirt ist.

Vischer's Abbildung zeigt das Schloss beinahe wie es heute steht, an der Brücke über dem Graben ist die Zugbrücke mit den Ketten ersichtlich.

Die Pfarrkirche S. Ruprecht in dem nahen Markte Fohnsdorf ist ein grösserer, einschiffiger, gedrückter gothischer Bau, mit etwas schmälerem, dreiseitig geschlossenem Presbyterium, stark renovirt und mit Ausnahme einiger Grabsteine ohne besondere Merkwürdigkeit.

Interessanter ist die auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Ruine der Burg Fohnsdorf. Obgleich seit

Jahrhunderten in Trümmern liegend, widerstand sie dennoch der gänzlichen Zerstörung. Sie gehört zu den ältesten Burgen des Landes, ihr Material ist durchaus Bruchstein, mit Eckquadern, die Fensteröffnungen sind mit Rundbögen überdeckt. Der viereckige, bei zehn Klaftern hohe, in den Mauern neun Schuh dicke Thurm ist wahrscheinlich durch eine Erdabrutschung zersprengt, — die eine Ecke ist von ihm getrennt — steht schief in bedeutender Entfernung von ihrem ursprünglichen Standorte — aber sie steht fest, und wird, wenn nicht Vandalismus ins Spiel tritt, noch lange stehen. Wie beinahe überall in unseren Burgruinen, hindert auch hier dichter Baumwuchs, Gestripp und Schutt Ansicht und Verständniss.

Im zwölften Jahrhunderte war das Geschlecht der Fohnsdorfer bereits bekannt. 1285 soll die Burg zerstört und seither nicht wieder aufgebaut worden sein. Bei Vischer erscheint sie als das rechte Bild einer sehr regelmässigen Ritterburg mit einer Vormauer, viereckigem Thorthurm, runden Eckthürmen, innen das Wohngebäude, in dessen Mitte der viereckige Thurm, aber alles ohne Dach und die Zinnen schon damals mit Bäumen bewachsen.

Noch näher an Judenburg liegt das alte Schloss Weiher, gegenwärtig von einigen ärmeren Familien bewohnt. Sein Styl entspricht der ober dem Thore angebrachten Jahreszahl 1666. Die viereckigen wenig vorspringenden Eckthürme haben Schusslöcher unter dem Dache. Im Hofe sieht man die in jener Periode üblichen offenen Gänge mit Arcaden, aber an der spitzbogigen Überwölbung einer Kellerthür, an einigen Säulen u. s. w. Spuren eines weit älteren Baues. Vischer's Abbildung zeigt das Schloss im wohlerhaltenen Stande, aber nicht sehr treu.

Ebenfalls nahe an Judenburg ist die Ruine Burg Lichtenstein, deren Ersteigung aber, von der herrlichen Aussicht abgesehen, die Mühe nicht lohnt, da nur spärliche schwer zugängliche Trümmer vorhanden sind. Die Burg, der Lichtensteiner Stammsitz, dürfte im eilften Jahrhunderte erbaut sein und seit mehr als einem halben Jahrtausend in Trümmern liegen. Bei Vischer ist sie als Ruine, aber doch bedeutend besser erhalten dargestellt, als ihr heutiger Zustand zeigt.

Von der Poststrasse, die von Judenburg nach Unzmarkt führt, links abseits in mässiger Entfernung, liegt das alte, wenig besuchte Dorf St. Peter. Es hat mehrere sehr alte Häuser, eine kleine gothische einschiffige Kirche von gedrücktem Bau mit einem neueren Presbyterium und eben solchen Nebenhallen, aber sonst nichts Merkwürdiges. — Sehr lohnend dagegen ist das Abbiegen rechts auf der Strasse gegen O. Zeyring. Hier finden wir zuerst die merkwürdige Sternschanze (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Februar 1858 beschrieben), daneben das Schloss Sauerbrunn, Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts, theils wohlerhalten, theils, besonders die 1669 erbaute geräumige Capelle, in neuester Zeit vandalisch verwüstet. In einem Zimmer ist das schöne lebensgrosse Bild des Menschenfreundes Franz Freiherrn von Teufenbach, der das Schloss zu einem Spitale letztwillig widmete. Vischer's Abbildung von Sauerbrunn ist sehr interessant, da auf ihr auch die Sternschanze, wenn gleich nicht sehr treu, vorkommt.

In einigen Stunden von Judenburg aus erreicht man den kleinen Ort Unter-Zeyring mit dem ziemlich erhaltenen Schlosse Hanfelden, dem Vischer'schen Bilde sehr gleichend, dessen Eigenthümer, der ehrenwerthe und k. k. Postmeister Neuper mit seltener Vorliebe das ihm in erwerblicher Beziehung nutzlose Schloss durch ein neues Dach mit bedeutenden Unkosten gegen die Zerstörung geschützt hat. — Es gleicht in der Anlage dem Schlosse Gabelkosten, von dem sich aber das innere Gebäude durch grössere Regelmässigkeit unterscheidet, während auch die Eckthürme nicht rundförmig sondern viereckig, und, das Thor nicht in der Mitte einer Courtine, sondern neben der Flanke eines Eckthurmes angebracht ist, auch keinen Thorthurm hat, sondern einfach die Ringmauer gebrochen ist.

In der sogenannten Königsstube, das südliche Eckzimmer des zweiten Stockwerkes, ist eine lange alte Inschrift, welche erzählt, wie Max I. im Jahre 1506 dem Schlosse den Namen und das Burgfriedrecht gegeben, und wie er hier während der Zeit residirte, als er die Versuche, das ertränkte Zeyringer Silberbergwerk wieder zugänglich zu machen, oder wenigstens die bezüglichen Nachforschungen persönlich leitete. Die Inschrift ist den Buchstaben und dem Style nach etwas jünger als Maximilian's Aufenthalt hier und von „Chr. Praun" unterzeichnet, welcher ihr Verfasser oder der damalige Pfleger des Schlosses gewesen sein mag.

Die ganz einfache, einem gewöhnlichen Zimmer ähnliche Capelle hatte das Altarblatt Maria Krönung.

Der nahe Markt Ober-Zeyring hat zwei interessante Kirchen. Die Pfarrkirche St. Nikolaus ist einschiffig, am Chor dreiseitig geschlossen, mit sehr einfachem Kreuzgewölbe. Als ihr Baujahr wird in einer Inschrift 1365 angegeben. Der Hochaltar ist ein modernes Schnitzwerk im gothischen Styl von dem Knittelfelder Tischler Mayer gut gezeichnet und ausgeführt. Auf demselben sind ältere und neuere Statuen und Statuetten aus Holz gruppirt, unter den ersteren einige sehr edle Gestalten.

In der Thorhalle, zugleich Untertheil des massiven viereckigen Thurmes, steht ein Taufbecken von grauem Marmor aus einem Stücke, 33" hoch, mit einer runden Schale von 29" äusserem Durchmesser, die zwei viereckige Handhaben hat, auf einer viereckigen Säule, die auf einer Scheibe ruht. Die Form des Ganzen deutet auf ein sehr hohes, wahrscheinlich in das eilfte Jahrhundert zurückreichendes Alter.

In dieser Halle hängen auch zwei auf beiden Seiten gemalte Holztafeln von einem Flügelaltar, weibliche Heilige darstellend, aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts,

zum Theil wohlerhalten und von guter Arbeit. In einer Seitencapelle ist ein anderes altes Gemälde auf Holz, St. Ursula zu Schiffe mit dem Papste, dem Cardinal, Bischofe und ihren Jungfrauen, dann das Gegenstück dazu, der bethlehemitische Kindermord, beide aus gleicher Zeit, wie jene in der Halle. Auch in der Sacristei sind zwei Flügelbilder eines andern Altares, St. Bernhard und St. Sebastian aufbehalten, dann eine in Holz geschnitzte Büste eines Heiligen mit einem Buche, Arbeit des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Kirche St. Elisabeth am Friedhofe ist älter und wäre nach einer an ihr angebrachten Inschrift im Jahre 1111 erbaut. Wie wenig man sich auf solche Inschriften verlassen könne, und wie sie bald die Zeit des ursprünglichen, längst nicht mehr vorhandenen Baues, bald jene einer Restauration, oder eines Umbaues von Bedeutung aussprechen, ist bekannt.

Die Elisabethkirche ist gothisch, einschiffig, ohne Wandpfeiler, das Gewölbe ohne Rippen, das Presbyterium bedeutend schmäler als das Schiff. Der Bogen des Thores ist gothisch, dagegen sind die Fenster rund überwölbt, schmal gegen Innen erweitert. Auch hinter dem Altar ist ein halbrundes Fenster.

In dieser Kirche fand ich die zwei Seitentafeln zu den in der Pfarrsacristei aufbewahrten, St. Pantaleon, St. Blasius, St. Erasmus und St. Veit darstellend, letzteren mit der Jahreszahl 1515.

An der Einschmiegung eines Fensters sind Reste einer Inschrift des vierzehnten Jahrhunderts, die Namen der Heiligen enthaltend, deren Reliquien die Kirche barg.

Die Kirche St. Agatha in Wenk der nahen Propstei Zeyring ist ein gothisches Gebäude des vierzehnten Jahrhunderts, von geringer Ausdehnung, im Zweieck vom Presbyterium geschlossen, ohne Pfeiler. Die Jahreszahl 1828 am Musikchor scheint sich auf eine frühere Restauration zu beziehen. Seither wurde das Gebäude im Jahre 1472 von den Türken zerstört, 1493 wieder hergestellt und zwei Jahre darauf neu geweiht. Damals waren mehrere Fenster zugemauert, daher das Innere, wie noch heute, etwas dunkel. — Der auf dem Chor stehende ziemlich gut erhaltene Flügelaltar mit Schnitzwerk vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zeigt das kaiserliche Wappen, das Bindenschild und einen Drachen — er ist von minderem Kunstwerthe aber von sehr fleissiger Arbeit. — Ein sehr gutes Bild ist eine hier vorhandene, angeblich von Carlo Dolce gemalte Madonna, zwei andere Gemälde des siebzehnten Jahrhunderts, weibliche Heilige darstellend, sollen Bildnisse adeliger Frauen jener Zeit sein, eine Annahme, welcher wenigstens der Charakter der Köpfe nicht widerspricht. Einige Steintafeln erzählen die Schicksale der Kirche, ein Bild von 1696 stellt die Gründung von Admont dar.

Bei Vischer ist die Kirche mit einem Dachweiler, das Propsteigebäude mit einem an der Ecke angeklebten Vertheidigungserker und die gegen die Türken aufgeführte Mauer mit Pfefferbüchsen an den Ecken ersichtlich.

Ein sehr interessanter Ausflug von Ober-Zeyring ist jener nach St. Oswald mit seiner von 1469 bis 1476 erbauten, schön gelegenen, grossen gothischen Pfarrkirche. Sie ist von gefälligen, hohen Verhältnissen, zweischiffig, mit vier achteckigen Mittelpfeilern und schlanken, runden Wandpfeilern, in welche die Gewölbrippen ohne Absatz verlaufen. Im Bogenschlusse des dreiseitig abgeschlossenen, um einige Stufen erhöhten Presbyteriums ist die Büste St. Oswald's von guter Arbeit in Stein angebracht. Nach einer Inschrift wäre die Kirche im Jahre 1496 gebaut, was aber nicht richtig ist. Jedenfalls bestand schon im dreizehnten Jahrhundert eine Kirche hier; um 1353 geschieht einer solchen in Urkunden ausdrücklich Erwähnung.

Die Fenster haben sehr wechselndes, zierliches Masswerk. Merkwürdig ist auch ein steinernes tulpenförmiges, sechzehnmal gekerbtes Taufbecken mit rundem Fusse in der Kirche. Ober der Seitenthür und ebenso an der nördlichen Kirchenmauer treffen wir eine seltene Abnormität, nämlich ein Schussloch der einfachen und älteren Art (aus dem länglichen Vierecke und dem Kreise zusammengesetzt) nicht im Mauerwerke eingeschnitten, sondern in einer hölzernen Bohle, die in einer viereckigen Öffnung der Hauptwand eingemauert wurde.

Der Thurm ist ein massives Viereck an der Stirnwand der Kirche, mit grossem gothischen Schallloch und der nur zweifelhaft erkennbaren Jahreszahl 1871. Er hat vier Giebel und zwischen ihnen erhebt sich zur Ehre des guten Geschmackes kein Zwiebel-, Rettig- oder Rübendach, sondern eine schlanke Dachpyramide.

Auch die Strebepfeiler sind, da ihre gegen Aussen gekehrte Seite an den verschiedenen Abstufungen theils flach (der ganze Pfeiler im Plan ein Viereck), theils schneidig (im Plan ein Fünfeck) ist, zierlicher als gewöhnlich, wenngleich ohne weiterem Schmucke.

Zwischen zweien dieser Pfeiler ist an der Südseite der Aussenmauer, durch ein zierliches Gitter mit zwei Wappen und der Jahreszahl 1672 geschützt, ein Frescogemälde angebracht, die heiligen Frauen mit dem Leichnam Christi, und ein Crucifix, daneben sieben weibliche und sechs männliche Figuren in der Tracht jener Zeit. Auf diese Familien bezieht sich ohne Zweifel eine in der Kirche hinter einem Seitenaltar befindliche, wenngleich etwas frühere Inschrift, laut welcher dieser Altar von der Witwe Frau Johanna Piehl zu Hanfelden und ihren Kindern 1654 errichtet wurde.

Neben der Kirche stand bis 1798 eine dem heiligen Michael geweihte Rotunde (Karner), der Aussage mehrerer alter Bauern nach von vortrefflichem Materiale, mit halbrunder Altarvorlage, kleinen Fenstern und einem unterirdischen Raume. Noch 1721 war der steinerne Altartisch vorhanden, jedoch das Gewölbe bereits gesprungen. Als

der Karner in dem oben genannten Jahre zum Baue des neuen Schulhauses abgerissen wurde, zu dem seine Steine verwendet worden sind, hatte er noch ein Thürmchen mit zwei Glocken.

Die nächste merkwürdige Kirche in der entgegengesetzten Richtung von Ober-Zeyring ist die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt zu Pöls. Sie ist dreischiffig, hoch, und die Nebenschiffe sind bedeutend niederer als das Mittelschiff. Sie hat ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen Schlussscheiben im Presbyterium verziert sind. Die das Gewölbe tragenden Pfeiler sind von ungemeiner Stärke und viereckig. Die Mauern des Mittelschiffes sind oben mit runden Fenstern durchbrochen, die aber gegenwärtig in den Dachboden, statt wie früher ins Freie gehen. Es scheint nämlich die Kirche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zur Vertheidigung eingerichtet worden zu sein, wofür die über beiden Seitenthüren angebrachten, unten offenen Erker und die Schusslöcher mit Doppelhakenkerbeln zeugen. Bei dieser Gelegenheit mag der Dachstuhl angeschichtet und die Bedachung über die Seitenmauern des Mittelschiffes weg bis zu jenen der Seitenschiffe gezogen worden zu sein, wodurch nun jene mit zierlichem Masswerke geschmückten Rundfenster überflüssig wurden und die Ansicht des Gebäudes ihren ursprünglichen Charakter einbüsste.

Strebepfeiler sind nur am Presbyterium angebracht. Der massive viereckige Thurm ist über dem Presbyterium in seiner ganzen Breite angebracht und hat gothische Fenster mit Masswerk.

Der Haupteingang der Kirche ist romanisch mit zwei Säulen und ersichtlich von dem älteren Baue herrührend.

Kleinere Merkwürdigkeiten der Kirche sind ein alter weissmarmorner Weihbrunnstein, viereckig mit achteckigem Fusse, ein sehr altes und einfaches Taufbecken, endlich auf dem Hauptaltare eine gute Madonnenstatue aus Holz.

Der weitläufige Pfarrhof hat manche Überreste von Bautheilen des fünfzehnten Jahrhunderts, z. B. eine Steintafel mit dem Wappen des Pfarrers Johann Duster (wahrscheinlich des Erbauers) und der Jahreszahl 1871, dann einige nicht uninteressante Gemälde.

Das älteste noch ziemlich erhaltene Bauwerk in Pöls ist der Karner, in geringer Entfernung von der Kirche. Seine Beschreibung wurde bereits früher der Redaction der „Mittheilungen" eingesendet, nur dürfte noch bemerkt werden, dass dieses kleine, von der Sage dem heiligen Rupertus zugeschriebene Gebäude zur Zeit der grossen Klosteraufhebung zur Demolirung bestimmt, von der Kirche dem hohen Ärar abgekauft und auf diese Weise gerettet wurde.

Über dem Karner steht im Freien ein uralter viereckiger Steintisch, den die Sage für eine Kanzel des heiligen Rupert's ausgibt. Er ist von röthlichem Marmor, sammt dem in der Erde etwas steckenden Sockel bei sechs Schuh hoch, die Platte hat drei Schuh im Gevierte. Der obere Theil des Fusses, auf welchem die Platte steht, ist viereckig, eben so der eigentliche Schaft und der Sockel, nur sind letztere Theile an den Kanten abgeschmiegt. So vorsichtig sich ein Prediger, wenn er auf diesem engen Raume sich befand, vor heftigen Bewegungen hüten musste, so lässt sich doch kaum eine andere Bestimmung dieses Steinwerkes, das nur wegen seiner Gestalt ein Tisch genannt werden kann, vermuthen.

Nahe bei Pöls liegt die Schlossruine Reifenstein, einst der Sitz der in der Reformationsgeschichte viel genannten mächtigen Freiherren Pögl, später dem Teufenbach, Sidenitsch, endlich dem Fürsten Schwarzenberg gehörig. Die Zerstörung des Schlosses gehört der neuesten Zeit an. Noch 1784 war dasselbe bewohnt, vor Kurzem waren noch die schönen Keller benützt, im grossen Thurm ein schauerliches Gefängniss mit einer Tretmühle.

Das mächtige, ein unregelmässiges Viereck bildende Gebäude ist auf einem mässig hohen, auf den meisten Seiten steil abfallenden Bergvorsprunge mit kluger Terrainbenützung aufgeführt, und hat die am stärksten befestigte Fronte gegen die Bergseite zu, an welcher eine Schlucht künstlich zu einem breiten und tiefen Wallgraben benützt ist. Dieser ist auf zwei Seiten, wo sich die Schlucht erweitert und verflacht, durch Mauern quer abgeschlossen, um dem Feinde das Eindringen in den Graben von den Seiten zu wehren. Die Contrescarpe ist ohne alle Böschung gut aufgemauert, eine kühne Arbeit, da diese Mauer den Druck und das Nachschieben der gegen den Gipfel des Berges aufsteigenden Erdschichten zu tragen hat.

Die lange Fronte gegen den Berg zu hat zwei runde Eckthürme, die Mauer dazwischen ist mit Zinnen gekrönt und darunter mit Schiesslöchern versehen, an deren einigen grösseren man noch die eisernen Ringe bemerkt, um von Aussen Läden herabzulassen, und die Vertheidiger während der Wiederinstandsetzung der abgeschossenen Waffen zu schützen. Diese in unseren Burgen seltenere Einrichtung hat ihren Ursprung wahrscheinlich in einer Reminiscenz an die bei den ältesten Geschützen angewendeten beweglichen Schirme, oder in einer Analogie mit den Stückpfortenladen auf Schiffen.

In dieser Mauer sind zwei Thore, zu deren jedem eine abgesonderte Brücke führt. Das erste Thor ist klein, in neuerer Zeit rund überwölbt, die Brücke ruht auf zwei gemauerten, im Plane länglich-viereckigen Pfeilern.

Das zweite ist grösser, ober demselben war einst ein kaum mehr sichtbares Frescogemälde mit mehreren Figuren. Die dazu führende Brücke wird von zwei fünfeckigen, durch Rundbogen verbundenen Pfeilern verbunden. Thor und Brücke mag aus der Zeit herrühren, wo das Bedürfniss, mit Wägen in das Schloss zu fahren, entstand, und daher das kleinere Thor das ältere sein.

Da die Mauer ungewöhnlich hoch, der Graben tief und breit ist, auch die ziemlich grosse Zahl der Scharten und Schusslöcher ein gleichzeitiges starkes Feuer gestattete, so

war das Schloss gegen einen Angriff von der Bergseite wohl verwahrt, dennoch aber nur auf Frontalfeuer, nicht auf starke Flankirung vorgedacht.

Die zweite schmälere Seite des Viereckes gleicht im Ganzen der langen Fronte, nur zeigt sie einige Erker zu Aborten.

Wenn man durch das kleinere Thor den Zwinger betritt, der von den Zinnen und Schussspalten der inneren Ringmauer überall eingesehen ist, so zeigt sich links ein tüchtig rund überwölbter Stall auf ungefähr dreissig Pferde, ziemlich erhalten, aus dem Schusslöcher gegen den Zwinger gehen und der eine im Spitzbogen überwölbte Thür hat. Ställe von dieser Grösse gehören, namentlich in Bergschlössern zu den Seltenheiten. Vom Zwinger aus, der übrigens mehrere nun ganz verfallene kleine Gemächer hatte, kann man an der Hauptringmauer die ziemlich wohl erhaltenen, nach der Terrainserhöhung treppenförmig laufenden, durch die gegen oben zu in Absätzen dünner werdende Mauer gebildeten Wallgänge, und über ihnen die Spuren der hölzernen Mordgänge deutlich sehen.

Innerhalb des grossen Thores, an dem noch die Löcher für die Schubriegeln ersichtlich, ist ein kleiner Hof, von dem alten, ziemlich verfallenen Hauptthurme, einigen ebenfalls in Ruinen liegenden Nebengebäuden und gegen das Thal zu von der hier nur einfachen Ringmauer mit Zinnen gebildet, bei deren Schusslöchern ebenfalls die Ringe für die Schutzläden bemerkbar sind. Hier ist auch der Eingang in die jetzt verschütteten grossen Keller und eine Küche. Über mehreren Fenstern sind architektonische Verzierungen in Fresco, über einem auch ein Engelskopf in dieser Technik angebracht. Aus diesem Hofe links führt der Weg in das schon arg verwüstete Hochschloss, in dem nur die sehr einfache gothische Capelle mit dreiseitigem Abschlusse und einem Schiffe erhalten blieb, welches schmäler als das Presbyterium ist. In dem Chaos von Trümmern kommt der Spitzbogen-, der Bruchstein- und Quaderbau häufig vor, auch entdeckte ich dort spärliche Spuren sehr alter Fresken. Die neueren Gebäude, welche die zweite schmale Seite des Ganzen bildeten, sind am ärgsten zerfallen, und grossentheils in das Thal hinab gerollt, in welchem auch unter dem Schlossberge die Ruinen ziemlich bedeutender Ökonomiegebäude liegen.

Leider sind die schönen und merkwürdigen Ruinen von Reifenstein so mit Gebüsch, Nesseln und anderer üppiger Vegetation überwachsen und die Schuttlagen so angehäuft, dass die Durchforschung sehr erschwert, an einigen Stellen ganz verhindert wird.

Vischer's Abbildung ist treu und interessant, da das Ganze zu seiner Zeit vollkommen erhalten war.

In der Richtung von Pöls gegen Unzmarkt liegt das kleine, wenig besuchte Dorf St. Johann in der Scheiben. Seine einfache, nicht grosse, einschiffige, und dreiseitig geschlossene Kirche, die 1530 renovirt wurde, aber bedeutend älter ist, hat in dem um eine Stufe erhöhten Presbyterium einen geschnitzten Hochaltar aus dem Ende des fünfzehnten oder Anfange des sechzehnten Jahrhunderts mit ziemlich einfacher Architectur. Die drei Hauptfiguren, St. Johannes mit dem Lamme, neben ihm St. Peter und St. Paul, sind Statuen, alles übrige ist Basrelief. Auf einem Flügel erscheint die Taufe im Jordan, ein Landsknecht, den Herodias das Haupt des heiligen Johannes überreichend; auf dem zweiten Elisabeth und Maria, dann Johannes predigend. Ganz oben ist Christus mit den zwei Frauen und zwei Engeln. Die Arbeit des Ganzen ist fein und zierlich, die Figuren zwar nicht vorzüglich, aber lebendig, mit schönen Köpfen und eben solchem Gewande. Die Erhaltung des Ganzen ist gut, leider ist aber Alles durch einen buntscheckigen neuen Anstrich entstellt.

Noch ist in der Kirche ein alter achteckiger Taufstein bemerkenswerth.

Auf dem Wege nach Unzmarkt ist am Hause des Schlossbauern in Nussdorf ein Römerstein eingemauert, ein zweifüssiges, gehörntes, hinten in einen Fisch auslaufendes und auch mit Flossen (kurzen Flügeln?) versehenes Thier darstellend. Ob der schlanke Kopf mehr dem eines Steinbockes oder einer Antilope gleicht, ist schwer zu entscheiden.

Vom Markte Unzmarkt gegenüber in bedeutender Höhe und herrlicher, weit ausschauender Lage zeigen sich die trotz vieler Zerstörung nach Innen sehr interessanten Ruinen der durch Ulrich von Liechtenstein bekannten Frauenburg, einer der wenigen in Steiermark, die über das vierzehnte Jahrhundert zurückgehende Bautheile enthalten.

Am Wege dahin findet man neben der Murbrücke eine mächtige viereckige Steinsäule von plumpen Verhältnissen, ungefähr aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts mit gleichzeitigen sehr ruinirten Fresken.

Ein ziemlich steiler Pfad leitet durch das Dorf mit einigen tüchtigen alten Häusern, wahrscheinlich einstige Herrschaftsgebäude, zu der laut einer Inschrift i. J. 1434 gebauten nicht sehr bedeutenden Pfarrkirche Maria Opferung.

Im Bogenschlusse des Presbyteriums ist der Heiland ersichtlich. Durch einen nicht mehr im Gebrauche stehenden Seitenaltar ist ein grosses Grabmal aus weissem Mamor halb verdeckt, welches einen Ritter mit seiner Frau und fünf Kindern zeigt. Obwohl der Kunstwerth dieser der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angehörigen, vielleicht noch etwas späteren Arbeit nicht bedeutend ist, wäre es doch sehr wünschenswerth, dasselbe der freien Besichtigung wiedergegeben zu sehen, da einige Theile desselben und namentlich die Inschrift ganz verdeckt sind. Es dürfte einem Stubenberger angehören, da die Glieder dieser Familie nach den Lichtensteinern und vor den gegenwärtigen Besitzern, den Fürsten Schwarzenberg, Herren auf Frauenburg waren — wie dann auch hinter der Kanzel ein ebenfalls grosses Grabmal Friedrich's von Stubenberg in Frauenburg und

Stubegg, † 1574, angebracht ist. — Am Pfarrhofe ist ein wohlerhaltener römischer Schriftstein eingemauert.

Nahe an der Kirche beginnen die äussersten Mauern der eben so ausgedehnten, als durch die leidige Vegetation, durch Schutt und an einigen Stellen durch das spiegelglatte kurze Gras sehr schwer zugänglichen Ruine Frauenburg.

Wie so oft sind auch hier die neueren Gebäude ärger verwüstet, als die ältesten. Eine Capelle (oder ein Prunkgemach ?) ist im Spitzbogen überwölbt, auf weit höheres Alter aber deuten viele im Rundbogen überwölbte Öffnungen, besonders in dem Saale des ältesten Burgtheiles, die Doppelfenster durch romanische Säulchen getrennt. An einer Stelle findet man einen sehr steil abfallenden Eingang zu einem Keller, Kerker oder zu einer Cisterne, an einer andern einen gothisch überwölbten Kamin, an dem alten Haupteingange des Schlosses sind zwei Pechnasen aus Holzbalken angebaut.

Eine genauere Durchforschung dieser Ruine, welche jedoch Wegräumung des Gestrippes, Leitern und ähnliche Hilfmitteln erfordern würde, dürfte interessante Resultate liefern.

Vischer stellt die Burg, deren Ruinen noch heute zu den grösseren des Landes gehören, vollkommen eingedeckt vor. Damals war die Kirche durch ein sie umgebendes Aussenwerk mit in die Vertheidigung eingeschlossen, zu welchem ein durch zwei Thorthürme geschützter Weg führte.

Von Unzmarkt gelangt man auf der Strasse gegen Kärnthen nach Scheifling mit einem durch Vernachlässigung zerfallenden Schlosse aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Es steht an der Stelle eines weit älteren, einst der gleichnamigen Familie gehörigen, später kaiserlichen. Max I. soll es Seifried von Windischgrätz unter der Bedingung geschenkt haben, es zum Behufe kaiserlichen Einlagers auf Reisen oder Jagden stets im guten Stande zu halten. Bei Vischer erscheint es als ein sehr weitläufiges Gebäude.

Die nahe Pfarrkirche in St. Lorenzen, im Presbyterium fünfseitig geschlossen, ist arg renovirt, hat jedoch hinter dem Hochaltar an der Aussenwand einen Gedenkstein mit der Aufschrift: „anno dni m. d. x. x. i. i. April ist des kors erster grundstain glegt worden.“

Hoch aufwärts führt der Weg zum schön gelegenen, wohlerhaltenen Schlosse Schrattenberg, einem regelmässigen Prachtbau des siebzehnten Jahrhunderts, mit viereckigen Eckthürmen, weitem Hofe mit Arcaden, grossen und hohen Zimmern und Sälen und einer Capelle. Fresken auf den Plafonds (eines dieser Deckengemälde ist aber auf Kupfer), sehr zierlich geschnitzte Thüren und Thürgeränder, mächtige mit Verzierungen, zum Theil mit Wappen und sogar mit Porträts geschmückte Thonöfen, Wandgemälde auf Leinwand, überhaupt alle Beigaben der prachtliebenden Architectur jener Zeit sind hier reichlich verwendet. In sehr zweckmässiger Weise sind Abtritte und der Zugang zu Seitentreppen hinter Holzschränken maskirt.

Von Victor Grafen von Prandegg i. J. 1685 auf den Ruinen des älteren Schlosses gebaut, beherbergte es in seinen Mauern Kaiser Joseph II., Napoleon I. und Suwarow.

Bei Vischer ist die Ansicht jene des älteren, ziemlich einfachen und unbedeutenden Schlosses.

Von hier noch hoch und beschwerlich nach aufwärts geht es zur Burgruine Stein, einer der höchsten und grösseren des Landes, einst der Familie gleichen Namens, dann den Trautmannsdorfern, zuletzt dem Stifte St. Lambrecht gehörig. Sie ist mit hohen Mauern, runden Thürmen und Halbthürmen umgeben. Einer der mächtigen Thürme am Eingange hat einen Ziegelcorridor. Der erste Hof ist vom Thorgebäude, der äussern Ringmauer mit ihrem Mordgange, dem Hauptgebäude und vom zweiten Thorhause umschlossen. Dieser letztere bildet eine mächtige gothisch überwölbte, auf einem riesigen viereckigen Pfeiler ruhende Halle, deren dem Eingange gegenüberliegende Öffnung in einen Zwinger, eine andere links in das Mittelschloss führt. In dem Zwinger sind an der Ringmauer Nischen mit Wandbänken und Schusslöchern angebracht. Gegen die Thalseite steht hier ein halbrunder, im Innern gewölbter und mit einer Küche versehener Thurm, auch findet man in diesem Zwinger Spuren und Reste zahlreicher, zum Theil in Felsen gehauener Gemächer. Merkwürdigerweise sind die Öffnungen der Hauptform sehr weit, daher offenbar neuer, und wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhunderte, wo Abt Valentin von St. Lambrecht die Befestigungen des Schlosses vermehrte, um es bei Türkeneinfällen zum Zufluchtsorte zu benutzen.

Im inneren Hofe, von dem eigentlichen Mittelschlosse gebildet, herrscht sehr starke Zerstörung. Nur die Capelle hat entweder durch ihr besseres Materiale, oder, da der Vandalismus den Angriff des heiligen Gebäudes scheuend sich begnügte, das Werk dem Zahne der Zeit zu überlassen, weniger gelitten, so dass man noch den Grundriss des einfachen Kirchleins, ein Viereck mit zwei Gewölbjochen, zu erkennen vermag, und sogar zwei Fenster mit einfachem Masswerke und einige schön profilirte Gewölbrippen erhalten sind. Dass diese Capelle dieselbe sei, in welcher schon i. J. 1319 Messe gelesen wurde, dürfte bezweifelt werden. Neben ihr führt eine enge Stiege in die oberen Geschosse des Mittelschlosses, aus welchem eine Doppelschiessspalte in den Hof geht. Derlei Schiessspalten, in der Mitte durch ein unregelmässiges Mauerstück getheilt, kommen im Ganzen selten vor.

Eine sehr grosse, breite, rund überwölbte Treppe, gegenwärtig ihrer Steinstufen beraubt und daher nur mehr eine schiefe Ebene, führt in das nun beinahe unzugängliche Hochschloss. Über dieser Treppe ist der alte, angeblich und wahrscheinlich sehr tiefe, jetzt aber durch Schutt grösstentheils gefüllte Brunnen. Die zahlreichen an den Ringmauern vorkommenden Kochlöffelspalten sind sämmtlich im Ganzen aus starken Steinplatten sehr zierlich erzeugt, wie denn

überhaupt hier der Bau aus Bruch- und Quadersteinen ersichtlich vorherrscht und nur verhältnissmässig wenig Ziegel gefunden werden.

Die ganze Burg gibt das traurige Bild eines durch prosaische Utilisirung der gehauenen Steine muthwillig zerstörten, einst mächtigen und schönen Bauwerkes.

Vischer's Abbildung zeigt, da die Ringmauern und Thürme, so wie die dahinter liegenden Gebäude keine gegen Aussen sichtbaren Dächer hatten, die Vertheidigungswerke aber alle mit Zinnen oder auf Kragsteinen auswärts liegenden gemauerten Mordgängen (machi coulis) gekrönt waren, das in unseren Ländern so seltene Bild einer prachtvollen Ritterburg.

Von Stein herab, an den Ruinen der zerstörten Burg Alt-Teufenbach (Stammschloss eines der reichsten steirischen Geschlechter, bei Vischer noch ganz erhalten) vorbei, gelangt man zum Dorfe und Schlosse Teufenbach. Beide brannten vor Kurzem ab. Über dem Eingang des Schlosses, eines nicht bedeutenden neueren Gebäudes, ist ein grosses Grabdenkmal eingemauert, einen Ritter von Teufenbach aus dem sechzehnten Jahrhunderte darstellend, lebensgross, in ganzer zierlicher Rüstung, den Buzogany in der Faust, auf dem Brustpanzer ein Andreaskreuz, zwischen dessen Balken das Wort: „Barbaria“. Es ist dies das Zeichen des von Karl V. beim Einzuge in Tunis 1535 gestifteten Ordens. Die Arbeit des Denkmales ist vorzüglich, die Zeichnung etwas manierirt.

Die Pfarrkirche zu St. Margaretha in Teufenbach ist theilweise ein Gebäude des fünfzehnten Jahrhunderts, das im Dreieck geschlossene Presbyterium und eine Seitencapelle sind alt, im Bogenschlusse des ersteren erscheint das Teufenbach'sche Wappen. Am Eingange von der Sacristei in die Kirche ist das grosse weiss marmorne Grabmal Offo's von Teufenbach, † 1609, eingemauert, ihn und seine zwei Frauen knieend in Hautrelief von guter Arbeit darstellend, und besonders wegen des weiblichen Costümes interessant. Merkwürdiger aber ist es, dass links neben der Sacristeithür (deren Schwelle ein römischer Schriftstein bildet, und sich gleichsam an das oben erwähnte Monument anschliessend) ein zweites Grabmonument desselben Offo's von Teufenbach, † 1609, angebracht ist, welches ihn ebenfalls in ganzer Figur, nur stehend und ohne Frauen darstellt.

Hat vielleicht eines der beiden Gräber den Beifall des Bestellers nicht erhalten und hat man vergessen oder absichtlich unterlassen, bei Aufstellung des zweiten das erstere wegzunehmen?

Ausser diesen Grabdenkmälern hat übrigens sowohl die Kirche, als der um sie herumliegende Kirchhof eine bedeutende Anzahl sehr interessanter Grabsteine der Teufenbache, Putterer u. a. m., auch Fragmente von solchen, leider das meiste schlecht erhalten und ganz ungeschützt. Endlich ist auch unter der Sacristei die Gruft der Teufenbacher, die ich aber zu besehen keine Gelegenheit hatte, und in welcher unter andern auch jener Offo liegt, dessen oben erwähnt wurde.

Von Teufenbach schief gegenüber jenseits der Mur liegen in unbedeutender Höhe am Abhange eines mächtigen Berges die sehr zerstörten Ruinen des Schlosses Pux, welche durch Vernachlässigung, Verkauf des werthvollen Materials in Trümmern verwandelt, als solche im vorigen Jahrhundert eine noch vollständigere Zerstörung aus Sicherheitsrücksichten erfuhren, da sie und besonders ihre schönen unterirdischen Räume ein Lieblingsaufenthalt vagirenden, lichtscheuen Gesindels waren. Was an der Vollendung fehlte, vollendete tolle Schatzgräberei und wuchernde Vegetation. Kaum sind noch der alte Thorthurm, der eine Zugbrücke hatte, Spuren sehr alter Fresken und einige Erker erkennbar. Bei Vischer erscheint es wohlerhalten und von bedeutendem Umfange.

Am Fusse des Schlosses liegt eine durch Schiessspalten zur Vertheidigung eingerichtete Scheune aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

Ein naher Hügel trägt die alte Capelle von Pux (das Schloss scheint Steine gehabt zu haben). An dem vorderen Giebel des kleinen Gebäudes ist ein kreuzförmiges Fenster eingeschnitten, was bei steiermärkischen Kirchen im Gebirge sehr oft vorkommt. Das Presbyterium ist gerade abgeschnitten und hat ein rundes, gegenwärtig vermauertes Fenster. Die Hauptthür an der Stirnseite ist rund überwölbt, ebenso die Seitenfenster des Presbyteriums, auch das Schiff hat ein ganz rundes Fenster, daneben aber ein neueres mit Spitzbogen. Die Decke ist flach von braunem Holz mit vergoldeten Rosetten. Das Grabdenkmal Adams von und zu Prank und Pux, † 1591, ist eine hübsche, leider durch die Kanzel grösstentheils verdeckte Arbeit, ausserdem ist nur noch der Todtenschild eines Herrn von Prank aus dem sechzehnten Jahrhunderte von einigem Interesse. Das Kirchlein hatte einst Ringmauern und einen ziemlich tiefen Graben.

In der Nähe von Pux befindet sich der Eingang zu einer vielbesprochenen, aber so viel mir bekannt, bisher noch nicht eingehend durchforschten, angeblich auf die entgegengesetzte Seite des Berges ausmündende Höhle, das Puxer- oder Schallaunerloch genannt. Der Umstand, dass bei diesem Eingange bedeutende Mauerreste vorkommen, lässt eine genaue Untersuchung in archäologischer Beziehung eben so wünschenswerth erscheinen, als in naturhistorischer ihre angebliche Ausdehnung, die in ihr vorfindlichen Gewässer und der Umstand, dass zu Maria Theresiens Zeiten italienische Krystallsucher alljährlich zum Besuche der Höhle sich einfanden.

Auf dem Wege von Teufenbach gegen Neumarkt fällt die schön gelegene grosse Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit des Ortes Mariahof mit ihrem befestigten Pfarrhofe auf. An letzterem lesen wir über dem Thore: „Hec opposita sacra dei templa turcis bello destructa et hanc domum nobilem: regis ungarie Mathie ductu exustam soloque

ecquatam Johannes Abbas tercius vulgo Sax de Afflenz dictus (ut plura alia) a fundo et novo erexit. Anno salutis 1511."

Auch ein gut erhaltener, römischer Schriftstein ist am Pfarrhofe, dessen Thormauer Zinnen hat, eingemauert, wie dann auch einige Überreste der Römerzeit an der Kirchenmauer und am Thurme zu finden sind.

Von der ziemlich ausgedehnten Kirche ist nur das Presbyterium, die Sacristei und der mächtige viereckige Thurm alt, das Schiff, wenn gleich, wie die Mauersockel zeigen, auf den Resten des älteren erbaut, ist viel neuer.

Es wurde nämlich das alte Kirchengebäude i. J. 1482 von den Türken verwüstet und gegen das Ende jenes Jahrhunderts die Herstellung begonnen. Im Jahre 1500 war der Vordertheil mit 6 Altären fertig. Eine in der Sacristei aufbewahrte Pergamenttafel hat auf die Einweihung des Dreikönigsaltars am 30. December 1500 und die in demselben befindlichen Reliquien Bezug. Im Jahre 1511 war der ganze Bau vollendet. 1679 wurde zur Vergrösserung der Kirche das Schiff eingerissen, der neue Theil gebaut und der Thurm erhöht. Wann übrigens die allererste Kirche dieses schon vor tausend Jahren unter dem Namen Cbraslupp bekannten Ortes gebaut wurde, ist unbekannt.

Das im Dreieck abgeschlossene Presbyterium hat schöne, hohe Verhältnisse, sechs Fenster mit einfachem Masswerk und ist um fünf Stufen gegen das Schiff erhöht. In demselben sind Steinbaldachine angebracht, denen aber die Statuen fehlen. An den grösseren der zwei neben dem Altar in der Mauerdecke angebrachten Nischen kommt als Verzierung ein Königs- und ein weiblicher Kopf vor, was sich links an einem der runden Wandpfeiler wiederholt, während an einem solchen rechts ein anderer männlicher und ein weiblicher Kopf erscheint. Einfach aber sehr hübsch gearbeitet ist die aus dem Presbyterium ins Freie führende Seitenthür mit einem ganz eigenthümlich verschnittenen Eselsrückengewölbe.

Noch muss eines im Presbyterium hangenden, an Kunstwerth keineswegs reichen Gemäldes gedacht werden, welches eine lateinische Inschrift und deren Übersetzung in das Deutsche hat. Letztere lautet:

„Beatrix eine geborne Herzogin in Kärnten und dieses Gotthauss Stüffterin zeigt irem Eheherrn Rossen, in welche das Brod, so sie den Armen hat aus Thailen wollen wunderthätig ist verwandelt worden. Ist selig gestorben und samt irem Khind allhie begraben worden um das Jahr Christi 1120." Die Übersetzung ist soferne nicht treu, weil im Lateinischen „altera fundatrix" steht, wonach die Herzogin Beatrix wohl nur wegen bedeutender Unterstützung zu Um- oder Ausbau diesen Titel erlangt haben dürfte. Als ihre Gebeine gelten übrigens jene, welche mit denen eines Kindes vermengt in der Sacristei in einem einfachen hölzernen Kästchen verwahrt werden.

In einiger Entfernung von der Kirche und vom Orte steht die einfache Nikolai-Capelle mit rund überwölbter Hauptthür, einem solchen und einem zweiten ganz runden Fenster. Auch dieses kleine Gebäude wurde 1482 verwüstet und 1500 hergestellt. Hinter dem Altar fand ich ein dreieckiges vergoldetes Holzschnitzwerk, ersichtlich zwei Hälften zweier verschiedener Giebel von Flügeltbüren des sechzehnten Jahrhunderts von sehr zierlicher und fleissig ausgeführter Arbeit, architektonische Ornamente zeigend.

Aus gleicher Zeit stammt eine kleine hölzerne Statue, einen Bischof darstellend (wahrscheinlich St. Nikolaus) in einer alten Betsäule neben der Capelle.

Von Mariahof über Neumarkt (auf dessen Merkwürdigkeiten später zurückgekommen wird) gelangte ich nach St. Veit, von den zahlreichen gleichnamigen Orten in Steiermark durch den sonderbaren Beinamen „in der Gegend" unterschieden.

Die Pfarrkirche ist unbedeutend, ihr Thurm dagegen ein sehr massives ziemlich hohes Viereck, dessen Schalllöcher durch romanische, Rundbogen tragende Säulchen dreifach getheilt sind. Die Jahreszahl 1440 am Thurme kann sich daher nur auf eine Restauration beziehen.

Die Rotunde oder der Karner, dem heiligen Martin geweiht und neben der Kirche liegend, wurde bereits auf meiner früheren Reise in dieser Gegend für die „Mittheilungen" beschrieben.

In der Entfernung weniger Stunden, aber schon auf Kärnthens Boden, liegt die Ruine Althaus auf einem felsigen Hügel, einst mit einem tiefen Graben umgeben und eines der einfachsten Bauwerke. Ein aus Bruchsteinen aufgeführtes Parallelogramm von bedeutender Höhe, mit einer kleinen rund umwölbten Thür, über dieser ein kleiner Spitzbogen, daneben ein Schussloch, rechts und links vom Eingange ein paar gewölbte Gemächer, darüber noch zwei Stockwerke mit grösseren Fenstern und Schussspalten, bildet das Ganze ein festes Haus von geringer Ausdehnung, ohne Spur von Capelle, Brunnen, Hofraum u. s. w.

Schon wieder in Steiermark liegt das Dorf und die Pfarrkirche St. Helena. Sie ist einschiffig, in dem schönen Presbyterium, dessen Fenster hinter dem Altar zierliches Masswerk hat, ruhen die Gewölbrippen auf Consolen; im Schiffe verlaufen sie in die runden Wandsäulen ohne Vermittlung. Das Verhältniss des Baues ist hoch und schön. Die neue Sacristei bewahrt eine wenn gleich sehr übermalte, doch vorzüglich geschnitzte Madonna aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. Der viereckige Thurm steht auch hier über dem Eingange.

Nahe an der Kirche zeigt eine am Weg stehende etwas schwerfällige Wegsäule gut erhaltene Fresken vom J. 1514, worunter ungemein zierliche Pflanzenornamente.

Die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt zu St. Marein bei Neumarkt hat einen mächtigen viereckigen Quaderthurm, unten mit einem halbrund überwölbten, stark eingeschmiegten Fenster. Die Schalllöcher sind durch je drei romanische, Rundbogen tragende Säulchen vierfach getheilt. Hoch am Thurme sind zwei römische Basreliefs

eingemauert; Römersteine finden sich auch in der Sacristei. Das Hauptthor der ziemlich grossen Kirche ist rund überwölbt und in seiner Einschmiegung romanisch profilirt. Das unter dem Thurme hineinreichende Presbyterium, um drei Stufen gegen das Schiff erhöht, ist sehr flach überwölbt und hat neben dem Altar eine zierliche Nische. Die Kirche ist einschiffig, von den gothischen Fenstern haben einige älteres, einfaches, andere neueres, reicheres Masswerk. Die zierlich profilirten Gewölbrippen reichen ungefähr bis auf vier Schuh vom Boden herab, an den Bogenschlüssen sind die Evangelistensymbole und ein fünftes undeutliches Basrelief angebracht. Die Verhältnisse des Baues sind schön, die angeblich nach Quellen auf 1491 gesetzte Bauzeit ist falsch und kann sich nur auf den Umbau der gewiss ursprünglich romanischen Kirche beziehen.

Im Karner sind Spuren der einst das ganze Innere bedeckenden Fresken, der alte Altarstein, ein ebenfalls sehr alter unförmlicher Taufstein und eine hübsche Holzstatue der heiligen Barbara, leider sehr verwahrlost.

Der Karner im nahen Neumarkt ist einer der jüngsten des Landes, aber auch der zierlichsten und besterhaltenen, mit alleiniger Ausnahme des Daches, welchem man ein sehr unpassendes Glockengerüst nach dem Brande der Pfarrkirche aus Noth substituirt hat. Die schlanken Spitzbogenfenster des im Verhältniss zu seiner Ausdehnung ziemlich hohen achteckigen Gebäudes haben ihr Masswerk noch wohl erhalten, die Thüre ist im Spitzbogen überwölbt, das Materiale gelber Sandstein, regelmässig behauen, mit meist grünlichen Eckquadern. Das einfache Gewölbe hat keine Rippen, seine Grate ruhen auf Consolen. Von den Fresken, welche die Bogenfelder zierten, sind noch drei erhalten.

Auf dem ersten Felde erscheinen St. Laurentius, St. Jacobus, St. Georg und darüber Christus, auf dem zweiten St. Nikolaus, St. Leonhard und ein Bischof mit einem Kirchenmodell; auf dem dritten sieht man rechts die heilige Katharina, die Hand auf das Haupt einer knieenden Frau in bürgerlicher Tracht legend, darunter ein Wappen mit einem schwarzen Hasen im gelben Felde und die Beischrift: „W. Schurm.“ In der Mitte ist die heilige Jungfrau auf dem Halbmonde, der ein riesiges Gesicht hat, links eine bereits unkenntliche Heilige, neben ihr drei Kinder und eine Kirche, endlich ein Wappen mit einer gelben Bretze im schwarzen Felde und die Beischrift: „M. Schurm.“

An zweien der Consolen sind abenteuerliche Köpfe zu schauen. Am Boden der Capelle liegen Bruchstücke von Gesimsen, Blumenknorren u. s. w., dann ein Hautrelief aus gebranntem Thon, den leidenden Heiland mit Ruthe und Schilfrohr darstellend, welches früher in der Pfarrkirche war. Diese viereckige, oben in eine eselsrückenförmige Spitze ausgehende Platte hat in ihrer Darstellung eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Steinbilde an der Kirche von Jagerberg nächst Kirchbach in Steiermark, welches durch seine bis heute noch nicht genügend erklärte Beischrift: „dom bylem“ den Alterthumsforschern des Landes so viel vergebliche Mühe gemacht hat.

Der Altaranbau ist dreiseitig geschlossen, die Thüre, welche in die Gruft führt, hat einen geraden Sturz mit abgeschnittenen Ecken, das ebenfalls viereckige Gruftfenster ist zierlich ausgeschmiegt.

Die Pfarrkirche St. Katharina in Neumarkt, ein Gemisch von altem und neuem Bau, ursprünglich schon im dreizehnten Jahrhundert an der gleichen Stelle bestehend, 1494 vom Grund aus neu gebaut, 1813 vom Brande verwüstet und daher stark restaurirt, ist zweischiffig, im Dreieck geschlossen, niedrig; die Gewölbrippen verlaufen ohne Vermittlung in die Pfeiler. Das um eine Stufe höhere Presbyterium ist neu, im gothischen Style ziemlich glücklich gebaut. An den Bogenschliessen des Schiffes sind Wappenschilde mit Zunftzeichen und Monogrammen, Rosetten und eine nicht ganz deutliche Jahreszahl, vielleicht 1501, ersichtlich. Ein runder Taufstein mit vier Köpfen und achteckigem Fusse verdient Aufmerksamkeit. Der Haupteingang ist im Spitzbogen überwölbt und einfach, das Seitenportal im Eselsrücken hat einen zierlichen Wimperg, dessen Schmuck so wie das Thürgewand von gebranntem Thon sind. Ein neben der Sacristeithür an der äusseren Kirchenmauer befindlicher Stein hat die Jahreszahl 1894.

Ober dem Markte in mässiger Höhe erhebt sich das grösstentheils sehr zerstörte Schloss Forchtenstein. Sein tüchtiger viereckiger Thurm wird ungeachtet seiner sehr geringen Wohnlichkeit wahrhaft hartnäckig bewohnt. Bei Vischer zeigt sich das Schloss wohlerhalten und durch eine Mauer mit den Befestigungen des Marktes verbunden.

Auf dem Wege von Zier nach Unzmarkt befindet sich links eine selten besuchte kleine Ruine, Schloss Tschakathurn. Es war ein nicht ganz in der Ebene, aber weder hoch noch schwer zugänglich liegendes festes Haus, einst Herbersteinisch, dann Schwarzenbergisch und erst im Jahre 1792 durch Brand verödet. Es ist ein mässiges Viereck mit einem eben solchen kleineren Anbau, meist von Bruchsteinen gebaut, Fenster und Schussspalten, deren einige schief durch die Mauer gehen, so wie die Thür rund überwölbt, oder mit geradem Sturz; Keller und Küche sind erkennbar, ein Rauchfang steht noch, auch die Spur eines Brunnens zeigt sich im Innern des Gebäudes. Ein Thor scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, nur kleine Thürme und ein besonderer Zugang über eine Treppe in das erste Stockwerk. Bei Vischer erscheint es sehr prosaisch, wie es dann auch schwerlich je anders ausgesehen haben mochte.

(Schluss folgt.)

Notiz.

(Mittelalterliche Kirchen in Krain.) Von den 1347 Kirchen, welche der fromme Glaube in Krain auf einem Flächenraume von $173^{20}/_{100}$ Quadratmeilen erbaut hat, reicht das Alter mehrerer, wie wir aus den schätzenswerthen, historischen Notizen, die dem *„Catalogus Cleri Diœcesis Labacensis“* für 1858 beigegeben sind, entnehmen, bis tief in das Mittelalter zurück, als: In Oberkrain: Aich 1323, Asp 1465, Deutsch-Ordens-Commenda St. Peter 1323, St. Georgen bei Krainburg 1221, Jauchen 1435, Ig 1368, Kaino 1323, Krainburg 1226, Kronau 1421, die Deutsch-Ordens-Kirche zu Laibach 1268, die Kathedrale daselbst 1262 und die St. Peters-Kirche in Laibach 1248, die Pfarrkirche zu Stein 1207, Ursulinerinnen zu Bischofseck 1381, Altlak 1074, St. Martin bei Krainburg 1286, Michelstetten 1238, Moräutsch 1298, Möschnach 1156, Nakles 1320, Neul 1232, Neumarktl 1261, Obergörjach 1323, Radmannsdorf 1323, Selzach 1476, St. Veit bei Laibach 1085, Watsch 1430, Vodiz 1256, Weissenfels 1439 und Zeyer 1342. Dann in Unterkrain: Ainöd 1400, Altenmarkt 1221, Arch 1363, St. Bartholomäus 1248, St. Kanzian bei Auersberg 1150, St. Kanzian bei Gutenwerth 1426, hl. Kreuz 1248, Döbernig 1323, Gottschee 1247, Gutenfeld 1421, Hönigstein 1300, Landstrass 1220, St. Michael bei Neustadtl 1323, Nesselthal 1400, die beiden Kirchen zu Neustadtl (Rudolfswerth) 1472 und 1494, Obergurk 1274, St. Peter bei Weinhof 1452, Podsemel 1337, Ratschach 1429, Ring 1407, St. Ruprecht 1323, Seisenberg 1400, St. Marein 1323, Schemitsch 1337, St. Veit bei Sittich 1132, Weinitz 1338, Weisskirchen 1323, Weixelburg 1395, Zhadesh 1323, Zschernembl 1228 und Zirklah 1156. Endlich in Innerkrain: Altenmarkt 1298, Grafenbrunn 1446, Hrenovitz 1318, Koschano 1247, Oberlaibach 1408, Oblak 1413, Senosizh 1395, Slavina 1406, Dormeg 1431, Wipbach 1275 und Zirknitz 1261.

Mehrere Gotteshäuser der genannten Orte haben durch Um- oder Neubau ihre ursprüngliche Gestalt verloren, bei anderen dagegen hat sie sich noch bis zur Stunde erhalten, und ist zu wünschen, dass sie noch ferner erhalten würde und für deren Erhaltung Sorge getragen werden möchte. Insbesondere wäre es auch wünschenswerth und sehr interessant, dass jene Kirchen in Krain, deren Baustyl noch ganz und gar aus dem Mittelalter herstammt und denen vielleicht wegen Altersgebrechlichkeit oder wegen nicht mehr zureichendem Raume, oder wohl gar auch weil der alterthümliche Baustyl der Gemeinde, oder diesem oder jenem nicht gefällt, ein Umbau bevorsteht, vorerst von kundiger Hand aufgenommen und beschrieben werden möchten. Die Pfarrkirche zu Altlak, z. B., welche offenbare Kennzeichen ihres Alterthumes an sich trägt, soll demnächst durch einen Neubau ersetzt werden. Ihr Baustyl fällt in die Übergangsperiode vom Romanischen zum Gothischen; sie trägt decorativ die Charaktere des gothischen und constructiv die Kennzeichen des romanischen Styles. Das Mauerwerk der Kirche ist ungemein massiv; sie ist sehr nieder und dunkel. Die Pfeiler, auf welchen das Gewölbe ruht, sind rohe, massive Quadrate, 8′ hoch. Eine nähere Beschreibung dieses Baudenkmales von einem Baukundigen wäre, wie gesagt, sehr zu wünschen.

Am Wocheiner See in Oberkrain steht ein uraltes kleines Kirchlein, wohl das älteste in der Wochein. Es scheint einst nur eine Capelle gewesen zu sein, da die Sacristei und die Vorhalle zuverlässig, vielleicht aber auch der Thurm später zugebaut wurden. Sie ist im schönsten, einfachen, gothischen Style erbaut und hat bemerkenswerthe, alte Wandmalereien in lebhaften, noch jetzt gut erhaltenen Farben. Ich halte auch dieses Kirchlein der ausführlichen Beschreibung eines Fachmannes würdig. Dasselbe verdient auch die Kirche zu St. Ruprecht in Unterkrain, welche in Ansehung des gothischen Baustyles die schönste und merkwürdigste des Landes, und wahrscheinlich auch die einzige im Kaiserreiche ist, welche im Inneren ein so prachtvolles Sacramenthäuschen aus Elfenbein aufzuweisen hat. Dieses merkwürdige Baudenkmal des Mittelalters hat in früheren Zeiten durch unverständige Restaurirungen in seiner Alterthümlichkeit sehr viel gelitten, wurde aber in neuester Zeit durch den Eifer und die pecuniären Opfer, ja sogar durch eigene Handanlegung des gegenwärtigen Herrn Pfarrdechants Vincenz Vouk und seines Herrn Cooperators Johann Koprivnikar wieder hergestellt [1]).

Dr. H. Costa.

Correspondenzen.

Wien. Seine Excellenz der Herr Statthalter in Triest, F. M. L. Freiherr v. Mertens, hat den Herrn Präses der k. k. Central-Commission mit Schreiben vom 10. October d. J. in die Kenntniss gesetzt, dass die Conservationsarbeiten an dem berühmten Baptistarium in Aquileja, welche früher wiederholt Gegenstand der Verhandlungen waren, ausgeführt und auch beendigt wurden. Das Bauproject wurde vor der Genehmigung dem Herrn Conservator Dr. Kandler zur Einsichtnahme zugestellt und in demselben mit Sorgfalt alles vermieden, was dem Charakter dieses alterthümlichen Baues schaden könnte, und nur solche Herstellungen bewirkt, welche genügen konnten, das Bestehende dauerhaft zu erhalten. Zu diesem Ende hat man die den Einsturz drohende Aussenmauer wieder in guten Stand gesetzt und deren Lücken ausgefüllt; die Säulen, welche das Baptisterium selbst umgeben, wurden an der gehörigen Stelle wieder aufgerichtet, der Boden gesäubert und gepflastert. Dasselbe geschah auch in dem gedeckten viereckigen Raume, welcher das Baptisterium mit der Kirche verbindet. In diesem letzteren Raume wurden auch die werthvolleren und feineren Stücke der Ausgrabungen, welche bisher ohne Ordnung in dem anstossenden offenen Hofraume sich befanden, untergebracht, ein anderer Theil wurde in den das Baptisterium selbst umgebenden Raum gestellt, der Rest, aus den grössten und schwersten Stücken bestehend, im Hofraume belassen und besser geordnet. Über sämmtliche Stücke wurden Inventarien aufgenommen und bei der Kirchencasse hinterlegt.

* Auf Antrag der k. k. Statthalterei in Prag wurde das Oberamt der Staatsdomäne Pardubitz von der k. k. priv. Nationalbank ange-

[1]) Eine Beschreibung dieser Kirche von dem Letzteren werden wir in einem der nächsten Hefte veröffentlichen. D. Red.

wiesen, die der letzteren als dringend nothwendig und unaufschiebbar bezeichneten Herstellungen an der Burgruine Kunětic unter Leitung des für den Chrudimer Kreis bestellten Conservators Schmerauz auf Kosten der Staatsdomäne vorzunehmen.

* Seine k. k. apost. Majestät haben dem evangelischen Pfarrer in Hamersdorf in Siebenbürgen und Correspondenten der k. k. Central-Commission Herrn Michael Ackner aus Anlass seines 50jährigen Dienstesjubiläums und seiner vielfachen Verdienste um die Wissenschaft den Titel eines k. k. Rathes allergnädigst verliehen. — Zu diesem seltenen Dienstesjubiläum hat auch die k. k. Central-Commission dem hochverdienten Manne in einem besonderen Schreiben ihre Glückwünsche dargebracht.

Linz. Über eine zweite Wiederherstellung in Oberösterreich erlaube ich mir weiter zu berichten. In Bosenbach am linken Donauufer, $1\frac{1}{2}$ Meile von Linz aufwärts, steht eine kleine aber sehr schöne gothische Kirche, in welcher schon länger nicht mehr täglich Gottesdienst gehalten wird. In dieser Kirche befand sich ein Flügelaltar aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Die Flügel hatten im Inneren halberhabene Arbeit in vier Tafeln, die Wunder des heiligen Leonhard vorstellend. Das Hauptstück hatte drei ganze Figuren, so wie der schön ornamentirte Giebel nach damaliger Sitte mehrere ganze Figuren enthielt. Die Rückseiten der Flügel, so wie ein Theil der Rückwand des Altars hatte Ölgemälde. Das Mittelstück der Rückwand trug ein Gemälde in Leimfarbe. Der Altar war vergoldet und vielfärbig gefasst. Er war in der Zeit schon vielfach beschädigt und beschmutzt worden. Wenn auch sein Kunstwerth als solcher nicht ein hervorragender ist, und bedeutende Fehler, wie sie dem Mittelalter eigen waren, hervortreten, so ist er doch als gothisches Bauwerk in manchen Theilen, besonders in der Ornamentik von grosser Schönheit und ist für die Kunstgeschichte und das Studium der Gothik von mannigfaltigem Werthe. Das Kirchlein gehört zu dem Kloster St. Florian. Der für Kunst wohlgesinnte hochwürdige Abt von St. Florian, Theophil Mayr, hat diesen gothischen Altar durch den hiesigen akademischen Maler und Bildhauer Scheck, welcher sich in München gebildet hatte, wieder herstellen, neu vergolden und fassen lassen. Da Scheck in Linz wohnt und der Altar nach Linz gebracht worden war, konnte ich öfter, als bei entfernten Arbeiten der Fall ist, dem Fortgange der Wiederherstellung zusehen. Scheck hat die Farben an den Ornamenten und zum Theil an den Figuren (wo sie eben Farbe hatten) genau so gehalten, wie er sie vorfand und dort Gold aufgelegt, wo früher Gold war. An den Gemälden ist, ausser dass sie gereinigt wurden, nichts geändert werden. Die ursprüngliche Farbe ist geblieben. Nur wo Stellen ganz weggebrochen waren, sind sie ergänzt worden und haben die nothwendige Farbe erhalten. An den Hauptgemälden war dies nur bei unbeträchtlichen Nebendingen nothwendig. Der Altar war in dem sogenannten steinernen Saale des hiesigen Landhauses zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Betrübend ist es, die Urtheile der Besucher zu hören, welche grösstentheils nicht wissen, um was es sich handelt, und welche die stylwidrigsten Wünsche laut werden liessen.

Die Stadtpfarrkirche in Wels hat statt des früheren Zopfaltares einen gothischen von Stolz in Innsbruck erhalten. Ich behalte mir vor, über diesen Altar, so wie über die Kirche, ihre entsprechenden Glasmalereien und ihr schönes Portale abgesondert zu berichten, da mich in Kurzem Amtsgeschäfte auf längere Zeit in Wels zurückhalten werden.

Dass der schöne Flügelaltar in St. Wolfgang über Anregung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Oberösterreich Freiherrn Eduard von Bach einer gründlichen Restaurirung entgegengeht, ist der hohen k. k. Central-Commission ohnehin bekannt.

Sehr schmerzlich war es mir, von dem bereits in Anregung gebrachten Beginne der Gründung eines sogenannten Kreuzervereines zum Ausbau des schönen Thurmes der schönen gothischen Kirche zu Braunau wieder abstehen zu müssen. Der hochwürdigste Bischof von Linz hat einen Verein zum Bau eines Domes in Linz gegründet und zu Sammlungen zu diesem Zwecke aufgerufen. Da nun alle, oder doch wenigstens die meisten zu religiösen Baulichkeiten geeigneten Beiträge sich der Natur der Sache gemäss diesem grossartigen Unternehmen zuwenden, so konnte ich gegenwärtig nicht die von mir angeregte Idee weiter verfolgen.

A. Stifter.

Meran. Es lag mir lange schon am Herzen, Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen, die mir bei wiederholter Durchstreifung unserer Umgebung und des benachbarten Vintschgaues aufstiessen. Lassen Sie mich diesem Vorsatze endlich nachkommen und entschuldigen Sie es mit dem Charakter einer Correspondenz, wenn Sie im Folgenden anstatt ausführlicher Berichte nur Winke und Andeutungen, und auch diese in etwas bunter Mannigfaltigkeit erhalten.

Schwerlich werden sich viele Gegenden finden, wo auf so engem Raume so viele vorgothische Baudenkmale zusammengedrängt sind, wie im Vintschgau. Freilich darf man sich nichts Grossartiges unter dem Einzelnen vorstellen, aber die Gesammtheit dieser Kleinigkeiten bleibt für den Kunst- und Alterthumsfreund doch immer bemerkenswerth.

Auf den frühen Ursprung vieler kleinen und zum Theil in ziemlich vernachlässigtem Zustande befindlichen Kirchleins des Vintschgaues weisen schon die Namen ihrer Patrone. Wir begegnen unter diesen dem h. Egidius, Merz, Georg, Sisinius, Prokulus, Ingwein und Albein (Ingenuin und Albuin), Oswald, — denen sich vielleicht noch andere anreihen liessen, die, wie die genannten, zum Theile mit völliger Entschiedenheit, zum Theile mit grosser Wahrscheinlichkeit auf eine sehr frühe Zeit zurückschliessen lassen. Deutlicher als die Namen müssen natürlich die Bauten selbst sprechen, was auch in hohem Grade der Fall ist, wenn auch vielleicht nicht durchweg jenes erste Kriterium mit diesem zweiten in der erwarteten Übereinstimmung gefunden wird. Wir begegnen hier bald einem flachen Oberboden, bald einer Apside, bald den kleinen im Rundbogen geschlossenen Fenstern, bald einem romanischen Thurm- oder Portalbau. Unter den Portalen ist besonders jenes an der Klosterkirche von Marienberg zu nennen, — eines der schönsten, die ich gesehen zu haben mich erinnere. Der Kunstsinn des neuen Abtes hat nun auch dafür gesorgt, dass die ekele Übertünchung von dem schönen Monument abgefegt wurde. Im Vorbeigehen sei es bemerkt, dass vielleicht auch die im Renaissancestyl erbaute Stiftskirche noch den romanischen Grundstock unter ihren Stuccaturarbeiten verbirgt. Genannt zu werden verdient weiter das Portal in Burgeis und namentlich jenes der (wenigstens vor etlichen Jahren und wahrscheinlich heute noch) sehr verwahrlosten St. Johannes-Kirche in Taufers. So viel ich mich an letztere noch entsinne, würde sie überhaupt einiger Aufmerksamkeit nicht unwerth erscheinen. Freilich mag sie sehr baufällig sein, und als ich sie zum letzten Male sah, war ihre Bestimmung, Wagen und Holzvorräthe in sich aufzunehmen. — Von Thürmen, die durch die Gestalt der Schalllöcher, des Daches u. s. w. auf einen vorgothischen Ursprung hindeuten, findet sich eine so grosse Anzahl, so dass ich mich begnüge, das Ausgezeichnetste in dieser Beziehung anzuführen, nämlich die Thürme in Mals. Dieselben zeigen uns die decorative Seite der romanischen Thurm-Architectur in mancherlei Graden der Durchbildung, — von grosser Einfachheit angefangen bis zur anziehendsten Gliederung. Anstatt auf die übrigen Einzelmerkmale des näheren einzugehen, nenne ich ein paar Bauten, die uns dieselben in mehr oder minder vollständiger Gesammtheit aufweisen und die überhaupt ziemlich unverfälscht den Typus der romanischen Bauweise an sich tragen möchten. So etwa die schon genannte St. Johannes-Kirche in Taufers,

St. Stephan bei Marienberg, St. Marx in Laas (mit einer kleinen Krypta), St. Prokulus in Naturns.

Bezüglich der Meraner Gegend kann ich mich kürzer fassen, da dieselbe vor nicht langer Zeit vom Herrn Conservator Tinkhauser bereist worden ist. Blos andeutungsweise nenne ich die Portale von Tirol und Zenoberg und die Schlosscapellen ebendaselbst, den kleineren Thurm in Terlan, die Kirche von St. Peter (wovon Dr. Leibniz aus Tübingen genaue Risse anfertigte), das zweischiffige St. Martins-Kirchlein in Schönna, — und die St. Georgen-Kirche ebendaselbst. Namentlich letztere, — eine geräumige Rotunde, — ist bis jetzt vielleicht zu wenig berücksichtigt worden. Sie scheint inwendig mit zahlreichen Gemälden geschmückt gewesen zu sein, was die vielen noch deutlich erkennbaren Heiligenscheine verrathen. Sie trägt auch keine auffallenden Spuren des Verfalles an sich und birgt einen verstümmelten gothischen Altar mit sehr schönen Schnitzwerken. Das Gewölbe ruht auf einem in der Mitte stehenden schlanken Cylinder, von welchem vier breite Gurten nach allen Seiten auslaufen.

Erfreulich wird es Ihnen sein zu vernehmen, dass der Sinn für kirchliche Kunst in unseren Gegenden, wie anderswo, sich lebendig zu regen beginnt. Zeugen hiefür sind die Kunstvereine zu Meran und Bozen, sowie die Aufmerksamkeit, die man den hierortigen Bauwerken zuwendet. In Latsch wird die gothische Kirche, der man, wie so vielen andern, im Zopf eine vermeintliche Zierde geschafft hatte, in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt, — in der wunderschönen Spitalkirche von Meran ist ebenfalls schon vieles geschehen und werden namentlich in nächster Zeit neue Kirchenstühle aufgestellt werden. Würde es doch vereinten Kräften endlich gelingen diesem Meisterwerke spätgothischer Baukunst auch einen würdigen Hochaltar zu erwerben! — Schliesslich erinnere ich noch an die treffliche Abbildung der berühmten Portale des Schlosses Tirol, mit welchem der Lithograf Redlich von Innsbruck uns neulich erfreut hat. Sie sehen daraus, dass auch hiermit der Verbreitung merkwürdiger Monumente durch gelungene Abbildungen ernstlich begonnen wird.

A. Ziegerle.

Schässburg. Ein Ausflug nach Birthälm, wobei der Gefertigte zufällig mit dem Herrn Correspondenten Pfarrer Michael Ackner zusammentraf, gab in diesen Tagen Gelegenheit die Reste eines Monumentes daselbst genauer zu untersuchen, welches im Jahre 1856 im Garten der Witwe Katharina Steiner in der Nähe der von Birthälm nach Grosskopisch führenden Strasse zufällig zu Tage gefördert worden. Wir fanden die kläglich verstümmelten Trümmer eines unzweifelhaft römischen Grabmonumentes, welches beim Ausgraben in mehr als dreissig grössere und kleinere Stucke zerschlagen worden war, so dass die Hoffnung der Wiederzusammensetzung aufgegeben werden musste. Deutlich erkannten wir gesimsartige Stücke des obern abgeschrägten und untern flachen Randes, dann folgende halberhaben gearbeitete mehr oder weniger zerstörte Darstellungen:

1. Einen Armtheil, über dem Ellenbogen mit einem Ringe geschmückt;

2. eine männliche Figur, mit der Tunica und dem Sagum bekleidet, eine Rolle (?) in der linken Hand tragend, ohne Kopf und Füsse;

3. eine Gruppe von zwei an einem Tischchen, auf Stühlen sitzenden Personen, rechts vom Beschauer ein Mann, links eine am Gürtel erkennbare Frau, denen wie es scheint eine dritte Person (Sclave oder Sclavin) etwas zum Essen vorsetzt. Die letztere ist bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

Bei der ersten Mittheilung, welche mir über den Fund gemacht worden, wollte man auch folgende Inschriftbruchstücke gelesen haben ORN . . . STEPH . . . Ich glaube darin, obwohl sie jetzt nicht mehr gefunden werden konnten, Theile einer militärischen Grabinschrift zu erkennen, indem ich memORIAE . . STIPendia Meruit . . . ergänze. Das Material ist Grobkalk. Die gesicherte Unterbringung der wichtigeren Bruchstücke wurde veranlasst. Der Fund hat in so ferne besondere Bedeutung, als gerade diese Gegend noch durch keinen andern bezeichnet worden ist.

F. Müller.

Literarische Anzeigen.

Bock, Fr., Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. II. Lieferung, enthaltend die geschichtliche Entwickelung der Stickerei im Dienste des Altars. Bonn. Verlag von Henry et Cohen, 1858. S. 123 — 322 Text und XVIII Tafeln in Farbendruck.

Mit gespannter Erwartung sahen die Archäologen und Kunstforscher dem Erscheinen der zweiten Lieferung des voranstehenden Werkes entgegen. Wie schon in diesen Blättern angezeigt wurde (Jahrg. 1856, S. 262) bildete den Inhalt des ersten Heftes: Die historische Darstellung der Weberei von Seiden- und Goldstoffen im Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Gewebe zu gottesdienstlichen Zwecken.

Die vorliegende Lieferung hat sich zur Aufgabe gestellt, „den Nachweis zu führen, mit welchen technischen Mitteln man seit der frühchristlichen Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters die Cultgewänder und Altarornate durch kunstreiche Nadelarbeiten zu heben und auszuschmücken bedacht war und wie überhaupt die Stickerei als eine vielgeübte Kunst selbstständig auf dem Boden der Kirche im Laufe der Jahrhunderte sich entwickelt und Bahn gebrochen hat". Den Ursprung und die Entstehung der Stickerei setzt der Verfasser in die älteste Periode des classischen Zeitalters; er führt an, dass nach Plinius die Erfindung der Stickerei den Phrygiern und insbesonders deren Königs Attalus zufalle, dass schon die homerischen Helden mit gestickten Gewändern bekleidet waren, und die Römer — namentlich jene der Cäsarenzeit — sich der gestickten Gewänder sehr häufig und mit grossem Luxus bedienten. Da mithin dieser Kunstzweig schon in den ersten Zeiten des Christenthums vollständig ausgebildet war und allgemein angewendet wurde, so musste natürlich sich zunächst die Frage aufdrängen, in welcher Art und Weise und in welchem Umfange man in den ersten Jahrhunderten der Christenheit die Stickerei zur Ausübung der Cultusgewänder in Anwendung gebracht hat. Es scheint uns natürlich und ist auch die Ansicht des Verfassers, dass dieselbe erst dann in dem Dienste der Kirche benützt wurde, als überhaupt der christliche Cultus sich freier und selbstständiger zu entwickeln vermochte, als Kaiser Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhob, zahlreiche Gotteshäuser entstanden und von der eigentlichen Ausübung eines äusserlich wirkenden Cultus die Rede war. Natürlich knüpfte man dann auch bei der Stickerei, so wie bei den Werken der Architectur, an die Traditionen der heidnischen Kunstfertigkeit an, und benützte wahrscheinlich den Reichthum der Motive an den Prachtgewändern der Cäsaren, Senatoren und Magistratspersonen, zur Ausschmückung der Cultusgewänder. Wie die Cultusgewänder in der vorconstantinischen Zeit beschaffen waren, darüber lässt sich der Verfasser nur in Vermuthungen und kurze Andeutungen über die Aussprüche anderer Liturgiker ein, wiewohl es uns nicht recht erklärlich ist, warum die reichen figürlichen Darstellungen der Katakomben hierüber keine genügenden Aufschlüsse bieten. Ja selbst bis zum VI. Jahrhundert lässt sich aus dem Mangel von Überresten und handschriftlichen Quellen mit

Bestimmtheit nicht nachweisen, wie die kostbaren Stickereien für den kirchlichen Gebrauch beschaffen waren. Erst von diesem Zeitpuncte an sind dem Verfasser über den Charakter derselben Quellen zugänglich geworden und er verweist auf eine gelehrte Monographie über die aus der früh christlichen Epoche herrührenden Casula in der berühmten Kirche „St. Apollonaris in Classe" zu Ravenna, welche im vorigen Jahrhundert und zwar zu einer Zeit veröffentlicht wurde, wo in der Kirche dieses kostbare Gewand noch aufbewahrt wurde. Wer von der Zeit Constantins des Grossen bis zu jener der fränkischen Könige die Anfertiger der reich gestickten Gewänder waren, — diese Frage beantwortet der Verfasser dahin, dass es die Griechen in Byzanz gewesen, und er folgert dies vorzugsweise aus den Beschreibungen der päpstlichen Geschenke, die uns in dem merkwürdigen Werke des Anastasius Bibliothecarius über das Leben der Päpste erhalten sind. Aber schon am Ende des VII. Jahrhunderts tritt dieser Kunstzweig, in den britischen Eilanden gepflegt, von hohen fürstlichen Personen und frommen Klosterfrauen auf, in demselben Jahrhundert beschäftigte sich in Frankreich, nach den Angaben der Bollandisten, die h. Eustadiola im Kloster zu Bourges mit kunstreichen Nadelarbeiten für den kirchlichen Gebrauch, und in Deutschland treffen wir bereits im IX. Jahrhundert das Kloster St. Gallen ausgezeichnet durch seine prachtvollen Stickereien. Welchen Einflüssen dieser Kunstzweig bis zum X. Jahrhundert im Abendlande folgte, ob byzantinische Zeichnung und Technik mustergiltig blieb, oder ob die Klöster in England, Frankreich und am Rheine schöpferisch zu Werke gingen, kann natürlich bei dem Mangel an vorhandenen Überresten nur schwer beantwortet werden. Dem Verfasser gelang es auch nur eine einzige Stickerei an einem obscuren Orte in Palermo aufzufinden, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit der spätkarolingischen Kunstepoche zuschreiben kann. Er liefert hievon auch auf Taf. II eine Abbildung. Aber es bestehen auch darüber Zweifel, ob sie nicht schon am Ende des X. Jahrhunderts entstanden ist, da der Verfasser selbst bemerkt, dass sie grosse Ähnlichkeit mit dem Krönungsmantel Kaiser Heinrich's II und mit der Casula besitzt, welche bei den früheren Krönungen der Könige Ungarns als Krönungsmantel im Gebrauche war und die von der Hand der Königin Gisela, Gemahlin Stephan's des Heiligen († 1037), herrührt. Ob orientalische oder occidentale Einflüsse bei der Anfertigung thätig gewesen, getraut sich aber der Verfasser nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Einen festeren Boden für seine Untersuchungen gewinnt derselbe erst mit dem XI. Jahrhundert. Als die ihm bekannte älteste und zugleich grossartigste kirchliche Stickerei bezeichnet der Verfasser den schon erwähnten Krönungsmantel der ungarischen Könige, welchen Königin Gisela angefertigt hat, und als Mustervorlage hiezu bezeichnet er das kostbare Byssusgewand in der Benedictiner-Abtei Martinsberg in Ungarn. Hieran reihte derselbe sodann die drei Messgewänder des Bamberger Domes, welche Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde dem Stifte verehrt haben, und er bemerkt, dass dies die einzigen Gewänder seien, welche mit Gewissheit in den Beginn des XI. Jahrhunderts gesetzt werden können. Ausserdem dürften nach seiner Ansicht noch in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts fallen: eine griechische Fahne im Zitter des Domes zu Halberstadt und eine Kaiseralba aus der Zeit Heinrich's II., die kürzlich von Freih. v. Aretin in München wieder aufgefunden wurde. Als die vorzüglichsten Anfertiger grösserer Stickereien dieses Zeitraumes werden Griechen in Byzanz und Mittel-Italien bezeichnet und angegeben, dass Erstere durch venetianische Kaufleute in die Kathedrale des Occidents Eingang gefunden haben. Dem XII. Jahrhundert gehören nach der Ansicht des Verfassers an: zwei kostbare Dalmatiken und eine Casula im Schatze des Domes zu Halberstadt, das Messgewand des h. Bernard (wo?), ein Theil des Krönungsornates der deutschen Kaiser (vgl. Mittheilungen II, März-, April- und Maiheft), die in den Kaisergräbern der Hohenstauffen zu Palermo gefundenen Kaisergewänder, die Kaiser-Dalmatik in der Sacristei zu St. Peter in Rom, eine Mitra des Prager Domschatzes, eine Casula im Domschatze zu Aachen u. s. w. Die Mehrzahl der Stickereien des genannten Zeitraumes sind nach seiner Überzeugung durch maurischen Kunstfleiss in Sicilien, namentlich in den Hauptstädten Palermo, Messina, Syrakus u. s. w. entstanden. Aber auch Byzanz stand noch immer in dem Vordergrunde. Erst im XIII. Jahrhunderte trat, wie auf dem Gebiete der Architectur und der Kleinkünste, auch auf jenem der Stickerei eine bedeutende Umwandlung des Geschmackes in der Zeichnung und in der Technik, jedoch hier erst in der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes ein, während in der ersten Hälfte sich noch ein ungewisser Wechsel in den Ornamenten, ein Schwanken in den verschiedenen Formen bemerkbar macht. Während im XII. Jahrhundert bei figuralen und ornamentalen Nadelarbeiten der Plattstich vorherrschte, kamen im Beginne des XIII. Jahrhunderts der Tambourstich und häufig Schmelzperlen und Korallen zur Anwendung. Und nebst dieser Verschiedenheit des Materials bediente man sich zur weiteren Ausschmückung gestickter Gewänder kleiner Goldbleche mit gemalten Darstellungen, welche auf einer Grundlage von Seide und umgeben von Perlstickereien angebracht wurden; es kam die sogenannte ars anglica in Aufschwung, welche durch das ganze spätere Mittelalter sehr beliebt wurde. Unter den von dem Verfasser angeführten Beispielen von derartigen Stickereien des XIII. Jahrhunderts bemerken wir die Palliota altaris im Dome zu Halberstadt, die Chorkappe Leo's III. zu Aachen, die Gewänder im Zitter zu Halberstadt, den Messornat in der Pfarrkirche zu Göss (bei Leoben) in Steiermark, den Kaisermantel Otto's IV. im städtischen Museum zu Braunschweig, das Antipendium im Domschatze zu Salzburg, die Stolen und die Casula des Albertus Magnus zu St. Andreas zu Cöln, eine Capelle in der Pfarrkirche zu Burtscheid, Ornate in der Domkirche zu Anagni, ein Pluviale in der Kirche des h. Maximus zu Toulouse und Messgewänder in der Krönungskirche zu Rheims. Die Anfertigung dieser kostbaren Stickereien geschahen in diesem Zeitraume grossentheils an den Hauptorten der Cultur des Occidents, und es ist bemerkenswerth, dass sie nicht mehr fast ausschliesslich in kirchlichen Händen blieb, sondern bereits in jene der Laien überzugehen anfing. Der Charakter, welchen die Stickerei im XIII. Jahrhundert in Folge der Gothik angenommen, entwickelte sich im XIV. Jahrhundert auf der gegebenen Grundlage weiter und errang allmählich eine grössere Selbstständigkeit. Namentlich erhalten die figürlichen Darstellungen, was Composition anbelangt, eine freiere Bewegung. An hervorragenden Werken jener Epoche haben sich erhalten: die Dalmatik der deutschen Reichskleinodien, Perlstickereien im Schatze des Veitsdomes zu Prag, der Deckel des Laienbreviers der Isabella von Baiern in der kais. Bibliothek zu Paris, eine Casula in der Abteikirche St. Thierry zu Rheims, Stickereien im Schatze zu Aachen, Xanten, Halberstadt, Danzig u. s. w., bischöfliche Mitren und ein Antipendium im Museum zu Dresden. Im XV. Jahrhundert gelangte die Stickkunst in Bezug auf Composition und technische Ausführung zu ihrer höchsten Blüthe, und sie feierte vorzugsweise am Rhein, in Flandern und Burgund ihre höchsten Triumphe.

Es würde uns in dem beschränkten Rahmen einer Anzeige zu weit führen, die sämmtlichen Entwicklungsperioden der Stickkunst vom XV. Jahrhundert bis auf die Gegenwart weiter zu verfolgen. Wir haben in dem Vorhergehenden versuchsweise eine Übersicht der Entwicklung der kirchlichen Stickerei von den ältesten Zeiten bis zur Blütheepoche des Mittelalters gegeben, und aus diesen dürftigen Andeutungen mag hinlänglich erkannt werden, welch hohe Bedeutung dieselbe von ältesten Zeiten an besessen hat. Was nach Ablauf des XV. Jahrhunderts auf diesem Gebiete entstanden, hat zwar seine nicht geringere Bedeutung, aber der Kunstcharakter so wie die Technik entfernen sich immer mehr von der meisterhaften und soliden Übung des Mittelalters.

Nach der Darstellung des Vorhergehenden dürfen wir wohl auch nicht erst auf die ausgezeichneten Verdienste des Verfassers Herrn Domcaplan Bock hinweisen, welche sich derselbe durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes um die wissenschaftliche Welt erworben

hat. Wir können nur in das allgemeine Lob über die Geschichte der liturgischen Gewänder einstimmen, und wollen gerne den Ausspruch eines Fachmannes wiederholen, welcher schon bei dem Erscheinen der 1. Lieferung es anerkannte, dass weder die Franzosen noch die Engländer ein ähnliches prachtvolles und lehrreiches Werk aufzuweisen im Stande sind. Und wer immer für diesen Zweig der christlichen Archäologie ein reges Interesse besitzt, der kann sich in diesem Werke gewiss eine sorgfältige Kenntniss der kirchlichen Paramentik verschaffen, und wird davon auch vollkommen zufrieden gestellt sein. Was die äussere Ausstattung und insbesonders die Anfertigung der XVIII Farbentafeln anbelangt, so zeigen sich an beiden bedeutende Fortschritte gegenüber dem ersten Hefte, und sind die Tafeln äusserst glücklich in der technischen Ausführung. Auch dem Verleger gebührt das Lob einer tadellosen und splendiden Herausgabe des Werkes.

K. W.

* Bei J. O. Weigel ist ein Werk: „Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes von Wilhelm Weingärtner“ (Leipzig 1858) erschienen, das zum Theil wieder die Frage, ob die christliche Basilica aus der antiken Handels- und Gerichtshalle gleichen Namens hervorgegangen sei, zur Erörterung bringt, und sich in Übereinstimmung mit Zestermann, welcher denselben Gegenstand in seiner Schrift „die antiken und christlichen Basiliken“ behandelte, negativ ausspricht.

* Von H. Otte ist ein „Archäologischer Katechismus“ (Leipzig, J. O. Weigel 1859) herausgegeben worden, welcher mit Rücksicht auf das in den königl. preuss. Staaten der Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler amtlich zu Grunde gelegte Fragenformular einen kurzen Unterricht in der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters ertheilt. Das Werk ist mit 88 Holzschnitten illustrirt.

* Die dritte Lieferung des achtzehnten Bandes der *„Annales archéologiques“* von Didron bringt die Beschreibung eines Klosters auf dem Berge Athos. Der folgende Artikel liefert eine Reihe von Namen der Glasmaler von Troyes und in kunstgeschichtlicher Beziehung sehr interessante Notizen über dieselben. Abbé Barraud setzt seine Abhandlung über die Glocken fort und bespricht das Angelus, die den Glocken zugeschriebenen Tugenden und den verschiedenen Gebrauch derselben. Für Deutschland ist merkwürdig die Beschreibung eines Reliquiariums Kaiser Heinrich's II. des Heiligen, welches sich in der mittelalterlichen Antiken- und Curiositäten-Sammlung des Louvre befindet. Ausserdem enthält die Lieferung die Abbildung von ein paar romanischen Leuchtern, einem byzantinischen Triptychon in Elfenbein aus der kaiserlichen Bibliothek und Details des byzantinischen Reliquiariums in Limburg an der Lahn.

* Von der Fülle der Baudenkmale Spaniens war es bisher nicht möglich ein übersichtliches Bild zu gewinnen, es fehlte an einem Werke in und ausserhalb der iberischen Halbinsel, das in systematischer Reihenfolge eine Charakteristik der hervorragendsten Monumente versucht hätte. Nur die Periode der maurischen Architectur fand zahlreiche Forscher und Dr. Guhl in Berlin hatte in der „Zeitschrift für Bauwesen“ (Jahrg. VIII, Heft 1—3) erst jüngst vielversprechende „Architektonische Studien aus Spanien“ begonnen, die jedoch bis jetzt nur mit Burgos sich beschäftigt haben. Um so erwünschter ist die Herausgabe eines Werkes, das die erste Wissbegierde der Kunstfreunde zu befriedigen im Stande ist und uns von dem Reichthume und der Pracht der spanischen Baudenkmale in den verschiedensten Kunstepochen einen Begriff gibt. Die Möglichkeit hiezu bot der im Jahre 1848 zu Madrid erschienene *„Ensayo historico sobre los diversos generos de Arquitectura empleados en Espana“* des Don José Caveda. Von demselben lieferte Paul Heyse eine Übersetzung, welche Franz Kugler kurz vor seinem Tode unter dem Titel „Geschichte der Baukunst in Spanien“ mit Anmerkungen und Illustrationen begleitet herausgab (Stuttgart, Verlag v. Ebner et Seubert, 1858, gr. 8. S. VIII u. 294). Die ersten drei Capitel umfassen die Geschichte der Baukunst unter der römischen Herrschaft der gothischen Periode und den Bauwerken der christlichen Königreiche nach dem Einfalle der Araber. In den folgenden Capiteln werden die Anfänge des byzantinischen (romanischen) Styles, seine Entwickelung im XI. und XII. Jahrhundert besprochen, worauf fünf Capitel in gedrängter Kürze die arabische Architectur behandeln. Dem Spitzbogenstyle allein sind sieben Capitel gewidmet, woran sich sodann die Besprechung der Renaissance und der Restauration der römisch-griechischen Architectur anschliesst. Ein besonderer Abschnitt ist dem sogenannten „Borrominesken-Style“ — blühend von der Mitte des XVII. bis zum ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts — gewidmet, und den Schluss bilden kurze Andeutungen über die neuesten architektonischen Schöpfungen Spaniens. Holzschnitte mit Grund- und Aufrissen, Durchschnitten, Ansichten und Details sind zur Erläuterung beigegeben. Um einen allgemeinen Überblick der spanischen Architectur zu gewinnen, ist dieses Werk, wie schon erwähnt, sehr schätzenswerth und Kugler's Verdienst um die Herausgabe desselben unbestritten. Detailforschungen dagegen sind in diesem Werke freilich nicht anzutreffen, da dies immer mehr Sache von monographisch behandelten Arbeiten bleibt. Die Ausstattung obigen Werkes ist vorzüglich und der Preis desselben ausserordentlich mässig.

* Es ist bekannt, wie viel die französische Regierung für Erforschung und Erhaltung der alten Baudenkmale aufwendet. Aber auch den übrigen Zweigen der mittelalterlichen Kunst wendet sie die grösste Sorgfalt zu und Archäologen wie Viollet-le-duc, Caumont, de Linas u. s. w. durchreisen das Land, um die vorhandenen Reste zu beschreiben, ihre Restauration zu leiten und die Vorbilder für Neugestaltungen zu benützen. So hat eben jetzt De Linas einen *Rapport sur les anciens vêtements sacerdotaux et les anciennes étoffes dans l'est et le midi de la France* veröffentlicht. Darin beschreibt er seine Funde in Noyon, Laon, Châlons sur Marne, Metz u. s. w. In der Domkirche zu Metz ist noch eine Karl dem Grossen zugeschriebene Kappa; eine andere vom h. Ludwig v. Anjou, Bischof v. Toulouse von 1298 ist in S. Maximin aufbewahrt. Ferner birgt Toulouse Kaseln vom h. Dominicus u. h. Petrus dem Märtyrer, auch eine Mitra, welche irrthümlich dem h. Bischof Exuperius im 5. Jahrhundert zugeschrieben wird. Dem Berichte sind vier Farbendrücke beigegeben.

Berichtigung: Zu der Literarischen Anzeige des Octoberheftes „Kunstdenkmale Österreichs“ sind wir ersucht worden, folgende Fehler zu verbessern:

Seite 279 Col. 1 Zeile 33 statt neun = neunundzwanzig; Col. 2 Z. 29 statt 1030 = 1130; Z. 35 statt Wemont = Weriant; Z. 64 statt Golebert = Gotebert; Seite 280 Col 1 Z. 4 statt St. Virgil = St. Bartlmas; Z. 17 statt nördliche = westliche; Z. 19 statt DECEAMB = DECEMB; Z. 20 statt FVOTOR = FVNDATOR; Col. 1 Z. 31 statt VIC = VICE; Col. 1 Z. 37 statt PILRIMVS = PILGRIMVS; Col. 1 Z. 39 statt FILIV = FILI Col. 1 Z. 41 statt CELERRII = CELERARII; Z. 47 Ponefac = Pennaforte; Z. 60 statt Hillebald = Hiltebold; Col. 2 Z. 40 nach Steiermark einzuschalten: im Jahre 1231.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

A



B



C



D



Albert Camesina del.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 3½ Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 12. | III. Jahrgang. | December 1858.

Emailwerke aus dem Schatze des St. Stephans-Domes in Wien, nebst einer geschichtlichen Übersicht der Entwicklung des Emails.

Von Dr. Gustav Heider.

II.

Die Emailwerke aus dem Domschatze zu St. Stephan in Wien.

(Mit 2 Tafeln.)

Gezeichnet von Albert Camesina.

Die Emailwerke, deren stylgetreue Abbildung wir, anknüpfend an die vorangegangene Darlegung der geschichtlichen Entwickelung des Emails im Mittelalter, in der beiliegenden Tafel XII dem Leser vorführen, bilden einen werthvollen, bis nun aber völlig unbeachtet gebliebenen Bestandtheil des Domschatzes der St. Stephanskirche in Wien. Das Verdienst, auf dieselben zuerst die Aufmerksamkeit der Fachgenossen hingelenkt, wie auch das nicht mindere Verdienst, die Veröffentlichung derselben angeregt und an der sorgfältigen Abbildung derselben thätigen Antheil genommen zu haben, gebührt dem Conservator von Wien, Herrn A. Camesina, welchem die mittelalterliche Archäologie schon manche wesentliche Förderung zu danken hat.

Gegenwärtig dienen diese Emailwerke, in Verbindung mit zwei kleineren Tafeln, auf welchen die Halbgestalten zweier Winde zur Darstellung gebracht sind, zum Schmucke einer Reliquientafel; doch scheint es, dass sie diese Bestimmung erst im XV. oder XVI. Jahrhunderte erhalten haben; ursprünglich mussten sie, wie sich aus der Deutung der Darstellungen ergeben wird, entweder zum Schmucke eines Kreuzpartikels gedient, oder überhaupt sich auf eine Mitteldarstellung bezogen haben, welche die Kreuzigung Christi zum Inhalte hatte.

Der Technik nach gehören diese auf Kupfer geschmolzenen Emails zu den Champlevés, wie sich dies aus einer sorgfältigen Betrachtung, insbesondere aber aus dem Zuge der feinen, aus dem Grunde stehen gelassenen Linien ergibt, welche an keiner Stelle eine Zusammenfügung erkennen lassen und oft unmittelbar aus einem breiteren Metallstreifen sich abzweigen. Ein Zweifel könnte nur in Betreff der in ganz zarten Linien gehaltenen Ornamente auftauchen, welche die umrahmenden farbigen Streifen schmücken, indem dieselben an einigen Stellen nicht, wie die früher erwähnten, aus dem Metallstreifen, an welchen sie sich anlehnen, unmittelbar ausgehen, sondern eine Trennungslinie erkennen lassen; diese dürften daher durch auf die Metallfläche aufgelöthete feine Metallstreifen gebildet worden sein. Da aber dieses Verfahren *(cloisonée)* nur in ganz untergeordneter Weise auftritt und eben nur durch die Feinheit der Linien, welche eine Ausarbeitung aus dem spröden Metallgrunde erschwerte, bedingt erscheint, so müssen wir im Ganzen die Technik als jene der *Emaux champlevés* bezeichnen und sie jener Gattung zuweisen, bei welcher der ganze Grund durchaus mit Email geschmückt ist, hingegen die figuralischen Darstellungen auf dem stehengebliebenen Metallgrunde mit feinen Linien eingezeichnet erscheinen, in welche sodann zur besseren Charakterisirung der eigentlichen Zeichnung das die Figurendarstellungen umgebende blaue Email eingelassen wurde. Wir führen dies des weiteren aus dem Grunde an, weil irrthümlicher Weise bei Emails derlei farbige Zeichnungen (in blau, schwarz und roth) häufig als Niello angegeben erscheinen, was sie durchaus nicht sind.

Eine aufmerksame Vergleichung der Emailzeichnungen mit den Niellen wird den Unterschied beider leicht erkennen lassen. Hiezu hilft auch der Zahn der Zeit, der z. B. bei den Wiener Domschatz-Emails in den breiteren Flächen der Emailzeichnung ausgebrochene Stellen aufweist, die durchaus den muschelartigen Bruch des Glasflusses zeigen, welcher dem Niello nach der Natur der Bestandtheile, aus dem es gebildet wird, fehlt [1]).

[1]) Vergleiche das Verfahren der Niello-Erzeugung bei Theophilus presbyter. lib. III, cap. 28 und 29. (Bourassé, Dictionnaire d'Archéo-

Die Anordnung des Emailschmuckes ist auf allen vier Tafeln die gleiche. Die figurale Darstellung ist nämlich mit einer vierfachen Umrahmung umschlossen, welche den Umrisslinien der Tafel folgt. Die äusserste Reihe zeigt einen weissblauen Streifen, diesem folgt ein breiterer, der an zwei Tafelseiten die Umschrift, auf den beiden anderen auf dunkelblauem Grunde weisse sternartige Ornamente enthält. Der dritte, schmälere Streifen ist aus weiss und violett-blau, der vierte, breite endlich aus lichtblau und grün gebildet und enthält an der dem dunkeln Mittelgrunde zugewendeten Seite gelbe Ornamente. Die Figurendarstellungen durchbrechen jedoch in der Regel diese Umrahmungen in freier Weise und erstrecken sich bisweilen bis zu dem Schriftstreifen. Der innere Raum ist der Breite nach, und zwar bei drei Tafeln durch einen geschwungenen schmalen Streifen, bei der vierten durch die Stufen der Sella in zwei Flächen untertheilt, in deren oberer grösserer die testamentarischen Darstellungen, in der unteren Halbfiguren von Tugenden angebracht sind. Bei den Figuren sind nur die Nimben in Schmelz gebildet und zwar in wechselnden Farben, in der Regel zweifarbig. In Farben sind innerhalb der Darstellungen nur noch auf Tafel XII: 1. der Altar, 2. die Traube, 3. die Sella und 4. das tempelartig gebildete Haus ausgeführt. Die Erhaltung dieser Tafeln lässt nichts zu wünschen übrig, die Emailfarben erglänzen durchaus in der vollen Pracht ihrer Ursprünglichkeit, die Zeichnung tritt scharf und bestimmt dem Beschauer entgegen und die Abstufung der theilweise gebrochenen Farbentöne erzeugt eine harmonische und ruhige Gesammtwirkung.

A.

Gehen wir nunmehr zur Beschreibung der Darstellungen über, so erblicken wir auf der ersten Tafel (XII, *A*) das Opfer Abrahams in dem Momente, wo derselbe das Schwert zum Opferschlage erhebt, Isaak mit zum Beten gefalteten Händen auf der Opferstätte kniet und der herbeieilende Engel die himmlische Botschaft bringt [1]). Unterhalb sehen wir das Böcklein, welches an einem kleinen Baume nach dem jungen Triebe desselben sich aufrichtet; zur Seite des letzteren eine nimbirte Frauengestalt, die Waage in der rechten Hand frei haltend und durch eine Aufschrift als: JVSTITIA bezeichnet.

Die ganze Darstellung trägt die Legende:

PLENA. MICANT. SIE(g)NIS ARIES. ABRAHAM PUER IGNIS.

Vergleichen wir hiemit die ähnliche Darstellung des Klosterneuburger Antipendiums (Tafel XIII, 2), so müssen wir, was die geistige Auffassung des Momentes und die Durchführung der Einzelheiten betrifft, unserer Darstellung unbedingt den Vorzug geben. Während nämlich auf dem Verduner Altar Abraham in unnatürlich zusammengekrümmter Stellung sich nach aufwärts wendet, der Engel unmittelbar in das geschwungene Schwert eingreift und Isaak an Händen und Füssen gebunden auf der Opferstätte liegt, erblicken wir auf unserer Darstellung Abraham in ruhiger Grösse, die von dem himmlischen Boten ihm ausgesprochene Nachricht empfangend, und Isaak in einer Stellung, die seine volle Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters kundgibt.

„Alles erglänzt in Zeichen, das Böcklein, Abraham, der Knabe, das Feuer."

Diese Worte der Umschrift werden wir bei näherer Betrachtung des typologischen Inhaltes unserer Darstellung nach ihrem vollen Inhalte bestätiget finden.

Die Opferung Isaak's durch Abraham ist ein in fast allen typologischen Reihendarstellungen des Mittelalters vorkommendes Vorbild der Kreuzigung Christi; ausser dem Verduner Altar [1]), dessen wir bereits Erwähnung gethan, treffen wir es beispielsweise auf den Glasfenstern der Kathedralen zu Bourges und Chartres [2]), ferner in mehreren handschriftlichen Typologien, und zwar in dem Seitenstettner Manuscripte des XIV. Jahrhunderts (Nr. CCXCVII n. 6), in drei lateinischen Miniaturhandschriften, wovon zwei aus dem XIV. und XV. Jahrh. in der Bibliothek des Stiftes St. Peter in Salzburg, die dritte, ebenfalls dem XIV. Jahrhunderte angehörige in der Hofbibliothek zu Wien (Nr. 1190) sich befinden, endlich in einer deutschen typologischen Handschrift aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts in der Bibliothek des Joanneums zu Gratz u. s. w. [3]).

---

logie II, 880.) Auch das grosse Altar-Antipendium zu Klosterneuburg ist ein in allen seinen Einzelheiten vollkommen durchgeführtes Emailwerk, an welchem auch nicht der geringste Theil als Niello bezeichnet werden kann, wie wir dies bei einem anderen Anlasse des Weiteren nachweisen werden. Wir müssen daher die von Arneth (das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg, Wien 1844) für dieses Altarwerk gebrauchte Benennung als eine irrthümliche bezeichnen, obgleich dieser Irrthum nach dem damaligen Stande der Forschung und der noch unentwickelten Kenntniss des technischen Verfahrens im Mittelalter leicht begangen werden konnte.

[1]) Die dieser Darstellung zu Grunde liegende Schriftstelle, Genesis XXII, lautet: Quae postquam gesta sunt, tentavit Deus Abraham et dixit ad eum: Abraham, Abraham. At ille respondit: Adsum. Ait ille: tolle filium tuum unigenitum, quem diligis, Isaac, et vade in terram visionis, atque ibi afferes eum in holocaustum super unum montium, quem monstravero tibi . . . Pergebant ergo pariter et venerunt ad locum, quem ostenderat ei Deus, in quo aedificavit altare, et desuper ligna composuit: cumque alligasset Isaac filium suum, posuit eum in altare super struem lignorum. Extenditque manum et arripuit gladium, ut immolaret filium suum. Et ecce Angelus Domini de coelo clamavit, dicens, Abraham, Abraham. Qui respondit: Adsum. Dixitque ei: Non extendes manum tuam super puerum, neque facias illi quidquam: nunc cognovi quod times deum, et non pepercisti unigenito filio tuo propter me.

[1]) Camesina Prachtwerk T. XXV.

[2]) Martin et Cahier: Vitraux de Bourges, pl. I.

[3]) Diese Handschriften, welche sowohl in der Reihenfolge und Anordnung des Stoffes wie auch in den beigegebenen Erklärungen ganz und gar unter sich übereinstimmen, bilden die unläugbaren Vorbilder der späteren Biblia pauperum, welche nur durch Hinzufügung einiger Bilderreihen erweitert erscheint. Auch die von Lessing (Ausgabe von Lachmann, 9. Band, S. 228) angeführten von Parsimonius aus dem Ende des XVI. Jahrh. herstammenden Beschreibungen der ehemaligen Fenstergemälde im Kloster Hirschau sind nur eine wörtliche Wiederholung

Auch die in den erwähnten lateinischen Handschriften angebrachten lateinischen Verse enthalten gleichlautend den Bezug des Opfers Abrahams zum Opfertode Christi und zwar in den Worten: „*Signantem Christum puerum pater immolat istum.*"

Abraham selbst trägt bei dem Acte der Opferung den Typus Gott Vaters, welcher ebenfalls seinen eingebornen Sohn opferte. Es ist dies nicht eine blosse Vermuthung, die sich aus dem typologischen Sinne der Darstellung in ihren tieferen Beziehungen ergibt, sondern wird übereinstimmend von den Kirchenschriftstellern dargelegt, welche darüber hinaus auch die weiteren Einzelheiten der Opferung, wie wir sie in Genesis XXII lesen, zum Gegenstande symbolischer und typologischer Erörterungen nehmen. So heisst es bei Remigius Autitissiodor., welcher im IX. oder X. Jahrhundert schrieb [1]): Allegorice Abraham Dei patris hoc loco gerit personam; Isaac Jesu Christi. Immolatio Isaac passionem Christi designat. Bene autem dicitur: *Ipse portabat ligna holocausti*, quia Christus crucem suam bajulavit . . . *Duo viri*, qui comitabantur eum Abraham, populus judaeorum. *Duo* autem, ideo quia ille populus post mortem Salomonis divisus est in duo regna . . . . *Asinus*, quem secum ducebant, stultitiam judaeorum designat. Asinus enim, quod portabat, nesciebat, et judaei in libris propheticis Christum legebant, sed venientem non intelligebant.

Ähnlicher Weise spricht sich Isidor aus [2]): Sicut Abraham unicum filium et dilectum Deo victimam obtulit, ita Deus pater unicum filium suum pro nobis omnibus tradidit. Et sicut Isaac ipse sibi ligna portavit, quibus erat imponendus, ita et Christus gestavit in humeris lignum crucis, in quo erat eruci figendus. Duo autem servi illi . . . Judaeos figurabant, qui, quum serviliter viverent et carnaliter saperent, non intelligebant passionem Christi. Cur autem *duo servi*, nisi quia populus ipse in duas partes dividendus erat? Quod factum est Salomone peccante . . .

Aus diesen Stellen schon ersehen wir, dass Isaak das Vorbild des leidenden Christus ist, und dies führte dazu, dass auch andere Begebenheiten aus seinem Leben mit neutestamentlichen in eine Reihe gestellt erscheinen. So sehen wir auf dem Verduner Altar die Verkündigung der Geburt Isaak's an Abraham mit der Verkündigung Mariens [1]), die Geburt und Beschneidung Isaak's mit der Geburt und Beschneidung des Christuskindes [2]) zusammengestellt, und den vorangeführten Stellen entsprechend erblicken wir in den handschriftlichen Typologien zu Wien, Salzburg, Seitenstetten und Gratz den Isaak, welcher das Opferholz in Kreuzesform auf der Schulter trägt als Vorbild des kreuztragenden Christus mit der Aufschrift:

Ligna ferens Christe te presignat puer iste.

Eine gleiche Darstellung treffen wir auf einem dem XII. Jahrhundert angehörigen Emailwerke aus der Sammlung von Debruge und Labarte mit den erklärenden Worten:

Sic crucis es, Christe ceu ligni portitor iste.

Aus dem Kreise dieser Begebenheit wird auch das Böcklein in bestimmter Weise zum typologischen Vorbilde des Kreuztodes Christi genommen, wie wir dies aus dem schon angeführten französischen Emailwerke ersehen, wo Abraham, den Bock an der Stelle seines Sohnes zum Opfer darbringend, mit dem gekreuzigten Gottessohne zusammengestellt erscheint. Die Darstellung hat die Aufschrift:

Hoc aries prefert, quod homo deus hostia defert [3]).

Hiermit stimmt auch der heil. Augustinus überein, indem er sagt [4]): Abraham pater noster fuit, non propter propaginem carnis, sed propter imitationem fidei . . . Isaac tamquam filius unicus dilectus figuram habens filii Dei, portans ligna sibi, quo modo Christus crucem portavit. *Ille postremo ipse aries Christum significavit.* Quid est enim haerere cornibus, nisi quodammodo crucifigi?

Das Angeführte, lässt uns erkennen, dass die Legende unseres Emails „*Plena micant signis*" in der religiösen Anschauung unserer Vorfahren und in der Kunstweise derselben vollkommene Begründung findet; auch wäre es keine schwere Aufgabe, aus den Schriften der Kirchenväter eine weitere reiche Ausbeute für diese typologische Anschauung zu gewinnen, deren Mittelpunkt Abraham, der Patriarch und Prophet ist.

B.

Die zweite Darstellung (Taf. XII, *B*) zeigt uns nach den Worten in Numer. cap. XIII, v. 1—24. [5]) zwei der aus den

---

der angeführten lateinischen Typologien, jedoch lässt sich mit Bestimmtheit die Thatsache behaupten, dass die von Parsimonius mitgetheilten Schemen keineswegs, wie Lessing meint, die Hirschauer Fenster blos mit Auslassung der Bilder seien, denn weder die Glasfenster des romanischen noch jene des gothischen Styles zeigen zur Seite der Darstellungen die in den Handschriften vorkommenden, oft ziemlich umständlichen Ausdeutungen, und eben so wenig lässt sich annehmen, dass Parsimonius bei Beschreibung der Hirschauer Glasfenster zufällig in eine wortgetreue Uebereinstimmung mit einer Reihe von handschriftlichen Aufzeichnungen gelangt sei, welche lange vor ihm angefertigt wurden. Wir werden sowohl auf die erwähnte Gruppe von Handschriften, wie auch auf die Hirschauer Fenster bei einer anderen Gelegenheit umständlich zurückkommen.

[1]) In Genesim bei Pez, Thesaurus anecdot. Tom IV, Pars 1, p. 68.

[2]) In Genesim cap. XVIII; bei Martin et Cahier: Vitraux de Bourges p. 27.

[1]) Camesina: Verduner Altar Taf. I.

[2]) Camesina, Taf. IV und VII.

[3]) Didron: Annales archéol. Vol. VIII, p. 1—16.

[4]) In Psalm XXX. enarr. 3 (Opp. IV, 158).

[5]) Die bezügliche Stelle lautet: Locutus est Dominus ad Moysen, dicens: Mitte viros, qui considerent Terram Chanaan, quam daturus sum filiis Israel, singulos de singulis tribubus, ex principibus. Fecit Moyses, quod Dominus imperavit, de deserto Pharan mittens principes viros . . . . ad considerandum Terram Chanaan . . . . Pergentesque usque ad Torrentem botri, absciderunt palmitem cum uva sua, quem portaverunt in vecte duo viri. De malis quoque granatis et de ficis loci illius tulerunt: qui appellatus est Nehelescol, id est Torrens botri, eo quod botrum portassent inde filii Israel.

12 Stämmen Israels nach dem Lande der Verheissung Abgeordneten, welche zum Beweise der Fruchtbarkeit desselben auf ihren Schultern eine auf einer Stange hängende Traube zurückbringen. Die vordere rasch ausschreitende jugendliche Gestalt hat die eine Hand nach vorwärts weisend erhoben und wendet den Kopf nach rückwärts, die hinter ihr schreitende Gestalt hat den Typus eines älteren Mannes, stützt sich mit der rechten Hand auf einen Stock und schaut nach der Richtung des Weges.

Diese Darstellung hat die Umschrift:

QVI CRVCE. PORTATVR BOTRUS. BOTRO TYPICATUR.

Unterhalb erblicken wir gleich wie auf der ersten Darstellung eine weibliche nimbirte Gestalt, welche aus einem erhobenen Kruge in rascher Bewegung Wasser in einen zweiten Krug überfüllt. Sie wird durch die Aufschrift als TEMPERANCI(A) bezeichnet.

Eine gleiche Darstellung dieses Gegenstandes finden wir auf dem Verduner Altarwerke (Tafel XIII, 3); nur stützen sich hier beide Gestalten auf Stöcke und die Bewegung derselben ist eine raschere. Auch hier ist das Antlitz der ersteren und zwar in noch entschiedenerer Weise nach rückwärts gewendet. Die Aufschrift lautet: *Vecte Crucis Signum botro Christe lege signum.*

Wie hier ist auch auf dem französischen Email des XII. Jahrhunderts diese Vorstellung mit der Kreuzigung Christi zusammengestellt und auch die Aufschrift derselben: *„Vecte crucem, christum botro dic in cruce fixum“* stimmt mit dem Inhalte der Verduner Aufschrift vollständig zusammen. Auch der mit Emails geschmückte Kreuzesfuss aus dem Kloster St. Bertin zeigt die beiden Juden mit der Traube und der Aufschrift: Klef — Josue — Botrus [1]).

Wir ersehen aus dem Angeführten, dass bei der Tragung der Weintraube durch die Stange, an welcher dieselbe hängt, das Kreuz Christi und durch die Traube Christus selbst versinnbildlicht wird [2]). Dies im Allgemeinen der typologische Grundgedanke unserer Darstellung, womit auch die Kirchen-Schriftsteller von frühester Zeit an übereinstimmen. Doch treffen wir in den Schriften derselben auch vereinzelte Züge einer noch tiefer gehenden Auffassung, welche auf die Kunstdarstellungen unläugbaren Einfluss genommen haben. So heisst es an einer Stelle [3]): Vva pendens in vecte est *Christus pendens in cruce;* haec nata est ex terra promissa, i. e. B. Virgo, quam promisit Jesaias c. VII, 14. *Duo baculi* sunt duo testamenta: praeunt *Judaei*, sequuntur *Christiani*, salutem hic (Christianus) ante conspectum suum gerit, ille (Judaeus) post dorsum: hic obsequium praefert, ille contemtum. Laboremus igitur, ne a cervicibus nostris tam sanctam sarcinam deponamus.

Wenn wir auch die Symbolisirung der beiden Testamente durch die beiden Stöcke, auf welche sich die Träger der gesegneten Traube stützen, nicht auf allen Kunstdarstellungen nachzuweisen im Stande sind, obwohl auf dem Verduner Altar und in den beiden Miniatur-Handschriften zu Salzburg beide Träger Stöcke haben, so ist doch die weitere Bemerkung, dass nämlich durch den ersten Träger die Juden, durch den zweiten hingegen das Volk der Christen versinnbildlicht seien, daher auch ersterer seine Blicke nach rückwärts wende, letzterer aber nach vorne, näher ins Auge zu fassen. Wir sehen nämlich auf der Mehrzahl der uns vorliegenden Darstellungen auf letzteren Punkt genaue Rücksicht genommen; auf allen (Verduner Altar, Wiener Email, Salzburger Handschrift u. s. w.) wendet die erste Gestalt ihren Kopf nach rückwärts, während die zweite gerade ausschaut. Da die abendländische Kunst in ihren Erzeugnissen nicht gleich der morgenländischen feststehende Typen wiedergibt, sondern von frühe her in freierer Weise ihre Bahnen sich vorzeichnete, so wäre eine solche Übereinstimmung wohl kaum zu erklären, wenn nicht ein tieferer Gedanke zu Grunde liegen würde, der diese Gleichartigkeit herbeiführte. Diese Vermuthung erhält ihre weitere Begründung durch den Umstand, dass wir auf der Darstellung dieses Gegenstandes in der Salzburger Handschrift des XIV. Jahrhunderts über den Köpfen der beiden Träger Namen aufgezeichnet finden, durch welche der erste rückwärtsschauende als Kaleph, der zweite hingegen geradezu als *Jesus* bezeichnet wird. Ersterer ist der von Moses aus dem Stamme Juda zum Zuge in das gelobte Land entsendete Bote (Num. XIII, v. 7) und durch diese fein ausgebildete Typologie sehen wir daher neben der auf der Stange getragenen Traube das Judenthum und Christenthum, ganz entsprechend dem Bilde der Kreuzigung, zu dessen Seiten die Gestalten der Synagoge und Kirche angebracht erscheinen.

Über jeden Zweifel der Richtigkeit dieser Deutung werden wir jedoch durch den Einblick in eine dem Beginne des XIV. Jahrhunderts angehörige Miniaturhandschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien (N. 1179) hinweggehoben, welche in fortlaufender Reihe die Begebenheiten des alten Testamentes als Vorbilder mit den ihnen entsprechenden des neuen Testamentes zusammenstellt. Auf Fol. 56 derselben sehen wir die beiden die Traube tragenden Juden, welche nach vorwärts blicken und Stöcke in den Händen tragen. Unterhalb dieses Bildes erscheint ein weiteres Bild (Fig. 1). Auf diesem erblicken wir ein auf einer Stange hängendes geöffnetes Buch, aus welchem dem Beschauer das segnende Brustbild des Erlösers entgegenschaut. Die Träger dieses Buches bilden vorne drei Gestalten mit spitzen Hüten, der gewöhnlichen Kopfbedeckung der Juden auf mittelalterlichen Kunstdarstellungen, rückwärts fünf Gestalten mit

[1]) Somerard, Les arts au moyen âge. Série IX, Taf. XI.

[2]) Kreuser, Kirchenbau II, 197 und Anmerkung 6.

[3]) Arneth, das Niello-Antipendium in Klosterneuburg 844, S. 24, führt diese Stelle jedoch in einer Weise an, dass sich aus der Textirung nicht entnehmen lässt, welchem Kirchen-Schriftsteller dieselbe entnommen sei.

I.



II.



III.



Alb. Camesina del.

Ged. i. d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei.

unbedecktem Haupte und in demüthiger Stellung einherschreitend. Die am Seitenrande angebrachte Schrift enthält die Deutung dieser Darstellung in nachfolgender Weise:



(Fig. 1.)

„*Duo deferentes botrum*, senex et juvenis significant *judaeos* et *christianos*, qui deferunt jehsum. Senex qui praecedebat et juveni viam ostendebat, significat judaeos, qui deferebant mandata Jehsu Christi et tamen sua facta ignorabant. Juvenis, qui sequebatur et uidebat suum onus, significat christianos, qui vident suum onus per mandata legis et evangelii Jehsu Christi."

Noch bestimmter schliesst sich dem von uns angeführten typologischen Inhalte der Tragung der Traube ein Bild (Fol. 32) einer französischen Miniaturhandschrift des XIV. Jahrhunderts an, welche ebenfalls in der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt wird (N. 2554) [1]). Wir sehen in demselben nicht sowohl das Bild der Erfüllung in dem neuen Testamente, als vielmehr die sinngetreue Umbildung des Vorbildes mit den aus dem neuen Testamente entnommenen Zügen. Hier ist es unmittelbar der auf dem Kreuze hängende Christus (Fig. 2), welcher vorne von einer Gruppe Juden, rückwärts von drei Gestalten getragen wird, deren Häupter die Mönchstonsur zeigen. Die in altfranzösischer Sprache beigesetzte Erklärung stimmt mit dem Wortlaute jener der früher angeführten Miniaturhandschrift vollständig überein.

Nicht unerwähnt dürfen wir schliesslich eine von der vorliegenden typologischen Beziehung ganz abweichende lassen, welche dieser Gegenstand in den typologischen Reihen des Seitenstettner Manuscriptes und den beiden Bilderhandschriften in Salzburg, in einem Bilder-Manuscripte



(Fig. 2.)

(XV. Jahrhundert) in der Bibliothek des Johanneums zu Gratz und in der Wiener Handschrift (Nr. 1198) erfahren hat. In diesen erscheint nämlich gleichlautend das Tragen der Traube mit der Taufe Christi im Jordan zusammengestellt und auch die beigesetzte Aufschrift: *Flumen transitur et patria mellis aditur*, kennzeichnet diesen Bezug.

Die Erklärung hiefür, welche wir zum besseren Verständnisse dieses ausnahmsweisen typologischen Bezuges ihrem Wortlaute nach anführen wollen, lautet: „Legimus in Numeris, quod nuncii, qui missi erant ad explorandam terram promissam cum redirent prociderunt botrum quem duo portaverunt in vecte et transito jordane adduxerunt in testimonium bonitatis terrae illius. *Quod profigurat nos qui ad terram promissionis regni celestis intrare volumus per aquas baptismales.*"

C.

Auf der dritten Tafel (XII, *C*) erblicken wir eine auf einem Thronstuhle sitzende Gestalt, das Haupt mit dem Nimbus umgeben, bekleidet mit einer reich verbrämten Tunica und darüber einen Mantel, welcher vorn mit einem Knopfe zusammengehalten ist. Ihr zur Seite, rechts und links, steht je eine männliche Gestalt in ähnlicher Bekleidung in vorgebeugter Stellung mit ausgestreckten Händen, welche von der Mittelgestalt mit gekreuzten Armen in der Weise gesegnet werden, dass die rechts stehende Gestalt den Segen der linken Hand, die links stehende jenen der rechten Hand empfängt.

Die Umschrift dieser Darstellung lautet:

SIGNA. NOTANDA. MANVS. COMMVTAT QODNE. TERANVS.

[1]) Diese beiden Handschriften, welche unzweifelhaft in naher Beziehung zu einander stehen und auch äusserlich ihre gemeinschaftliche Abstammung aus Frankreich nicht verläugnen können, bilden für mittelalterliche Ikonologie, Typologie, Kostümkunde u. s. w. in dem kaum zu bewältigenden Reichthume ihrer Darstellungen eine höchst schätzbare Fundgrube. Die typologischen Beziehungen treten zwar schon aus den strengen Kreisen heraus, welche wir in der früher erwähnten übereinstimmenden Gruppe von Handschriften beobachtet finden, doch sind sie auch in ihrer Erweiterung noch von hohem Interesse und bieten in ihrer feinen Ausbreitung eine Reihe von Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen.

Unterhalb des Thronsitzes ist eine weibliche nimbirte Gestalt angebracht, welche mit beiden Händen eine Schlange hält und als PRUDENTIA bezeichnet wird.

Die Schriftstelle, auf welche diese Darstellung Bezug nimmt, finden wir in der Genesis XLVIII, v. 1—20 [1]). Als dem Joseph nämlich die Nachricht gebracht wurde, dass sein Vater Jakob krank sei, führte er seine beiden Söhne Manasse und Ephraim vor ihn. Als Jakob sie bemerkte, fragte er, wer sind diese? Joseph antwortete: Es sind meine Söhne, welche mir Gott hier gegeben hat; bringe sie her sprach der Alte, dass ich sie segne. Denn das Alter hatte die Augen Israels (Jakobs) verdunkelt, so dass er nichts mehr unterscheiden konnte. Und als sie ihm nahe gebracht waren, küsste und umarmte er sie... Und Joseph nachdem er sie aus seinen Armen genommen hatte, neigte sich fromm zur Erde. Hierauf nahm sie Joseph beide, Ephraim in seine rechte Hand gegen Israels linke Hand, und Manasse in seine linke Hand, gegen Israels rechte Hand und brachte sie zu ihm. Aber Israel legte die rechte ausgestreckte Hand auf den Kopf Ephraims, des jüngeren der beiden Brüder und die linke Hand auf das Haupt des Manasse, des älteren Bruders. Und so segnete Jakob mit gekreuzten Armen die Kinder Josephs. Als letzterer dies bemerkte, suchte er die rechte Hand Jakobs von dem Haupte Ephraims auf jenes des Manasse hinüberzulegen, indem er seinen Vater daran erinnerte, dass dieser der Erstgeborene sei. Aber Jakob weigerte sich und sprach: Ich weiss es, auch dieser soll zum Volke werden, und wird sich vermehren, aber sein jüngerer Bruder wird grösser werden als er... Und indem er sie segnete, zog er Ephraim dem Manasse vor.

Die Darstellung dieser alttestamentlichen Begebenheit, welche wir in unserem Emailwerke erkennen, finden wir auch auf dem Kreuzesfusse der Abtei St. Bertin (Fig. 3) [2]), auf den Glasfenstern der Cathedrale zu Chartres, auf der Emailtafel von Labarte [1]) und endlich in dem obersten Medaillon eines der Darstellung der Kreuztragung, des Kreuztodes und der



(Fig. 3.)

Auferstehung Christi gewidmeten Glasfensters der Kathedrale zu Bourges [2]) (Fig. 4).



(Fig. 4.)

Auf der Emailtafel von Labarte wird diese Darstellung durch die Aufschrift: *Transversae palmae recitant speciem crucis alme*, auf dem Glasfenster zu Bourges durch die Worte *„Joseph filii Isaac“* erläutert.

Dieser Vorstellung liegt eine tiefe symbolische Bedeutung zu Grunde und zwar in zweifacher Beziehung.

Einmal sind die in Kreuzesform über einander gelegten Arme ein Zeichen des Kreuzes Christi, wie dies aus der Aufschrift der Emailtafel von Labarte hervorgeht, und auch von den Kirchenschriftstellern vielfach bezeugt wird.

So sagt der fromme Abt von Deutz: „Sine dubio transpositio manuum crucis expressit figuram. Numquid in eos

[1]) Sie lautet: Nuntiatum est Joseph, quod aegrotaret pater suus. Qui assumptis duobis filiis Manasse et Ephraim ire perrexit . . . Videns autem (Jacob) filios ejus, dixit ad eum: Qui sunt isti? Respondit, filii mei sunt quos donavit mihi Deus in hoc loco. Adduc, inquit, eos ad me ut benedicam illis. Oculi enim Israel caligabant prae nimia senectute, et clare videre non poterat. Applicitosque ad se deosculatus et circumplexus eos, dixit ad filium suum: Non sum fraudatus aspectu tuo, insuper ostendit mihi Deus semen tuum. Cumque tulisset eos Joseph de gremio patris, adoravit pronus in terram. Et posuit Ephraim ad dexteram suam id est ad sinistram Israel; Manassen vero in sinistra sua, ad dexteram scilicet patris, applicuitque ambos ad eum. Qui extendens manum dextram posuit super caput Ephraim minoris fratris; sinistram autem super caput Manasse, qui major erat, commutans manus. Benedixitque Jacob filiis Joseph . . . Videns autem Joseph quod posuisset pater suus dexteram super caput Ephraim, graviter accepit, et apprehensam manum patris levare conatus est de capite Ephraim, et transferre super caput Manasse. Dixitque ad patrem: Non ita convenit pater: quia hic est primogenitus, pone dexteram tuam super caput ejus. Qui renuens ait: scio fili mi scio: et iste quidem erit in populos et multiplicabitur; sed frater ejus minor major erit illo et semen illius crescet in gentes. Benedixitque eis in tempore illo . . *Constituitque Ephraim ante Manassen.*

[2]) Sommerard: Les arts au moyen âge, série IX, Table XI.

[1]) Didron: Annales arch. Vol. VIII, p. 1 u. f.

[2]) Martin et Cahier: Vitraux de Bourges pl. I.

sic manus commutando casu crucem figuravit? Numquid non poterat, eadem ratione data, Manassem ad desteram, Effraim vero ad sinistram suam posuisse? Poterat plane, sed profeta erat, et *profetico spiritu sciebat, quod per crucem componenda esset benedictio, quam venturus legislator daret*, vel qua in illo semine Abrahae benedicerentur omnes gentes . . . Igitur tamquam profeta simul et patriarcha, quo modo verbis verum profetare potuit, dicendo: Et iste quidem erit in populos et multiplicabitur, sed frater ejus junior major erit illo: *sic et manuum positione crucem Christi praefigurare scivit, per quam priori junior, id est judaico praeferendus erat populus gentilis*" [1]).

Diese letztereu Worte leiten uns auf die zweite Bedeutung dieser Darstellung hinüber. In ihr ist nämlich durch den Vorzug, welcher dem jüngeren Bruder vor dem älteren zu Theil wurde, auch der Vorzug vorbedeutend ausgesprochen, welcher im neuen Bunde dem heidnischen Volke vor den Juden gegeben wurde.

Diese Auffassung entnehmen wir nicht blos aus der vorangeführten Stelle des Abtes von Deutz, alle Kirchenschriftsteller von den frühesten Zeiten an bis in das späte Mittelalter herauf und zwar sowohl der abendländischen, als der morgenländischen Kirche stimmen in derselben zusammen, und sie geben zugleich den Nachweis, dass dieser dem Volke der Heiden vor dem Judenthume verheissene Vorzug in einer Reihe von Begebenheiten des alten Testamentes verschleiert zum Ausdruck gelangte. Es sei uns gegönnt, einige der bezeichneten Stellen dem Leser vorzuführen [2]).

„So heisst es bei Remigius Autissiodorensis [3]): Mystice per hos duos filios Joseph, *duo populi* signantur. Per Manassen, qui *oblivio* interpretatur, accipitur *judaicus populus*, qui oblitus est Dei creatoris sui. Per Ephraim, qui *frugifer* vel foecunditas interpretatur, *gentilis populus* figuratur; qui credendo in Christum, fides et bonorum operum fructum Domino obtulit et spirituali foecundidate multiplicatus est."

An einer anderen Stelle [4]) desselben Autors heisst es: Sic Abel junior fratri suo praelatus est, Isaac Ismaeli, Jacob Esau, David majoribus fratribus cunctus praelatus est. *In quibus omnibus* significatur, quia *judaico populo praeferendus erat christianus*.

St. Isidor, indem er die betreffende Stelle der Genesis erläutert, spricht sich in folgender Weise aus [5]):

„At ille, *cancellatis manibus crucis mysterium praefigurans*, translata in minorem dextera, majoris sinistram figuraliter superposuit. Sicque crucis similitudo super capita eorum denotata, *Judaeis scandalum, christianis futuram gloriam praesignavit*."

Indem wir Paulinus von Nola [1]) Hironymus [2]) und Tertullian [3]) übergehen, welche der Sache nach mit dem bereits angeführten Zeugnissen vollkommen übereinstimmen, führen wir schliesslich nur noch die Worte des h. Augustinus, eines Kirchenschriftstellers an, dessen Werke vorzugsweise von glänzenden Zügen einer tiefgehenden Symbolik und Allegorie durchwoben sind und dem Forscher auf dem Gebiete der christlichen Archäologie über die schwierigsten Fragen hinüberleiten. Es heisst bei ihm: Sicut . . . duo Isaac filii, Esau et Jacob figuram praebuerunt duorum populorum in Judaeis et Christianis: ita factum est etiam in duobis filiis Joseph. *Nam major gessit typum Judaeorum, Christianorum autem minor* [4]).

Dieser Auffassung entspricht daher vollkommen die Einreihung unserer Darstellung in die alttestamentarischen Typen der Kreuzigung Christi und sie stimmt in dieser Beziehung vollkommen mit der früher geschilderten Darstellung der die Weintraube aus dem Lande der Verheissung zurücktragenden Juden zusammen. Wie nämlich bei dieser durch die auf der Stange hängende Traube der am Kreuze hängende Gottessohn, und durch die beiden Träger derselben das Judenthum und Christenthum vorgebildet erscheint, so sehen wir auch in der Darstellung des segnenden Jakob durch die gekreuzten Arme das Kreuz Christi, und durch die beiden Söhne Josephs die beiden Völker der Juden und Christen — die Synagoge und die Kirch vorgedeutet.

Auf diese Deutung nimmt auch die Miniatur-Handschrift der Wiener Hofbibliothek (Nr. 2554, Fol. 14) Rücksicht, indem sie als neutestamentliche Parallele der Segnung Jakobs den am Kreuze hängenden Christus (noch ohne Seitenwunde) vorführt (Fig. 5). Zur linken Seite des Kreuzes ist eine weibliche zusammensinkende Gestalt (die Synagoge) und eine Gruppe von Juden angebracht, welche sich vom Kreuze abwenden, rechts erscheinen drei Gestalten, welche das Volk der Christen darstellen und sämmtlich zum Kreuze hingewendet sind. Die im Vordergrunde stehende weibliche Gestalt, deren Haupt nimbirt und mit einer Krone geziert ist (die Kirche), hebt die Hände betend zum Kreuze empor.

Nicht unerwähnt dürfen wir einen Umstand lassen, welcher die typologische Bedeutung der Darstellung des segnenden Jakob in das rechte Licht stellt. Während dieselbe nämlich auf dem Kreuzesfusse von St. Bertin und auf der Emailtafel von Labarte unmittelbar mit der Kreuzigung

1) Rupert. Opp. Coloniae 1577. Tom I, p. 186. in Genesim lib. IX, cap. 24.

2) Wir entnehmen dieselben der gelehrten Durchforschung dieses Gegenstandes in den Vitraux de Bourges, p. 19—25.

3) In Genesim bei Pez, Thesaurus anecdotorum Tom IV. Pars I, p. III.

4) In Psalmos. Cs. Maxima Bibl. vel. P. P. XVI. 1192.

5) In Genesim XXXI.

1) Ed. Paris. 1685, p. 148. Epist. 23 ad Severum.

2) In Jerem. XXXI. 9.

3) De Baptismo VIII.

4) De Civitate Dei lib. XVI, c. 42.

Christi zusammengestellt erscheint, erblicken wir dieselbe auf dem Glasfenster zu Bourges zu oberst und vereinzelt über einer Reihe typologischer Darstellungen, in welchen die Kreuztragung, der Kreuzestod und die Graberstehung



(Fig. 5.)

Christi mit den ihnen entsprechenden alttestamentarischen Vorbildern zur Darstellung kommen. Hier ist daher der segnende Jakob nicht zum speciellen Typus einer der angeführten neutestamentlichen Scenen genommen, sondern es soll damit der allgemeine Gedanke ausgedrückt werden, wie durch das Kreuz das heidnische Volk an die Stelle des jüdischen gesetzt wurde, und wie durch das Leiden Christi der neue Bund besiegelt wurde, welcher dem Volke der Heiden die Segnungen des Kreuzestodes für immerwährende Zeiten zuführte.

D.

Die vierte Darstellung (Tafel XII, *D*) zeigt uns eine nimbirte männliche Gestalt mit langem Unterkleide und einem vom Kopfe herabwallenden Mantel, welche mit einer Feder an dem obersten Giebel eines Hauses den Buchstaben T schreibt und in der linken Hand als Schreibgefäss ein Horn hält. Aus der geöffneten Thüre des Hauses ragt zur Hälfte eine zweite Gestalt, welche das Blut des geschlachteten Lammes in ein bereit stehendes Gefäss abfliessen lässt. Im Hintergrunde sieht man eine dritte Gestalt, mit erhobenen Händen, gleichsam im Forteilen begriffen.

Unterhalb dieser Darstellung erscheint eine nimbirte weibliche Gestalt in reich geschmücktem Gewande, welche mit der rechten Hand ein Buch hält. Die Inschrift bezeichnet sie als: PIETAS.

Die Legende der ganzen Darstellung lautet:

SCRIBERE. QUI. CVRAT. TAV. VtR SACRA FIGVRAT ✝.

Sie bezieht sich in ihrer vollen Entfaltung auf die Worte des Herrn, welche er an Moses und Aaron richtete (Exod. XII, v. 1—14, womit er sie beauftragte, dem Volke in Ägypten zu verkünden, dass es am zehnten Tage des Monats in jedem Hause ein Lamm bereit halten, es bis zum vierzehnten Tage aufbewahren, und sodann schlachten solle. Mit dem Blute desselben sollen die beiden Thürpfosten und der oberste Giebel jener Häuser bestrichen werden, in welchen das Lamm verzehrt wird, wobei jeder um seine Lenden gegürtet, beschuht und mit dem Stabe in der Hand zum Forteilen bereit sein soll. Den in derselben Nacht wird der Herr durch das Ägypterland gehen und jede Erstgeburt schlagen und nur an jenen Häusern wird er vorüber wandeln, welche das Zeichen des Blutes tragen [1]).

Der typologische Inhalt dieser alttestamentarischen Begebenheit hat auf die Kunstdarstellungen des Mittelalters einen weitverbreiteten Einfluss gewonnen, und es wäre ein vergebliches Bemühen, die Reihe der hierauf bezüglichen Darstellungen in annähernder Vollständigkeit aufzählen zu wollen. Wir wollen daher nur einige in Betracht ziehen, aus welchen wir für die Auffassungsweise geeignete Anhaltspunkte gewinnen.

Ohne Zweifel zunächst dem Inhalte der Bibelstelle und dieselbe in ihrer ganzen Wesenheit dem Auge des Beschauers enthüllend, steht die Darstellung auf dem schon oft erwähnten Kreuzesfusse aus dem Kloster St. Bertin, welche wir dem Leser mit Fig. 6 vorführen.



(Fig. 6.)

Wir sehen hier drei durch besondere Aufschriften hervorgehobene Situationen dieser Begebenheit und zwar

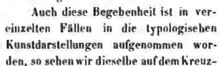
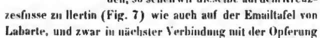
[1]) Dixitque Dominus ad Moysen et Aron in terra Aegypti . . . . Loquimini ad universum coetum filiorum Israel, et dicite eis: Decima die mensis hujus tollat unusquisque agnum per familias et domos suas . . Et servabitis eum usque ad quartam decimam diem mensis hujus; immolabitque eum universa multitudo filiorum Israel ad vesperam. Et sument de sanguine ejus, ac ponent super utrumque postem et in superliminaribus domorum . . in quibus comedent illum. Et edent carnes, nocte illa . . . Sic autem comeditis illum: renes vestros accingetis et calceamenta habebitis in pedibus, tenentes baculos in manibus et comedetis festinanter, est enim Phase (id est transitus) Domini. Et transibo per terram Egypti nocte illa, percutiamque omnem primogenitum in terra Egypti ab homine usque ad pecus et in cunctis diis Aegypti faciam judicia, ego Dominus. Erit autem sanguis vobis in signum in aedibus in quibus eritis. Et videbo sanguinem et transibo vos: nec erit in vobis plaga disperdens, quando percussero terram Egypti . . .

eben jene, welche den vorbedeutenden Inhalt derselben enthüllen, nämlich links einen Mann, welcher das blutige Zeichen an den Hausgiebel setzt, mit der Aufschrift: *Signum Tau*, unterhalb das Osterlamm, aus dessen Halswunde das Blut bogenförmig in ein kelchartig gebildetes Gefäss überfliesst, mit der Aufschrift: *Mactatio agni;* den rechten Raum nehmen mehrere Gestalten ein, welche, den Worten der Schrift genau entsprechend, geschürzt, beschuht und mit den Stäben in der Hand sich zur Abreise rüsten. Zur Seite lesen wir: *Hoc est Phaze* (transitus domini).

Ähnlich ist unsere Darstellung; auch sie enthält den das T schreibenden Mann, dessen Haupt jedoch mit dem Nimbus umgeben ist, daher wir auch annehmen müssen, dass damit entweder Moses oder Aaron dargestellt sei, ferner das geschlachtete Lamm, und im Hintergrunde einen forteilenden Israeliten.

Blos das Schreiben des Tau und das Schlachten des Lammes enthalten die beiden Darstellungen auf den Glasgemälden zu Bourges und Chartres. Beide diese Momente jedoch in Verbindung mit einer weiteren Situation, welcher wir in keiner der früher angeführten Darstellungen begegnen, erblicken wir auf dem Email-Antipendium zu Klosterneuburg (Tafel XIII. 2), nämlich zur rechten Seite des die Mitte der Tafel einnehmenden Hauses den Engel der Rache, im Begriffe, dem erstgebornen Königssohne mit dem Schwerte das Haupt von dem Rumpfe zu trennen, während er mit der linken Hand eine Säule umstürzt.

Gehen wir nunmehr näher auf den typologischen Inhalt dieser Darstellungsreihe ein, so müssen wir vorerst bemerken, dass in den Worten der heil. Schrift, welche ihr zu Grunde liegen, zwar von dem Bestreichen der Thürpfosten und des Hausgiebels mit dem Blute des Lammes, nicht aber von dem Anschreiben des Buchstaben T die Rede ist; wohl aber wird bei Ezechiel (IX, v. 3—4)[1]) des Zeichens T erwähnt, welches auf die Stirne jener gesetzt werden soll, die da seufzen und jammern über die Gräuel der Stadt Jerusalem. Die so Bezeichneten sollen nicht angerührt werden, während alle anderen, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber erwürgt werden sollen.

(Fig. 7.)

Auch diese Begebenheit ist in vereinzelten Fällen in die typologischen Kunstdarstellungen aufgenommen worden, so sehen wir dieselbe auf dem Kreuzesfusse zu Hertin (Fig. 7) wie auch auf der Emailtafel von Labarte, und zwar in nächster Verbindung mit der Opferung des Osterlammes. Erstere Darstellung bringt als Aufschriften über dem Haupte des Schreibenden die Worte: *Similis Aron*, über den Köpfen der Gezeichneten das Wort: *Signati;* — letztere wird durch den leoninischen Vers erklärt:

Mors devitatur per T dum fronte notatur.

Vergleichen wir nun, welche Beziehung die ganze Reihenfolge der bisher angeführten Darstellungen erfahren hat, so treffen wir für alle, mit einer einzigen Ausnahme, welche wir später berühren werden, Einen Mittelpunkt — die Kreuztragung und Kreuzigung Christi. Und zwar ist es nach dem Zeugnisse der Kirchenlehrer die Tödtung des Osterlammes, welches als das Vorbild des Kreuztodes aufzufassen ist, während die davon ausfliessenden Segnungen typisch vorgebildet sind in dem Schutze, welcher dem auserwählten Volke durch das blutige Zeichen an den Thürpfosten zu Theil wurde[1]). Überhaupt ist das Osterlamm der Juden nach dem Zeugnisse aller Kirchenschriftsteller ein specieller Typus des neuen Gesetzes[2]) und nach dieser Auffassung lag es nahe genug, jenem Zeichen, unter welchem den Israeliten die verheissene Rettung vor dem Zorne des Herrn zugesichert wurde, die Gestalt des T, des Kreuzes Christi zu geben[3]), wie dem entsprechend auch das auf die Stirne der Auserwählten zum Behufe ihrer Rettung gesetzte Tau ein alttestamentarisches Vorbild des Kreuzes Christi ist, durch welches dem Menschengeschlechte Erlösung von dem geistigen Tode zu Theil wurde.

Daher sehen wir auch auf der Darstellung dieses Gegenstandes in der Bilderhandschrift der k. k. Hofbibliothek

[1]) „Et vocavi (Dominus) virum, qui indutus erat lineis et atramentum scriptoris habebat in lumbis suis. Et dixit dominus ad eum: Transi per mediam civitatem in medio Jerusalem; et signa Thau super frontes virorum gementium et dolentium super cunctis abominationibus, quae fiunt in medio ejus".

[1]) Wir verweisen zur näheren Begründung dessen auf die zahlreichen Beweisstellen in Martin und Cahier: Vitraux de Bourges, p. 32 u. f.

[2]) Wir verweisen zur Begründung dessen nur auf die nachfolgende, dem hl. Isidor entnommene Stelle de Pascha (in Exod. c. ap. XV). Interea fit Pascha, in occasione agni occiditur Christus de quo in evangelio dicitur. Ecce agnus Dei . . . . Vespere immolatur agnus, in vespera mundi passus est Dominus . . . Sanguine agni illiniuntur Israelitarum postes ne vastator angelus audeat inferre perniciem; signantur signo dominicae passionis in frontibus fideles populi ad tutelam salutis.

[3]) Durantus, de ritibus ecclesiae catholicae. Lugduni 1675. S. 32, col. 6. Non desunt, qui crucis figuram eandem fuisse dicant quae et Graecae literae T. Nam litera T typum crucis significat. Clemens Alex. libr. 7, Stromat. St. Ambrosius lib. 1 de Abraham, cap. 3. St. Paulinus epist. 2 ad Severum St. Augustinus libr. 7. quaest. super Iudic. cap. 37. ad Psalm. 67. Origines hom. de Epiphania inde et Hebraeorum ultima litera T crucis et salutis signum describitur. Sehr bezeichnend heisst es hierüber bei Isidor: Contra Judaeos (lib. II, c. 26): Crucis autem figura, quae fidelium frontes ad tutelam salutis praesignat, per Ezechielem prophetam legitur demonstrata . . . Intelligere ergo nos oportet hanc sententiam. Thau quippe littera speciem crucis demonstrat, cujus signaculo praenotati sunt quicunque ab exitu hujus saeculi liberantur. Ejusdem typum praefigurabat in Aegypto sanguis ille agni candidi et immaculati quo imaginarie signantur postes corporis nostri: et merito loquamur dicentes: (Psalm IV, 7) *„Signatum est super nos lumen vultus tui Domine"* und bei Augustinus de Catechizandis Christianis (cap. 20): Apertius autem Christi passio in illo populo figurata est quum jussi sunt ovem occidere et manducare et de sanguine ejus postes suos signare . . . . cujus passionis et crucis signo in fronte hodie tamquam in poste signandus es omnesque Christiani signantur.

zu Wien (Nr. 1179, Fol. 29) nicht nur die Gibel der Häuser mit dem blutigen T bezeichnet, sondern auch alle bei diesem Acte Betheiligten haben dieses Zeichen an die Stirne geschrieben, und die linke Gruppe zeigt uns einen Mann, welcher den ihm gegenüberstehenden Jüngling eben auf diese Weise bezeichnet (Fig. 8). Als neutestamentliche



(Fig. 8)

Parallele erscheint sodann eine Gruppe Christen, welche, um gegen die Gewalt des Teufels sich zu schützen, sich bekreuzen. Die zur Seite gesetzte Erklärung lautet: Filii Israel facientes Thau in luminaribus domorum, significant christianos, qui faciunt signum crucis in frontibus, ut per crucem ab eis procul diabolus expellatur.

Abweichend von der bisher entwickelten Deutung sehen wir auf dem Verduner Altar in Klosterneuburg das Schreiben des T auf dem Giebel des Hauses in einer Reihe mit Samson, welcher den Löwenrachen aufreisst, zusammengestellt mit dem Erbrechen der Pforten der Unterwelt durch Christus. Die Aufschrift lautet:

Sanguine plebs postes munit, necat angelus hostes.

Jedoch scheint dieser abweichenden Deutung nicht sowohl der Bezug auf das Schreiben des T, sondern auf den in dieser Darstellung vorzugweise hervorgehobenen Kampf des Racheengels mit dem Königssohne zu Grunde zu liegen. Diese Vermuthung wird durch den Umstand begründet, dass keine der übrigen Darstellungen mit dieser Kampfscene in unmittelbare Verbindung gesetzt erscheint und erhält ihre weitere Bestätigung dadurch, dass auch auf der gemeinsamen Gruppe der handschriftlichen Typologien zu Wien, Salzburg, Seitenstetten und Gratz mit der Sprengung der Pforten der Unterwelt eine Kampfscene, nämlich der Kampf David's mit Goliath zusammengestellt erscheint.

Letztere Kampfscene erhält ihre Deutung auf die Mitteldarstellung in nachfolgenden Worten:

In primo legum legitur, quod, cum david goliam dejecisset, cum suo proprio gladio occidit et capud ejus amputavit. David Christum figurabat, qui gigantem seu dyabolum interfecit et capud ejus amputavit, quoniam a mortuis resurrexit et hominem de inferno liberavit et diabolum in sua potestate debilitavit.

Auch die Concordanzhandschrift der Wiener Hofbibliothek (Nr. 1179), welche der Darlegung der Schriftworte aus Exod. XII fünf abgesonderte Bilder mit den ihnen entsprechenden Umdeutungen auf das neue Testament widmet, führt den Engel der Rache, welcher die Erstgebornen erschlägt, abgesondert von den übrigen Momenten vor und stellt ihn mit den Ungläubigen zusammen, welche zur Hölle geschleppt werden. Die beigesetzte Erklärung lautet: Illi, qui non fuerunt signati et interfecti sunt, significant infideles qui dampnati sunt, quos diaboli deferunt in infernum.

In ähnlicher Weise wie in der vorerwähnten handschriftlichen Gruppe dürfte auch in der Darstellung des Verduner Altars der Sieg des Engels über den heidnischen Königssohn den Sieg Christi über die Gewalt des Teufels vorbilden und die Anknüpfung dieser Kampfscene an das Schreiben des T leitet auf die Segnungen zurück, welche durch den Kreuzestod Christi für die gesammte Menschheit erflossen sind.

Wenden wir unsern Blick nochmals auf die Darstellungen unserer Emails zurück, welche wir dem Leser vorgeführt und deren Deutung wir versucht haben, so müssen wir vor Allem daran festhalten, dass jede derselben unläugbar als ein alttestamentarisches Vorbild der Kreuzigung Christi sich auswies. Dies wird uns auch auf die einstige Bestimmung derselben hinüberleiten. Entweder dienten sie, diesem ihrem typologischen Inhalte entsprechend, zum Schmucke einer Reliquientafel, in deren Mitte zur Erinnerung der frommen Christen an den Kreuzestod Christi eine Partikel des heil. Kreuzes angebracht war, oder sie umgaben unmittelbar eine Emaildarstellung des gekreuzigten Gottessohnes, oder endlich bildeten sie den äusseren Schmuck eines Missale, in welchem die tägliche Feier des Opfertodes Christi und der tiefsten Geheimnisse der Transsubstantiation ihren Ausdruck finden. Möglicher Weise haben wir auch in den vier Emailtafeln nur mehr den Rest einer einst reicheren Ausstattung, denn der Kreuzestod Christi hat eine Fülle alttestamentarischer Vorbilder, welche dem künstlerischen Schmucke die reichste Auswahl darbot. Wir erinnern beispielsweise nur an die Emailtafel aus der Sammlung der Herren Debruge und Labarte, auf welcher die Mitteldarstellung des Kreuzestodes von zwölf alttestamentlichen Vorbildern umgeben ist, welche sich theils unmittelbar auf das Leiden Christi, theils auf die Segnungen beziehen, die dadurch über die Menschheit sich ergossen haben.

Einen sichern Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung unserer Emails gewährt der Vergleich derselben mit dem prachtvollen Emailwerke in Klosterneuburg; da sie dem Charakter der Technik nach mit diesem vollkommen zusam-

menstimmen und dem Style nach, wie ein Überblick der beiden Tafeln XII und XIII ausweist, keinesfalls in eine der Anfertigung der letzteren nachfolgende Zeit gesetzt werden können, vielmehr noch jenes frischen jugendlich aufstrebenden Zuges entbehren, welcher uns aus den Darstellungen des Verduner Altars allenthalben entgegenweht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass wir in ihnen einen sehr beachtenswerthen und seltenen Rest der Kunstfertigkeit deutscher Emailleure wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhundert besitzen, deren Heimath, wie dies aus der vorausgeschickten historischen Darstellung der Entwicklung des Emails ersichtlich sein dürfte, wir am Rhein oder im Vaterlande des Verfertigers des nach ihm sogenannten Verduner Altars, nämlich in Lothringen zu suchen haben.

E.

Mit den eben geschilderten Emailtafeln sind in ihrer gegenwärtigen Anordnung noch zwei weitere in Verbindung gebracht, welche in den Raum eingefügt erscheinen, der durch die Ausschnitte je zweier gegenübergestellter Tafeln zum Vorscheine kommt. Sie stellen (Fig. 9 und 10) die Gestalten zweier Winde, nach den beigesetzten Inschriften des Aquilo und Auster, und zwar in einer Weise dar, welche von den bisher bekannt gewordenen Kunstvorstellungen wesentlich abweicht. Während nämlich auf diesen die Winde nur sehr selten, entweder als ganze oder halbe Figuren auf einem Horne blasend, grösstentheils aber durch Menschen-, bisweilen auch Thierköpfe, von deren Munde ein Hauch ausgeht, dargestellt erscheinen, erblicken wir auf unseren Emails durch die nimbirten Gestalten, welche die blasenden, geflügelten Köpfe halten, gleichsam den Genius des Windes, den Herrn desselben vorgeführt. Diese Anordnung und insbesondere die Nimbirung des Kopfes ist eine völlige Ausnahme in diesen Darstellungskreisen; sehen wir doch in den viel häufigeren Darstellungen der Sonne und des Mondes bei der Kreuzigung Christi nur in drei Fällen die Köpfe der sie personificirenden Gestalten mit dem Nimbus umgeben; nämlich auf einem Glasgemälde aus dem XII. Jahrhundert in der Kathedrale zu Châlons-sur-Marne[1]) auf einem Elfenbeinschnitzwerke aus dem XI. Jahrhundert, in der königlichen Kunstkammer zu Berlin[2]), endlich auf emaillirten Medaillons aus dem Ende des XII. Jahrhunderts aus der Sammlung der Herren Debruge und Labarte zu Paris[3]).

Nicht minder interessant sind diese Darstellungen der Winde durch ihre technische Ausführung in Email, welche jener der früher angeführten vier Tafeln geradezu entgegengesetzt ist. Während nämlich bei diesen, wie wir gesehen haben, ein färbiger Grund die aus dem Metallgrunde stehen gelassenen Figuren-Umrisse umschliesst und in letztere nur die Zeichnung in Emaillinien eingelassen erscheint, ist bei der Darstellung der Winde der eigentliche Grund Metall geblieben, die von ihm umschlossenen Gestalten hingegen sind mit Ausnahme der eigentlichen Zeichnung, zu deren Charakterisirung Metallstreifen aus dem Grunde stehen gelassen wurden, durchaus mit Email eingeschmolzen; nur bei den Köpfen wiederholt sich das Verfahren der ersteren Emails.

Schon dies deutet darauf hin, dass diese Gestalten der Winde ursprünglich mit den geschilderten vier Emailtafeln in keinem Zusammenhange standen. Zu diesen äusseren Gründen treten aber noch viel gewichtigere innere Gründe. Es ist uns nämlich bis jetzt aus dem reichen Schatze von Kunstdarstellungen des Kreuzestodes Christi, auf welchen, wie wir nachgewiesen haben, die früher geschilderten vier Emailtafeln den nächsten Bezug haben, keine bekannt, auf welcher die Gestalten der Winde oder auch nur ihre Symbolisirungen vorgeführt wären. Überhaupt sind von leblosen Dingen ausser der Sol und Luna, welche auf älteren Darstellungen fast ausnahmslos erscheinen, bei der Kreuzigung Christi nur in einigen Fällen noch die Personificationen von Himmel, Erde und Meer gleichsam als des Schauplatzes und der Zeugen der grossen Thaten Gottes dargestellt[1]). Ein ähnlicher Bezug aber lässt sich den Gestalten der Winde nicht zu Grunde legen.

In ihnen ruht weder ein typologischer Gedanke, noch auch lassen sie eine symbolische Ausdeutung erkennen. Die mittelalterliche Kunst hat sie zwar in mannigfacher Weise zur Darstellung gebracht, aus allen diesen Darstellungen aber spricht ein blos historischer Bezug auf die Begebenheit, welche sie begleiten, oder sie dienen auf kosmographischen Darstellungen überhaupt nur zur Bezeichnung der Weltgegenden. Ein Umblick auf die bezüglichen Vorstellungskreise, welche Piper in gründlicher und erschöpfender Weise behandelt hat, wird dies vor Augen führen[2]).

So hat unter den biblischen Scenen die Geschichte des Jonas und seiner stürmischen Meerfahrt zur persönlichen Darstellung des Windes auf altchristlichen Sarkophagen Veranlassung gegeben, doch kommt unter so vielen Abbildungen dieser Scene die Personification des Windes nur dreimal vor; ferner ist es die Geschichte Hiobs (IV, 8, 9; XXI, 17, 18; und XXVII, 20, 21), die zur Darstellung der Winde (in Gestalt von Köpfen) Gelegenheit bot; auch sind hieher die beiden Scenen aus dem neuen Testamente zu setzen, einmal wie Christus im Beisein seiner Jünger auf einem Schiffe von Wind und Wellen getrieben wird und Wind und Meer bedroht, dann wie er auf dem Wasser wandelnd den sinkenden Petrus emporhebt, — beide Scenen sind von Darstellungen der Winde begleitet. Endlich sind die vier Winde dargestellt in zwei Epochen, die der Zukunft des Reiches

[1]) Didron: Annales archéol. B. IX, p. 181.
[2]) Ledebur: Leitfaden für die k. Kunstkammer, S. 2.
[3]) Didron: Annal. arch. T. III, p. 357.

[1]) Piper: Mythologie und Symbolik der christl. Kunst I, 2, S. 72.
[2]) Piper: a. a. O. S. 433—474.

Gottes und den letzten Dingen angehören. Beides gründet sich auf eine Stelle des neuen Testaments (Offenbarung Johannes), wo von den Winden die Rede ist, wie sie in der Gewalt von Engeln sind, die auf den vier Enden der Erde stehen und denen gegeben ist, zu beschädigen die Erde und das Meer (VII, 1—3), und auf eine Stelle des alten Testaments (Ezechiel XXXVII, 1 bis 10), wo die Erneuerung des Hauses Israel unter dem Bilde eines Todtengefildes, dessen Gebeine wieder lebendig werden, beschrieben und den vier Winden verkündet wird, die Erschlagenen anzuwehen, dass sie lebendig werden. In keinem der bisher angeführten Darstellungskreise der Winde können wir jedoch auch nur den entferntesten Zusammenhang derselben, weder dem Grundgedanken nach, noch auch in äusserlichen Beziehungen, mit dem Kreuzestode Christi, daher auch nicht mit jenen Vorbildern dieser neutestamentlichen Begebenheit erkennen, welche wir mit den vier Emailtafeln (Tafel XII) vorgeführt haben.

(Fig. 9.)



(Fig. 10.)

Ganz ausser dem Kreise biblischer Darstellungen, oder dieselben in nur ganz entfernter Weise berührend, steht endlich der Gebrauch der Winde zur unmittelbaren Bezeichnung der Weltgegenden, welche auf Kunstvorstellungen in häufiger Anwendung war und wofür bei den Propheten des alten Bundes (Jeremias XLIX, 36, Zacharias II, 6, Ezechiel XXXVII, 9), wie auch in dem neuen Testamente (Marcus XIII, 27) sich die geeigneten Anknüpfungspunkte ergeben.

Allerdings haben mit Bezug auf die Stellung, welche der Priester und Levite in der Feier des Messopfers bei Ablesung der Evangelien nach alter kirchlicher Vorschrift einzunehmen hatten, auch die durch die Weltgegenden mitbezeichneten zwei Winde, nämlich der Auster und Aquilo, von den Kirchen-Schriftstellern eine Ausdeutung auf den h. Geist und den Teufe erfahren, wie wir dies bei Alcuin [1]) lesen, wo es heisst: Sicut enim per *Austrum*, qui ventus est calidus et leviter flat, *Spiritus sanctus* designatur, qui corda, quae tangit, ad amorem dilectionis inflammat; ita et per *Aquilonem*, qui durus et frigidus est, *diabolus* intelligitur, qui eos, quos possidet, ab amore charitatis atque dilectionis torpentes et frigidos reddet [2]).

Allein es ist uns nicht bekannt, dass dieser Bezug auf Kunstdarstellungen irgend einen Einfluss gewonnen habe, eben so wenig als beispielsweise die Deutung der vier Paradiesesflüsse auf die vier Wundmale Christi, welche wir in einem Kirchenliede des Priors Cunrat von Gaming ausgesprochen finden [3]).

[1]) De divinis officiis, cap. de celebratione Missae.

[2]) Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes bei Durantus: Libri tres de ritibus Ecclesiae cath. Lugduni 1675, p. 250, n. 13 u. 14.

[3]) Hs. zu München Clm. 3012, fol. 4, bei Mone: Lateinische Hymnen des Mittelalters. 1853. I. Band, S. 139 ff.

Wären wir aber auch geneigt, dies als eine seltene Ausnahme zuzugehen, so könnten die beiden Darstellungen der Winde doch wohl nur zum Schmucke eines Evangelariums, nicht aber einer Reliquientafel, welche eine Partikel des h. Kreuzes in sich schloss, oder eines Missale gedient haben.

Es dürfte daher keinem Zweifel unterliegen, dass die Zusammenstellung der Winde mit den typologischen Bildern der Kreuzigung, wie sie dermalen angeordnet erscheint, aus einer Zeit stamme, in welcher der Einblick in den inneren Zusammenhang und die geistige Bedeutung unserer Vorstellungen schon getrübt war. Immerhin aber bleiben diese beiden Emailtafeln, sowohl in Beziehung ihrer technischen Ausführung, wie auch durch den Umstand in hohem Grade beachtenswerth, dass wir auf ihnen die Winde in einer Weise personificirt finden, welche uns auf den bisher bekannt gewordenen Vorstellungskreisen nicht entgegentrat.

Raphaels Urtheil über gothische Architectur.

Der eben erschienene dritte Band von Passavant's „Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (Leipzig, Brockhaus 1858, Band 1, 2 daselbst 1838) lenkt die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde wieder auf das Urtheil Raphaels über gothische Architectur. Dasselbe ist bekanntlich in einem Berichte Raphaels an Papst Leo X. vom J. 1519 enthalten, den Raphael, als *Magister operis* des Baues von St. Peter und Präfect aller Ausgrabungen und antiken Monumente Roms, über die Gebäude des alten Rom und die Art, Pläne von denselben aufzunehmen, an den Papst richtete. Dieser Brief, den Marchese Scipio Maffei besass, wurde zuerst 1733 durch den Druck bekannt, und ist im ersten Bande der Passavant'schen Biographie (Anhang XIII) abgedruckt. Ein anderer Text dieses Berichtes findet sich in der Übersetzung des Vitruv, die der gelehrte Ravennate Marco Fabio Calvo¹) auf Raphaels Ansuchen und in Raphaels Hause gemacht hat. Dieser Vitruv, dessen Raphael sich bei seinen Studien über antike Architectur bediente, und den er mit einer Reihe eigenhändiger und werthvoller Zusätze und Noten begleitet, befindet sich in der Münchner Bibliothek. In dem dritten Bande der eben angeführten Biographie (S. 42—62) gibt nun Passavant eine vollständige Copie dieses Berichtes, welche er der Freundlichkeit des Herrn Böhmer in Frankfurt verdankt. Dieser Text weicht zwar nur in sehr wenigen Stellen von dem bisher bekannten ab, aber gerade in jenen, die sich auf die gothische Architectur bezieht. Wir theilen diese Stelle vollständig mit. Sie lautet:

„Cominciossi²) di poi quasi per tutto a surgere la maniera dell' architectura Tedescha che come anchor si vede nelli ornamenti e lontanissima della bella maniera delli Romani et antichi, li quali oltra la machina di tutto lo edificio haveano bellissime le cornice li fregi e gli architravi, le colonne et i capitelli e le base et in suma tutti gli altri ornamenti di perfetta et bellissima maniera. E li Tedeschi la maniera delli quali in multi luoghi anchor dura spesso per ornamento pongono un qualche figurino ranichiato e mal fatto et peggio inteso per mensola a sostenere un travo et altri strani animali e figure et fogliami fuor d'ogni ragione. Pur questa architectura hebbe qualche ragione, pero che nacque d'alli arbori non anchor tagliati alli¹) quali piegati li rami et rilegati insieme fanno li lor terzi acuti²). E ben che questa origine non sia in tutto di sprezzare, pur e debile perche molto piu reggerebono le capanne fatte di travi incatenati et posti a uso di colonne con li colmi loro et coprimenti come discrive Victruvio della origine de l'opera Dorica che li terzi acuti li quali hanno dui centri. et pero anchora molto piu sustiene secondo la ragione mathematica un mezzo tondo el quale ogni sua linia tira ad un solo centro et oltra la debolezza el terzo acuto non ha quella gratia all' occhio nostro il qual piace la perffectione del circulo et vedesi che la natura non cerca quasi altra forma. Ma non è necessario parlar dell' architectura Romana per farne paragone con la barbara per che la differentia è notissima ne anchor per discriver l'ordine suo essendone gia tanto excellentamente scripto per Victruvio. Basti adunqua sapere che li edificii di Roma insino al tempo degl' ultimi imperatori furono sempre edificati con bona ragione di architectura e pero concordavano con li piu antiqui, onde difficulta alcuna non é di discierneregli da quelli che furono al tempo delli Gotti et anchora multi anni da poi, perche fuorno questi quasi dui extremi direttamente appositi ne anchor dalli nostri moderni se non per altro al meno per la novita che li fa notissimi³).

¹) M. Fabio Calvo starb 1527 in Rom. Am Ende des X. Buches steht folgende Stelle von derselben Hand, die den Text geschrieben: „Fine del libro di Vitruvio Architetto tradocto di Latino in lingua e sermone proprio et volgare da Marco Fabio Calvo ravenate in Roma in casa di Raphaello de Giovanni di Sancte da Urbino et a sua istantia.

²) In der ersten Fassung steht, wie Passavant bemerkt: Parve dappoi che i Tedeschi cominciassero a risvegliare un poco (!) questa arte.

¹) „Pure ebbe la loro Architettura questa origine, che nacque dagli arbori non ancor tagliati, li quali, piegati li rami e rilegati insieme fanno li loro terzi acuti. So lautet dieser Passus in den früheren Ausgaben.

²) Dies Wort ist, wie Passavant angibt, durch Correcturen undeutlich, der Sinn aber ist trotzdem ganz klar. Wahrscheinlich soll es nach der noch gegenwärtig angewendeten Bezeichnung „sesti acuti" heissen.

³) „Darauf (nach der Völkerwanderung) begann beinahe überall die Manier der deutschen Architectur sich zu erheben, die, wie man noch heut zu Tage sieht, in den Ornamenten sehr weit entfernt ist von der schönen Manier der Römer und der Alten, welche nebst der Anlage des ganzen Gebäudes sehr schöne Gesimse, Friese, Architrave und Säulen mit zierlichen Capitälen und Basen haben, kurz alle Ornamente von vollendeter, sehr schöner Manier. Aber die Deutschen, deren Manier noch heute an vielen Orten dauert, machen oft als Zierath eine kleine zusammengekauerte und schlecht verstandene Figur zum Tragstein eines Gewölbes, und andere bizarre Figuren und Thiere, und geschmackloses Laubwerk wider alle Ordnung der Natur. Doch hat ihre Architectur irgend einen Grund, da sie wohl von den unbeschnittenen Bäumen entlehnt war, welche, wenn die Äste gebogen und zusammengebunden werden, Spitzbogen bilden.

Die Begeisterung Italiens, insbesondere Roms, für die römische Architectur das ganze Mittelalter hindurch ist eine ebenso bekannte als eine leicht erklärliche Sache. Sie war schon zu den Zeiten Giotto's Gemeingut der gesammten gebildeten Welt, die ersten Schriftsteller Italiens gaben ihr einen lebhaften Ausdruck.

In den bildenden Künsten trat der Einfluss der Antike etwas später bestimmt hervor, aber auch das ganze frühere Mittelalter war er vorhanden, und selbst, wenn solche Thatsachen wie die, welche uns Vasari über Niccolo Pisano berichtet, nicht vorhanden wären, würde die Entwicklung der italienischen Kunst deutlich genug für den Einfluss derselben Zeugniss ablegen. Es nimmt daher Niemand Wunder, dass Raphael mit Begeisterung von der antiken Architectur spricht, und Niemand wird Raphael tadeln, dass er über gothische Architectur so sprach, wie wir es in dem Bericht an den Papst Leo X. sehen. Auf seine architektonischen Ansichten scheint auch der Umgang mit dem Architekten San Gallo und Fra Giocondo da Verona[1]) und mit dem hochgebildeten Kunstfreund Conte Castiglione, den Antiquar Fulvius Ursinus und dem gelehrten Übersetzer M. Fabio Calvo aus Ravenna[2]) bestimmenden Einfluss genommen zu haben. Mehr noch als Alles wirkte die Lectüre Vitruv's. Die kahle und nüchterne Weise mit der Raphael die Entstehung der römischen wie gothischen Architectur erklärt, — eine Erklärungweise, die selbst in dem hypergermanischen Schriftchen Goethe's „zur deutschen Baukunst", entstanden zwischen 1773 und 1779, nachklingt — die ganze Formensprache, deren sich Raphael bedient, verräth Vitruv als seine Hauptquelle, aus der er, wie alle seine Zeit- und Fachgenossen, Architekten wie Archäologen, geschöpft haben.

Zur Erläuterung des raphaelischen Textes dürften nur wenige Bemerkungen nöthig sein:

1. Raphael versteht unter Architettura Tedesca die ganze mittelalterliche Baukunst romanischen Styles sowohl als gothischen.

2. Der Ausdruck „Architettura Tedesca" ist der gesammten italienischen Kunstliteratur des XV. und XVI. Jahrhunderts gemeinsam, und hat sich in Italien wohl desswegen eingebürgert, weil die gothische Architectur den Italienern durch Deutsche bekannt geworden und von Deutschen in Italien geübt wurde, und auch desswegen, weil sie die Gothen im engeren Sinne, wie die Tedeschi im weiteren für barbarische Nationen, die Architectur für eine barbarische, aus dem deutschen Norden herstammende hielten. — Dass dieser Ausdruck „Architettura Tedesca" nicht als Argument gebraucht werden dürfe, um den Ursprung der Gothik nach Deutschland zu verlegen, ist wohl nach den trefflichen Untersuchungen Schnaase's nicht mehr nöthig besonders zu bemerken.

3. Raphael macht sein Urtheil über gothische Architectur mehr von dem Eindrucke, den die Ornamente auf ihn machen, abhängig, als von der Einsicht in die constructive Grundlage der Gothik, und bei der Beurtheilung des constructiven Elementes nimmt er blos auf den Bogen Rücksicht und schreibt dem vollen Rundbogen eine grössere Stabilität zu als dem Spitzbogen. — Anschauungen und Vorurtheile, die Raphael mit allen seinen Zeitgenossen, Architekten wie Mathematikern theilt.

4. Aus der Änderung des Textes, wie dieser sich aus Vergleich der Münchner Handschrift mit der früher bekannten ergibt, geht, wie Passavant bemerkt, hervor „dass Raphael sich nicht nur etwas anerkennender über die deutsche Architectur ausspricht, sondern dass er auch einige Bedenken getragen hat, das System einer so consequent durchgeführten Baukunst aus einer zufälligen Wirkung in der Natur herzuleiten, wie dies von phantasiereichen Schriftstellern vor ihm und nach ihm bis auf unsere Zeiten sonderbarer Weise ist behauptet worden".

5. Raphael hat sich vorgestellt, dass die gothische Architectur, die ihm gleichbedeutend war mit der Architectur der Gothen, unmittelbar nach der römischen Architectur der Imperatorenzeit folgte, und dass sie — und darin hat er sich nicht geirrt — ein vollständiges Extrem mit der römischen Architectur und der in seiner Zeit geübten bildet. „Die modernen und in unserer Zeit errichtete Gebäude sind sehr deutlich zu erkennen — so heisst es an einer anderen Stelle dieses interessanten Berichtes an Leo X. — sowohl ihrer Neuheit wegen, als dadurch, dass sie weder den schönen Styl aus der Zeit der Kaiser, noch den rohen und schlechten Geschmack der Zeit der Gothen

---

Obgleich nun dieser Ursprung nicht ganz verwerflich sein dürfte, so ist er doch schwach; denn die Hütten mit eingeklammerten Balken und Pfosten gleich den Säulen, mit Decken und Giebeln, wie sie Vitruv als Ursprung der dorischen Ordnung beschreibt, sind weit haltbarer, als die Spitzbögen, welche zwei Mittelpunkte haben. Daher gewährt, nach den Grundsätzen der Mathematik, ein Rundbogen, dessen ganze Linie aus einem Mittelpunkte gezogen wird, eine weit bessere Stütze als ein Spitzbogen, der ausser seiner Schwäche auch unserem Auge, dem die Vollkommenheit des Zirkels gefällt, minder angenehm erscheint; so sieht man auch, dass die Natur fast keine andere Form als diese sucht. Aber es ist weder nöthig, von der römischen Architectur im Vergleich mit der barbarischen zu sprechen, da beide einen so auffallenden Unterschied zeigen, noch ihre Regeln zu beschreiben, da Vitruv von derselben so trefflich geschrieben hat. Es genügt zu wissen, dass die römischen Gebäude bis zur Zeit der letzten Kaiser stets nach guten Grundsätzen der Architectur aufgeführt wurden und daher übereinstimmend mit den älteren waren; sie lassen sich also ohne Schwierigkeit von denen aus der Zeit der Gothen und den noch viele Jahre später erbauten leicht unterscheiden; denn beide bilden gleichsam zwei Extreme und einen völligen Gegensatz. Auch hat es keine Schwierigkeit, sie zu unseren modernen Gebäuden, die durch viele Eigenthümlichkeiten und durch ihre Neuheit insbesondere sehr kenntlich sind zu unterscheiden". Passavant l. c. I, 314.

[1]) Giuliano San Gallo zog sich um 1515 vom Baue von St. Peter zurück, und starb 1517 in Florenz; Fra Giocondo scheint 1518 gestorben zu sein, so dass Raphael von diesem Jahre an allein Baumeister von St. Peter war.

[2]) Balth. Castiglione, geb. 1478, starb 1529 zu Toledo; über sein Verhältniss zu Raphael siehe nächst Passavant, M. J. Dumesnil u. Histoire des plus célèbre amateurs, Paris 1853, p. 51—139; Andrea Ursino bestätigt in seinen Antiquitates Urbis, dass Raphael bis in seine letzten Tage sich mit Architectur des alten Roms beschäftigt hat.

zeigen; dergestalt, dass sie dem Zeitraume nach weiter aus einander, sich doch ihrer Beschaffenheit nach sehr nahe stehen, daher gleichsam den Platz zwischen beiden einnehmen. Aber die aus den Zeiten der Gothen, obgleich der Zeit nach denen aus den Zeiten der Kaiser die nächsten, sind doch von ihnen in Hinsicht der Beschaffenheit gänzlich verschieden und bilden gleichsam zwei Extreme mit denselben, zwischen denen die neuesten sich in der Mitte befinden."

6. Endlich geht aus den Raphael'schen Bemerkungen hervor, dass in seiner Zeit der Sieg der wiedererwachten römischen Bauweise noch kein vollendeter war, sondern dass noch hie und da in der „barbarischen" Weise gebaut wurde. R. v. Eitelberger.

Über einige Baudenkmale in Ober-Croatien und Dalmatien.

Von Ivan v. Kukuljevic, k. k. Conservator für Croatien.

Bei der Gelegenheit einer grösseren nach Dalmatien, Albanien und Oberitalien unternommenen Reise hatte ich eigens zur Erforschung einiger mir dem Namen nach bekannter Baudenkmale der oberen croatischen Militärgrenze und des croatischen Küstenlandes eine Ahschweifung von der gewöhnlichen Fiumaner und Triester Strasse von Karlstadt aus nach links gemacht und nahm die Richtung längs dem türkischen Cordon nach Zeng und Novi.

Auf dieser Strecke von Agram bis Novi habe ich zweiundzwanzig alte Schlösser gesehen, von denen die meisten entweder ganz oder halb verfallen sind. Einige derselben, wie Okić, Blagaj, Skrad und Gušićagrad, stammen noch aus dem XI. und XII. Jahrhundert. Die übrigen sind aus dem XV. und XVI. Jahrhunderte. Ich werde die historisch-topographische Beschreibung derselben [1]) nebst den übrigen von ganz Croatien, Slavonien und Sirmien in einem grösseren Werke veröffentlichen, wesshalb ich wegen Mangel an Raum die nähere Beschreibung derselben daselbst unterlasse, und gehe blos auf diejenigen Baudenkmale über, die für die k. k. Central-Commission von grösserem Interesse sein dürften.

Vital.

Auf dem grossen und schönen, ringsherum von einer Gebirgskette begrenzten Felde der Gadska nächst Otočac, dem Stabsorte des Otočaner Grenz-Regimentes, befinden sich unter den Hügeln Katun und Prozor, deren Gipfel zwei Schlossruinen krönen, viele Trümmer und Reste einer bedeutenden römischen Stadt, deren Länge und Breite beiläufig eine halbe Stunde Weges beträgt. Diese Stadt so wie den anstossenden Berg nennt nun das Volk Vital.

Man fand daselbst ausser Quadersteinen und Ziegeln viele Münzen der verschiedenen römischen Kaiser (unter andern von Galba, Constantin u. s. w.), fand 13 Säulen, Capitäle, Architrave, Urnen und fünf Monumentalsteine, deren einer mit dem Bilde des Hercules, wie er den Löwen zerreisst, und ein zweiter mit dem Gotte Priapus versehen war. Die andern hatten folgende Inschriften:

1.

C. IVLIO RVFI . . . .
ILIO. PATRIA.

2.

SABI . . . .
DECH . . . .
IVR . .
ATEP . . . .

3.

IMP. CAESAR. NERVA AVG. P. P. R. O. E III D D.

4.

MARCO, AELIO, AVRELIO, VERO CAESARI IMP. T. AEL II
CAESARIS HADRIANI ANTONINI AVGVSTI pII. PA:
TRISPA TRIAE FILIO. HADRIANI NEPOTI.
DIVI TRAIANI PARTHICI PIO NEPOTI. NERVAE AB NEPOTI
COS. LI. D. D.

5.

S. A. K. S.
M. V. L. T. R. O. C. V. F.

Es sind daselbst auch Spuren zweier römischen Strassen, deren eine von Zeng über das Feld Gušićapolje und vom Gadska-Feld über Pernšić in die Lika, die andere aber über Kosin und Jablanac nach Dalmatien führten. Es dürften übrigens bei weiteren wissenschaftlich und systematisch unternommenen Ausgrabungen, sowohl hier wie in den nahen Orten Kvarte, Sv. Juraj, Pernšić, Kosin, Jablanac u. s. w., wo ebenfalls römische Alterthümer gefunden worden sind, noch bedeutendere römische Überreste und Monumente ausgegraben werden, da die bis jetzt erwähnten zumeist nur zufällig und auf der Oberfläche der Erde entdeckt wurden.

Ich bin in Vital längs der alten Stadtmauer, die im Gebüsche und unter der Erde verborgen ist, über eine halbe Stunde vom Dorfe Prozor bis zum Dorfe Čović gegangen, und erreichte noch nicht das Ende der Mauer, die sich in der Breite bis über die nächsten Anhöhen und in der Länge weit in das flache Gadska-Feld verliert. Man erzählte mir, dass auf dem Flecke, wo jetzt die Pfarrkirche von Prozor steht, so wie auf zwei Hügeln beim Dorfe Čović einstens heidnische Tempel standen, und ich fand in Otočac so wie in den nächsten Dörfern Sinac und Lešće mehrere Säulen, Architrave und Quadersteine, theils verworfen herumliegend, theils als Stützpfeiler der Stallungen u. s. w. verwendet.

[1]) Von der grossen Anzahl der festen Schlösser in Croatien kann man sich einen Begriff machen, wenn man berücksichtiget, dass noch im Jahre 1773 laut einem diessfälligen Regiments-Ausweise blos im Otočaner-Regimente über 40, und in der Lika über 150 alte Burgen vorhanden waren.

Für die künftige bessere Erhaltung dieser und ähnlicher Denkmale, die in der Militärgrenze gefunden werden, habe ich mich dienstlich an das hohe k. k. General-Commando in Agram gewendet.

Nun entsteht wohl die Frage wie diese Stadt, die jetzt das Volk Vital nennt, und deren bedeutende Überreste Zeugen ihrer einstigen Grösse sind, noch unter den Römern geheissen haben mag? In den geographischen und archäologischen Werken der Gelehrten des In- und Auslandes, die über das römische Liburnien, Japodien und Pannonien schrieben, geschieht von Vital gar keine Erwähnung.

Einige, vielleicht dazu nicht berufene heimische Alterthumsforscher wollen behaupten, diese Stadt habe Vitel oder Vitellium geheissen und sei von dem römischen Kaiser Vitellius gegründet worden, ohne zu berücksichtigen, dass dieser eben von den illyrischen und pannonischen Legionen so sehr gehasste, entsetzte und ermordete Wüstling, nach den Zeugnissen der Geschichte, nie in den illyrischen Provinzen sich aufhielt, noch irgend eine Colonie stiftete.

Es geschieht aber auch bei keinem alten Schriftsteller noch in irgend einem Itinerarium der Stadt Vitellia oder Vitellium Erwähnung und dürfte daher auf diesem Platze wahrscheinlicher Arupium (der gelehrte Katančić hielt fälschlich Arupium für das heutige Tovunj im Oguliner Regimente) oder Avendum, auch Vendum und Vendo genannt, gestanden haben, welche Orte die römischen Classiker und die alten Itinerarien in diese Gegend versetzen.

Hier kämpften daher einstens die tapferen Japidier gegen Kaiser Octavian für ihre Freiheit und hier führten die heimischen Fürsten Bato und Pinez die aufgestandenen illyrischen Völker gegen die römischen Heere.

Bründl (Brinje).

Zu den seltenen im ewigen Kampfe mit den türkischen Nachbarn nicht zerstörten christlichen Baudenkmalen des oberen Militär-Croatiens gehört die im gothischen Style gebaute Kirche in dem verfallenen Schlosse der Hauptmannsstation Bründl im Oguliner Regimente.

Das Schloss selbst, vom Volke genannt Sokolac (deutsch ungefähr Falkenstein), von welchem noch zwei viereckige Thürme bis zur Hälfte und das Hauptthor mit seinem Kreuzgewölbe und Spitzbögen ganz erhalten ist, erbauten zu Ende des vierzehnten oder im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Grafen Frangepan, deren Eigenthum die Stadt Zeng sammt Bründl mit der ganzen Umgebung war.

Die erwähnte Kirche gehörte zum Schlosse und ist an dessen südlicher Seite angebaut, hatte ursprünglich nur einen innern Eingang, später aber, nachdem die Kirche von der Militär-Verwaltung der Pfarrgemeinde übergeben wurde, ist der Eingang von Aussen durchgebrochen, zu dem eine sehr schlechte Stiege und eine hölzerne Vorhalle führt. Von Aussen hat die Kirche das Aussehen zweier Schlossthürme.

Das Innere der Kirche besteht aus drei gleich grossen Schiffen und aus der Sacristei. Den fremden Eintretenden ist es Anfangs schwer wegen der Gleichförmigkeit, zwischen Schiff und Chor zu unterscheiden.

Die ganze Kirche befindet sich nun in einem sehr traurigen Zustande, obwohl zwei ansehnliche Kunstliebhaber, nämlich der kaiserliche General Odelka und Hofrath v. Beck, zweitausend Gulden für die Reparirung dieser Capelle bei dem Regimente zurückliessen, von welcher Summe, wie ich im Privatwege erfuhr, blos ein Nothdach von Schindeln aufgesetzt wurde, damit das ganze Kirchengebäude, auf welches das andächtige Grenzervolk wegen seines Alters ausserordentlich viel hält, nicht gänzlich zusammenstürze.

Zeng.

Die uralte Seestadt Zeng hat ausser einigen römischen Denkmalen mehrere interessante Baudenkmale des Mittelalters, unter denen namentlich folgende zu erwähnen sind, und zwar: 1. Die Domkirche, 2. das alte Castell, erbaut im Jahre 1340 und renovirt von Matthias Corvinus und Maria Theresia, 3. die Franciscaner-Kirche und 4. die Fortezza Nehaj, beide letztere im XVI. Jahrhundert unter dem Zenger Hauptmann Johann v. Lenković erbaut.

Von diesen verdient vor Allen eine besondere Aufmerksamkeit:

Die Domkirche, im romanischen Style und in der Form der christlichen Basilica erbaut. Sie hat drei Schiffe, von denen das mittlere höhere und breitere von den zwei Abseiten je durch vier Rundbögen getrennt ist, die auf sechs viereckigen Pfeilern ruhen. An den Pfeilern erheben sich im Mittelschiffe vom Boden bis zur Decke Halbsäulen, mit Capitälen und Sockeln geziert. Ober den Rundbögen im Mittelschiffe, so wie in den Abseiten sind auf jeder Seite vier Rundbogenfenster angebracht.

Das Presbyterium ist vom Hauptschiffe durch einen spitzigen Bogen getrennt, die Wölbung daselbst ist tonnenförmig, so wie in den Seitenschiffen, während das Hauptschiff eine flache Bedeckung hat.

Rechts vom Presbyterium ist im Jahre 1497 die Sacristei angebaut, wie folgende angebrachte Inschrift ober der viereckigen Thür derselben bezeugt.

ANDREAS DE MVTINA EPS. SEGNIEN FIERI
FECIT ANNO DNI. MCCCCLXXXXVII.

Neben dieser Thüre rechts hoch in der Wand steht das im gothischen Style aus Stein gehauene Grabmonument des Zenger Bischofs Johann de Cardinalibus, welches den Bischof auf dem Sarge liegend mit zwei licht-

tragenden Todesengeln von architektonischen Ornamenten bedeckt darstellt.

Die Façade der Kirche scheint von späteren Reparaturen viel gelitten zu haben; sie ist jetzt ohne jede Verzierung und hat zwei viereckige Thüren, während die dritte zugemauert ist. Oberhalb in der Wand befindet sich eine verkehrt eingemauerte glagolitische Inschrift vom Jahre 1543, welche bezeugt, dass in diesem Jahre in Zeng zwei Domherren, zwei Patricier und zwei Bürger von Zeng excommunicirt wurden.

Vor einunddreissig Jahren stand einige Schritte vor der Kirche an der Stelle des jetzigen neuen Kirchthurmes ein alter Thurm aus dem X. Jahrhundert. Im Jahre 1826 riss man jedoch dieses ehrwürdige Baudenkmal des Mittelalters nieder und erbaute den jetzigen geschmacklosen Thurm, mit folgender eingesetzter Inschrift:

Haec turris a novem saeculis subsistens, sat deformis ad formam turris campanariae sumptibus Ecclesiae et benefactorum munificentiae redacta est.
Anno Domini 1826.

Die schöne Franciscanerkirche mit sehr vielen Grabmonumenten geschmückt, ist sammt dem anstossenden Kloster im römischen Style erbaut, nachdem man das alte im Jahre 1297 ausser den Stadtmauern errichtete Kloster, aus Furcht vor den Einfällen der Türken, im Jahre 1540 zerstört hat. Das Innere der Kirche gleicht beinahe vollkommen der Domkirche, nur die Façade unterscheidet sich von jener durch das schön verzierte Radfenster und mehreren gut gearbeiteten Figuren und Wappen von Lenkovic und Frangepan. An der linken vordern Ecke ist später der hohe Kirchthurm angebaut.

Novi.

Die Collegiatkirche in der Stadt Novi am Meere ist um das XIII. Jahrhundert im romanischen Style und in der Basilikenform erbaut. Dieselbe hat drei Schiffe, das mittlere höhere und breitere wird von den Abseiten durch sechs Rundbögen getheilt. Ober den Arcaden sind auf jeder Seite drei Bogenfenster und in den Abseiten eben so viele viereckige Fenster angebracht. Das Presbyterium ist von dem Mittelschiffe durch einen runden Gurtbogen getrennt und von drei rundbögigen Fenstern beleuchtet. Es hat ein Kuppelgewölbe, während das Mittelschiff eine flache und die Abseiten eine runde Bedachung haben. Die rechts angebaute Sacristei steht mittelst zweier Thüren mit dem Presbyterium und dem rechten Seitenschiffe in Verbindung. In der Westfronte der Kirche führen hohe steinerne Stiegen zu den drei Eingangsthüren, deren mittlere rundbogig und die zwei an den Flanken viereckig sind. Ober den Seitenthüren sind zwei Bogenfenster angebracht.

Der schöne Thurm in der Mitte der Façade in zwei Abtheilungen mit Rundbogenfenstern hat eine kegelförmige Bedachung.

In der Mitte des Presbyteriums liegt der letzte Bischof von Modrus begraben, der, nachdem die Türken im Jahre 1493 die Stadt Modrus sammt der Kathedralkirche und der bischöflichen Residenz zerstörten, nach Novi sich flüchtete und hieher den Bischofsitz versetzte.

Seine Grabschrift lautet also:

XTŌPHORO EPĪSCOPO MODRVSIENSI. FELIX PLIANCVS
ÐRAGVSTO PATRIO F. OB AMOREM PIENTISSIME POSVIT
MDXVII.

Auf der Seitenwand sind die Grabmonumente der Zenger Bischöfe Cabalini und Ježić.

Unter den Kirchengeräthen wird daselbst eine schöne aus Silber im gothischen Style mit Figuren und architektonischen Verzierungen gearbeitete und stark vergoldete Monstranze aufbewahrt, welche der oberwähnte Bischof Christophorus aus Modrus sammt einigen andern schönen Kleinodien und Reliquien mitbrachte.

Novi hat ausserdem noch zwei im gothischen Style gebaute Kirchen, und zwar: 1. die verödete, von der Familie Frangepan im XV. Jahrhundert gestiftete Pauliner-Kirche. Sie ist einschiffig und hat ein Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf acht Rundsäulen ruhen, deren Capitäle mit Laubwerk und Figuren geziert sind.

Im Chore, rechts vom Hauptaltare, ist eine grosse Nische mit zwei spitzbogigen Fenstern angebracht, die durch eine Halbsäule getheilt sind. Auf der linken Seite des Langschiffes sind zwei und auf der westlichen Hauptfronte drei viereckige Fenster angebracht.

Ober der viereckigen Eingangsthüre, die mit dem Frangepanischen Wappen geziert ist, steht ein kleiner durchgebrochener Thurm mit den freihängenden Glocken, welche Form der Thürme im Küstenlande von Croatien und Dalmatien allgemein üblich ist.

Das Innere der Kirche sammt der anstossenden Capelle war mit Frescogemälden geschmückt, von denen man blos noch Spuren sieht, da die Kirche seit der Aufhebung des Pauliner-Ordens öde und verlassen steht. Das anstossende schöne Kloster mit alten und neueren Bauten liegt in Ruinen.

2. Die gothische Capelle der h. Dreifaltigkeit ist einschiffig, hat ein spitzbogiges Eingangsthor und zwei ganz kleine spitzige Fenster.

Die Wölbung ist tonnenförmig, die Façade mit einem kleeblattförmigen Fenster und mit einem kleinen kegelförmigen und durchgebrochenen Thurm versehen.

Es ist in Novi noch eine zweite, wahrscheinlich im gothischen Style gebaute Capelle des h. Fabian und Sebastian, deren Inneres ich wegen Mangel an Zeit nicht besichtigen konnte. Sie hat eine glagolitisch-croatische Inschrift, die bezeugt, das dieselbe im Jahre 1501 erbaut ist.

Arbe.

Es dürfte kaum irgend ein kleiner Ort der österreichischen Monarchie mit so viel Baudenkmalen des Mittelalters

versehen sein, wie die sonst unbedeutende Stadt Arbe auf der Insel gleichen Namens.

Auf meiner Durchreise hielt ich mich daselbst nur einige Stunden auf, konnte daher unmöglich allen Baudenkmalen jene Aufmerksamkeit widmen, die sie verdienen. Die schöne im XV. Jahrhundert erbaute Loggia, den Palast des berühmten Primas von Croatien und Dalmatien und später Apostaten Marc Antonio de Dominis (Gospodnetić), mit seinen herrlichen Balustraden, Säulen und Verzierungen, konnte ich nur im Fluge ansehen. Eine grössere Musse verwendete ich zur Besichtigung der älteren Kirchen von Arbe, unter die ich die Kathedralkirche und jene des h. Johann Bapt. des h. Andreas und der h. Justina zähle.

1. Die Kathedralkirche von Arbe ist im Style des romanischen Basilikenbaues bereits unter den croatischen Königen im XI. Jahrhundert erbaut.

Im Jahre 1170 wurde sie vom Papst Alexander neuerdings eingeweiht und in den Jahren 1287 und 1439 renovirt und erweitert.

Das Innere der Kirche stellt eine flach gedeckte Pfeiler-Basilica dar, mit niedrigeren Abseiten, die von dem Mittelschiffe auf jeder Seite durch sechs weite Rundbögen getheilt sind, welche auf zehn runden und auf vier Wandsäulen ruhen. Die Capitäle haben ein schönes Blattwerk. Die Decke der Kirche war früher von Holz, ist aber mit Ende des vorigen Jahrhunderts von den Architekten Jacobo und Clemente Pomazzi aus der Schweiz von Gyps verfertigt und mit den Bildern des h. Leon, Christophor und Marin geschmückt. Das Mittelschiff hat sechs breite und die Abseiten eben so viele schmälere Bogenfenster.

Das Presbyterium der Kirche ist vom Mittelschiff durch einen runden Gurtenbogen getrennt, und mit einem schönen Altar aus Marmor geschmückt. Am Sockel des hinteren Hochchores ist in der Rundung eine steinerne Bank angebracht, an beiden vorderen Seiten stehen die schönen, mit herrlichem Schnitzwerk versehenen Chorstühle, welche im Jahre 1445 die patriotischen Familien Spalatin und Nimiza verfertigen und mit ihren Wappen verzieren liessen.

Aus dem Chore führen rechts und links unter den runden Arcaden steinerne Stiegen in die Abseiten der Seitenschiffe. An der rechten Abseite sind zwei Capellen angebaut, deren eine aus dem XV. Jahrhundert mit dem Spitzbogen und dem runden Gewölbe als Taufhaus dient; die zweite ist im Jahre 1792 erbaut.

In der benannten Taufcapelle befindet sich ein schöner aus Marmor gearbeiteter Taufstein.

Die östliche Façade der Kirche ist mit einem viereckigen Thor und mit doppelten blinden Rundbögen oder Arcaden geschmückt. Der kleine durchgebrochene Kirchthurm ober der Mitte ist später angebracht.

Der alte herrliche, in vier Stockwerke abgetheilte und mit schönen und leichten Balustraden gezierte Kirchthurm ist gegen Osten von der Kirche einige Klafter entfernt, an seiner Seite steht der zerstörte Bischofspalast. Die kegelförmige steinerne Bedachung des Thurmes ist im Jahre 1650 renovirt. Dieser Thurm so wie die Kirche gehören unstreitig zu den seltensten mittelalterlichen Baudenkmalen Dalmatiens.

Die schöne S. Johanns-Kirche, einstens den Benedictinern, später dem Franciscaner-Orden gehörig, ist ebenfalls im romanischen Basilikenform-Style gebaut, hat drei Schiffe, von denen das mittlere von den Abseiten durch Rundbögen, die auf runden leichten Säulen ruhen, abgetheilt ist. Die Capitäle der Säulen sind mit schönem Laubwerke geziert. Das Querschiff ist von dem Langhaus so wie das runde Sanctuarium oder die Tribüne von dem Presbyterium durch Arcaden, die auf leichten runden Säulen ruhen, getrennt. Die Seiten-Absiden sind von Presbyterium ebenfalls durch Arcaden getheilt.

Das Langhaus hat eine flache Holzbedeckung, während das Presbysterium und die Absiden eine runde Wölbung haben. Das Mittelschiff hat gar keine Fenster, nur die Abseiten sind von grossen Rundbogenfenstern beleuchtet. Der Boden der Kirche war mit schöner Mosaik und mit vielen Grabmonumenten geschmückt, ist aber nun ganz mit Sand und Schutt bedeckt, so wie auch die schönen Holzaltäre des XIV. und XV. Jahrhunderts beinahe gänzlich zerstört sind; und so droht diese herrliche Kirche, die nun öde und verlassen steht, bald eine Ruine zu werden, da dieselbe sammt dem anstossenden zerstörten Kloster an Private verpachtet ist, die aus der Kirche und den noch übrig gebliebenen Gemächern Magazine, und aus den Höfen Stallungen und Weideplätze gemacht haben.

Die St. Andreas-Kirche der Klosterfrauen des Benedictiner-Ordens ist ebenfalls im romanischen Style, in der Form der Basiliken erbaut. Das Langhaus hat drei schmale Schiffe. Die Abseiten sind von dem Mittelschiffe durch zehn Rundbögen, die auf acht runden Säulen und auf vier viereckigen Pfeilern ruhen, getrennt. Das Presbyterium theilen ebenfalls Rundbögen von dem Mittelschiffe. Die runde Apsis schmückt ein hölzerner Flügelaltar, die Decke des Mittelschiffes ist flach und von Holz. Die Abseiten sind in neuerer Zeit gewölbt. Die theils runden, theils viereckigen Fenster sind unregelmässig hin und her vertheilt und bezeugen, dass die Kirche zu verschiedenen Zeiten reparirt worden ist. Der Boden der Kirche ist beinahe bedeckt mit Grabmonumenten. Die Altäre schmücken schöne alte Gemälde, unter denen die Kreuzabnahme von Bartholomeo Vivarini vom Jahre 1485 die grösste Aufmerksamkeit verdient.

Die Façade der Kirche hat ein viereckiges Eingangsthor, ober welchem in der Mitte ein blinder Rundbogen und auf beiden Seiten zwei runde Fenster angebracht sind. Auf der linken Flanke des Portales steht der alte viereckige, mit durchsichtigen Balustraden versehene Kirchthurm, an dessen Sockel folgende Inschrift steht:

ANO D. M. C. L X
XXXI. TRE. ANDREE
EPI. IOHNE B
bAT. EGO. COS
MAS ARCHIDIAC.
FECI CAPANILE. h.*)

Die Kirche der h. Justina, im romanischen Style gebaut, hat nur ein Schiff mit flacher Holzbedeckung Die Fenster und Thüren haben Rundbögen, der Kirchthurm ist viereckig.

Nona.

Die uralte Stadt Nona, schon den Römern unter den Namen Aenona bekannt, und unter den croatischen Königen die zeitweilige Königsresidenz so wie der Sitz der croatischen Bischöfe des slavischen Ritus, liegt jetzt beinahe ganz in Ruinen. Hie und da findet man blos einige römische Denkmale, wie z. B. Ruinen der Thürme, Bäder, abgebrochene Säulen und Inschriften, Ziegeln, Mauern u. s. w. Die meisten hier gefundenen römischen und griechischen Denkmale, unter denen viele Statuen und andere plastische Gegenstände waren, sind mit der seltenen Sammlung von 300 Stücken des Dr. Casimir Pellegrini-Danieli in Zara von demselben ins Ausland verkauft worden.

Von den vielen mittelalterlichen Bauten, an denen diese Stadt so reich war, die aber nun grossentheils in Ruinen liegen, verdienen eine Erwähnung der einstige Dom, jetzt Pfarrkirche des h. Anselmus, und die Capelle des h. Kreuzes.

Die Anselmus-Kirche ist im Jahre 1528 vom Bischof Georg Divnic (Difnico) gänzlich restaurirt worden, hat daher von ihrer ursprünglichen Form nichts behalten und verdient als eine gewöhnliche einschiffige Kirche keine besondere Aufmerksamkeit. Desto interessanter ist die im gothischen Style angebaute Capelle der h. Maria von Leporino mit ihrem schönen Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf der Wand ruhen. Der Schlussstein am Gewölbe ist mit dem Wappen des Bischofs Divnic geziert, der im Jahre 1530 starb und in dieser Capelle sein Grabmonument hat.

Die uralte Capelle des h. Kreuzes (früher S. Dominicus) ist im byzantinischen Style in Form eines griechischen Kreuzes gebaut.

Die Kreuzesarme sind von Aussen viereckig, von Innen bilden sie auf drei Seiten runde Nischen für Altäre, während der westliche Arm mit dem Eingangsthor versehen ist.

Zwischen den Armen sind je zwei kleine Rotunden angebracht, die von Innen ebenfalls Nischen bilden. Die schöne und feste Kuppel ist so wie das ganze Äussere der Capelle mit einem Rundbogenfriese geziert. Das Gewölbe ist kuppel- und rundförmig; an der untern Seite der Architrave des viereckigen Eingangsthores steht folgende Inschrift:

GODEZLAI IVPPANI NONENS. OP. M. D. O. . . .

Aus dieser Inschrift, die bezeugt, dass die Capelle Godeslav Zupan (Graf, Comes, von Nona) erbauen liess, konnte ich leider das Jahr der Erbauung nicht ermitteln, da mir wegen der schlechten Beleuchtung die letzten Buchstaben zu enträthseln nicht möglich waren.

Jetzt steht leider dieses seltene Denkmal der byzantinischen Kunst öde und verlassen, und man bewahrt in demselben Stroh und Heu für das Futter der Hausthiere auf, obwohl man die Capelle, deren Mauern gut conservirt sind, mit wenigen Kosten restauriren und neuerdings dem Gottesdienste widmen könnte.

Unweit von der Stadt Nona und nahe dem Dorfe Zatonj steht auf einem offenen Felde, auf einem künstlich aufgeführten Hügel eine zweite im byzantinischen Style gebaute Capelle des h. Nikolaus. Sie hat ebenfalls die Kreuzesform, die Kuppel hat von Innen eine Kreuzwölbung, deren Gurten auf vier viereckigen Pfeilern ruhen. Das Gewölbe der Kreuzesarme ist rund.

Ober der runden Kuppel steht der alte achteckige Thurm und ober dem Eingang auf der Westseite hat man in spätern Zeiten einen kleinen durchgebrochenen und spitz zulaufenden Thurm angebaut. Die kleinen schmalen Fenster öffnen sich nach Innen in die Breite. In der Mitte der Capelle steht eine niedere runde Säule, die wahrscheinlich zum Sockel des einst dagestandenen Altares diente.

Auch diese nun verlassene Capelle liesse sich mit geringen Kosten für den Gottesdienst herstellen.

Ich überlasse den neuernannten Herren Conservatoren für Dalmatien die weitere Beschreibung und Erzählung der übrigen auf den dalmatinischen Inseln, so wie in Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Almissa, Zaostrog, Makarska, Lesina, Corzula, Meleda, Ragusa, Cattaro, Castelnuovo, Budua, u. s. w. theils ganz, theils verlassen oder in halben Ruinen stehenden kirchlichen Baudenkmale des byzantinischen, romanischen und gothischen Styles, und nehme mir blos die Freiheit, eine hohe k. k. Central-Commission darauf aufmerksam zu machen, von welcher Wichtigkeit es für die richtige Beurtheilung des einstigen, vor der türkischen Invasion dagewesenen Cultur- und Kunstzustandes der südslavischen Länder wäre, wenn man einen kunstverständigen Fachmann diese Länder und vorzüglich die dalmatinischen und istrianischen, noch so wenig bekannten Inseln bereisen und die daselbst noch gar nicht ausgeforschten Bau- und Kunstdenkmale beschreiben und aufnehmen liesse.

*) Anno D. M. C. LXXXXI. Tempore Andree Episcopi Johanne abbatisse. Ego Cosmas archidiaconus feci Campanile hoc.

Balth. Behem Codex picturatus vom Jahre 1505, enthaltend die Privilegien und Plebiscita der Stadt Krakau.

Wenn etwas im Stande ist, über den Zustand der Kunst und Handwerke Krakaus Aufschluss zu geben, so ist es dieser Codex, der sich in der Krakauer Universitätsbibliothek befindet. — Er ist in klein Folio auf Pergament in gothischen Minuskeln geschrieben, und enthält die Statute und Privilegien der Stadt Krakau. Er ist vom Cancellarius der Stadt Krakau Balthasar Behem angelegt, und enthält 343 numerirte Seiten, verziert mit einer Reihe von Miniaturen. Das einleitende Schreiben des B. Behem an die Senatoren der Stadt ist vom J. 1505, 23. December, datirt. Diesem Schreiben geht die Liste der Senatoren und Senioren voraus, mit dem Jahre ihrer Erwählung. Die Namen derselben, fast ausschliesslich deutsche, sind folgende. Als Senatoren werden genannt: J. Kletner, S. Bethman, J. Regulis, A. Swartz, J. Krzinger, J. Boner, P. Mornstein, M. Felix; als Senioren (ebenfalls mit dem Jahre ihrer Erwählung): J. Thworzo, J. Borgk, P. Salomon, G. Langk, J. Beck, L. Ungsthtun, F. Schillingk, C. Beck, Fr. Bannek, A. Brendler, N. Carl, Th. Teiezek, N. Ramoltsch, P. Koffmann, G. Thworzo.

Darauf folgt in einer Miniatur das von zwei Löwen gehaltene Wappen der Stadt Krakau mit der königlichen Krone, und dann die Privilegien der Stadt, Folio 1—181, denen das *„Privilegium locacionis civitatis Cracovie per boleslaum ducem Cracovie et Sandomirie advocatis et civibus Cracovień. eo Jure theutonico quo wratislavien. civitas locata est“*, datirt vom J. 1257, gewissermassen als Einleitung dient. Die Privilegien sind mit Ausnahme einiger weniger, welche in deutscher Sprache abgefasst sind, lateinisch. Die Privilegiensammlung, wie sie im Anfange des 16. Jahrhunderts angelegt wurde, geht bis 1506. Dann folgen einige leere Blätter (bis Folio 188), und darauf drei Privilegien des Königs Johann III. vom J. 1677, 1680 und 1686 (Folio 188—192). Die Blätter 193—200 sind wieder leer; dann folgen Folio 201—211 die Eide; drei von ihnen sind in polnischer Sprache, 15 hingegen in deutscher.

Folio 214—313 enthalten die *Jura municipalia*, Wylkör der Stad. Sie sind fast ausnahmslos in deutscher Sprache; die wenigen, welche nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, sind lateinisch. Das erste handelt „von Mawern“ und ist vom J. 1367. Die Aufnahme der Statuten in diese Sammlung aber ist nicht vollständig, das geht aus den leergelassenen Blättern zwischen den einzelnen Statuten und auch daraus hervor, dass bei einigen, bei denen Miniaturen gemalt sind, der Text doch fehlt. Dieser Theil der Stadtrechte ist durch die Miniaturen, mit denen er verziert ist, auch für Freunde der Kunst sehr interessant. Die Zahl der Miniaturen ist 24; sie sind ganz gut erhalten und gehören ihrem Kunstcharakter nach der deutschen Schule an. Sie haben eine Verwandtschaft mit den Arbeiten der Nürnberger Schule, einzelne an ihnen verrathen eine Meisterhand. Sie stellen folgende Gegenstände dar:

1. Der Kaufmann (Folio 237). Der Kaufmann, im orientalischen Costume mit Kaftan und Turban, unterhandelt über einige Colli Waaren mit einem Polen.

2. Der Krämer (Folio 239). Ein Kramladen auf offener Strasse, eine Frau steht im Laden, vor demselben ein Dudelsackpfeifer. Auf der Strasse befindet sich ein Käfig mit einem Löwen, ein gothischer Springbrunnen steht in der Mitte der Strasse, tiefer hinein gehen zwei Juden.

3. Der Kürschner (Folio 244). Ein Wappen, gehalten von einem Türken und einem Landsknecht.

4. Der Bäcker (Folio 246). Das Innere einer Bäckerei, ein Bäcker schiebt einen Teig in den Ofen, ein Junge knetet Brod, eine Frau tritt von der Seite ein, Säcke stehen an der Wand.

5. Der Schneider (Folio 250). Das Bild führt uns in die Mitte einer Schneiderwerkstätte. Eine Frau aus vornehmem Stande lässt sich ein Kleid anpassen, ein Schneider steht am Tische und schneidet einen kostbaren Stoff zu, während ein Mädchen, das auf einer Bank sitzt, ein Kleid auf dem Schoosse hält und einer Ziege aus der Hand Essen verabreicht.

6. Der Riemer (Folio 253). Ein Reitersmann, von seinem Pferde abgestiegen, verhandelt mit dem Riemer vor der Thür.

7. Der Goldschmied (Folio 257). Einsicht in einen reich besetzten Goldschmiedladen von der Strasse aus, mit dem Monogramm I·7·Z.
S

8. Der Bogner (Folio 260). Das Innere einer Werkstätte für Bogengeschosse.

9. Der Hutmacher (Folio 263). Das Wappen, von zwei Rittern gehalten.

10. Der Radmacher und Wagner (Folio 265). Zwei Wappen von zwei halbnackten Männern gehalten, die sich mit Knitteln schlagen.

11. Der Maler (Folio 267). Dieses Statut ist vom J. 1491. Es ist zugleich gegeben für „Moler, Snitzer, Glazer“.

Es wird Niemand auffallen, diese drei Kunsthandwerke unter ein Statut vereinigt zu sehen; sie gehörten, wenigstens im Mittelalter, wesentlich zusammen. Wir heben aus den Statuten vom J. 1491 einiges hervor. Als Meisterstück sollen Maler, Schnitzer und Glaser machen „ein Marien bild mit einem Kyndel“, „ein Crucifex“ und drittens „Sant Jorgen auff dem rosse“. Kein Meister soll mehr als zwei Lehrjungen haben; so der Meister stürbe, so soll er „der

frawn aus dynen das sich arme wittwen desto bas von iren narungen mögen aushaldten". — Die Miniature zeigt mehrere Männer im Gespräche in einem Zimmer, einer von ihnen zeigt auf ein halbnacktes Weibsbild (ein Modell, wie wir zu sagen pflegen), das auf einem Tische sitzt.

12. Der Töpfer (Folio 272). Dieses Statut — *statuta figulorum* — ist in lateinischer Sprache abgefasst. Das Bild zeigt einen mit einem weissen Turban geschmückten Töpfer von orientalischem Typus in seiner Physiognomie, vor der Hausthüre sitzend und ein Thongefäss arbeitend.

13. Der Gerber (Folio 276) bearbeitet ein Fell im Hofraume, ein Knabe sitzt am Boden. Aussicht auf eine Flusslandschaft.

14. Der Glockengiesser und Gelbgiesser (Folio 281). Ein Geistlicher begleitet von einem Orientalen besieht eine Glocke, im Hofraume arbeitet ein Junge beim Feuer, Gefässe stehen umher.

15. Der Tischler (Folio 284). Das Innere einer Werkstätte mit vielen Figuren und zierlicher Arbeit.

16. Der Schuster (Folio 287). Das Innere einer Schusterwerkstätte. Im Vordergrunde sitzt eine Frau am Spinnrocken, ein Kind und ein Dudelsackbläser mit einer Schalksnarrkappe am Rücken sitzen zu ihren Füssen. Das Costüme dieser, wie fast aller Handwerker, ist das deutsche.

17. Der Sattler und Pfeilmacher (Folio 289). Jeder mit seinem Wappen stehend abgebildet.

18. Der Schwertfeger (Folio 291). Das Innere einer Werkstätte mit mehreren Figuren, unter diesen ein Orientale.

19. Der Drathbinder (Folio 293). Das Innere einer Werkstätte.

20. Das Bogenschiessen (Folio 295). Die Miniature, welche das ganze kleine Folioblatt ausfüllt, zeigt das Bogenschiessen nach einem auf einer Stange aufgepflanzten Vogel. Zwei Reisige mit Fahnen und Schildern — der eine zeigt eine Maria, der andere den heil. Georg im Felde — sehen dem Schauspiele der Schiessübung zu.

21. Schmiede (Folio 297). Zwei Pferde vor der Werkstätte an einer Strasse stehend.

22. Der Seifensieder (Folio 300). Zwei männliche Brustbilder, aus Blumenkelchen hervorkommend, halten das Wappen. — Von Nr. 13 angefangen bis Nr. 22 ist zwischen den Miniaturen leerer Raum zum Verzeichnen der Statuten offen gehalten. Der Raum nach der 22. Miniatur ist benützt zur Abschrift eines in polnischer Sprache geschriebenen Privilegiums von Wladislaw IV. vom J. 1628.

23. Der Handschuhmacher (Folio 302). Die Brustbilder, darunter ein Schalk, vortrefflich abgebildet, halten drei Wappen ohne allen Text.

24. Der Binder (Folio 305). Eine Binderwerkstätte in einem Hofraum mit einer Aussicht in das Innere einer Strasse. Folgt eine in polnischer Sprache geschriebene Urkunde Wladislaw IV. vom J. 1644.

25. Chirurgen (Folio 307). Mann und Weib und zwei Affen halten das Wappen mit den Werkzeugen, unten hängen 3 Barbierschüsseln. Monogramm E. A. M. — Folgt eine die Gerechtsame der Chirurgen regelnde Urkunde in lateinischer Sprache von König Johann III. An diese spätere Urkunde schliesst sich eine andere wichtigere an, die *Statuta Muratorum* (Folio 311) vom J. 1512.

Die darauf folgenden Urkunden sind aus neuerer Zeit, die aus den verflossenen Jahrhunderten in lateinischer Sprache, die aus diesem Jahrhunderte in polnischer.

Mit Folio 343 schliesst der Text, dann folgt das sehr genau angelegte *Registrum alphabeticum*, welches mit dem Buchstaben S schliesst.

Der Index ist in lateinischer Sprache.

Jede Folioseite ist in rother Farbe mit Zahlen bezeichnet. Darauf folgt die Bezeichnung des Handwerkes in lateinischer Sprache, darauf die Aufschrift roth und der Text des Statutes schwarz. Als Beispiel geben wir folgende Aufschrift:

Folium 250.

Pistores.

Das ist der Briff und gesetcze der Becken zw krokaw etc. etc.

In unserer Zeit ist auf jeder Seite des Codex, wo sich eine Miniature befindet, mit Tinte die moderne polnische Übersetzung der lateinischen Inschrift und die Nummer der Miniaturen angebracht worden. Der Schriftsteller scheint Leser vor Augen gehabt zu haben, denen der lateinische und deutsche Text unverständlich oder unbequem ist.

R. v. E.

Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark.

(Schluss.)

Ich beschloss nun von Judenburg aus noch einen Ausflug gegen das Lavantthal in Kärnthen und einige kleinere in der Gegend von Knittelfeld zu machen.

In der erwähnten Richtung ist das nächste bedeutende kirchliche Bauwerk von Judenburg aus die Kirche von Mariabuch, von Friedrich IV. i. J. 1455 zum Andenken an ein von seiner Gemahlin Eleonora von Portugal in jener Gegend verlornes kostbares Gebetbuch und dessen Wiederauffindung erbaut.

Sie ist dreischiffig, durchaus gleich hoch, das Netzgewölbe des Schiffes von vier achteckigen, mit runden Diensten umgebenen reich profilirten Pfeilern getragen.

Das Musikchor ruht auf einem weiten flachen Spitzbogen und seine Balustrade hat sehr zierliches Masswerk. Die Fenster sind im Spitzbogen überwölbt, aber leider des Masswerkes beraubt. Das dreiseitig abgeschlossene Presbyterium hat sechs Wandsäulen, an deren einer ein Sacramentshäuschen sich befindet; die Thüre in die Sacristei hat einen Eselsrückenbogen. Der Hochaltar ist vom Jahre 1600 und für diese Periode sowohl bezüglich der Architectur als der Bildsäulen von guter Arbeit. In den Fenstern haben sich einige ältere und neuere Glasgemälde erhalten, darunter eine Scheibe von ungefähr fünfzehn Zoll Durchmesser mit dem trefflich gemalten Thanhauserschen Wappen und der Beischrift: „Baltasar Thanhauser Riter vnd der Zeit Haubtmann in der obern Steirmarch. 1496.“ Übrigens hat die ganze Kirche im Innern schöne Verhältnisse.

Der grosse, ganz von Quadern gebaute Thurm steht an der Stirnseite der Kirche. Er hat unten eine Halle mit zierlichem Gewölbe und steinernen Wandbänken, zu welcher von Aussen eine gothische Thür führt. Über dieser rechts und links erheben sich zwei Pfeiler mit hübschem Profil, darüber Spitzbogen, weiter hinauf ein Wimperg mit Eselsrückenbogen. Noch weiter oben geht der bisher viereckige Thurm in das Achteck über, auf dessen Seite Wimperge mit geradlinigen Giebeln erscheinen. Den Schluss macht ein modernes Zwiebeldach. Nur auf der Thalseite ist der Thurm unten so reich geschmückt, auf der Stirnseite ist er weit einfacher verziert, dort zeigt er ein Wappen mit einem Steinmetzzeichen. Eine kriechende menschliche Figur, einige Thierköpfe, die Jahreszahlen 1508 und 1509, ein Wappen in dem gothischen Schallloch, das im halben Achteck an den Thurm gelehnte zierliche Stiegenthürmchen, an den vorspringenden beiden Ecken Strebepfeiler mit viereckigen Aufsätzen, deren einer noch wohlerhaltene Zinnen hat, vollenden den Schmuck des Thurmes, dessen obersten Theil bis 1827 eine achtseitige schlanke Steinpyramide mit einer Kreuzblume an der Spitze bildete. In dem genannten Jahre wurde die Pyramide als schadhaft abgenommen und durch die gegenwärtige abscheuliche Bedachung ersetzt.

Um die ganze ebenfalls aus Quadern gebaute Kirche läuft einige Schuhe vom Boden ein hübsch profilirtes, nach der Erhöhung des Terrains stufenweise steigendes Gesims. Die Strebepfeiler sind am ersten Absatze vier-, am zweiten fünf- und am dritten wieder viereckig. Unter dem Dachgesimse ist an der Kirchenwand in Fresco eine breite Leiste gezogen mit Ornamenten aus Fischblasen in weiss und braunrother Farbe. In ähnlicher Art gemalte Kreuzblumen zeigen sich auch ober den Fenstern des Presbyteriums und einigen des Schiffes. Endlich sieht man an der Bergseite unter dem Dachgesims noch Fresken, architektonische und Pflanzenornamente in verschiedenen Farben darstellend.

In ganz eigener Beziehung merkwürdig ist ein grosses Frescobild neben dem Haupteingange aus dem achtzehnten Jahrhundert herrührend mit einer darauf bezüglichen Inschrift. Selten mag das Costüm ärger misshandelt worden sein. Kaiser Friedrich erscheint im grünen Jagdfrack mit gelben Beinkleidern u. s. w.

Den Haupteingang an der gegen das Thal schauenden Langseite der Kirche ist doppelt mit geradem Sturz und darüber ein Spitzbogen, alles reich profilirt.

Aus älterer Zeit als die Kirche scheinen neben dem Thore liegend ein achteckiger, bei drei Schuh hoher Stein, und ein ganz niedriger viereckiger Stuhl aus gleichem Materiale. Unter dem Presbyterium ist die in neuerer Zeit von Aussen zugänglich gemachte Gruft, die sich weit unter dem Schiffe fortzuziehen scheint.

Weniger als Bauwerk aber desto mehr in geschichtlicher Beziehung denkwürdig ist die halbzerstörte Kirche Baumkirchen.

Sie ist von mässiger Grösse, sieben Klafter lang, fünf hoch, vier breit, einschiffig, hat viereckige Wandsäulen mit halbrunden Diensten, in welche die Rippen des einfachen Netzgewölbes verlaufen. Das Presbyterium ist abgetragen und vom Triumphbogen abwärts eine gerade Mauer gezogen. Die gothischen Fenster haben bis auf eines ihr Masswerk und ihre Pfosten verloren. Das Musikchor ruht weder auf Pfeilern oder Säulen noch auf einem Bogen, sondern auf einer Mauer mit zwei engen Treppen und zwei im Spitzbogen überwölbten Thüren. Ähnliche Thüren, von denen eine vermauert, führen an der Stirne und an einer Seitenwand in die Kirche. Diese ist Innen ganz geweisst und nur einige in Fresco gemalte Wappen aus dem siebzehnten Jahrhunderte, namentlich das Saurau'sche und die Consecrationszeichen sind ganz erhalten, dagegen an einigen Stellen Spuren älterer Fresken sichtbar. Übrigens hatte die in schönen Verhältnissen gebaute Kirche Aussen keine Strebepfeiler, auch keinen andern Thurm, als einen Dachreiter. Durch ihre gegenwärtige Verwendung zu sehr weltlichen ökonomischen Zwecken wird wenigstens, so viel noch besteht, erhalten.

Unfern der Kirche stand noch im Anfange unseres Jahrhunderts die uralte weit bekannte, wahrhaft riesige Baumkirchnerulme, welche, weil sie dem Beil und der Säge zu hartnäckig widerstand, mit Pulver gesprengt wurde. Sie soll neun Schuh im Durchmesser, das Dreifache im Umfang gehabt, und ausser fünfzehn Klafter Brennholz noch fünf und vierzig Fleischhauerstöcke, acht und vierzig Brottröge, neunzig Läden und noch viele kleine Stücke geliefert haben.

Sehr freundlich gelegen ist die ebenfalls nicht sehr grosse Kirche St. Katharina im Kathal. Sie ist einschiffig, mit viereckigen Wandpfeilern und halbrunden Diensten; in den Kappen des Netzgewölbes sind Fresken aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gut erhalten, Pflanzenornamente und das Schweisstuch vorstellend. Das dreiseitig abgeschnittene Presbyterium ist älter, als die Kirche, seine Gewölbrippen ruhen auf Consolen, deren eines ein Wappenschild und die Jahrzahl 1ⅩⅩ6 zeigt.

Am Gewölbe des Schiffes ist eine auf den Bau desselben bezügliche Inschrift vom J. 1507. Das Musikchor ruht auf achteckigen Pfeilern. In der Kirche sind zwei Flügelaltarbilder bewahrt. Madonna mit dem Kinde, einem Heiligen mit von einem Pfeile durchschossener Hand und einem aufspringenden Reh; an den Rückseiten St. Marcus, mit der Jahreszahl 1X93, und St. Madinus (sic) darstellend.

Unter dem Chore findet sich sehr verwahrlost ein Flügelaltar aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. Seine Mitte bildet eine Nische mit der Holzstatue St. Oswald's, daneben zwei Engel gemalt; auf den Flügeln, welche aber nicht beweglich sind, erscheinen ebenfalls gemalt St. Florian und St. Georg. Zu diesem Altar gehörten die vorerwähnten zwei Tafeln, und bildeten den Verschluss der Nische. Unter der letzteren ist ein ungemein interessantes, figurenreiches Gemälde. Schiffe mit Bewaffneten, ein Kampf auf festem Lande, die Taufe eines heidnischen Königes durch einen christlichen, alles aus der Legende des heiligen Oswald, und besonders durch das Costüm wichtig.

Aussen hat die Kirche keine Strebepfeiler, dagegen ein schön profilirtes Hauptthor mit Spitzbogen, ober dem einst ein rundes Fenster war, das aber, so wie die Masswerke der andern Fenster vermauert ist.

Der Markt Obdach hat zwei Kirchen. Die Spitalkirche ist in Kreuzform gebaut, dreiseitig geschlossen, das Presbyterium, dessen Fenster vermauert sind, hat Aussen Strebepfeiler, zeigt auch noch das ursprüngliche gothische Gewölbe, während das Schiff ganz verbaut ist. Nur eine Muttergottesstatue des fünfzehnten Jahrhunderts und St. Florian mit einem zweiten Heiligen, ein Gemälde aus der gleichen Periode verdienen noch einige Beachtung.

Die Pfarrkirche St. Ägydius ist ein mittelgrosses Gebäude, dreischiffig, mit Netzgewölben und massiven Pfeilern, in welche die Rippen ohne Vermittlung verlaufen, das Ganze niedrig und weit, sehr verbaut, die Sacristei jedoch ein alter Anbau. Einige Grabsteine, vom Jahre 1525 anfangend, boten kein besonderes Interesse.

In Obdach schloss ich die Ausflüge von Judenburg aus und begann sohin jene aus Knittelfeld.

Die Kirche St. Martin zu Lind ist ein mittelgrosses Gebäude, wahrscheinlich des vierzehnten Jahrhunderts, auf den Grundfesten eines älteren, in das zwölfte Jahrhundert zurückgehenden Gotteshauses. Das Presbyterium ist dreiseitig geschlossen, die Rippen des einfachen Gewölbes ruhen auf Consolen, die mit Wappen und Köpfen mit Schriftrollen verziert sind. Während das Schiff Innen ganz renovirt ist, zeigt das Presbyterium, welches auch Aussen Strebepfeiler hat, den alten Bau mit zierlichen Verhältnissen. Von den zwei Wandnischen neben dem Altar ist die eine mit einem geraden Sturz geschlossen, innerhalb dessen aber ein halbrund gebogener Wulst liegt, während die zweite zierlicher aber sehr verstümmelt ist. Der Kirchthurm ist viereckig und sehr massiv.

Der am Kirchhof liegende Karner wurde nach älteren Notizen für die „Mittheilungen" beschrieben. Über der im Spitzbogen überwölbten Thür zeigen sich Spuren eines Frescogemäldes aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, wahrscheinlich der Erzengel Michael mit einer weiblichen Figur.

Sehr interessant ist das nahe Schloss Spielberg, 1570 von Cyrianus von Teufenbach und seiner Gemahlin Regina statt des uralten Spielberger Stammschlosses erbaut. Es ist ein regelmässiges Viereck mit einem ziemlich weiten, in drei Stockwerken von Gängen mit Arcaden umgebenen Hofe, durchaus wohl erhalten, mit einer im Style des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts ausgeschmückten Capelle, deren Decke Stuccoarbeit und Ölgemälde schmücken. Ein Saal hat vorzügliches Holzgetäfel und eben solche Thüren, die mit der Erbauung gleichzeitig sind. Überall sind zum Theil werthvolle Ölgemälde vertheilt, besonders gute und historisch wichtige Porträts, Schlachtenstücke von besseren Meistern (Bourgnignon, Rugendas u. s. w.). Auf einer Gallerie hängen zwei grosse Handzeichnungen, Malta im achtzehnten Jahrhundert darstellend. Viel erinnert hier an den Helden Eugen von Savoyen, der in diesem Schlosse einige Zeit gewohnt, in seinen Wäldern gejagt hat, so sein Brust- und Rückenkürass, dessen Authenticität durch Familientraditionen verbürgt, und durch die Form und Ausstattung nicht widersprochen wird, von ihm geschenkte Fahnen, türkische Waffen und Geräthe und das Geweih eines von ihm geschossenen Hirschen. Die alte Wetterfahne des Thurmes wird in der Capelle aufbewahrt, sie zeigt, so wie jene des Karners in Lind, Mond und Stern.

Bei Vischer erscheint Spielberg, wie es heute ist, und sehr treu nachgebildet.

Das ganz renovirte Schloss Lobming ist durch eine kleine, aber auserlesene Sammlung mittelalterlicher Gemälde, Waffen und ausgezeichnet schönen Hausgeräthes merkwürdig, welches eine nähere Würdigung und Manches davon die Veröffentlichung in Abbildung verdient.

Die Pfarrkirche S. Lambert in Grosslobming, ein einschiffiges im Dreieck abgeschlossenes Gebäude in guten Verhältnissen, ist mit Ausnahme des Presbyteriums stark renovirt. Sie hat eine Nebenhalle, gleichsam ein zweites Schiff mit eigenem Presbyterium, das vom Hauptschiffe durch zwei mächtige gothische Bögen getrennt ist, die auf zwei viereckigen Pfeilern ruhen.

Das Hauptschiff und sein Presbyterium haben gothische Fenster mit einfachem Masswerke. Die Rippen des Gewölbes gehen in dünne gekuppelte Wandsäulen aus; an den Wänden sind Consolen für Bildsäulen, von denen nur noch ein heiliger Sebastian aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vorhanden ist. Im Presbyterium ist neben dem Altar die zierliche Nische mit einem gothisch ornamentirten Gitter von ausgezeichneter Schlosserarbeit merkwürdig, dann einige Statuen aus Stein, worunter ein Engel vom

ahre 1500, die theils auf Consolen stehen, theils auf der Erde liegen.

Das Presbyterium der Nebenhalle hat auf Consolen stehende Gewölbrippen, im Schlussstein einen Christuskopf, und neben dem Altar eine sehr einfache Nische. In der Halle selbst steht ein achtseitiges Taufbecken auf rundem Sockel.

Alle Wände der Kirche und der Nebenhalle zeigen eine Menge von Grabdenkmalen aus Holz und Stein von verschiedenen Perioden und ungleichem Kunstwerthe, den Familien Lobminger, Saurau, Praunfalk u. s. w. angehörig und einer näheren Würdigung werth.

Der viereckige, starke Thurm mit gothischen Schalllöchern steht nicht, wie in der Gegend gewöhnlich, an der Stirn-, sondern an einer Langseite der Kirche.

Schloss Tann ist ein im siebzehnten Jahrhunderte überändertes Gebäude des sechzehnten, welches übrigens theilweise auf den Resten eines noch älteren steht.

Erasmus von Teufenbach führte das innere Schloss in den Jahren 1556 bis 1561 auf, Erasmus Graf Saurau baute oder vervollständigte vielmehr die äusseren Werke. Diese Daten sind auf einer Steintafel im Schlosse und auf einer anderen ober dem Thore angegeben. Obwohl besonders zur Zeit des äusseren Baues die bastionirte Befestigung wohl bekannt war, und es auch nicht an Platz zu einer solchen gefehlt hätte, sind die hinter dem tiefen Graben liegenden Ringmauern mit ihren Löffelschussspalten doch durch runde oder halbrunde Thürme mit mehreren Stockwerken bestrichen. Diese Thürme rühren aus früherer Periode her und ihr Abbruch und der Ersatz durch moderne Befestigung mochten dem Bauherrn doch zu kostspielig geschienen haben.

Im inneren Hauptgebäude zeigt sich unter den zahlreichen Gemächern eines mit einem Netzgewölbe, aber ohne Rippen, in dem eine alte Holzbildsäule des heiligen Andreas liegt, — im zweiten Stockwerke (das dritte wurde in neuerer Zeit abgetragen) sind sehr schöne Stuccoarbeiten des siebzehnten Jahrhunderts, in der Capelle erscheinen sie an der Decke mit ziemlich guten Ölgemälden wechselnd.

Überall trifft man Spuren eines ältern Baues. Sehr schön sind die Keller. An der Scheidemauer zweier derselben neben der Thür sind an beiden Wänden links und rechts scheinbar an Nägeln hängend vier Tafeln gemalt, deren eine gegen die drei andern bedeutend kleiner erscheint. Was konnten diese fingirten Schreibtafeln für einen Zweck haben? Augenblickliche Aufschreibungen über eingebrachte oder ausgeführte Weine zu notiren, also die Bestimmung wirklicher Rechentafeln, dazu erscheint ihre Oberfläche zu rauh, und man hätte demnach das Aufgeschriebene schwer löschen können. Und warum der Mangel an Symmetrie? Es wäre interessant zu erforschen, ob nicht hinter den Tafeln, namentlich hinter der auffallend kleineren etwas verborgen sei.

Der neue, äussere Theil des Schlosses hat einen tiefen mit Quadern ausgemauerten Brunnen von bedeutender Tiefe, einen grossen gewölbten Stall, dessen Säulen offenbar einem sehr alten Bau entnommen sind und in das zwölfte Jahrhundert zurückgehen, wollte man nicht etwas gezwungen annehmen, dass ein Steinmetz des siebzehnten Jahrhunderts romanischen Mustern nachgearbeitet habe. In den runden Thürmen, deren einer Spuren einer starken Beschiessung mit grösseren und kleineren Kugeln zeigt (ein zweiter ist bereits verschwunden), haben die Schussspalten Doppelhakenknebel.

Vischer hat von diesem Schlosse zwei Ansichten, die von Andreas Trost gestochen, zu den treuesten und hübschesten des Werkes gehören, und aus denen man mit Bedauern sieht, wie viel von dem Gebäude in neuerer Zeit abgerissen wurde.

Das weit einfachere und kleinere Schloss Ainöd, einst ein vollkommenes Viereck, ist jetzt grossentheils verfallen, aber in den erhaltenen Theilen noch bewohnt. Der Thorthurm mit seiner einfachen neueren Capelle hat ein rund überwölbtes Thor, im Hofe sieht man eine Sonnenuhr mit dem Teufenbach'schen und einem zweiten Wappen; der Graben ist verschüttet.

Die Pfarrkirche in S. Margarethen ist ein einschiffiges Gebäude mit drei Abtheilungen, da der Thurm zwischen dem eigentlichen Schiffe und dem Presbyterium liegt. Das Musikchor ruht auf achteckigen Säulen; im Presbyterium sind noch Spuren von Glasgemälden vorhanden, die Gewölbe haben sehr zierlich verschlungene Rippen; mehrere Römersteine, zum Theile sehr zweckwidrig eingemauert, beurkunden das hohe Alter des Ortes.

Von hier aus durch anhaltendes Regenwetter verfolgt, musste ich meinen Ausflug mit der durch das ungünstige Licht erschwerten Besichtigung einiger Kirchen beschliessen.

Die Pfarrkirche zu S. Rupert in Kobenz, eine der ältesten des Landes, schon 1148 auf der Stelle einer früher bestandenen aus Stein gebaut, mit ihrem mächtigen Thurme, mit romanischen Doppelfenstern und einem Portale im gleichen Style, behielt ich einer genaueren künftigen Untersuchung vor.

Auch jene von S. Marein bei Seckau konnte ich nur mehr sehr flüchtig beschauen. Ganz frei auf einer Anhöhe gelegen, gross und aus dem schönsten Materiale (gelbem Sandstein) gebaut, schon von Aussen an den Strebepfeilern, Gesimsen und Portalen reich verziert, ist sie mit Ausnahme einer einzigen höchst unglücklichen Seitencapelle des achtzehnten Jahrhunderts von jedem störenden Anbau frei. Von sehr schönen Verhältnissen, hat sie in ihrem Inneren einen den Beschauer im ersten Augenblicke überwältigenden Schatz von allen Zierden der mittelalterlichen Baukunst, Bildhauerarbeit, Frescomalerei, kleine Bildwerke, Wappen, Inschriften, — alles beinahe — nur keine Glasmalerei.

Eine Seltenheit in mehrfacher Beziehung, besonders durch den vorzüglichen Grad der Erhaltung bildet das ganz in Fresco gemalte Netzgewölbe. Nicht allein die Gewölbs-

kappen, sondern sogar die Rippen sind gemalt, letztere mit verschiedenfarbigen Streifen, während in den Feldern zwischen ihnen Pflanzen mit Blumen in vielfacher Abwechslung, Narrenköpfe, andere Köpfe mit drei Gesichtern, beides aus Blumenkelchen wachsend, Thierköpfe, Gefässe, korallenähnliche Gebilde, Weinlaub, Trauben u. s. w. erscheinen. Eine Figur in geschuppter Kleidung, dann ein Schmied mit Hammer und Hufeisen in der Hand, die Zange angehängt, und neben sich eine Sense, endlich ein Narr, der mit beiden Händen den Mund aus einander zerrt, fallen besonders auf. Als Jahr der Verfertigung dieser Gemälde ist 1863 angegeben.

Die erste und sechste Schlussscheibe zeigen Ornamente, die zweite einen Christuskopf und hinter demselben ein grünes Kreuz, die dritte das Lamm mit der Fahne, die vierte und fünfte haben Wappen.

Die Kirche ist im Jahre 1448 gebaut. Merkwürdig ist die Aufschrift hinter dem Hochaltare: „Anno Xti MCCCCLXXX an Sand Astram Tag habe die Verdamblichen Abgötischen hundische Türke das Junkfrawliche Pild zerhackt. Got Erbarm.“

Bei vielen Theilen der Kirche ist es übrigens höchste Zeit zur Restauration; sollte diese daher nicht erzielt werden können, so erlaube ich mir der hohen k. k. Central-Commission auf das dringlichste die möglich baldige Veranlassung einer genaueren Aufnahme dieses schönen Denkmales zu empfehlen. — Nur aus der weniger besuchten Gegend, in der St. Marein liegt, vielleicht auch aus der Wichtigkeit und Schönheit der nahen Bauwerke von Sekcau, ist es erklärlich, dass jene herrliche Kirche bisher so viel als gar nicht bekannt war.

Einen Gegensatz zu dieser Kirche bildet die Friedfelder S. Johann im Felde bei Knittelfeld, ein wahrhaft melancholisch stimmendes Bauwerk. Sie ist einschiffig, das Langhaus mit spitzbogigen, das in neuerer Zeit durch eine Scheidemauer abgetrennte, halbrund geschlossene Presbyterium mit runden Fenstern versehen. Das Portal ist romanisch, darüber ein Römerstein eingemauert. Im Innern der etwas dunklen und feuchten, schmucklosen Kirche ist ausser einem achteckigen, dann einem zweiten runden Weihbrunnkessel mit Wappen und Monogrammen wenig zu sehen. Die Kirche hat keinen angebauten Thurm, sondern einen hölzernen mit Ziegeln gedeckten Dachreiter.

Die Knittelfelder Stadtpfarrkirche S. Johann Baptist ist gross, der viereckige Thurm an der Seite, das Presbyterium dreiseitig abgeschlossen, die grossen gothischen, in der Schmiegung ungemein reich profilirten Fenster haben zum Theil schönes Masswerk. Die Stirnmauer an der Kirche ist nicht gerade abgeschnitten, sondern nach dem Terrain schief in einem Winkel abgebogen. Im Innern der Kirche, die im Jahre 1476 (die Sacristei ein Jahr später) gebaut wurde, befindet sich eine bedeutende Zahl zum Theil sehr schöner Grabsteine. Der Kirchhof ist mit Mauern umschlossen, sein Eingangsthor rund überwölbt, darüber ein staffelförmig abgesetzter Giebel, in welchen Nischen mit geschweiften Spitzbogen eingeschnitten sind. Aussen am Presbyterium ist ein Ölberg in guter Bildhauerarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts angebracht.

Das Resultat dieses Ausfluges, der bei den Verhältnissen seiner Dauer von vierzehn Tagen zu der zurückgelegten Strecke von nahe an neunzig Meilen keinen weiteren Anspruch als jenen einer Recognoscirung machen kann, zeigt, dass in jenem Theile Steiermarks, welchen er berührt, kirchliche und profane Gebäude aus der romanischen Bauperiode nur mehr in sehr geringer Zahl vorkommen, wenngleich vereinzelte Bautheile aus jener Periode ziemlich häufig erscheinen. Ebenfalls selten sind Kirchen der frühgothischen Zeit. Die Kirchen der späteren gothischen Bauperiode sind meistens einschiffig mit dreiseitig geschlossenem Presbyterium, die Thürme meist massive Vierecke und an der Stirnseite der Kirche angebaut, oft mit Hallen, durch die der Eingang in das Gotteshaus führt, — ihre Dächer grossentheils schlanke vier- oder mehrseitige Pyramiden. Auch Dachreiter sind nicht selten, jedoch nicht zierliche Steinthürmchen, sondern meist von Holz.

An Burgen und Schlössern findet man wenige der ältesten Periode, dagegen viele des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in den Variationen von Bergschlössern, Wasserburgen, Pracht- und Wehrschlössern, einfachen festen Häusern.

Von andern Werken der Kunst finden wir vortreffliche Grabdenkmale von stark erhabener Bildhauerarbeit, Statuen mehr von Holz als von Stein, ornamentales Schnitzwerk von Holz an Altären, Gemälde auf Holz, Fresken, künstliche Schlosser- und Tischlerarbeit, am seltensten Glasmalerei.

Was den Stand der Erhaltung aller dieser Alterthümer betrifft, so ist er ein sehr gemischter; die Vegetation spielt, wie überhaupt, eine bedeutende Rolle als Zerstörerin, vorzüglich in den zahlreichen Schlossruinen. Es möchte beinahe scheinen, als ob unsere im Ganzen durchaus nicht überall mit der nöthigen Consequenz und sorglichen Liebe gepflegte Forstcultur mit ganz ungewöhnlicher Begünstigung in den Räumen unserer Schlossruinen getrieben würde, freilich nicht streng wissenschaftlich, sondern etwas dick und etwas dünn durch einander.

Es soll sogar vorgekommen sein, dass der Reinigung solcher Ruinen von der sie unzugänglich und unerklärlich machenden und zerstörenden Vegetation forstschutzgesetzliche Einwendungen in den Weg getreten seien. Wenn dem Holzmangel im Vaterlande mit dem in den Ruinen wachsenden Baum- und Strauchwerk gesteuert, wenn damit der Holzhunger der stabilen und mobilen Dampfungeheuer gesättigt werden soll, dann sieht es wahrhaft traurig aus! —

Besonders traurig ist auch der Zustand vieler nicht nur in geneologischer sondern auch in künstlerischer Beziehung wichtiger mittelalterlicher und neuerer Grabsteine, die mit

Mörtel, Kalk, Sand oder Koth bedeckt, von den Nägeln der Bauernschuhe bis zur Unkenntlichkeit abgewetzt werden, oder hinter Kirchenbänken u. s. w. versteckt liegen, oder im Freien durch Verwitterung oder Steinmoos zu Grunde gehen.

Von Erhaltungsarbeiten beinahe nirgends eine Spur, und doch wäre des Gefährdeten und zu Erhaltenden so viel vorhanden.

Wie wenig einige der wichtigsten Bauobjecte bekannt, wie wenig einige bekannte bisher gewürdigt sind, dafür können als Beleg die herrliche Kirche von St. Marein bei Seckau, jene zu Marienbuch und zu S. Oswald, die Sternschanze bei Sauerbrunn, die Ruinen von Frauenberg u. s. w. gelten.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben das Allerhöchstdemselben überreichte Werk: „Österreichs Neugestaltung 1848 — 1858" mit allergnädigstem Wohlgefallen entgegenzunehmen und dem Verfasser, k. k. Sectionschef Freiherrn v. Czoernig, als Zeichen der Anerkennung für diese gediegene literarische Leistung die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst zu verleihen geruht.

* Seine k. k. apostolische Majestät haben dem Ministerialrathe im Ministerium des Innern Herrn Karl Reich das Ritterkreuz des kais. österr. Leopold-Ordens, dem Ministerialrathe im Ministerium für Cultus und Unterricht Herrn Grafen Franz Thun den Orden der eisernen Krone II. Classe und dem Director der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Herrn Christian Ruben den kais. österr. Orden der eisernen Krone III. Classe zu verleihen geruht —, welche Herren sämmtlich Mitglieder der k. k. Central-Commission sind.

* Die österreichische Geschichtsforschung hat einen schweren und schmerzlichen Verlust erlitten. In der Nacht vom 27. auf den 28. November starb im 61. Lebensjahre der berühmte Geschichtsforscher Joseph Chmel, Ritter des Franz Joseph-Ordens, regulirter Chorherr des Stiftes St. Florian, k. k. Regierungsrath und Vicedirector des geheimen Haus- Hof- und Staatsarchives, Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Wien, München, Berlin, Göttingen und Kopenhagen. Am 18. März 1798 zu Olmütz geboren, trat er mit 18 Jahren in das Chorherrnstift St. Florian in Ober-Österreich und wurde bereits im Jahre 1826 zum Stiftsbibliothekar ernannt. Nachdem er 1830 bis 1833 auf Kosten der genannten Abtei in Wien zugebracht hatte, um die Quellen-Geschichte Österreichs in der Hofbibliothek und im Staatsarchiv zu studiren wurde er 1839 zum zweiten Archivar der genannten Anstalt berufen, rückte 1840 zum ersten Archivar und bei der Reorganisation des Staatsarchivs im Jahre 1846 zum Vicedirector derselben vor, in welcher Eigenschaft Chmel zugleich den Titel eines k. k. Regierungsrathes erhielt. Sein Name stand auch 1847 auf der ersten Liste der Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften, welche von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand ernannt wurden. Chmel's grosses und unschätzbares Verdienst sind die Aufsuchung und Sichtung der ältesten Quellen und Urkunden zur Geschichte der österreichischen Stammlande, die umfassenden Vorarbeiten zu einer künftigen pragmatischen Geschichte Österreichs, in dieser Richtung ist daher auch sein Antheil an den neuesten Ergebnissen der österreichischen historischen Forschungen unzweifelhaft einer der bedeutendsten und die kaiserl. Akademie der Wissenschaften hat an dem Verluste dieses ausgezeichneten Mannes einem der eifrigsten und thätigsten Förderer ihrer wissenschaftlichen Arbeiten zu beklagen. Aber auch die archäologischen Leistungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale fanden an Chmel einen ihrer wärmsten Freunde, er unterliess es zu keiner Zeit die Wichtigkeit und Bedeutung dieses kaiserlichen Institutes für die Kunstgeschichte Österreichs öffentlich und in beredten Worten anzuerkennen und aus diesem Grunde sei auch in diesen Blättern dem Schmerze und der Theilnahme an dem Hinscheiden dieses hervorragenden Gelehrten ein, wenn auch schwacher, aber doch tief empfundener Ausdruck gegeben.

Wie wir vernehmen haben auf Anregung eines Mitgliedes der kais. Akademie der Wissenschaften und eines Mitgliedes der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale mehrere Mitglieder der kais. Akademie der Wissenschaften eine Subscription eröffnet, um dem Andenken ihres edlen und berühmten Mitgliedes ein würdiges Grabdenkmal zu errichten, und es wurde gleichzeitig die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale eingeladen für einen passenden Entwurf desselben einen Vorschlag zu erstatten und später die künstlerische Ausführung und Aufstellung des Grabdenkmales zu überwachen. Der Herr Präses der k. k. Central-Commission Freiherr v. Czoernig hat dieser Einladung bereits mit Vergnügen entsprochen und wird alle Sorgfalt aufbieten um durch gemeinsames Zusammenwirken diese schöne Idee am zweckmässigsten zur Ausführung zu bringen.

* Wir entnehmen der „Wiener Zeitung" vom 28. October folgenden Bericht über die Restauration des St. Stephansdomes in Wien:

Das erste Baujahr für die Restauration des St. Stephansdomes in Wien geht seinem Abschlusse entgegen. Es liegt in dem Wesen eines jeden derartigen Unternehmens, dass diese Periode hauptsächlich den nothwendigen Vorbereitungen zu einer befriedigenden Durchführung der umfassenden Restaurationsarbeiten gewidmet werden musste und nur jene Wiederherstellungen von Bautheilen durchgeführt wurden, welche den zu entwerfenden Gesammtplan nicht zu beirren im Stande sind.

Nachdem daher das Dombau-Comité sich unter dem Vorsitze Sr. Eminenz des hochw. Herrn Cardinal-Fürsterzbischofes von Wien constituirt und Se. k. k. Apostolische Majestät genehmigt hatten, dass der Architekt Herr Ludwig Ernst mit der Restauration der baulichen Theile des Domes betraut werde, wurde zunächst als nothwendig erkannt, eine genaue Aufnahme des Bauzustandes des Domes zu veranlassen und ein Bau-Executiv-Comité ins Leben zu rufen.

Diesem Executiv-Comité — bestehend aus dem Magistratsrathe Herrn Ignaz Krones, dem Ober-Ingenieur der k. k. nieder-österreichischen Landes-Baudirection Herrn Karl Wächtler und dem Directionsadjuncten des städtischen Bauamtes Herrn Joseph Melnitzky — wurde zur Aufgabe gestellt, alle Erhebungen und Verhandlungen über die an dem Dome vorzunehmenden Arbeiten mit Beiziehung des Architekten Herrn L. Ernst zu pflegen, die Anträge des Letzteren zu begutachten, die Ausführung der auf Vorschlag des Dombau-Comité von dem Ministerium genehmigten Arbeiten zu überwachen und das Dombau-Comité bei vorkommenden Fällen gegenüber den öffentlichen Behörden zu vertreten.

Es wurden hierauf die Fragen in Erwägung gezogen, welches Baumaterial bei der gesammten Restauration in Anwendung kommen solle, welche Gewerbsleute mit der Ausführung der vorkommenden Arbeiten zu betrauen wären und welche Bautheile noch in diesem

Jahre in Angriff genommen werden könnten, ohne dass dem zu entwerfenden Gesammt-Restaurationsplane vorgegriffen würde.

Nachdem die beiden ersteren Fragen zur Entscheidung gelangt waren, erhielt in letzterer Beziehung der Dombaumeister den Auftrag, die Restauration der Aussenseiten der Eligius- und Eugencapelle, welche gegen Westen zu der Süd- und Nordseite des Langhauses angebaut sind, und die Versicherung und theilweise Erneuerung des Stiegenhauses an dem grossen ausgebauten Thurme in einer Ausdehnung von den Giebelspitzen bis zur Gallerie in Angriff zu nehmen. Nach Vollendung dieser Arbeiten hat die Eingerüstung des hohen Chores zu geschehen, damit dort die fehlenden Theile ergänzt und die schadhaften erneuert werden.

Ist die Aufnahme des ganzen Domes vollendet, so obliegt sodann dem Dombaumeister die Pflicht, dem Dombau-Comité im Laufe dieses Winters einen Gesammt-Restaurationsplan vorzulegen, damit im nächsten Frühjahre die begonnenen Arbeiten möglichst rasch und am zweckmässigsten vertheilt fortgesetzt werden können.

* Seit Ende October ist in Krakau auf Veranlassung der dortigen Gelehrten-Gesellschaft eine Ausstellung von polnischen Alterthümern eröffnet worden, welche nahe an 3000 Nummern umfassen soll. Auf Einladung des Herrn Präses der k. k. Central-Commission Freih. von Czoernig hat sich Herr Professor Rudolph von Eitelberger dahin begeben, um über den Umfang und die Bedeutung der Ausstellung einen ausführlichen Bericht zu erstatten.

Gurk. Seit meinem vorjährigen Berichte über die an den kirchlichen Baudenkmalen meines Bezirkes vorgenommene Bauherstellungen sind daselbst zwar weder neue Bauten, noch wesentliche Restaurationen vorgenommen worden, dennoch aber war diese Zeit für die Erhaltung und den Schmuck der vorhandenen kirchlichen Baudenkmale nicht ganz unfruchtbar; ich verzeichne hier, was mir davon bekannt geworden ist.

In der Pfarrkirche St. Lorenzen in der Reichenau, vielleicht der höchstgelegenen Pfarrkirche Kärnthens, wurden sowohl an der Kirche selbst, als auch in derselben an den Altären namhafte Herstellungen vorgenommen und die ganze Kirche neu gemalt. Diese neuen Wandgemälde blieben zwar hinter den Forderungen der Kunst ziemlich weit zurück, doch gehören sie keineswegs zu dem Schlechtesten, was in dieser Beziehung in Landkirchen zu finden ist, und schmücken das Gotteshaus immerhin schöner, als die leere Kalktünche mancher anderen; auch verdient die Opferwilligkeit dieser kleinen und nicht wohlhabenden Alpengemeinde Anerkennung, und dieses um so mehr, als sie gleichzeitig auch in der noch etwas höher gelegenen Filialkirche St. Anna Renovirungen vornehmen liess. — Ähnliches geschah auch in der Pfarrkirche am Zammelsberg, welche gleichfalls im Inneren ganz bemalt wurde und nun zwar keine Kunstgenüsse, aber einen recht freundlichen Anblick bietet. — Die Pfarrkirche zu St. Jakob ob Gurk, gleichfalls hoch im Gebirge gelegen, wurde theilweise neu eingedeckt, und erfreut sich überhaupt einer sorgfältigen Hut von Seite ihres Kirchenvorstandes. — In der Stadtpfarrkirche zu Strassburg wurden nicht nur am Thurme mehrere Restaurationen vorgenommen und im Innern Einiges zweckmässiger hergestellt, sondern auch an der westlichen Façade, die, im Renaissance-Style ausgeführt, den schönen Bau verdeckt und entstellt, sowohl einige die Kirche gefährdende Schaden verbessert, als auch die auffallendsten Missstaltungen entfernt, und so der verletzende, unangenehme Anblick dieser Façade wenigstens einigermassen gemildert. Einer anderen, wenn auch schon früher vorgenommenen Arbeit muss hier noch erwähnt werden, da sie meines Wissens noch nicht besprochen worden ist und Anerkennung und Nachahmung verdient. Bei der Stadtpfarrkirche zu Strassburg lagen seit Jahren mitunter sowohl durch Alter als Kunst werthvolle Grabsteine ohne Schutz dem Wetter und dem Muthwillen preisgegeben, herum. Der gegenwärtige Stadtpfarrer und Canonicus-Senior Herr Anton Ehrlich, für die Erhaltung dieser Monumente besorgt, liess dieselben geordnet an der Nordseite der Kirche an der Aussenseite der Kirchenmauer aufstellen, einmauern und mit Klammern befestigen, sie nicht nur vor Regen und Ungewitter sichern, sondern durch eine hübsche Umfriedung vor Beschädigung durch Menschen und Thiere verwahren, eine Einrichtung, durch welche diese Monumente zugleich eine nicht unbedeutende Zierde des Gotteshauses geworden sind. Ausser den hier erwähnten sind mehrere Bauherstellungen wenigstens angeregt, und dürften kommendes Jahr zur Ausführung kommen; namentlich hoffe ich über die gänzliche innere Restaurirung meiner Filiale St. Peter ob Gurk, welche ein sehr gut erhaltenes romanisches Kirchlein ist, wie auch über die Wiederherstellung der hübschen Kirche St. Johann, eines romanischen Baues mit gothischem Chor, die gleichfalls im Pfarrbezirke von Gurk liegt und seit Ende des vorigen Jahrhunderts als Speicher benützt wird, berichten zu können.

G. Schellander.

Grossprobstdorf. Den 30. Junius l. J. habe ich den Platz, auf welchem ich (in Kleinschelken) im verflossenen Jahre drei römische Denksteine fand, genau untersucht, aber leider nichts mehr finden können als einen grossen ungemeisselten Stein und ein Bruchstück von einem 5'' dicken und 3' 8'' breiten Fensterrahmen aus Kalkstein. Mehr dürfte sich in dem angrenzenden, fast 2° höher als das Bett des Baches liegenden Hof und Garten eines Kleinschelker Insassen finden, welcher beim Baue seines Wohnhauses und seiner Scheune im Schoosse der Erde auf viele und verschiedene, einer früheren Zeit angehörende Gegenstände gekommen, dieselben jedoch nicht aufbewahrt und besorgt hat.

Den 1. Juli d. J. habe ich mit einer Eisenstange das ganze Bett des durch Kleinschelken fliessenden Baches untersucht, ohne aber auf etwas Wichtiges zu kommen.

Den 2. Juli begab ich mich hinaus in den Theil des Kleinschelker Gebietes, von welchem sich ein hoher Berg (der grosse Stebling genannt) erhebt. Hier fand ich:

1. Eine sehr gut erhaltene Schale aus rothem Thon, $1\frac{3}{4}$'' hoch, $3\frac{1}{3}$'' weit, mit einem kleinen Ohre.

2. Zwei 3'' lange, $4\frac{1}{3}$''' dicke Zapfen aus zusammengeschweisstem Kupfer und Eisen mit einem eisernen Ring durch das massive, kupferne Ende. Der Ring hat 2'' 10''' im Durchmesser, und das Ganze sieht ganz so aus wie ein Ring mit dem Zapfen (der Schraube) an einem Sarge.

3. Eine Münze aus Erz — 1'' im Durchmesser, $1\frac{1}{2}$''' dick, worauf man auf der einen Seite die Umrisse eines männlichen Kopfes, auf der andern Seite die Umrisse einer stehenden weiblichen Figur, zwischen den Buchstaben *S. C.* wahrnimmt.

4. Eine kleinere Münze aus Erz, etwas über 1''' dick, worauf ebenfalls auf der einen Seite die Umrisse eines männlichen Kopfes, auf der andern Seite die Umrisse einer stehenden, mit der rechten Hand etwas emporhaltenden weiblichen Figur sichtbar sind.

5. Eine kleine Silbermünze Av. IMP. ANTONINVS AVG.
Rev. LAE . . IA . PVBL.

Von den seit meiner letzten Anwesenheit in Kleinschelken auf dem Gebiete der genannten Gemeinde gefundenen Geldmünzen habe ich nur zwei sehen können.

Zu wünschen wäre, dass kein archäologischer Fund verkauft werden dürfte, bevor derselbe einem Conservator gezeigt und von demselben die schriftliche Erlaubniss gegeben worden, den gefundenen Gegenstand wem immer verkaufen zu können. So, wie es jetzt ist, kann man es bei dem besten Willen nicht verhüten, dass die gemachten Funde in die Hände von Juden und Gold- und Silberarbeitern gelangen und der Wissenschaft für immer verloren gehen.

Auf dem Grossprobstdorfer Gebiete habe ich seit meinem letzten Bericht — vom 20. Mai l. J. — aufgefunden:

1. Ein 7" langes, dreizackiges Horn.

2. Einen 4½" langen, eisernen Gegenstand mit einem Knopfe und Ring. Wahrscheinlich der Griff von einem Schwerte.

3. Eine kleine 4" lange, 2¾" breite, stark verrostete eiserne Axt.

4. Eine 7½" lange, 1" 2'" breite eiserne Lanzenspitze.

5. Eine 11¾" lange, 4kantige, scheinbar mit Widerhaken versehene Lanzenspitze. Der Schaft beträgt 6½", die 4kantige Spitze 5¼".

6. Den unteren Theil einer sehr grossen Opferschale (Thon).

7. Eine Fibula.

8. Einen 6" hohen, 4½" weiten, am Halse etwas beschädigten irdenen Krug.

Mökesch.

Literarische Anzeigen.

* Ende December d. J. wird der dritte Band des „Jahrbuches der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale", redigirt von dem Commissions-Mitgliede Herrn Dr. Gustav Heider, erscheinen. Derselbe wird ausser den amtlichen Mittheilungen folgende Abhandlungen enthalten. 1. Die Entwicklung des Pfeiler- und Gewölbesystemes in der kirchlichen Baukunst vom Beginne des Mittelalters bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts, von A. Essenwein (mit 79 Holzschnitten). 2. Der Schatz der Metropolitankirche zu Gran in Ungarn, von Franz Bock (mit III Tafeln und 18 Holzschnitten). 3. Die kirchliche Baukunst des romanischen Styles in Siebenbürgen, von Friedrich Müller (mit III Tafeln und 23 Holzschnitten). 4. Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Regularstifte im Erzherzogthume Österreich unter der Enns, von Karl v. Sava (mit 26 Holzschnitten). 5. Die Kirche des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters Porta coeli zu Tišnowic in Mähren, von Dr. Erasmus Wocel (mit IV Tafeln und 28 Holzschnitten). 6. Die Glasmalereien im Kreuzgange der Abtei Heiligenkreuz, aus dem Beginne des XIII. Jahrh., von Albert Camesina (mit XXXII Tafeln u. 1 Holzschnitte). Der ganze Band wird 38 Bogen Text in Quart, mit 177 darin eingedruckten Holzschnitten und XLII Tafeln, theils in Kupfer gestochen, theils photo-lithographirt und in Farbendruck ausgeführt, umfassen.

* Im Juni-Hefte der „Mittheilungen" (p. 144) haben wir bemerkt, dass eine detaillirte artistische Veröffentlichung der Klosterkirche zu Třebič in Mähren in den „Mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österr. Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. Gust. Heider und Prof. v. Eitelberger (Verlag, Ebner und Seubert in Stuttgart) bevorsteht. Die nun erschienene 4. Lieferung des II. Bandes dieses Werkes enthält die Darstellung der Třebičer Klosterkirche, und es haben hiezu Dr. Heider den historischen und archäologischen Theil des Textes, dann der Architekt F. Kierschner die architektonischen Aufnahmen geliefert. Hat schon der Bericht des Conservators Dr. Wocel das Kunstinteresse an diesem Bauwerke lebhaft erweckt, so lässt sich nun aus der vorliegenden eingehenden Aufnahme und der äusserst klaren und instruirenden Beschreibung Heider's mit Bestimmtheit entnehmen, dass die Třebičer Klosterkirche zu den merkwürdigsten mittelalterlichen Bauwerken des Kaiserstaates gehört, und für jeden Freund der Architectur von ausserordentlicher Wichtigkeit sein muss. Wenn die Mehrzahl der bisher bekannten Bauten des romanischen und Übergangsstyles in jenen Provinzen des Kaiserstaates, die auf dem Gebiete der Baukunst deutschem Einflusse unterworfen waren, sich mehr durch den Reichthum und die Schönheit ornamentaler Details und durch eine Fülle von phantasievollen Formen ausgezeichnet haben, so besitzen wir an Třebič ein Beispiel schöpferischer Kraft in Hinsicht der constructiven Anordnung einzelner Bautheile, das seltene Muster consequenter Durchführung eines architektonischen Gedankens, und es dürfte sich hier wohl schwer feststellen lassen, welchem Einflusse der jedenfalls gewandte Meister des Baues gefolgt ist. Für die ganz originelle Wölbung des Chores sind wir wenigstens nicht im Stande, ein zweites verwandtes Beispiel aus derselben Epoche in Österreich anzuführen, und in Deutschland liesse sich nur die Kuppelwölbung der Kirche zu Limburg an der Lahn damit vergleichen. Nebst der Wölbung hat der Chor noch eine zweite Eigenthümlichkeit in der vollständigen Abschliessung desselben gegen die Seitenschiffe zu; die polygene Gliederung der Dienste im Chore und Langhause ist wenigstens in Deutschland und Frankreich von grösster Seltenheit und nur an italienischen Bauten bemerkbar, ebenso ist die Anlage einer Empore am Westende der Kirche ganz eigenthümlich, da solche Emporen in der Periode des romanischen und Übergangsstyles immer einen ganz besonderen Zweck besassen. Alle diese Specialitäten der Třebičer Klosterkirche hat Heider umständlich und lehrreich charakterisirt, daher wir auch auf die ganze Darstellung die besondere Aufmerksamkeit hinlenken.

* Von Antonio Gazzoletti erschien die Abhandlung: Della Zecca di Trento (Trient, G. Seiser, 71 S., 2 Taf.). Trientiner Patrioten versetzten den Bestand einer Münze in Trient bereits in die Epoche der Etrusker, welche Ansicht auf eine von den berühmtesten Numismatikern nicht selbst gesehene, sondern nur nach Beschreibungen gekannte Münze gestützt war. Die Ansicht für den Bestand einer Trienter Münze unter römischer Herrschaft wurde geistreich vertheidigt, aber der Welzl'sche Katalog löste das Räthsel, und das von Zanetti als Trienter Münze aus der Zeit der Longobarden angesehene Münzstück erwies sich als eine bairische Munze aus dem IX. Jahrhundert, welche der Stadt Isenburg anzugehören schien. Gazzoletti versetzt nun den Ursprung einer Münze in Trient in die Epoche, als die Grafschaft Trient von der Mark Verona getrennt und mit Deutschland vereinigt von Kaiser Konrad dem Salier den Bischöfen geschenkt werden, welche mit den Titeln auch die Regalien der Fürsten bezogen, unter denen das erheblichste jenes war, Münzen zu schlagen. In den wechselnden Geschicken Trients mit dem Aufleben der Municipien scheint die bischöfliche Macht gesunken zu sein und jene der Municipien in drohender Weise zugenommen zu haben. Barbarossa erneuerte wieder das bischöfliche Vorrecht zu münzen, welches unter Friedrich von Vanga blühte, unter dem nämlichen, der die Berggesetzgebung dieses Gebietes begründete. Nun wurde das Münzrecht ununterbrochen ausgeübt und stieg wieder unter dem Bischof Bernhard Clesius, von da ab verfallend und sich höchstens auf die Prägung fürstlicher Geschenkmünzen beschränkend, deren letzte im J. 1776 geprägt wurde. Den Schluss bildet die Reihenfolge der Trienter Bischöfe, 114 an der Zahl, von Giovino (381) an bis auf J. N. Tschiderer (1834). Die zwei Tafeln enthalten die Abbildungen von 17 Münzen und Medaillen.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

REGISTER

der

in diesem Bande angeführten Personen, Orte und Sachen.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

S.

T.

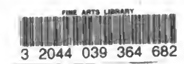
U.

V.

W.

Y.

Z.


FINE ARTS LIBRARY
3 2044 039 364 682

